

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

A. DOBROVITS, J. HARMATTA; GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS VII

FASCICULI 1-3



1959

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V. ALKOTMÁNY UTCA 21

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendőek :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Antiqua* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 forint, külföldre 110 forint. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-44), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band : 110 forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen »Kultura« (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

A. DOBROVITS, J. HARMATTA, GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS VII



1959

ACTA ANT. HUNG.

INDEX

<i>Fr. Altheim—R. Stiehl</i> : Zwei neue Inschriften	107
<i>B. И. Асдуев</i> : Культурное наследие Древнего Египта	135
<i>L. Barkóczi</i> : Ethnische Zusammensetzung der pannonischen Bevölkerung am Ende des II. und in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts	167
<i>L. Barkóczi</i> : Transplantations of Sarmatians and Roxolans in the Danube Basin	443
<i>В. Борухович</i> : Аристофан и Алкибиад	329
<i>H. J. Diesner</i> : Die Gestalt des Tyrannen Polykrates bei Herodot	211
<i>A. Dobrovits</i> : Le problème de la frontalité dans la sculpture égyptienne et grecque	39
<i>J. Fitz</i> : Die Militärdiplome aus Pannonia Inferior in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts	421
<i>R. Günther</i> : Die Entstehung der Schuldklaverei im alten Rom	231
<i>I. Hahn</i> : Sassanidische und spätrömische Besteuerung	149
<i>J. Harmatta</i> : Der Alte Orient und das klassische Altertum	29
<i>J. Harmatta</i> : Irano-Aramaica. (Zur Geschichte des frühhellenistischen Judentums in Ägypten)	337
<i>И. К. Хорват—Й. Мартичко</i> : Съезд Венгерской Академии Наук по вопросам классической филологии (20 сент. — 4 окт. 1958 г.)	301
<i>J. Irmscher</i> : Der Streit um das Bibelgriechisch	127
<i>F. Jozé</i> : Le Christianisme et l'évolution des sentiments familiaux dans les lettres privées sur papyrus	411
<i>K. Marót</i> : Essence de la poésie populaire	21
<i>S. Mazzarino</i> : L'image des parties du monde et les rapports entre l'Orient et la Grèce à l'époque classique	85
<i>T. Nagy</i> : Die Militärbezirke der Valeria nach der Notitia Dignitatum	183
<i>P. Oliva</i> : Pannonien in der Zeit der Anfänge der Krise des römischen Reiches	177
<i>D. Pippidi</i> : Aristote et Aristophane	221
<i>M. Plezia</i> : Ungarische Beziehungen des ältesten polnischen Chronisten	285
<i>M. Riemschneider</i> : Die Bedeutung Urartu für Griechenland	45
<i>A. Salač</i> : Ein Hymnus auf den Wein	201
<i>G. Schrot</i> : Der Charakter der Wirtschaftskrise im Altertum	251
<i>S. Szádeczky-Kardoss</i> : Ein ausser Acht gelassenes Mimmermos-Testimonium und -Fragment	297
<i>T. Szentlőky</i> : Die Ausgrabungen des Isis-Heiligtums von Savaria	195
<i>J. Gy. Szilágyi</i> : Zur Frage der früheisenzeitlichen Beziehungen zwischen Italien und dem vorderen Orient	69
<i>F. Tökei</i> : Les rapports de propriété dans la Chine ancienne	161
<i>I. Trencsényi-Waldapfel</i> : Literatur und Folklore im klassischen Altertum	1
<i>I. Trencsényi-Waldapfel</i> : Eine aesopische Fabel und ihre orientalischen Parallelen	317
<i>Fr. Zucker</i> : Mitteilung über eine kürzlich gefundene griechisch-aramäische Bilingue des Königs Asoka	103
<i>J. Bleicken</i> : Das Volkstribunat der klassischen Republik. (<i>E. Maróti</i>)	455

DISSERTATIONES

CONGRESSUI ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE
AD STUDIA CLASSICA PROVEHENDA INSTITUTO RELATAE

BUDAPESTINI, 29. IX.—4. X. 1958.

LITERATUR UND FOLKLORE
IM KLASSISCHEN ALTERTUM

Es ist kaum als eine besondere Übertreibung zu betrachten, wenn man behauptet, dass klassische Philologie im modernen Sinne und die wissenschaftliche Erforschung der Volkspoesie eigentlich einen gemeinsamen Ursprung haben, der — um uns nicht allzusehr auf wissenschaftsgeschichtliche Abwege zu verirren — kurz mit den drei grossen Namen Vico, Herder und Wolf bezeichnet werden kann. Und der erste Problemenkreis, den die beiden neu eröffneten Bahnen europäischer Wissenschaft zu lösen versprochen, war eben das Verhältnis von Literatur und Volkspoesie, zumal in der Form, in welcher es sich für eine romantische Auffassung der Antike und zugleich für eine romantische Auffassung der Dichtung in der homerischen Poesie verkörpert hat. Wie seinerzeit auch ein so vorzüglicher Forscher der antiken Folklore wie A. Dieterich betonte: «Die Philologie erwuchs wieder am Studium und am eben durch die Kenntnis der Volkspoesie vermittelten Verständnis Homers: F. A. Wolfs Prolegomena ad Homerum sind das Dokument der ersten stärkeren Einwirkung der ‚Volkskunde‘ auf die klassische Philologie.»¹ Diese neue Betrachtungsweise wirkte in einer der französischen «querelle des anciens et modernes» schier entgegengesetzten Richtung, indem nämlich die letztgenannte die schöpferische Phantasie des Volkes, wie sie in erster Linie im Märchen sich offenbart, gegen die schulmässig gewordene Tradition des Humanismus ausspielte, die neuen Wege der Homerbetrachtung führten zu einer Art Rettung der Antike, die Homer, den »Günstling der Zeit« (Herder), als ein auch für eine wahre Poesie der Neuzeit verbindliches Musterbeispiel des mit seinem Volke in jeder Hinsicht einigen Dichters hinstellte. Als ein Musterbeispiel, das aber nicht einem *imitatorum servum pecus*, sondern — wie der englische Vorläufer Herders, E. Young, in dem Aufsätze *On original composition* (1759) betont — nur denen zugänglich ist, die nicht seine Werke, sondern sein schöpferisches Verfahren nachahmen wollen und können, die also ebenso originell sind, wie er war, originell, das heisst die sich nicht an eine in Buchstaben er-

¹ A. DIETERICH: Über Wesen und Ziele der Volkskunde (1902). Kleine Schriften Leipzig—Berlin 1911. S. 296.

starrte literarische Tradition, sondern nur an die Natur anlehnen und bei denen dann diese Natur als eine fruchtbare Einheit der Originalität des Dichterindividuums und der Urquelle jeder echten Poesie, der Volksdichtung, erscheint.

Das Volkstümliche wurde freilich in erster Reihe bei Homer in den Vordergrund gerückt, wobei die angebliche Schriftlosigkeit des homerischen Zeitalters zur Werterhöhung mündlicher Traditionen der zeitgenössischen Völker diene und die Verneinung der geschichtlichen Persönlichkeit Homers sogar die Meinung befestigte, dass das Volk allein in seiner kollektiven Genialität wahrhaftig Grosses hervorzubringen fähig sei. Diese romantische Auffassung aber bemächtigte sich allmählich der ganzen griechischen Literatur, wie es z. B. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts W. Teuffel s. v. «Volkslied» in Pauly's Real-Encyclopädie formulierte: «Bei den Griechen nimmt das eigentliche Volkslied eine untergeordnete Stelle ein, weil die Kunstpoesie volksmässig und das Volk kunstverständlich war. Die gesamte Poesie der Griechen stand von Anfang an im innigsten Zusammenhang mit dem Leben des Volkes, entwickelte sich aus diesem heraus, war ein Ausdruck von dessen jeweiliger Stimmung und Geschichte und ging deshalb auch um so rascher in dasselbe über und wurde ein Mittel zu dessen Fortbildung. Und das Volk wuchs in Folge hievon allmählich in das Kunstverständnis so ganz hinein, dass z. B. Stücke wie Aristophanes' Frösche populär werden konnten. Der Dichter unterschied sich von seinem Volke nur quantitativ, durch das grössere Mass seiner Begabung, seine grössere Fertigkeit das was Alle mit ihm dachten und fühlten in eine schöne Form zu kleiden; was er hervorbrachte, eigneten sich Alle in dem Verhältnis schnell an als es die Denkweise Aller widerspiegelte. Daher bildet auch dasjenige Merkmal, wodurch sonst das Volkslied von der Kunstpoesie am sichersten abgegrenzt wird, die Vaterlosigkeit, hier keinen festen Unterschied: sind ja doch sogar die beiden grossen Epen, welche Homers Namen tragen, in gewissem Sinne vaterlos, und umgekehrt ist so manches Lied, dessen Dichter wir vollkommen kennen, ein Volkslied im vollsten Sinne des Wortes.»

So kommen schon nach der Abenddämmerung einer bedeutungsvollen geistigen Strömung in bündigen Lehrsätzen die Vorstellungen zum Ausdruck, die das Zeitalter des Neuhumanismus das Griechentum und das Volkstum betreffend hegte, und wer könnte es leugnen, dass diese Vorstellungen nicht nur die wissenschaftliche Erkenntnis des Griechentums und des volkstümlichen Schaffens, sondern, hauptsächlich, wo sie mit demokratischen Tendenzen der politischen Entwicklung zusammenfielen, auch ein neues Aufblühen der Literatur mächtig förderten? Es ist eine ganz andere Frage, dass eben die weitere Entwicklung der Wissenschaft so manche Schwächen dieser Vorstellungen aufdeckte. Für uns sind z. B. weder die homerischen Epen ganz »vaterlos«, sie verraten zumindest entschiedene Merkmale einer erhabenen und stark selbstbewussten Dichterpersönlichkeit, noch können wir uns das griechische Volk für alle Epochen seiner Geschichte in demselben Grade als einheitlichen Träger

einer ungeteilten Kultur vorstellen. Es ist eben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Forschungsmaterial riesig angewachsen, einerseits im Allgemeinen, indem mit Hilfe der vergleichenden Methode manche Lücken in der antiken — also unbedingt schriftlichen und damit zufälligen — Tradition sich ergänzen liessen, andererseits durch das Neugriechische, das nach einigen im Strome der philhellenischen Bewegung entstandenen und schon von Goethe geschätzten Sammlungen infolge der Befreiung Griechenlands planmässig in Bereich der klassischen Philologie miteinbezogen wurde und durch ein bodengebundenes, folkloristisches Fortleben »das alte Griechenland im Neuen« (Wachsmuth) aufzuzeigen lockte. Inzwischen waren aber einige Grundbegriffe der Forschung problematisch geworden, so auch der Begriff »Volks poesie« selbst, wie ihn die Goethe-Zeit geprägt hatte, ja, was noch mehr, die Frage, inwieweit dieser Begriff auf die Sklavengesellschaft, geschweige denn auf die dem homerischen Zeitalter unmittelbar vorangegangenen und die homerische Poesie vorbereitenden gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt anzuwenden sei, war in prinzipiellem Ernst nicht einmal aufgeworfen worden.

Es ist nämlich von vornherein einleuchtend, dass Volkspoesie nicht nur als ein allgemeiner Begriff einer abstrakten Poetik zu betrachten ist, als eine Gattung, oder ein Kreis verschiedener Gattungen — wie Volkslied, Volksballade, Volksmärchen usw. —, die bestimmte formelle Eigenschaften aufzeigt, sondern dass sie auch eine klassenbedingte Erscheinung darstellt, und zwar zu der Zeit, als die Wissenschaft sich mit ihr zu beschäftigen anfang, das poetische Erbe des europäischen Bauerntums. Den Trägern demokratischer Tendenzen der aufsteigenden Bourgeoisie erscheint dieses Erbe als eine in schöpferischen Kräften äusserst reiche Begabung des Volkes, die eigentliche Quelle der Grundformen jedweder Poesie, später, für die reaktionäre Auffassung des volksfremden Kapitalismus bedeutet es nichts mehr, als einen Sammelplatz verschiedener Abfälle der überholten Kulturstufen der herrschenden und angeblich allein kulturschaffenden Schichten. Es ist ein Verdienst des ungarischen Homerforschers K. Marót, dass er, mit der aristokratisch-bürgerlichen Theorie des »gesunkenen Kulturgutes« unzufrieden, jahrzentlang um die Anerkennung des Anteiles der Gemeinschaft an jedweder poetischen Kunstschöpfung kämpfte,² der Begriff »Gemeindichtung« aber, zu dem er gelangte und der übrigens seltsamerweise mit Teuffel übereinstimmend als eine weitere Verallgemeinerung der romantischen Konzeption der griechischen Literatur aufgefasst sein kann, scheint mir dennoch unzureichend zu sein, denn die Annahme solcher einzigen und einheitlichen Poesie verwischt allen empirisch nachweisbaren Unterschied zwischen folkloristischen und literarischen Erschei-

² Vgl. u. A. K. MARÓT: A népköltészet elmélete és magyar problémái (Die Theorie und die ungarischen Probleme der Volksdichtung). Budapest 1949 und neulich. A görög irodalom kezdetei (Die Anfänge der griechischen Literatur). Budapest 1956, in dem deutschen Auszuge S. 358.

nungen der Poesie. Wir sind bereit das zuzugeben, dass ein absoluter Unterschied zwischen der Volkspoesie und der im Rahmen der Literatur erscheinenden Dichtkunst kaum wahrzunehmen ist, es bestehen aber dennoch Merkmale, die in ihrem quantitativen Vorhandensein die Unterscheidung nicht nur ermöglichen, sondern geradezu erfordern. Als Ausgangspunkt könnten wir die Definition von J. M. Sokolow annehmen: «Unter Folklore soll man das mündliche poetische Schaffen der breiten Volksmassen verstehen.» Diese Definition unterscheidet die Volksdichtung von der Literatur, ohne die beiden mit einer festen Grenze von einander abzuschneiden. «Wenn der Ausdruck 'Literatur' nicht buchstäblich angewandt wird (Schrifttum), sondern im erweiterten Sinne, das heisst, versteht man darunter nicht nur das schriftliche künstlerische Schaffen, sondern die Kunst der Sprache überhaupt, dann ist Folklore als eine Sonderart der Literatur zu betrachten, und so erweist sich die Folkloristik als ein Teil der Literaturwissenschaft.»³

Wir müssen gleich hinzusetzen, dass mündliche und geschriebene Erscheinungsform auch keine absoluten Unterscheidungszeichen sind. Das Textbuch eines ungarischen Volkserzählers z. B., das meine Kollegin L. Dégh im Dorfe Kakasd unlängst gefunden hat, hebt die darin enthaltenen Märchen keineswegs aus dem Bereiche der Folklore heraus, der genannte Volkserzähler wollte doch mit der Schriftlegung nur sein eigenes Gedächtnis unterstützen. Auch die Gedichte des ersten Klassikers des kasachischen Volkes, des in der Weltliteratur und in der Philosophie hervorragend geschulten Abaj Kunanbajew können wir nicht ohne weiteres zur Folklore zählen nur darum, weil der grosse Erzieher seines Volkes die Gedichte selbst in Musik gesetzt unter den damals noch schriftunkundigen Kasachenstämmen durch mündlichen Vortrag seiner Jünger verbreiten liess, obzwar manches von seinen Werken, u. A. auch eine Übersetzung des Briefes der Tatjana aus Puschkins «Eugen Anjegin» tatsächlich mit der Zeit ein Bestandteil der kasachischen Folklore wurde.

Diese relative Geltung müssen wir bei den übrigen, zum Teil schon aus der mündlichen bzw. schriftlichen Überlieferung sich ergebenden Merkmalen noch viel mehr betonen. Die Texte der Volkspoesie sind in Anbetracht ihres Inhaltes und ihrer Ausdrücke, ihrer Form und ihres Umfanges verhältnismässig viel unbeständiger, die Werke des Schrifttums verhältnismässig mehr festgesetzt und gleichbleibend. Wer z. B. den zähen Konservativismus mancher magischen Formeln einerseits, andererseits aber die Geschichte der handschriftlichen Überlieferung unserer Klassikertexte kennt, wird mir diese graduelle Unterscheidung zugeben. Wenn wir aber in den verschiedenen Varianten desselben Volksliedes auch die Richtung der Umwandlung beobachten, wie dies z. B. an einem Gedichte Petöfi's, das im Volksmunde im buchstäblichen Sinne

³ Ю. М. СОКОЛОВ: Русский фольклор. Москва 1941. S. 6.

des Wortes weiterlebt, von Gy. Ortutay getan wurde,⁴ so ist es leicht eine verallgemeinernde, alle persönlich-einmaligen Kennzeichen vertilgende, die traditionelle Formgebung immer mehr durchsetzende Tendenz festzustellen. In der Volkspoesie spielt nämlich die Gemeinschaft und die Tradition der Gemeinschaft eine verhältnismässig grössere Rolle, in der Literatur hingegen kommt den Initiativen einer Persönlichkeit eine verhältnismässig grössere Rolle zu, obzwar starke Persönlichkeiten — wie z. B. Märchenerzähler mit stark individuellen Zügen — auch in der Folklore nicht unbekannt sind, und wir wissen es wohl, dass auch die Tragödie *Hippolytos* des Euripides nur in der Form überliefert ist, die dem allzu kühnen Dichter, um das Werk ihrem mehr konservativen Geschmacke anzupassen, von seinen athenischen Mitbürgern aufgenötigt wurde. Mit der erhöhten Rolle der Persönlichkeit hängt wechselseitig zusammen das feste Ziel- und Selbstbewusstsein des Dichters, mit dem er auch den Anspruch an sein Urheberrecht ankündigt, zumal freilich im geistigen Sinne, und mit dem er auch Unsterblichkeit für sich selbst verspricht — auf der folkloristischen Vorstufe des Ruhmesgedankens der Poesie verspricht der Sänger höchstens dem Helden, den er besungen hat, eine durch das ewig tönende Lied gesicherte Unsterblichkeit.

Eine weitere, aber auf verschiedenen Stufen der Entwicklung im verschiedenen Masse sich geltend machende Eigenschaft der Volksdichtung, die zugleich den Ursprung ihrer Grundformen aufdeckt, ist ihre feste Gebundenheit an bestimmte Gelegenheiten des Volksbrauches oder des Ritus, die seinerseits wiederum an bestimmten Epochen des jährlichen Kreislaufes der Natur — Sonnenwenden, Saat und Ernte — oder an den Marksteinen des menschlichen Lebens — Geburt, Hochzeit und Tod — festhalten. Dieses »oder« aber kann auch einen bezeichnenden Parallelismus ausdrücken, das heisst derselbe Gebrauch und dieselben, mit dem Gebrauche zusammenhängenden poetischen Formen erhalten zweifache Erklärung und Anwendung, wie Frühlingsfest und Männerweihe bei den sog. Primitiven, *versus Fescennini* in Italien, die dieselbe derbkomische Ausgelassenheit anlässlich der Ernte und der Hochzeitsfeier zeitigte, das Weinleselied *Linos*, das als eine Sonderart des Klageliedes die Griechen beim fröhlichen Gelage — wie das altägyptische *Maneros*-Gesang — an den baldigen Tod mahnte oder auch die Toten beweinte. Die Lockerung des Zusammenhanges zwischen Gebrauch und Poesie ist schon meistens ein Zeichen der Auflösung der Gemeinschaft, die der Volkspoesie als Nährboden diente und man kann auch bei dieser Auflösung manche wichtige Unterschiede bei den einzelnen Gattungen beobachten; es ist z. B. eine nicht seltene Erfahrung der Sammler, worüber auch Z. Kodály berichtet, was für eine schwierige Aufgabe es ist, Totenklagen nicht im Rahmen konkreter Begräbnisriten zu hören und

⁴ GY. ORTUTAY: *Kis magyar néprajz* (Kleine ungarische Volkskunde). 2. Auflage Budapest s. a. S. 16.

aufzuzeichnen.⁵ Dramatische Stücke haften am zähesten an ihren rituellen Gelegenheiten, bei lyrischen Gattungen herrscht in dieser Hinsicht eine ausserordentlich grosse Verschiedenheit, das volkstümliche Erzählgut kann sich im allgemeinen am leichtesten von rituellen Gelegenheiten unabhängig machen obzwar auch dieses ursprünglich rituell gebunden war. J. de Vries erwähnt interessante Vorschriften, die darauf hinweisen, dass bei den Primitiven auch das Märchen «eine gewisse magisch-religiöse Funktion» hat, so ist z. B. das Märchenerzählen auf Neu-Guinea am Tage streng verboten, weil dadurch im Dorfe eine Feuersbrunst veranlasst wird, ebenso bei den Kabylen Nordafrikas, weil demjenigen, «der tagsüber ein Märchen zu erzählen wagt, die Haare ausfallen», und die Toradjas in Celebes endlich erzählen Märchen nur zur Erntezeit.⁶ Die Abendzeit beim Schälen der Maiskolben oder in den Spinnstuben ist auch für das ungarische Dorfleben die eigentliche Gelegenheit zum Märchenerzählen, und was noch mehr, durch neuere Forschungen sind wir auch über solche Fälle unterrichtet, wo das Märchenerzählen in den Todesbräuchen, bei der Nachtwache einen festen Platz inne hat. Es scheint mir angebracht schon hier an die spätabendliche Zwielihtstimmung zu erinnern, die die märchenhaften *Ἀλκυόων ἀπόλογοι* in der Odyssee umgibt, und auch die Angabe Plutarchs (Thes. 23) anzuführen, nach der im Rahmen des athenischen Festes Oschophoria das Märchenerzählen rituell vorgeschrieben war, und zwar ätiologisch schon auf die Kinderstube hinweisend: die Märchen sollten die Erinnerung an die Mütter wachrufen, die einst ihre dem Minotaurus als Opfer bestimmten Kinder mit solchem Fabulieren trösteten.

Wir müssen vielleicht nicht mehr besonders betonen, dass auch in dieser Hinsicht nur von einem relativen Unterschied zwischen Folklore und Literatur die Rede sein kann, zumal wenn wir auf den höheren Stufen der religionsgeschichtlichen Entwicklung notwendigerweise eine der Zweiteilung Volksdichtung-Literatur ähnliche Unterscheidung zwischen Volksbrauch und offiziell geregelten Kultsriten einführen. Es ist ohne weiteres klar, dass für einen Buchleser die Möglichkeit besteht, und er benützt auch diese Möglichkeit, irgendeine Literaturgattung wann immer zu geniessen, von jedweder Gelegenheit ganz unabhängig, sogar ein Lied, das nach dem bekannten Goetheworte seiner Entstehung nach immer ein Gelegenheitslied sein sollte. Das offizielle Bibellesen z. B. sowohl in der Kirche, wie in der Synagoge schreibt für bestimmte Zeitpunkte des Kirchenjahres bestimmte Bücher oder Abschnitte der Bibel vor. Dramatische Aufführungen der Griechen — Tragödie sowohl als Komödie — wenn sie schon ihre reifste Gestalt mit dem Gepräge der grössten Dichterpersönlichkeiten erreichen, bleiben mit den heiligen Zeiten des Dionysoskultes

⁵ Z. KODÁLY über die ungarische Volksmusik in dem Handbuche «A magyarság néprajza» (Die Volkskunde der Ungarn), IV. Bd. Budapest s. a. S. 41.

⁶ J. DE VRIES: Betrachtungen zum Märchen. FFC No. 150. Helsinki 1954. S. 169.

unvermeidlich verbunden. Die Sache steht prinzipiell auch bei den Römern nicht anders, obwohl hier sogar eine bewusste Anlehnung an die schon durch ihre Buchform angeeigneten griechischen Muster von Anfang an eine besonders wichtige Rolle spielt. Die Zahl der *Iudi*, in denen dramatische Aufführungen in ihrer literarischen Hochform stattfinden, vermehrt sich allmählich in einer geschichtlich kontrollierbaren Reihenfolge und diese dramatischen Aufführungen haften nicht nur an den heiligen Zeiten des Festkalenders — wie *Iudi Romani*, *Iudi Apollinares*, *Iudi Megalenses* usw. — sondern auch an typisch sich wiederholenden Einzelfällen — wie Sieg und Tod, bzw. Triumph und Bestattung. Die zwei Reihen darf man sich freilich nicht ganz isoliert von einander vorstellen, so sind z. B. die *Iudi Romani* — wie es schon Mommsen nachgewiesen hat⁷ — eben aus Gelegenheitsriten hervorge wachsen, und was besonders hervorgehoben sei, neben literarischen, unter griechischem Einfluss sich gestaltenden Formen des Schauspiels bleiben noch in der Spätzeit auch solche, entschieden volkstümliche Mummenschänze üblich, wie z. B. der von Plutarch (Quaest. Rom. 53) erwähnte Alte, der mit einer das Kindesalter bezeichnenden Bulle am Halse anlässlich der *Iudi Capitolini* ausverkauft wird. Dies alles drängt uns schon zur Frage nach der folkloristischen Grundlage der Literatur, oder genauer gesagt, zur Frage nach dem gemeinsamen Ursprung der beiden.

Wie bekannt, will P. Saintyves den Begriff «Ethnographie» der Forschung solcher, sog. primitiven Völker vorbehalten, bei denen weder eine herrschende Klasse, noch eine von den Massen sich unterscheidende Kultur der gesellschaftlich höher stehenden Schichten besteht, und Folklore — das heisst Folkloristik — bedeutet nach ihm «die Wissenschaft des Volkslebens im Rahmen der zivilisierten Gesellschaften».⁸ Die terminologische Seite dieser Unterscheidung lassen wir gerne unangetastet — bei uns z. B. ist Ethnographie als Bezeichnung für die Forschung der materiellen Kultur des Volkes, Folklore als Bezeichnung für die Forschung der geistigen Kultur selbst viel geläufiger — die Unterscheidung selbst aber, die Saintyves so klar zwischen Kulturen der klassenlosen Gemeinschaft, und zwischen auf das werktätige Volk der Klassengesellschaft hinweisenden Erscheinungen aufstellt, hat auch für unsere Problemstellung eine äusserst grosse Bedeutung. Man muss nämlich in Erwägung ziehen, dass fast allen Forschern, die die folkloristischen Grundlagen dieser oder jener Erscheinung der antiken Kultur oder auch nur eine Erklärung mancher ohne Zweifel einen folkloristischen Charakter aufweisenden poetischen Fragmente suchten, bewusst oder unbewusst Gesichtspunkte und Begriffe in der Weise vor Augen schwebten, wie sie aus der Betrachtung der Folklore im Rahmen des Kapitalismus oder aus Erfahrungen bei den sog. Primitiven

⁷ TH. MOMMSEN : Die *Iudi magni* und *Romani* (1859). Römische Forschungen. II. Bd. Berlin 1879. S. 42—57.

⁸ Vgl. auch A. VARAGNAC : Définition du folklore. Paris 1938. S. 9.

stammten, und was noch schlimmer, die zwei Reihen der Erscheinungen wurden ohne Unterschied als vergleichendes und ergänzendes Material zur Rekonstruktion der lückenhaft überlieferten antiken Folklore angewandt. Es gibt freilich lobenswerte Ausnahmen, wie vor allem G. Thomson, dessen Forschungen überaus viel zur Erkenntnis der frühgriechischen Stammesgesellschaft beigetragen haben, es fehlt aber auch bei ihm eine grundsätzliche Bestimmung dessen, was eigentlich Folklore in der Sklavengesellschaft bedeuten kann und wie sich diese Folklore zu der geistigen Kultur der ihr vorangegangenen klassenlosen Stammesgesellschaft verhält. Es sei nur nebenbei bemerkt, dass die neuen Möglichkeiten, die für die Folklore einer klassenlosen Gesellschaft durch die sozialistische Revolution erschlossen wurden, jetzt wo uns die Anfänge beschäftigen, nur in einer Beziehung aufschlussreich sein können, auf die wir noch bald zurückkehren.

Worauf wir in erster Linie unsere Aufmerksamkeit lenken sollen, das ist die prinzipielle Erwägung, dass es nicht zulässig ist die Klassenbedingtheit der Folklore in der Sklavengesellschaft mit der Klassenbedingtheit derselben im Rahmen des Kapitalismus oder auch des Feudalismus — den heute in allen seinen besonderen Zügen zu berücksichtigen die Vereinfachung des Problems um Zeit zu ersparen uns zurückhält — ohne weiteres gleichzusetzen. In Anbetracht der zwei grundlegenden Klassen der Sklavengesellschaft — Sklavenhälter und Sklaven — müssen wir gleich feststellen, dass unsere Kenntnisse bezüglich der geistigen Überlieferung der letzteren — mit Ausnahme vielleicht ihrer religiösen Vorstellungen — äusserst beschränkt sind. Dass manche Arbeitslieder, so wie das oft erwähnte Mühlenlied, hauptsächlich ihnen gehörten, das können wir der Natur der Dinge gemäss bei aller nüchternen Vorsichtigkeit vermuten, und tatsächlich, das berühmte Mühlenlied aus Eresos wird nach Plutarch (Sept. Sap. Conv. 14) dem Munde einer Sklavin (*ξέρμη*) von Thales abgelauscht. Theokrit mag seine singenden Hirten vorwiegend als Sklaven vorstellen, die folkloristische Grundlage aber selbst der bukolischen Poesie, der sog. Bukoliasmos, ist kaum als Eigentum der Sklaven anzusehen. Wenn später Daphnis und Chloe bei Longos (I. 9) «singen, wenn sie die Vögel singen hören, und tanzen, wenn sie die Lämmer herumhüpfen sehen, und auch Blumen pflücken, die Bienen nachahmend», das kennzeichnet zwar überzeugend die Spontaneität aller wahren Volkspoesie, es ist aber zu wenig und als Zug eines idealisierten Hirtenlebens zu allgemein, dass wir uns erlauben dürften, hieraus irgendwelche Folgerungen auf die Sklavenpoesie zu ziehen. Es ist ein ziemlich seltener Fall, dass ausgesprochen Sklavinnen als Märchenerzähler, auftreten, wie bei Tacit, der im *Dialogus de oratoribus* (29) den Vipstanus Messalla sich darüber beklagen lässt, dass in den vornehmen Familien der Kaiserzeit nicht wie einst bei guten republikanischen Sitten die Mütter selbst ihre Kinder erziehen, sondern der Neugeborene gleich einer griechischen Magd und oft den allerschlimmsten Sklaven anvertraut wird, die dann die kindlich

empfängliche Seele mit allerlei Märchen und Scheinwahrheiten (*fabulis et erroribus*) anstecken. Dass *ῥαῶδες μῦθοι* und *aniles fabulae*, die des öfteren erwähnt sind, hauptsächlich das Märchenerzählen der dem Sklavenstande gehörigen Ammen bedeuten, ist von vornherein sehr wahrscheinlich; man muss sich auch die Alte, die bei Apuleius das Märchen von Amor und Psyche, das geraubte Mädchen tröstend, als eine *anilis fabula* erzählt, als eine Sklavin vorstellen. Die Märchenwelt aber, mit aller ihren Süsse und allen ihren Schrecken, die unsere Quellen⁹ gleichzeitig zu betonen nicht unterlassen, gilt bei den Griechen nicht nur als ein Erziehungsmittel der Ammen, sondern auch der Mütter selbst, wie uns schon Platon ausdrücklich unterrichtet, über die stark zweideutige psychagogische Wirkung der Märchen sich äussernd, «die die Kinder schon bei der Muttermilch von den Ammen und Müttern zu hören bekommen» (Leg. 887 D). Wir haben also wenigstens bei den Griechen gar keinen Anlass dazu, die Märchenwelt der Kinderstube — inwieweit diese inhaltlich den Volksmärchen der Neuzeit gleichzusetzen sind, das bleibe vorläufig dahingestellt — als eine eigene geistige Überlieferung der Sklaven zu betrachten, wie sie in der Neuzeit vorwiegend den Bauern angehört. Und wir müssen zugleich noch eine prinzipielle Bemerkung machen.

Die Bauern der modernen Klassengesellschaft gehörten doch im allgemeinen derselben Nation an, wie die herrschenden Schichten, sie sprachen dieselbe Sprache und so könnten sie auch die nationale Form der Dichtkunst — alles, was mit der Sprache zusammenhängt und mit sprachlichen Mitteln sich ausdrücken lässt — als einen ständigen, unversiegbaren Nährboden der Nationalliteratur entfalten und bewahren. Der Wahrheitsgehalt dieser Behauptung wird kaum durch solche Ausnahmen vermindert, wo starke nationale Minoritäten, die verschiedene Sprachen reden, im Staate besonders unter dem werktätigen Volke lebten und manche höhere Schichten der herrschenden Klasse dem Volke und auch ihrer ursprünglichen Muttersprache so ziemlich entfremdet waren. Das war die Situation auch in dem alten Ungarn, die Entfaltung der Nation im modernen Sinne und damit die Ausbildung der neuen Literatursprache, die zur Blütezeit der volkstümlich gearteten Literatur führte, ging dennoch vom Bewusstsein der fortschrittlichen Elemente des mittleren Adels aus, das ein Aufklärer wie Bessenyei im XVIII. Jahrhundert so formulieren könnte: «Solange unsere Leibeigenen ungarisch sprechen, müssen wir auch die ungarische Sprache pflegen.» In der Klassengesellschaft der klassischen Antike war die Sache vollkommen anders, die Sklaven — Kriegsgefangene und auf dem Sklavenmarkte ausverkaufte Opfer der Piraten — gehörten zu ganz verschiedenen Völkern, redeten verschiedene Sprachen und haben mit sich verschiedene Kulturelemente in das Sklaventum mitgebracht, die zwar ihren

⁹ Grösstenteils angeführt bei J. BOLTE und G. POLÍVKA: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. IV. Bd. Leipzig 1930. S. 41–47.

Einfluss auf das Kulturleben der Sklavenhalter — besonders in religiöser Hinsicht, aber aller Wahrscheinlichkeit nach u. A. auch mit ihrem althergebrachten Erzählergut — ausübten, dennoch in ihrer unorganischen Buntheit eine organische volkstümliche Kultur als Grundlage literarischer Fortbildung zu entwickeln kaum geeignet waren. Und wenn Griechen selbst als Kriegsgefangene den Griechen als Sklaven zukamen, waren nicht selten vielmehr die Sklaven die Träger der höheren Kulturformen, wie z. B. die Athener, die im sizilianischen Kriege in Gefangenschaft gerieten und als Haussklaven bei den Sizilianern dadurch die besondere Gunst ihrer Herren erlangten, dass sie manche Stücke des Euripides auswendig rezitieren konnten (Plut. Nic. 29). Und das war noch in viel erhöhtem Masse der Fall in Rom, wo der Vorgang, den Horaz mit den berühmten Worten *Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio* charakterisierte, besonders durch die Sklaven griechischer Abstammung vor sich ging. Wie bekannt, machte dieser Vorgang eben die griechischen literarischen Traditionen gegen die volkstümlichen Traditionen Roms geltend. In der ersten Reihe kommen also nicht die Sklaven, sondern vielmehr die freien Arbeiter — Bauern, Hirten usw. — in Betracht, wenn wir in der antiken Welt die Träger einer volkstümlichen Kultur suchen, der die Bezeichnung Folklore in dem soeben geschilderten Sinne zukommt, die also geistige Überlieferung breiterer arbeitender Massen ist, die sich mündlich und nicht schriftlich verbreitet, in der die Tradition mehr wiegt, als die neuen Anregungen, die mehr kollektiv, als individuell geartet ist, und deren poetische Produkte meist namenlos und unbekannten Ursprungs, in den Volksbrauch eingebettet, an bestimmte Zeitpunkte des astronomischen Jahres, der Feldarbeit und des menschlichen Lebens verhältnismässig stark gebunden, als althergebrachte Weise und dennoch immer in frischer Blüte ertönen. Dies alles passt völlig z. B. auf das Schwalbenlied von Rhodos, das bei Athenaios im III. Jhdt. u. Z. in einer, schon fast bewusste folkloristische Interessen andeutenden Umgebung überliefert wird und dessen zähes Fortleben — zugleich die tiefen Wurzeln neuzeitlicher Folklore aufdeckend — noch in XIX. Jhdt. aufgezeichnete neugriechische «Chelidonismen» (z. B. bei Passow CCCV—CCCVIII) bezeugen.¹⁰

Wenn wir uns aber die Frage stellen wollten, inwieweit die höheren Formen der Literatur in der Antike, zumal im Griechentum durch folkloristische Grundformen beeinflusst waren, müssen wir viel tiefer in die Vergangenheit zurückgreifen, bis zu der Urform der Poesie, der eigentlich weder die Bezeichnung Literatur, noch die Bezeichnung Folklore in voller Bedeutung zukommt, die vielmehr als ein *ἄπειρον* zu betrachten ist, im Sinne des Anaximandros, der unbestimmte Uranfang selbst, aus dem sich alle Dinge durch stufenweise

¹⁰ Vgl. vor allem A. DIETERICH: Sommertag (1905). Kleine Schriften S. 324—352.

Differenzierung entwickeln.¹¹ Und somit müssen wir zu dem Ausgangspunkte unserer Erörterungen zurückkehren, zu den Grundfragen der Homerkritik also.

Die homerischen Epen stehen nicht nur an der Schwelle der griechischen Literatur und gleichzeitig an der Schwelle der Klassengesellschaft des eigentlichen Griechentums, sie widerspiegeln auch vielseitig die Stammesgesellschaft in ihrer Auflösung, und Grundformen der Dichtung, wie sie der Zerteilung Folklore und Literatur vorangegangen sind. Manche Gattungen, wie Linos, das Weinleselied, Threnos, das Klagelied, *Paíëon*, der sich zum helfenden Gotte wendende Lobgesang, das Heldenlied (*κλέα ἀνδρῶν*) werden ausdrücklich benannt und sogar eine dem letzteren entgegengesetzte, mehr lockere und zugleich mehr phantastische Form der Erzählung, die Alkinoos nur in ihrer aussergewöhnlichen, den schlagfertigen Odysseus bezeichnenden Erscheinung dem Gesange der Aöden zu vergleichen sich unterstellt.¹² Manches von diesen Urgattungen der Poesie wird fast wörtlich nach der mündlichen Tradition in die Grosskomposition einverleibt, so Threnos und Heldenlied, das letztere in den Einlagen über Bellerophon und Meleagros, zugleich ihre mündliche Quellen aufdeckend, aber auch den Masstab uns darbietend, mit dem messend wir in der Umgestaltung dieser mündlichen Quellen die Bedeutung des persönlichen Eingreifens erst recht abzuschätzen imstande sind. Diese Grosskomposition selbst ist um die Zeitwende entstanden, durch die erschütternden Erlebnisse der im Werden begriffenen Klassengesellschaft erfordert, die in künstlerischer Weise zu beherrschen die in der Stammesgesellschaft üblichen Formen der mündlichen Tradition nicht mehr genügend waren, die aber mit ihren Ergebnissen in der Entfaltung des Sagenmaterials und des epischen Stiles nicht weniger diese Grosskomposition ermöglichten, als das technische Mittel der Schreibe-kunst, das für den Dichter eines folgerichtig durchgeführten Grosswerkes bei seiner Arbeit unerlässlich war, obzwar die Art der Veröffentlichung noch lange Zeit hindurch der mündliche Vortrag der Rhapsoden blieb. Es ist aber zum erstenmal in der europäischen Literatur das Kunstwerk mit seinem persönlichen Gepräge entstanden, aus der mündlichen Tradition hervorgewachsen, den Anforderungen der Gemeinschaft völlig entsprechend, noch an keine literarischen Muster sich anlehnend, selbst aber zum Ausgangspunkt der literaturgeschichtlichen Entwicklung geworden, «in gewisser Beziehung» als Norm und unerreichbares Muster. Das eben ist «die Weltepoche machende» Rolle des Epos, dessen klassische Gestalt nach der berühmten Aussage von K. Marx «sobald die Kunstproduktion als solche eintritt», sich nie mehr produzieren lässt.¹³

¹¹ Was die Erklärung des Begriffes *ἀπειρος* betrifft, vgl. G. THOMSON: Aischylos und Athen. Berlin 1957. S. 86. und The first Philosophers. London 1955. S. 161.

¹² Vgl. meine kurzgefasste griechische Literaturgeschichte in dem Sammelbande «A világirodalom története» (Die Geschichte der Weltliteratur, redigiert von B. ZOLNAI). Budapest 1944. S. 116. und Беллерофонт. Acta Ant. Hung. I (1951—52) S. 371. Jetzt auch W. MARG: Homer über die Dichtkunst. Münster 1957. S. 12. u. 17.

¹³ K. MARX: Zur Kritik der politischen Ökonomie. („Einleitung...“ 1857) Berlin 1951. S. 268.

Die homerische Poesie wurde vielfach und aus verschiedenen Gesichtspunkten, im Ganzen sowohl wie ihren einzelnen Teilen nach, mit der Volkspoesie verglichen. Das finnische Kalewala z. B. mit seinen nachträglich und künstlich von Lönnot in eine grössere Einheit zusammengebrachten epischen Volksliedern wurde zur Befestigung einer Lieder- bzw. Diaskeuasten-Theorie in die Homerforschung hineinbezogen;¹⁴ mit der Zeitspanne zwischen der Schlacht bei Kosowopolje und der Aufzeichnung südslavischer Heldenlieder im vorigen Jahrhunderte wollte man die Tragweite des geschichtlichen Gedächtnisses der Folklore messen, um das Verhältnis der homerischen Tradition zur geschichtlichen Wirklichkeit des trojanischen Krieges näher bestimmen zu können,¹⁵ sogar das Verhältnis der Improvisation und traditioneller Gebundenheit in der Vortragsweise des kirgisischen Manas-Epos zog die Aufmerksamkeit der Homerforscher auf sich.¹⁶ M. M. Pokrowskij hat russische Klagelieder mit dem homerischen Threnos verglichen,¹⁷ in einem wertvollen Aufsätze, der mir, als ich vor Jahren dasselbe Thema untersuchte,¹⁸ leider noch unbekannt war. Zur Heimkehr des Odysseus wurde der Märchentyp «des heimkehrenden Gatten» öfters herangezogen,¹⁹ auf ähnliche Bylinen verwies wieder Pokrowskij,²⁰ auf Bylinen und russische Volksmärchen I. I. Tolstoj.²¹ Zum Polyphem-Abenteuer hat u. A. H. Honti eine interessante ungarische Parallele im Komitat Nógrád aufgezeichnet,²² lappische und udmurtische Varianten hat schon früher Ö. Beke nachgewiesen.²³ Und wir könnten diese Aufzählung noch fast ins Endlose fortsetzen. Eines aber fehlt bei allen diesen vergleichenden Untersuchungen, was eben über die Grenzen der Vergleichung einzelner Motive, bezeichnender Formen oder nur Lebensformen der Dichtung hinausgeht, was mit einem Worte die gesellschaftlichen Vorbedingungen der homerischen Poesie

¹⁴ Gegen solche Richtungen schon zutreffend D. COMPARETTI: Der Kalewala oder die traditionelle Poesie der Finnen. Halle 1892. passim und zusammenfassend in den Schlussbetrachtungen S. 298—327.

¹⁵ Vgl. E. DRERUP: Homer. München 1903. S. 24. und Homerische Poetik. Würzburg 1921. S. 270.

¹⁶ DRERUP: Homer. S. 30—32. Homerische Poetik, passim.

¹⁷ M. M. ПОКРОВСКИЙ: Homérica. Bulletin de l'Académie des sciences de l'Union Soviétique Socialistes, Classe des Humanités. 7 (1929) S. 346—352.

¹⁸ БЕЛЛЕРОФОНТ. Acta Ac. Hung. 1 (1951—52) S. 337—348.

¹⁹ Z. B. W. KROLL: Sage und Dichtung. Neue Jahrbücher 29 (1912) S. 171. Vgl. auch R. KÖHLER: Kleine Schriften. I. Bd. Weimar 1898. S. 117. und 584—585.

²⁰ A. a. O. S. 352—364.

²¹ J. TOLSTOJ: Einige Märchenparallelen zur Heimkehr des Odysseus. Philologus 89 (1934) S. 261—274.

²² J. HONTI: A mese világa (Die Welt des Märchens). Budapest 1937. S. 155. und A meszárólegény meséje (Das Märchen von dem Metzgergesellen). Budapest 1940.

²³ Ö. BEKE: Odysseus cselei a votják népköltésben (Die Ränke des Odysseus in der udmurtischen Volksdichtung). Ethnographia 21 (1910) S. 117—118. und Az óriás megvakításának motívuma a lapp népköltésben (Das Motiv des geblendeten Riesen in der Volksdichtung der Lappen). Ebda S. 241—245. Vgl. auch J. BINDER: Polyphemos a népmesékben (Polyphem in den Volksmärchen). Ethnographia 23 (1912) S. 78—93. L. RADERMACHER: Die Erzählungen der Odyssee. Wiener Sitzungsberichte. 178. Bd. 1. Abh. Wien 1915.

und der ihr vorangegangenen mündlichen Tradition zu erhellen geeignet wäre. Zu diesem Zweck kann nur ein Gebiet dienen, wo Stammesgesellschaft in Auflösung erscheint und wo an der Grenze der Zeitwende noch als Träger der mündlichen Tradition, schon aber als selbstbewusster Ankünder des werdenden Neuen eine starke Dichterpersönlichkeit hervortritt. In der Sowjetunion, wo nach der Oktoberrevolution 1917 manche unter dem Joche des Zarismus hinter der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung stark zurückgebliebene Völkernschaften mit Führung und Hilfe des russischen Volkes der Lehre Lenins gemäss den Kapitalismus übersprungen, aus einem noch viele Überbleibsel der Gentilverfassung zäh bewahrenden, sonderartigen Feudalismus unmittelbar die sozialistische Umwandlung der Gesellschaft erlebten, erschliessen sich neue Wege auch zur Lösung des Problems, das uns heute beschäftigt. Ich wählte, aus verschiedenen objektiven und subjektiven Gründen das Kasachische, um damit meine Homerforschungen für methodische Belehrung zu ergänzen.

Die kasachische Volkspoesie in ihrer Vorrevolutions-Form bewahrt noch ihre offensichtlichen Zusammenhänge mit den Überbleibseln der Gentilverfassung. Der Volkssänger, der *akin* steht im Dienste eines Stammeshäuptlings — wie Phemios oder Demodokos oder auch der ungenannte Aöde im Hause des Agamemnon — und im Wettspiel der Sänger, in dem mit dem griechischen *agon* vergleichbaren *aitis* erscheint er auch als Vertreter eines bestimmten Stammes. Er musste vielerlei Kenntnisse besitzen — und dazu gehörten auch durch die mündliche Tradition ihm überbrachte geschichtliche Kenntnisse und die Sagenkreise benachbarter Hochkulturen, wie Legenden von Ali und Rustem, Dschingiskan und Alexander im orientalischen Gewande als Iskender, sogar auch russische Dichtung in folklorisierter Form, wie auch die Träger der werdenden griechischen Kultur schon Traditionen der versunkenen ägäischen Kultur und auch manche Elemente der asiatischen Hochkulturen durch mündliche Übermittlung aufnehmen könnten. Nebenbei gesagt, das ist auch ein wichtiger Zug, den vorhomerisches Griechentum und die Umgebung der kasachischen vorrevolutionszeitlichen Volkspoesie gemein haben, und der alle beide gleicherweise den sog. primitiven Kulturen entschieden gegenüberstellt; auch die Gegenwart schriftkundiger Leute ist nicht ganz ohne Belang, die zwar unter den Kasachen damals kaum zwei Prozent der Bevölkerung ausmachten und wie schon bemerkt, selbst solch ein hochentwickelter Schriftsteller wie Abaj fand bei seinem Volke nur einen Hörer- und nicht einen Leserkreis. Das wichtigste aber, was man von einem *akin* als einem schriftunkundigen Allwissenden forderte, waren die genealogischen Kenntnisse den Stamm und den Stammeshäuptling betreffend; es ist noch für Homer bezeichnend, dass die Kleinform, die er neben dem Threnos seiner Grosskomposition am unberührtsten nach ihrem Wortlaut einverleibt, eben das genealogische Lied von Bellerophon ist. Den *akin*, als den auserlesenen Kenner der geistigen Kultur der Stammesgesellschaft, verteidigt ebenso ein Ehrenrecht, wie den homerischen Sänger die

Musengabe, auch wenn er beim fröhlichen Gelage der Vornehmen, beim *toŭ* im Namen des Volkes den Stammeshäuptlingen unangenehme Warheiten ins Gesicht sagt, wie Hesiod, der auch in der Genealogie sich äusserst bewandt zeigt und gelegentlich auch die falschen Richter und gewaltsamen *basileis* rügt, nebenbei gesagt, wie schon F. Aly bemerkte, seinerseits auch nicht unabhängig von solchen volkstümlichen Spottliedern, die etwas später den Archilochos seinen *iamlos* auszuprägen veranlasst haben.²⁴

Muchtar Auesow und Leonid Soboljew haben in einem gemeinsam verfassten Aufsätze nachgewiesen, dass das kasachische Volksepos sich auf Grund von mit dem kasachischen Volksbrauche eng zusammenhängenden Gelegenheitsliedern herausentwickelte. Ein solches ist vor allem das Abschiedslied von dem in den Kampf ziehenden Helden (*kostasu*), und hauptsächlich die zwei Arten der Klagelieder, *estirtu*, das den Tod des Gefallenen anmeldet, und *dschoktau*, das ihn vor der Bestattung beweint.²⁵ Dies alles liefert uns eine überraschende Parallele zu der *Ilias*: Hektors Abschied und seine Beweinung durch seine Frau, Mutter und Schwägerin; auch die Verdoppelung der Beweinung, die zum erstenmal dann stattfindet, als die Angehörigen Hektors Tod erfahren, dann das zweite Mal unmittelbar vor der Bestattung, wird durch den kasachischen Volksbrauch und durch seine Anwendung in Volksepos völlig beleuchtet.

Der erhabene Sänger, der an der Grenze der zwei Epochen steht, der noch als spontaner Träger der volkstümlichen Überlieferung vor der Revolution sein Greisenalter erreichte, und der dennoch nach der Revolution mit vollem Bewusstsein und mit hellen Augen die frohe Zukunft seines von der doppelten Unterdrückung befreiten Volkes erblickte: Dschambul Dschabajew ist ein Zeuge ersten Ranges sowohl der geistigen Situation Kasachstans in der Vorrevolutionszeit, wie auch die erste Person der der Umgestaltung der Überlieferung, zwar noch in mündlicher — mit der Dombra begleiteter — Dichtkunst, aber schon mit einem entschiedenen persönlichen Gepräge. Er hat auch des öfteren an den *tojs* der Stammeshäuptlinge teilgenommen, aber er verhehlte nie seine Treue zum Volke, er gewann auch Preise in den Wettspielen *aitis*, die übrigens im Kasachstan noch immer üblich sind —, sein erstes Lied war ein Hochzeitslied — wie der griechische Hymenaios — und er sang auch vorzüglich das *dscharapasan*, das seinem Inhalt sowie auch der feierlichen Gelegenheit seines Vortrags nach mit der unter dem Namen Homers überlieferten Eiresione

²⁴ W. ALY: Hesiodos von Askra und der Verfasser der Theogonie. Rheinisches Museum 68. (1913) S. 41. — Über die Akine orientiert jetzt am ausführlichsten das vorzügliche Buch des kasachischen Gelehrten ЕСМАРАМБЕТ ИСМАЙЛОВ: АҚЫНЫ, Алма Ата 1957. Vgl. auch M. И. РЯЗАНЬ-ФЕЛСОВ: Джамбул Джабаев, Алма Ата 1946; die Bemerkungen von S. I. RADZIG in История греческой литературы, Том I, Москва—Ленинград 1946, S. 104, und mein Гомер и Гесиод, Москва 1957, S. 97—107.

²⁵ МУХТАР АЗЪОВ и Л. СОВОЛЕВ: Эпос и фольклор казахского народа. Литературный критик, 1939, 10—11, S. 219, и. 1940, I, 169—171.

zu vergleichen ist.²⁶ Seine volle Dichterpersönlichkeit entfaltete sich aber nach der Revolution und im Dienste der Revolution, er überarbeitete jetzt auch seine alten Lieder von dem sagenhaften Helden Utegen-Batur, und zwar derweise, dass das Grossepos in seiner endgültigen Form die sozialistische Umwandlung des kasachischen Volkes widerspiegelt. Gorkij nannte den Volksdichter Dagestans Sulejman Stalskij den «Homer des XX. Jahrhunderts». Dieser Ehrentitel kommt auch dem Volksdichter der Kasachen Dschambul Dschabajew zu. Und das ist nicht nur ein schönes Dichterwort, sondern auch für die Homerforschung ein wertvoller Fingerzeig.

Mit der Ilias, die an der Grenze der Stammesgesellschaft und der ersten Klassengesellschaft aus der mündlichen Tradition der einen und alle fortschrittliche Züge der anderen widerspiegelnd entsteht, beginnt eine neue Art der Tradition, die literaturgeschichtliche Entwicklung, deren Pflege immer mehr eine Sache — sogar, wie z. B. bald in Athen, eine Staatssache — der herrschenden Klassen wird. Parallel mit der Entwicklung der Klassengegensätze wird die mündliche Tradition hingegen immer mehr eine Sache der unterdrückten Klassen, zumal der Bauern, sie bewahrt aber die Merkmale eines Zeitalters, wo sie noch ungeteiltes Eigentum der ganzen klassenlosen Gesellschaft war und liefert ständig wertvolle Bausteine zur Ausbildung neuer Gattungen der Literatur. Was den ersten Gesichtspunkt betrifft: nur mit diesem können wir den längst beobachteten und mit vielen Beispielen bewiesenen Zusammenhang der Heldensage und des Volksmärchens erklären, und auch den Begriff «Urmärchen», den H. Honti vorgeschlagen hat,²⁷ als einen undifferenzierten Zustand des Erzählergutes der Stammesgesellschaft auffassen, von dem durch Differenzierung Heldensage und Volksmärchen, aber auch dynastische Ansprüche der Herrscher beglaubigende Erzählungen abzweigen. Es ist nämlich einer bestimmten Gruppe der genealogischen Sagen ihre volksmärchenartige Komposition ebenso bezeichnend, wie ihre den herrschenden Schichten dienende Funktion, und somit weisen sie zugleich auf jene Urzeit, wo mündliche Tradition mit ihren bezeichnenden Gesetzmässigkeiten der ganzen, noch kaum geteilten Gesellschaft eigen war. Die Merkmale dieser Entwicklungsstufe zeigt z. B. die Sage der Heraklessöhne Agathyrsos, Gelonos und Skythes (Herodot IV. 8—10) ebenso, wie die Sage von Perdikkas und ihren Brüdern (ebda VIII. 137), wir sind deshalb weder die erste mit E. Meyer als «ein echtes Volksmärchen»,²⁸ noch die andere mit W. Aly als «eine zuverlässige Probe eines makedonischen Volksmärchens» zu betrachten berechtigt.²⁹ Ungefähr dasselbe gilt für die

²⁶ Vgl. die nach dem mündlichen Vortrag aufgezeichnete Selbstbiographie Dschambuls bei Л. И. Климович: Хрестоматия по литературе народов СССР. Москва 1947. S. 636—641.

²⁷ H. HONTI: Volksmärchen und Heldensage. FFC No. 95. Helsinki 1931. S. 11.

²⁸ E. MEYER: Forschungen zur alten Geschichte. II. Bd. Halle 1899. S. 235.

²⁹ W. ALY: Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. Göttingen 1921. S. 197.

Bellerophon-Sage und ihre Märchenparallelen sowohl, wie z. B. für den Argonauten-Sagenkreis, aus dem — neben der Perseus-Sage — vor zwanzig Jahren W. E. Peuckert die mykenische Vorstufe des europäischen Märchens erschliessen wollte.³⁰ Diese Frage beharrt noch — trotz der vernünftigen Bedenken von J. de Vries³¹ — einer genaueren Untersuchung seitens der Altertumswissenschaft, die ich auf eine andere Gelegenheit verschieben muss. Es sei mir dennoch die Bemerkung erlaubt, dass alle formell märchenhafte Züge zum Voraus mit einem Bauerntum zu verknüpfen unserer soeben geschilderten Auffassung des Begriffes «Urmärchen» schier entgegengesetzt ist.

Auch was den zweiten Gesichtspunkt betrifft, inwieweit nach der Zerteilung Folklore und Literatur die zuletzt genannte von der ersten beeinflusst blieb, möchte ich mich mit einem ganz kurzen Überblick begnügen. Der Zusammenhang der Elegie mit dem Threnos, mancher Gattungen der lesbischen Lyrik mit dem Arbeitsliede und mit dem Hymenaios sind klar, und auch die Zusammenhänge der griechischen Tragödie mit dem Dionysoskulte; die Zusammenhänge des letzteren mit rituellen Bräuchen der Stammesgesellschaft stehen besonders durch die Forschungen G. Thomsons gerade im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Schon die genialen Beobachtungen von Th. Zielinski — noch im fortschrittlichen Kreise der Gelehrtenwelt von Petersburg entstanden — haben klargestellt, dass die Komödie nicht nur einer mehr volkstümlichen Abart des Dionysoskultes entstammt, sondern dass auch das Märchenhafte ihrer Thematik mit der altgriechischen Folklore zusammenhängt.³² Anstatt aber Bekanntes zu wiederholen, möchte ich eher darauf die Aufmerksamkeit lenken, wie stark die zweifache Tradition, die literarische und die folkloristische bereits dem Euripides bewusst wird. In *Hippolytos* 451—458 führt die Amme manche mythologische Beispiele der unwiderstehlichen Liebe an, und verbürgt diese Mythen mit zweifacher Tradition, einer schriftlichen und einer mündlichen. Noch schärfer unterscheidet er zwischen einer mündlichen und einer poetisch-schriftlichen Überlieferung die Schwanenhochzeit der Leda betreffend, zwischen *φάτις* und *δέλτοι Πιερίδες* (Iph. Aul. 794—800). Solche Aussagen eines Tragödiendichters weisen unvermeidlich auf eine schöne Aufgabe, die bisher nicht nur ungelöst, sondern gebührend noch nicht einmal aufgestellt war. Wenn Aeschyl seine Werke als *τεμάχη τῶν Ὀμήρου μεγάλων δειπνων* bezeichnet, so bedeutet dies mit nichts bei der Bearbeitung der Mythologie eine allzu strenge Anlehnung an den epischen Zyklus, aber auch nicht, dass alles, was thematisch die Tragödiendichter von der epischen Bearbeitung oder auch sie von einander unterscheidet, ein will-

³⁰ W. E. PEUCKERT: Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel. Berlin 1938. S. 39—52.

³¹ J. DE VRIES: a. a. O. S. 66—70.

³² TH. ZIELINSKI: Die Märchenkomödie in Athen (1885). Iresione. I. Bd. Leopoli 1931. S. 8—75. Vgl. auch L. RADERMACHER: Aristophanes' 'Frösche'. Wiener Sitzungsberichte. 198. Bd. 4. Abh. Wien 1921.

kürliches Eingreifen der schöpferischen Phantasie sei, sondern des öfteren weist es auf Motive hin, die von den grossen Epen unberücksichtigt in der volkstümlichen Tradition aufzufinden waren. Ohne dieses Problem seiner ganzen Tragweite gemäss zusammenfassend zu erörtern, sei es mir erlaubt eine Mythe wenigstens unter diesem Gesichtspunkte etwas näher ins Auge zu fassen.

Die Danae-Mythe, bei Homer und Hesiod nur beiläufig erwähnt, wurde von allen drei grossen Tragödiendichtern bearbeitet und wir besitzen noch ein längeres Fragment wahrscheinlich aus der Hand eines späteren Nachahmers von Euripides (1117. fr. Nauck). Das Fragment bietet noch manches Interessante, ich will aber jetzt nur ein einziges Moment hervorheben: der Vater der Danae bekommt die verhängnisvolle Wahrsagung in der Form, dass seine Tochter einen beschwingten Löwen gebären wird (*ὀπόπτερον λέοντα τέξεται πατρί*). Das klingt hier so rätselhaft, wie es den Orakelsprüchen ziemt. Doch wenn wir bedenken, wie sehr die Verwandten der Danae in europäischer und asiatischer Überlieferung verbreitet sind — übrigens der schon beobachteten Zweispaltung gemäss ihren Ursprung in der Stammesgesellschaft verratend, sowohl in Volksmärchen wie in genealogisch gearteten dynastischen Traditionen³³ — und wenn wir wissen, dass in einer türkischen Variante eine Jungfrau von dem strahlenden Blicke des Sonnenlöwen schwanger wird und 'Ali Arslān qan, das heisst eben einen «Löwen» gebiert,³⁴ können wir nicht umhin, ein Element der Folklore in dem Tragikertexte zu vermuten.

Die prinzipielle Unterscheidung einerseits der mündlichen Tradition der Volkspoesie, andererseits der schriftlich abgefassten Kunstwerke der Literatur, die so scharf zum erstenmal bei Euripides in Vorschein kommt, erklärt manche folkloristische Züge der *docta poesis* des hellenistischen Zeitalters. Hier beginnt nämlich etwas völlig Neues, das in der Geschichte der europäischen Literatur viel mehr wiederholbar erscheint, als das organische Heranwachsen der poetischen Grundformen — Epik, Lyrik, Dramatik — aus dem volkstümlichen Urboden. Theokrit, schon im Vollbesitz einer vielseitigen literarischen Kultur, steht mit überlegenem Interesse der Volkspoesie gegenüber und bereichert selbstbewusst mit genreartigen Nachahmungen mancher folkloristischen Gattungen, besonders des Boukoliasmos den Formschatz der Kunstpoesie.³⁵ Ähnlich Kallimachos, dessen Märchenmotive vor allem in den Hymnen

³³ Ausführlicher in meinem bisher nur ungarisch veröffentlichten Aufsatz: *Danaé mitosza keleten és nyugaton* (Die Mythe von Danac in Orient und Okzident). *Ant. Tan.* 3 (1956) S. 37—68.

³⁴ R. B. SHAW: A sketch of the Turki Language as spoken in Eastern Turkistan. Calcutta 1878. S. 96.

³⁵ Vgl. meinen Aufsatz im Anhang der zweisprachigen Ausgabe der *Eclogen* Vergils (Budapest 1938): Vergilius Pásztori Muzsája (Die bukolische Muse Vergils). S. 63—74., jetzt auch T. A. КРАСОВЕННА: Фольклорно-бытовые корни буколи еского соотязания. ВДИ 1948. No. 2. S. 208—212. und R. MERKELWACH: Bettelgedichte. Rheinisches Museum NF. 95 (1952) S. 312—327. Auf manche Parallelen zu Theokrit aus der sogar in Sizilien einheimischen Volkspoesie hat schon C. DI MINO, zwar nicht immer überzeugend, hingewiesen: Il folklore siciliano in Teocrito. Il Folklore Italiano 6 (1931) S. 217—259.

E. Diehl nicht ganz ohne Recht mit der Behandlung der Volksmärchen bei den Romantikern und bei Puschkin vergleicht;³⁶ in derselben Richtung ist auch der Hinweis von I. I. Tolstoj auf die Märchenparallelen des Hekale-Epyllions zu bewerten.³⁷

Noch einiges über die Römer. Dass griechischer Einfluss schon allzu früh die Römer verhinderte, aus den eigenen mündlichen Traditionen die Literatur so organisch aufzubauen, wie die Griechen es taten — ist bekannt und vielleicht allzu bekannt. Man muss wenigstens vor übereilten Folgerungen unbedingt warnen. Erstens soll festgestellt werden, dass nicht alles, was griechischen Ursprungs ist, wirkt zugleich gegen die italische Folklore. Viele Kulturelemente in Italien tauschten sich auf den Wegen der mündlichen Überlieferung aus, sowie auch Orientalisches bei Homer und Hesiod keineswegs einen unmittelbaren Einfluss altorientalischen Schrifttums voraussetzt. Zweitens wirkte der griechische Einfluss nicht nur die ureigenen Keime vertilgend, sondern auch sie hervorlockend. Die lateinische Sprache selbst, die unter dem Einflusse griechischer Kultur zu einer Schriftsprache ausgearbeitet wurde, hat schon an sich viel Wertvolles in die Literatur mitgebracht, das eigentlich das römische Volk ausprägte und was auch bei den die griechischen Muster eifrig nachahmenden römischen Schriftstellern entschieden wahrnehmbar bleibt.³⁸ Es ist an der Zeit, dass auch die moderne klassische Philologie die vielsagenden Worte Ciceros beherzige, die schon im XVI. Jhdt. einen Johannes Sylvester, einige Jahrzehnte vor der bahnbrechenden Bemerkung Montaigne-s zur Entdeckung der ungarischen Volkspoesie führte. Es geht über die Metaphern die Rede, die Cicero mit einem Neologismus *translationes* nennt und er stellt grundsätzlich richtig die sprachgeschichtliche Tatsache fest, dass Bedeutungswandel und Metapher nur stufenweise sich unterscheiden; dieselbe Weise, die aus Armut an Wörtern entstand, wurde zur schönsten Zierde der Sprache. «*Nam gemmare vites, luxuriam esse in herbis, laetas esse segetes etiam rustici dicunt.*» (De oratore III. 38.) Andersmal kommt noch der Ausdruck «*sitire agros*» (Orator 24) hinzu, und damit wird wenigstens die Volkssprache, die als *sermo rusticorum* vom *sermo urbanorum* unterschieden wird, als eine wertvolle Quelle der Sprachkunst überhaupt bezeichnet.

Die volkstümlichen Urformen der italischen mündlichen Tradition — die Formen der ursprünglichen lateinischen Verskunst miteinbegriffen — wurden meistens unterdrückt und auch die Heldenlieder, die einst bei den Gelagen des

³⁶ E. DIEHL: Märchenmotive und romantischer Stil in der Dichtung des Kallimachos. Wiener Studien 54 (1936) S. 143—147.

³⁷ И. И. Толстой: „Гекала“ Каллимаха и русская сказка о бабе-яге. Ученые записки ЛГУ. Серия филологических наук. 1. Ленинград 1941. S. 7—19.

³⁸ Es wäre vielleicht noch mehr verlockend denselben Versuch an der lateinischen Sprache zu machen, den Freudenberg an der griechischen so feinsinnig ausübte, O. M. Фрейденберг: Проблема греческого фольклорного языка. Ученые записки ЛГУ. 7. 1941. S. 42—69. Vgl. allerdings J. MAROUZEAU: Quelques aspects de la formation du latin littéraire. Paris 1949. S. 7—25.

Stammesadels ertönten und die Cato noch kannte, aber deren Verlust schon Cicero (Brut. 19) beklagt, gingen allzu früh verloren; im einzelnen ist es allerdings fraglich, welche Spuren eines echtrömischen Sagenschatzes in den schriftlichen Quellen — etwa bei Livius, wie Niebuhr und Macaulay glaubten — wenn nicht wörtlich, doch inhaltlich noch aufzufinden seien.

Es schimmert dennoch die italische Folklore bei den grössten römischen Dichtern unter der Oberfläche der *poetae docti*, die die Römer eigentlich alle waren, durch. Sogar in solchen Redewendungen eines Livius Andronicus wie *flos Liberi* können wir die volkstümliche Art mit den soeben angeführten Worten Ciceros nachweisen.³⁹ Das Volkstümliche in der Komödie und besonders in den *Carmina famosa* des Catull wurde schon von H. Usener klargestellt,⁴⁰ der übrigens auch italische Mythen ihren folkloristischen Elementen nach aus den von griechischer Wissenschaft überwucherten Quellen herauszuschälen einen äusserst feinen Sinn hatte.⁴¹ Im Ambarvaliengedichte Tibulls (II. 1) hebt M. Schuster überzeugend die echt volkstümlichen Züge hervor.⁴² Vergil fügt mit fühlbarer Wärme italische Mythen in die Komposition der *Aeneis* ein und auch in *Bucolica* und *Georgica* ist trotz ihrer hellenistischen Muster die volkstümliche Innigkeit hie und da noch wahrzunehmen. Horaz steht mehr in einer objektiven Distanz der Folklore gegenüber, seinen literaturtheoretischen Interessen aber können wir manche wichtige Angaben der lateinischen Folklore verdanken. Bei Ovid ist Folklore auch eine Sache der halbwissenschaftlichen Forschung nach römischen Antiquitäten, seine Berichte aber — wie z. B. die Beschreibung des Frühlingsfestes der Anna Perenna mit der im Klassenkampf an der Seite der Plebejer entstandenen ätiologischen Legende — duften nicht selten nach einer volkstümlichen Frische. Bei Persius hat man eine Bezugnahme auf das Märchenmotiv der Jungfrau, deren Tritt Rosen hervorzaubert, beobachtet (Sat. 2, 37)⁴³ usw. Wir besitzen eine literarische — hexametrische — Bearbeitung des Arbeitsliedes der Schiffer, und überhaupt, in der späteren Kaiserzeit vermehren sich die Spuren der Folklore, bis Claudian auch manche *versus Fescennini* — in gezähmter Form freilich — bei der kaiserlichen Hochzeit ertönen zu lassen sich erkühnt.

Die Disziplin der griechischen Formen lockert sich langsam, der Einfluss orientalischer Hymnenpoesie erweckt schlummernde Keime des volkseigenen

³⁹ Anders E. BIGNONE: *Storia della letteratura latina*. Vol. I. Firenze 1942. S. 177.

⁴⁰ H. USENER: *Italische Volksjustiz* (1900). Kleine Schriften IV. Bd. Leipzig—Berlin 1913. S. 356—382. Vgl. jetzt I. K. HORVÁTH: *Catulle et la tradition populaire italique*. *Acta Ant. Hung.* 5 (1957) S. 169—200.

⁴¹ H. USENER: *Italische Mythen* (1875). Kleine Schriften IV. Bd. S. 93—143.

⁴² M. SCHUSTER: *Volkskundliche Bemerkungen zu Tibulls Ambarvaliengedichte* (II. 1). *Wiener Studien* 55 (1937) S. 118—130. und 56 (1938) S. 89—103.

⁴³ M. HAUPT: *Coniectanea*. *Hermes* 7 (1873) S. 10—11. Man beachte allerdings die ähnlichen Motive in den magischen Papyri: *Teremtō nevetōs*. A «rózsát nevető leány» mesecleméhez (Das schöpferische Lachen. Ein Beitrag zum Motiv der Jungfrau, deren Lachen Rosen hervorzaubert). *Magyarságtudomány* 2 (1936) S. 155—159.

Formschatzes,⁴⁴ die Grenzen zwischen Vers und Prosa werden manchmal derweise verwischt, wie es einst in manchen volkstümlichen religiösen Formeln üblich war. Die klassische lateinische Literatur geht zu Ende, es beginnt etwas neues, was weiter zu verfolgen schon nicht mehr unsere Aufgabe sein kann. Nur ein Wort noch, was Prinzipielles betrifft. Für die Zweispaltung Literatur und Folklore im Griechentum besteht als entscheidende Grenze die Entstehung der ersten Klassengesellschaft und das ist für die ganze europäische Entwicklung eine ausserordentlich wichtige Tatsache. Es besteht aber auch diese ewige Strömung hin und her, wobei das Volkstümliche immer bei grossen Umwandlungen der Gesellschaft seinen Einfluss besonders stark geltend macht, wie es B. Szabolcsi an Beispielen der Musikgeschichte zeigte.⁴⁵ Und so zum Schluss wenigstens ein Hinweis auf die Musikgeschichte, die bisher zu berücksichtigen ich nicht grundsätzlich, sondern nur aus Mangel meiner eigenen Kenntnisse unterliess.

⁴⁴ Vgl. neulich J. MARÓTHY : Az európai népdal születése (Die Geburt des europäischen Volksliedes). Zenetudományi Tanulmányok 6 (1957) S. 503—626, und die dort angeführte reiche Literatur. Zum Fortleben des *versus quadratus* s. auch : A latin versművészet utolsó korszakából (Nachblüte lateinischer Verskunst). Egyetemes Philológiai Közlöny 57 (1933) S. 105—111.

⁴⁵ B. SZABOLCSI : Népzene és történelem (Volksmusik und Geschichte). Budapest 1954. S. 23.

K. MARÓT

ESSENCE DE LA POÉSIE POPULAIRE

La poésie est d'autant plus nécessairement «populaire» que la communauté qui lui a donné naissance est plus illettrée et plus primitive. Ainsi, la poésie populaire doit être aussi ancienne que la poésie elle-même. Ce n'est donc point par hasard qu'il nous est resté une «chanson de moulage» grecque, considérée déjà au VII^e siècle avant notre ère comme ancienne (cf. Plutarque conv. s. sap. 14), une chanson du type de celle que l'évêque Gérard entendit sur les lèvres d'une servante hongroise ; et on connaît aussi un *χελιδόνισμα* de la Rhodes antique dont le pendant est chanté de nos jours encore par les chanteurs hongrois nommée «regös» et par les enfants qui, déguisés jouent la scène de la Nativité ou la bénédiction de Saint Blaise. Ce sont là incontestablement des trésors populaires.

Cependant l'Europe d'avant le XVIII^e siècle n'a pas conscience formelle de l'existence d'une poésie populaire, ou, pour nous exprimer autrement, elle ignore la distinction doctrinale entre la poésie littéraire et celle dite populaire. L'interprétation du miracle d'Homère dans le sens de l'abbé d'Aubignac, la publication de la «Scienza Nuova» de Vico, le mot d'ordre du modernisateur de l'enseignement du stoïcisme, Hamann : «la poésie est la langue maternelle de l'humanité», le recueil anglais de Thomas Percy, les poèmes de Macpherson attribuées à Ossian et beaucoup d'autres événements ont préparé la «découverte» de la poésie nommée populaire par Herder (Volkslieder 1778/79) et la reconnaissance de celle-ci par l'époque romantique dont le mérite revient en partie déjà aux adeptes de Herder. Car, ainsi que le dit le hongrois Jean Erdélyi, la littérature d'un peuple ne se tourne avec intérêt vers sa propre poésie populaire que lorsque ce peuple montre des signes incontestables d'une haute culture. De même ce n'est qu'en nous fondant sur un point de vue semblable, que nous pouvons expliquer ce «précurseur» particulièrement précoce mentionné par Herder dans son avantpropos. Car c'est en France précisément, dans ce pays où même de nos jours on ignore la «Volksdichtung» dans le sens allemand, c'est en France donc, que Montaigne discernait, dès le XVI^e siècle, avec une sûreté étonnante l'existence d'une poésie populaire dont il faisait l'apologie : «La poésie populaire et purement naturelle a des naïvetés

et grâces par où elle se compare à la principale beauté de la poésie parfaite selon l'art.» Et cela non pas seulement parce que ce grand esprit plein d'élégance s'intéressait dès cette époque, selon son journal de voyage, au folklore, mais parce qu'en France le provincialisme étant relégué à l'arrière-plan et les formes d'expression étant réglementées d'une façon rigide, on pouvait désormais, et on devait, prendre conscience de l'existence d'une voix populaire plus rare et dont la nature différait de celle de la poésie littéraire.* Cependant le bon sens français n'alla jamais jusqu'à percevoir cette différence comme une rupture fondamentale à l'intérieur de la poésie, et la poésie dite populaire y resta toujours, et à juste titre, une partie constituante de la poésie unique et véritable. La notion romantique de la poésie populaire spéciale revient au «Sturm und Drang» allemand.

Lorsque, à la suite de Vico, Wolf et surtout Lachmann en arrivèrent, par leur découpage de l'Iliade en «Kleinlieder», à présumer l'existence même d'une *épopée* populaire, les réserves initiales de Herder semblaient déjà bien loin. Les frères Grimm et les deux Schlegel ne doutèrent point du miracle du «peuple-poète» et ils crurent pouvoir s'en servir pour expliquer tous les problèmes insolubles, même la question d'Homère y compris. Il se présentaient bien aussitôt des incrédules (surtout à propos de la question de l'épopée populaire), mais on ne pouvait que difficilement s'opposer à l'esprit du temps, et à la force d'inertie contenue dans la notion de «Volksdichtung» mystérieusement trompeuse. Même ceux qui sentaient la théorie difficilement soutenable, étaient incapables de la remplacer par une explication valable.

Ainsi ce n'est qu'au début du XX^e siècle (1902), que Hoffmann—Kraayer tenta de briser ce miracle et de revenir au point de départ de la poésie unique, et cela en refusant la faculté de création à une couche du «populus» notamment au «vulgus», en identifiant la notion de la poésie populaire avec celle de la reproduction: «Das Volk produziert nicht, es reproduziert.»** Cette conception fut reprise vers 1920 par Hans Naumann qui opposa la couche spirituelle supérieure (geistige Oberschicht) à la couche inférieure (Unterschicht) et qualifia toutes les valeurs de la poésie populaire de valeur culturelle déchuée (gesunkenes Kulturgut). Quoiqu' il était par contre très difficile de faire oublier que ces valeurs culturelles «déchuées» étaient au vrai souvent incomparablement belles et fraîches, immortelles à l'égal des œuvres les plus réussies des plus grands poètes.

Mais la grande faute, c'était de vouloir restreindre la faculté de créer à une culture d'ordre supérieur. Au point de vue de la poésie le *vulgus* ne peut être une classe, il est tout au plus le nom d'un état d'âme. Goethe a dit plus justement que le talent est donné au paysan tout comme au chevalier («Talent

* Cf. P. Larousse, Grand Dictionnaire Universel t. 12, p. 1235, etc.

** Cf. Marót : *ΛΙΛΟΣ ΕΝ ΚΟΙΝΩΙ* Archivum Philologicum LXIV/1940, 224 et ss.

ist dem Bauer so gut gegeben als dem Ritter»). N'avons-nous pas fait la connaissance dans ces derniers temps de grands conteurs populaires dont quelques uns étaient des génies, quoiqu' illettrés? C'était également une erreur que de ne prendre en considération que les courants descendants, pour passer sous silence, parce qu'ils auraient été gênants, les courants ascendants tout aussi probants comme John Meier, et R. Petsch l'avaient indiqué. Il s'agit ici «d'un jeu continu de prends et de donne» («Kreislau eines ewigen Nehmens und Gebens» selon Mackensen, Freudenthal). Il était donc inadmissible de comprendre la déchéance comme une prise de possession mécanique (et réproductive) des grandes oeuvres d'art du passé. Emprunter au passé ne signifie pas laisser survivre un archétype, cet acte exige au préalable une préparation psychique et les prétendues survivances sont toutes pour la plupart des réviviscences : «Tout répond à quelque nécessité de la vie... Personne ne vit par contrainte» comme A. N. Vesselovski et Bogatyrev l'ont dit.

Ceci étant, j'ai le sentiment d'avoir obéi à la logique lorsque, aux environs de 1920, ne sachant encore rien de Naumann, j'ai considéré qu'il importait avant tout de partir de l'idée a priori de la poésie unique, d'exclure les conceptions théoriques erronnées du passé et de tirer ainsi au clair l'essence même de la poésie populaire.

Il n'est pas difficile d'établir qu'en face des phénomènes rationnels, la poésie (quelque peu apparentée à la religion) relève d'une couche différente de manifestations de l'esprit humain, qui sont elles-mêmes des produits de notre activité sentimentale et volontaire et qui se différencient des phénomènes proprement rationnels surtout par leur nature extatique et la forme rythmée qu'elles revêtent. Aristote s'en était déjà aperçu* et Th. Mann affirme en brossant le portrait de Schiller que les pensées poétiques émanent du rythme du sang.** Ce rythme, conducteur de tension, et qui est dû à l'émotion et amène un soulagement, accroît en nous le désir instinctif du rythme et pousse ainsi à son usage plus fréquent, usage qui, par sympathie, provoque chez les autres une covibration. C'est ainsi que sont reconnues et admises les manifestations qui seront appelées plus tard esthétiques : musique, danse, poésie etc. Les primitifs, suivent parfois des heures durant, avec leur corps, des rythmes de ce genre, mais puisque nous sommes des hommes qui pensent, ces explosions du corps et de l'âme ne peuvent se cristalliser sous cette forme d'allégresse strictement animale. Les parties constitutives vocales de notre langage sont elles aussi des manifestations rythmiques et c'est ainsi qu'il devient inévitable

* Probl. p. 920b ; Poet. 4 et Polit. VIII. 5—7.

** Cf. aussi Aristéides Quintilianus, Jahn 1882, 59, 33 et ss. («on peut toujours établir un parallèle entre le rythme de la musique et la pulsation d'une nation») et B. Urickája, Az intonálás nemzeti rendszere (Le système national de l'intonation), Új Zenei Szemle (Nouvelle Revue Musicale) 11/1951, 9, 5. ss. avec B. Szabolcsi, Intonáció, népzene és nemzeti hagyomány (Intonation, musique populaire et tradition nationale), ibid. 12, 1 et ss. et le débat subséquent, pp. 5 ss.

que la rythmisation gagne l'intellect sous la forme d'une poésie articulée, avec des rimes, des allitérations, des parallélismes etc. Quoiqu'en dépit du fait, indispensable, que l'expression rationnelle gagne de plus en plus du terrain et que le rythme physiologique est en quelque sorte transposé, il n'en reste pas moins certain que dans la poésie véritable c'est l'élément irrationnel et rythmé qui est et qui reste jusqu'au bout, prépondérant et qu'au bout du compte, le rythme bat toujours plus pudiquement derrière les mots et les tournures employées, de plus: le poème le plus adroit sera composé — en «prose». C'est ainsi, par exemple, que le motif des trois princes, le plus jeune et le plus faible triomphant du dragon, est un rythme vécu, comme la danse, qui fait vibrer à la même cadence le sang et l'âme du conteur et des «autres». Car «L'oeuvre sort plus belle d'une forme au travail rebelle» disait Th. Gautier, et Th. Mann exigeait aussi à force de loi «l'extase froide».

Un mot ici — en passant — à propos de l'objection selon laquelle le rythme ne vibrerait que chez les élus d'une espèce exceptionnelle, c'est-à-dire chez les poètes, le commun des mortels n'étant capable que de les imiter mollement (Tarde). L'être humain en voie de devenir un homme, c'est-à-dire l'enfant gazouillant, puis rimant, de même que tous les primitifs «dansants», nous prouvent bien qu'il s'agit là d'une faculté innée, d'une «Welt- und Völkergabe» universelle. Le caractère complexe de notre nature humaine explique cependant le fait qu'en général on en arrive au compromis de la division du travail. Darwin qui réagit fortement dans sa jeunesse à la poésie, écrit qu'au fur et à mesure qu'il avançait dans ses études spéciales, il devenait de plus en plus intransigeant à l'égard de la poésie. C'est ainsi que les hommes qui restent adonnés au rythme deviendront les poètes, qui, selon Goethe, Fontane et d'autres encore, sont faits pour pré-sentir (vorfühlen), c'est-à-dire pour exprimer, à travers des manifestations rythmées apportant un soulagement, les aspirations qui accablent les masses sans qu'elles puissent les exprimer. Ceux par contre qu'une sorte de sclérose a rendus insensibles, ne font, en guise de poésie, que se mettre en branle, mus par la sympathie, et que disposer plus ou moins inconsciemment des paroles des poètes initiateurs comme s'il s'agissait des leurs.

C'est ainsi, pour en revenir à la poésie populaire, qu'enhardis aussi bien par des déclarations connues de poètes et de penseurs célèbres que par le rythme selon lequel s'est élaboré l'histoire littéraire nationale hongroise,* nous aussi nous propageons depuis 1920,** également, une tentative de solution: Il n'y

* Cf. Ungarische Jahrbücher 1938, pp. 125 et ss. 129 et ss. ainsi que Huszadik Század 1916, 369—390; Napkelet 1921, 346—349 etc.

** Pour les détails v. Napkelet (Cluj) 1920, 222, et sqq. Ici je prends aussi des libertés avec les résultats de mes études plus récentes: Archivum Philologic. 1940, pp. 224—235; Ethnographia 1939, pp. 254—296; 1940, pp. 143—187 et 273—308; Puszta Népe 1947, pp. 13—18; Ethnographia 1947, pp. 162—173; mon livre Homeros 1948 (Budapest) et A népköltészet elmélete és magyar problémái, Néptudományi Intézet Budapest, 1949.

a pas quant à l'objectif ni de poésie littéraire ni de poésie du peuple ; il y a seulement une poésie vraie qu'on pourrait appeler aussi « poésie de tous ». Ce qui revient à dire qu'il existe au vrai seulement des poèmes d'auteurs (souvent illettrés) qui sont singulièrement plus ou moins couronnés de succès populaire parce qu'ils font appel à des communautés plus ou moins étendues et « retentissantes », des poèmes d'une popularité différente.

C'est là une tentative de solution qui touche évidemment de très près aux idées françaises sur la « poésie populaire »* et à la notion de « common Muse » des anglais et dont le principe peut et doit être étendu en conséquence — mutatis mutandis — à toutes les oeuvres d'art. Il est donc une bévue de confronter comme des antipodes « la poésie parfaite selon l'art » (Kunstdichtung) et la poésie du « vulgus » (Volksdichtung). La poésie selon nous uniquement parfaite et idéale, la poésie vraiment populaire, aspire à devenir une poésie de tous autant que possible. Elle prend naissance quand un public attaché à ses traditions vieilles et ambitionnant ipso facto leur enrichissement, est en mesure d'offrir ses sensations obscures, conformes à l'époque en question, à un génie de ses membres exceptionnellement expressif, capable de formuler ces sensations d'une façon précise et avanteante et de redonner ses « propositions » immédiatement à sa communauté pour les passer au crible en les adaptant définitivement au style habituel. Il faut ainsi que le vrai poète trouve pour son public donné ou élu de mots c'est à dire de formes d'expression qu'étant projections des tensions momentanément pressantes du poète de même que de sa communauté, exigent un débordement approprié de faire cesser les inhibitions internes en les mettant par un sentiment de satisfaction en équilibre de l'une et l'autre part. C'est de cette manière que Homère p. e. pouvait devenir en même temps un poète populaire et le poète selon l'art jusqu'ici inégale. Le genre cependant que les allemands ont l'habitude de nommer « Volksdichtung » (nous autres hongrois nous le nommons pareillement « népköltészet »), n'existe pas dans son sens le plus restreint, comme si la collectivité en pouvait produire n'emporte quelle oeuvre d'art. Une poésie de ce genre existe seulement dans un sens qui ne veut que désigner des oeuvres (d'un auteur en renom ou anonyme, n'importe), aptes à vivre dans les milieux du « Volk » (« peuple ») quoique non exclusivement de ceux « qui ont les ongles bleus ».**

* Cf. P. Larousse, vol. 12, s. v. Poésie.

** Voilà sommairement ma conception concernant la poésie populaire, développé depuis 1920. de multiples fois, mais ignoré ostensiblement — comme je le vois après coup — par Béla Stoll qui a « découvert » (It. Közlemények LXII/1958, p. 175) à bon droit que la « Volksdichtung » ne peut être mise en parallèle avec la poésie non-populaire (c'est à dire « Kunstdichtung » par excellence), mais qui en même temps semble rejeter p. 172 et s. notre restriction logique et obligatoire concernant la dénomination de « Volksdichtung ». Une dénomination qui doit tirer — à notre avis — ses titres à juste raison uniquement de sa vie vécue au milieu de la foule ; ce qui est le trait organique et la conséquence nécessaire d'une théorie de la poésie réellement populaire.

Pour résumer et préciser :

Primo : *Le poète* est un individu qui crée au sein de la collectivité et qui est capable d'exprimer les aspirations nouvelles qui sont cause d'inquiétude de sa communauté (peuple, public), aspirations dont l'expression momentanément impossible pour cette communauté est devenue pour elle quand même une question vitale. Le caractère génial des poètes réside dans leur capacité de se transformer à certains moments en une sorte de devins, de baguettes divinatoires. C'est la mission du poète précurseur que de provoquer un sentiment de satisfaction aisée et de libération quasi physiologique dans les masses. Le poète est un *ἴδιος ἐν κοινῇ σταλείς*. C'est pourquoi Goethe se nomma un être collectif qui porte le nom de Goethe ; c'est pour cela encore que le poème dont s'enorgueillissait le plus notre Jean Arany est un poème dont un porcher avait dit qu'il aurait pu l'écrire lui-même ; et c'est ainsi que l'orbite du vrai poète (« populaire » à notre sens) est un orbite sévèrement réglé. Sa mission exige qu'il soit en quelque sorte accordé avec son public pour avoir la même voix que lui, et c'est ainsi que les poètes, même les plus grands, ont parfois utilisé la littérature de colportage afin de demeurer dans les chemins battus, tout en les ennoblissant. De même les Grecs, eux-aussi adaptaient à la scène leurs mythes les plus répandus. Ainsi les poètes constituent une catégorie assez large. Car on peut *déjà* qualifier de poète populaire celui qui reproduit un sujet traditionnel, d'une façon en gros personnelle. Et même un Goethe, un Arany, un Pouchkine seront *encore* des « poètes de tous » dans la mesure où une communauté considérable accepte et justifie leurs « propositions ».

Un grand poète n'est donc jamais tout à fait distancé et jamais complètement individuel. André Gide l'a fort bien dit, qui déclarait, en adoptant non sans esprit les paroles de l'Evangile, que la vie personnelle du poète doit se perdre dans celles de tous pour se sauver. Werfel lui aussi mettait une opinion semblable dans la bouche de Verdi, le héros de son roman (son mot se rapporte à la musique, mais il peut être très évidemment généralisé) : « Il n'est pas donné à l'homme de créer, mais seulement de trouver. Il n'est pas possible de composer : les mélodies existent. Elles ne peuvent être inventées, mais seulement découvertes ». (Nous connaissons un mot tout à fait semblable de Glinka, et Béla Balázs en eut aussi la coutume de dire qu'il avait « trouvé » un conte.*). Ainsi, où et dans quelque condition que le poète soit né, un vrai poète ne peut être qualifié comme tel que dans la mesure où il est capable de produire une nouvelle « poésie populaire », c'est-à-dire une « création de tous » parfaite.** Un poète comme Homère, le poète de l'Illiade, ne pouvait devenir le poète de sa communauté qu'en parlant le langage du folk-memory et en l'enrichissant même par écrit. Le secret de son incomparable grandeur réside

* Cf. le périodique Nyugat XI, nr. 13, p. Quant aux aspirations semblables dans l'épique cf. Marót, Th. Mann és a Klasszikusok, E. Ph. K. 1916, 237 et ss.

** Cf. notre Les Origines du Poète Homère, R. É. Hom. 1934, p. 54.

dans le fait qu'en se basant sur une tradition orale exceptionnellement riche, il a été capable d'en trier tous les grains utilisables pour son art propre, art qui restant ainsi populaire, pouvait donner lieu à un alliage déjà littéraire. Ainsi que le disaient Calhoun, A. B. Lord et A. Lesky également ; bien qu'Homère ait couché son oeuvre par écrit, il composait oralement comme ses prédécesseurs, de génération en génération.* Et c'est ainsi qu'Homère, autrefois poète de la Grèce entière, est devenu aujourd'hui le poète de toute communauté imbuë d'une certaine culture.

Ainsi — secundo — le *public* (non seulement le «Volk»!) devient pour nous jusqu'à un certain point, grâce à sa mission préparatoire et «prescrivante», et à son travail ultérieur de filtrage et d'adaptation, quasi un «coauteur», sans lequel il n'y a ni poète ni oeuvre. Le degré de succès de la collaboration est déterminé par l'intensité expressive du poète et l'extensibilité de la communauté en question (village, tribu, nation, humanité, etc.).

C'est ainsi qu'au point de rencontre propice d'un vrai poète (venu d'en haut ou d'en bas) avec une communauté relativement grande, naissent quelquefois des oeuvres, dont «la manière de vivre» justifie et provoque même jusqu'à un certain point l'appellation de «poésie populaire». Une conjoncture favorable de cet ordre s'est produite, (et tous les indices que nous possédons en sont une preuve suffisante), vers le IX—VIII^e siècle avant notre ère sur le territoire de l'Asie Mineure grecque ; vers le XII^e siècle de notre ère chez les ukrainiens de Kiev, et elle se rencontre également dans un passé plus proche (aux XVIII—XIX^e siècles principalement), chez les Finnois, dans la partie de Balkans habitée par les Slaves méridionaux, sur la terre des Sicules en Transylvanie etc. Et bien entendu il y en aura d'autres encore dans l'avenir, quoique dans des conditions intellectuelles variant constamment, étant donné le fait que les marques de la notion «peuple» varient elles-mêmes d'une époque à l'autre, comme nous le voyons de nos jours d'une façon particulièrement grossière dans notre Europe. Nul besoin alors de diviser l'unique et vraie poésie en poésie littéraire et littérature du peuple («Volksdichtung»).

Mais alors — tertio — le *ποίημα* c'est-à-dire l'*artefactum* doit être un vrai «motif humain» qui exprimé par le poète à un moment où il trouve un écho dans sa communauté, ne peut avoir toujours et partout la même valeur. De même que le poète est un phénomène «relatif» et le public une quantité variable, de même l'importance et la valeur du poème ne peuvent être naturellement ni constantes ni uniformes. Une chanson par exemple qui de nos jours est considérée comme une chanson artistique, peut devenir demain ou ailleurs, une chanson populaire ; et vice versa, ce que chacun a aujourd'hui à la bouche ou porte en son coeur (comme autrefois on portait le Werther de Goethe

* Cf. mon livre en préparation : Die Anfänge der griechischen Literatur, Vragen, 3^e chapitre : Der Hexameter, (c. Acta Antiqua 1958, pp. 1—65) et Albin Lesky, Mündlichkeit und Schriftlichkeit im homerischen Epos (Festschrift D. Kralik, 1954).

ou le Lied «An der Quelle...» de Schiller) peut devenir demain la lecture de quelques initiés tout au plus. Il y a donc des différences en ce qui concerne la force efficiente (c'est-à-dire le succès, la durée etc.) d'un motif, mais il y en aura aussi selon le *γένος* dans lequel il entre en scène et selon la nature du milieu dans lequel il apparaît et vit.

Ainsi les oeuvres qui sont uniquement basées sur les mots (textes accompagnant une mélodie par exemple) susceptibles de varier de temps à autre, seront moins aptes à survivre et même à revivre. Incomparablement plus durables seront celles qui sont venues au monde avec l'appui «des mains et des pieds» (comme les chorals primitifs, jeux mimiques et dramatiques), bien que celles-ci, à un niveau intellectuel supérieur ne soient pas particulièrement appréciées, ainsi que l'a déjà fait remarquer Aristote. Peut déjà être qualifié d'«éternel» un motif bien trouvé (à condition que son rythme coïncide avec une ligne essentielle de notre humanité, comme dans le cas des contes populaires, des anecdotes réussies), en dépit du fait que la rédaction et même la langue en sont nécessairement variables au cours de leur diffusion. En fin de compte : ce sont les mélodies musicales, pouvant le plus facilement se rendre indépendantes des textes et même des gestes, qui sont relativement les plus aptes à survivre et à revivre. Kodály et Bartók en ont trouvé un certain nombre qui existent peut-être depuis plus de mille ans sans avoir subi aucun changement notable.

DER ALTE ORIENT UND DAS KLASSISCHE ALTERTUM

Die Frage der historischen Beziehungen zwischen dem Alten Orient und dem Klassischen Altertum beschäftigt schon seit langer Zeit her die wissenschaftliche Forschung. Schon die antiken Schriftsteller erkannten die politische und kulturelle Bedeutung der orientalischen Staaten für die griechisch-römische Welt, und sie überlieferten in ihren Werken zahlreiche Angaben über die Beziehungen der klassischen Antike zu dem Orient. Das antike Quellenmaterial beeinflusste weitgehend auch das Urteil der modernen Forschung über das Verhältnis des Alten Orients zu der griechisch-römischen Welt. Solange die in den alten orientalischen Sprachen überlieferten Quellen nicht zugänglich wurden, war in der geschichtlichen Forschung eine solche Betrachtungsart vorherrschend, die in der Geschichte der alten orientalischen Staaten nur das historische Vorspiel und den Hintergrund der klassischen Antike erblicken wollte. Wohl bezeugten zahlreiche antiken Quellenangaben jenen Einfluss, den der alte Orient auf die geschichtliche Entwicklung der Griechen und Römer ausgeübt hatte, aber dennoch wurde die Ansicht allgemeingültig, als ob sich die antike Kultur im Grunde doch selbständig entwickelt hätte, und eine individuelle Schöpfung des Griechentums ohne Vorläufer gewesen wäre.

Die Entzifferung der altorientalischen Schriften und der unerhörte Aufschwung der Archäologie haben diese Betrachtungsart — obwohl sie hier und da auch heute noch vertreten wird — eigentlich schon längst widerlegt. Man musste im Lichte der neuen Quellen einsehen, dass Entfaltung und Entwicklung der antiken Kultur ohne den ständigen Einfluss des alten Orients gar nicht denkbar wären. Es genügt hier an die griechische Epik, an den Kronos-Mythos, an die hesiodischen Prooimien, an die orientalischen Vorgänger und Quellen der Pandora- und Danae-Geschichten, oder an Herodots altpersische Novellen zu erinnern, um nur die neueren Ergebnisse der ungarischen Altertumsforscher zu erwähnen. Man kann im allgemeinen behaupten, dass in der Erforschung der Beziehungen zwischen dem alten Orient und der antiken Welt die grösste Aufmerksamkeit heute überall dem archaischen Zeitalter gewidmet wird; es wird innerhalb der Grenzen dieser Epoche immer eindeutiger nachgewiesen, dass die Schöpfungen der archaisch-griechischen Kultur in vielen

Fällen unmittelbar auf den Schultern der altorientalischen Vorläufer stehen, die organischen Fortsetzungen dieser Vorläufer darstellen.

Prüft man die Verbindungen des alten Orients mit der griechisch-römischen Antike, so steht heute neben dem archaischen Griechentum meistens der Hellenismus im Vordergrund des Interesses. Es ist interessant zu beobachten, dass auf diesem Gebiete in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Orient und Griechentum eben das Umgekehrte jener Betrachtungsart zur Geltung kam, als im Zusammenhang mit dem archaischen Griechentum. Es wird zwar allgemein zugegeben, dass der Einfluss des alten Orients auf das Griechentum auf dem Gebiete der materiellen Kultur, der Sprache, Religion, der bildenden Kunst und Literatur auch zu dieser Zeit keineswegs unbedeutender als im archaischen Zeitalter war, aber es wurde dennoch die Ansicht vorherrschend, als ob der Hellenismus im Grunde gar nichts anderes als die Ausbreitung der griechischen Produktionsverhältnisse und der griechischen Kultur auf die altorientalische Welt gewesen wäre.

Ohne Zweifel erreichte die altertumswissenschaftliche Forschung in der Untersuchung der orientalischen Beziehungen der klassischen Welt im letzten Jahrhundert, und besonders in den letzten Jahrzehnten, ausserordentliche Ergebnisse. Nicht ohne Grund konnte in der letzten Zeit ein hervorragender Kenner dieser Fragen behaupten, dass die Grenzen zwischen den Forschern der klassischen Antike und denjenigen des alten Orients heute eigentlich schon aufhören sollten. Es muss aber dennoch auch darauf hingewiesen werden, dass die Untersuchung dieses Problems trotz der erreichten bedeutenden Ergebnisse in mancher Hinsicht noch mangelhaft blieb. Es standen im Mittelpunkt der Forschungen hauptsächlich die kulturellen Erscheinungen, und hinter diesen blieb so gut wie völlig vernachlässigt die Frage: auf Grund welcher ethnischen und gesellschaftlicher Entwicklung die kulturelle Wechselwirkung zwischen klassischer Antike und dem alten Orient zustande kam und lange Zeit hindurch erhalten blieb. Als Ausnahme dürften in dieser Beziehung nur die Werke von A. B. Ranowitsch und einiger Sowjetforscher gelten, die die historische Rolle des Hellenismus zu klären versuchten, wie auch die umfangreiche Monographie von E. Welskopf, die die Feststellungen der Klassiker des Marxismus über die altorientalischen und antiken Produktionsverhältnisse einer eingehenden Prüfung unterwarf. Diese Werke sind eigentlich schon Vorläufer einer neuen Forschungsrichtung. Will man die Erforschung der Beziehungen zwischen Orient und klassischer Antike fördern, so wird man in der Zukunft offenbar in höherem Masse jene gesellschaftliche und ethnische Entwicklung beachten, die Grundlage und Voraussetzung der kulturellen Wechselwirkung bildete. Man hat auf diesem Gebiete noch sehr viel zu tun. Eben darum wollen die folgenden Bemerkungen nur jene Probleme der Erforschung orientalischer und klassischer Beziehungen in den Vordergrund stellen, die ihre Lösung in der Zukunft finden sollen.

Die Vorgeschichte der historischen Beziehungen zwischen dem alten Orient und der griechisch-römischen Welt reicht noch in das II. Jahrtausend v. u. Z. hinauf. Unser Bild über die ethnischen Verhältnisse dieses Zeitalters veränderte sich in hohem Masse im Laufe der letzten Jahrzehnte. Während man früher dachte, dass die Griechen am Anfang des II. Jahrtausends in eine mediterrane Welt hineingedrungen wären, deren Sprache und Kultur ihnen völlig fremd sein mussten, gewinnt man heute immer mehr die Überzeugung, dass mindestens im östlichen Teil des alten Mittelmeerbeckens eine ganze Reihe von Völkern mit indoeuropäischer Sprache den Griechen vorangegangen sein muss. Man muss mit einer Urbevölkerung von indoeuropäischer Sprache ausserhalb der griechischen Siedlungen auch noch in Kleinasien rechnen, wo neben den Hettitern, Luwiern, Hieroglyphen-Hettitern und Paläern einst wohl auch noch andere Stämme mit indoeuropäischen Dialekten gelebt haben mögen. Möglicherweise wird sich auch jene Annahme der Bossert-Schule richtig erweisen, dass man auch in Syrien und in einigen Teilen von Palästina mit Hettitern oder mit verwandten ethnischen Elementen zu rechnen hätte; ja zur Zeit ist auch die Annahme nicht unmöglich, dass die vorgriechische Bevölkerung von Kreta luwisch oder ein Volk mit verwandter Sprache gewesen sei. Diese Vermutungen, die sich zur Zeit noch im Gärungsprozess befinden, lassen sich sehr gut auch mit jener Hypothese von Gelb vereinigen, wonach die Urheimat der Indoeuropäer Mesopotamien gewesen wäre. Wohl ist diese Vermutung angesichts der klassischen Theorie über die indoeuropäische Urheimat heute noch verblüffend, aber man muss zugeben, dass sie dennoch für manche sprachlichen Erscheinungen, darunter auch für nachweisbar alten Verbindungen der indoeuropäischen und semitischen Sprachen die naheliegendste Erklärung liefern könnte. Wie man auch diese Fragen in der Zukunft beantworten sollte, so viel ist allerdings wahrscheinlich, dass die Griechen im Laufe des II. Jahrtausends auf dem südlichen Teil der Balkan-Halbinsel vor allem mit einer indoeuropäischen Urbevölkerung des Mittelmeerbeckens in Berührung kamen.

Ein Teil der altorientalischen Völker blickte im II. Jahrtausend schon auf eine bedeutende historische Vergangenheit zurück. Ägypten erhob sich nach der Vertreibung der Hyksos unter der Herrschaft der XVIII. Dynastie zu dem führenden Staat des Ostens. Was die politische Bedeutung betrifft, wurde das Kassitenreich des babylonischen Staates in der zweiten Hälfte des Jahrtausends hinter dem hinaufsteigenden Assyrien und hinter jenem Mitanni-Staat in den Hintergrund verdrängt, der allerdings nur für eine kurze Zeit bedeutend wurde. Was war das Verhältnis des Griechentums zu diesen entwickelteren orientalischen Staaten? Inwiefern vermochten diese die gesellschaftliche Entwicklung der Griechen zu beeinflussen? Diese Fragen lassen sich kaum mit Bestimmtheit beantworten, ehe man die endgültige sprachliche und philologische Interpretation und Auswertung des Quellenmaterials in Linear

B-Schrift vollzogen hätte. Wahrscheinlich blieb aber die historische Umgebung der altorientalischen Staaten nicht ohne Einfluss auf die Griechen. Man beobachtet nämlich die schnellste Entwicklung, die Entfaltung der Klassengesellschaft und die Ausbildung des Staates zuerst eben bei denjenigen Griechenstämmen, die als ersten über das Meer mit altorientalischen Völkern in Berührung kamen, während die übrigen Stämme im Inneren der Balkan-Halbinsel hinsichtlich der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutend zurückblieben. Man wird aber die Wichtigkeit der Beziehungen des mykenischen Griechentums zum alten Orient in der ersten Hälfte des II. Jahrtausends doch kaum übertreiben dürfen. Nach dem Zeugnis des archäologischen Fundmaterials entfaltete sich eine nähere Handelsbeziehung der mykenischen Griechen zu Ägypten erst dann, als es in Mykene schon einen Staat gab, dessen Herrscher, wie man es aus dem Fundmaterial der Schachtgräber ersieht, bedeutende Macht und Reichtum in ihrer Hand konzentrierten. Es ist wohl kein Zufall, dass das mykenische Königtum seine Verbindungen eben mit Ägypten auszubauen trachtete. Die führende Macht des Mittelmeeres war zu dieser Zeit Ägypten; auch das syrische Küstengebiet, das in handelspolitischer Beziehung so wichtig war, stand infolge der Eroberungen von Thutmosis dem III. unter ägyptischer Kontrolle. Die Handelsverbindungen zwischen Ägypten und Mykene wird man sich wohl in ähnlicher Form denken dürfen, wie auch der Handel zwischen dem Fürsten von Alašiya und Ägypten in den Tafeln von El-Amarna geschildert wird. Es war im Grunde wohl ein Tauschhandel zweier Herrscher. Darf man unter den «Haunebut» der ägyptischen Quellen aus der Zeit der XVIII. Dynastie die mykenischen Griechen verstehen, und schenkt man Glauben der ägyptischen Schilderung, so ist es auch nicht ausgeschlossen, dass die Herrscher von Mykene mindestens der Form nach die Oberhoheit des Pharaos anerkannten. Diese Verbindung trug wohl zu dem Ansehen der mykenischen Könige bei, und der Handel hat unter gewissen Grenzen wohl auch die Entwicklung der Produktion gefördert.

Nach dem Verfall der XVIII. Dynastie fingen die mykenischen Griechen an, sich nach Kleinasien und Syrien zu orientieren. Griechische Siedlungen kamen in Rhodos und Kypros zustande, ja eine griechische Handelskolonie erschien auch in Ugarit. Die griechische Kolonisation dieses mykenischen Zeitalters ist in ihren Einzelheiten noch nicht bekannt genug, aber man wird diese doch für einen viel wichtigeren historischen Prozess halten müssen, als es in der bisherigen Forschung geschah. Es ist ein heikles Problem in der Geschichte der mykenisch-griechischen Beziehungen zum alten Orient in der III. spät-helladischen Periode die sog. Ahhiyawā-Frage. Ohne auf diese Frage hier näher eingehen zu wollen, darf es jetzt bemerkt werden, dass man den sprachwissenschaftlichen Teil dieser Frage heute schon als lösbar ansehen darf: der Name Ahhiyawā ist allerdings mit dem Namen der Achäer identisch. Historisch heisst es also so viel, dass das mykenische Griechentum und die Hettiter, und

überhaupt jene Völkerschaften Kleinasiens, die der griechische Handel erreichte, ständige und enge Berührungen miteinander hatten; im Rahmen dieser Berührungen waren die Griechen selbstverständlich auch zahlreichen orientalischen Einflüssen ausgesetzt. Denkt man daran, dass eine ganze Reihe der griechischen Mythen orientalischer Herkunft aus einer Zeit entstammt, die der zweiten grossen Kolonisation der Griechen im VIII. Jahrhundert vorangeht, so ist es sehr wahrscheinlich, dass diese Mythen wohl gerade zu dieser Zeit übernommen wurden. Das Fundmaterial der neuesten Ausgrabungen auf Zypern gewähren einen interessanten Einblick in die Geschichte der mykenisch-griechischen Kolonie auf Kypros und in ihre gesellschaftliche Entwicklung.

Mögen unsere Angaben über das mykenische Zeitalter auch noch so mangelhaft sein, so wird man doch wahrscheinlich die zu dieser Zeit angeknüpften Verbindungen mit den altorientalischen Staaten von griechischem Gesichtspunkt aus für einen sehr wichtigen historischen Faktor halten müssen. Die Pylos-Tafeln legen die Vermutung nahe — wie man es hauptsächlich aus den Untersuchungen von Lurje ersieht —, dass der Achäer-Staat zu dieser Zeit wohl auf einer bedeutend niedrigeren Entwicklungsstufe stand (besonders wenn man die Grundeigentumsverhältnisse in Betracht zieht), als die sumerischen Städte in der zweiten Hälfte des III. Jahrtausends. Die politischen und Handelsbeziehungen zu dem alten Orient trugen zu der Steigerung der Macht und des Reichtums der mykenischen Herrscher bei, und indem sie auch die Entwicklung gewisser Zweige der Produktion förderten, beeinflussten sie bis zu einem gewissen Grade auch die Entfaltung der mykenischen Gesellschaft, während die von dem Orient her übernommenen literarischen, künstlerischen und religiösen Elemente die Kultur des Griechentums wesentlich bereicherten. Aber die Berührungen mit den mykenischen Griechen liessen auch die altorientalischen Staaten nicht unbeeinflusst. Für diese zeigte sich die Wirkung der Griechen wohl darin, dass ihr Handel sich ausbreitete, und dass dies keineswegs unbedeutend war, das ersieht man besonders daraus, wie weit sich die keramischen Produkten und die Motive der mykenischen Kunst im alten Orient verbreiteten.

Die Entwicklung der mykenischen Gesellschaft und ihre Verbindungen mit dem alten Orient, ja auch der Orient selbst wurden durch die sog. ägäische Wanderung schwer erschüttert. Man hat den Eindruck, als ob das Griechentum seine gesellschaftliche Entwicklung Jahrhunderte später, nach einer längeren ins Dunkel verhüllten Periode, auf einer wesentlich niedrigeren Stufe als diejenige der mykenischen wieder begonnen hätte. Vielleicht entspricht dieser Eindruck in der Tat der historischen Wirklichkeit. Die engeren Beziehungen zu dem Orient wurden allerdings erst vom VIII. Jahrhundert ab wieder aufgenommen. Dieses neue Zeitalter der Beziehungen zwischen dem Griechentum und dem Orient, das mit der griechischen Siedlung von Al-Mina auf dem syrischen Küstengebiet beginnt, unterscheidet sich in mancher Hinsicht von dem-

jenigen der mykenischen Periode. Infolge der ausgedehnten Kolonisation kamen bedeutende Massen des Griechentums in unmittelbare Beziehungen zu den altorientalischen Staaten. Die ethnischen Verbindungen und die Rahmen des Handels wurden dementsprechend in hohem Masse erweitert, während die Steigerung der Warenproduktion die Entwicklung der griechischen Gesellschaft wesentlich beeinflusste, und letzten Endes zum Entstehen der antiken Sklavenhaltergesellschaft führte. Das griechische Ethnikum wurde infolge der Kolonisation und auch infolge des griechischen Söldnerwesens ein bedeutender Faktor im Leben der altorientalischen Staaten. Zu gleicher Zeit lernten auch die Griechen die bis dahin unbekannten Gebiete und Völker des Orients kennen, und es kamen Verbindungsfäden — zum Teil mit griechischer Vermittlung — auch zwischen Italien und dem Osten zustande. Die griechische Siedlung von Al-Mina entstand wahrscheinlich in jener Zeit, als Nord-Syrien übergangsweise unter der Herrschaft von Uraïtu stand. Und so hatten die Griechen über diese Siedlung unmittelbare Verbindungen auch mit dem zu dieser Zeit mächtigen urartäischen Staat hergestellt.

Die Verbindungen der antiken Welt mit dem Orient wurden also zu dieser Zeit enger, und das trug auch zu der Entwicklung beider Gebiete in höherem Masse als in der mykenischen Periode bei. Den höchsten Punkt dieser Epoche darf man wohl im Entstehen des altpersischen Reiches erblicken, dessen Bedeutung für die Geschichte der alten Welt ausserordentlich gross war. Wohl hatte auch dieser mächtige Staat keine einheitliche Wirtschaftsbasis zur Grundlage, aber er fasste doch für zwei Jahrhunderte die Gebiete sämtlicher Staaten des nahen Ostens zusammen, und er wurde zum gemeinsamen Fortsetzer der ganzen geschichtlichen Entwicklung auf diesen Gebieten. Das Zustandekommen des Perserreiches bedeutet auch in der Geschichte der antiken Beziehungen zu dem Orient einen wichtigen Wendepunkt. Von Nord-Afrika ab bis zum Ufergebiet des Schwarzen Meeres kamen zahlreiche griechischen Städte unter persische Herrschaft. So wurde ein bedeutender Teil des Griechentums auch selber zu einem Bestandteil des mächtigsten altorientalischen Staates; als Söldner, Händler, Handwerker, Ärzte und Schiffer umwoben die Griechen das mächtige Gebiet vom Ägäischen Meer bis zum Fluss Indus und von Ägypten bis Medien. Die wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Wechselwirkung erreichte zwischen den Griechen und dem persischen Reich eine sehr hohe Stufe, obwohl manche Einzelheiten dieses geschichtlichen Vorgangs noch lange nicht erhellt sind. Zu derselben Zeit trat der alte Orient im Rahmen des persischen Reiches politisch als ein zusammenhängendes und ganzes der antiken Welt gegenüber auf. Es ist bekannt, eine wie bedeutende Wirkung das altpersische Reich auf die Geschichte der griechischen Städte im V. und IV. Jahrhundert ausgeübt hatte.

Kam der Einfluss des alten Orients schon in der Zeit des archaischen und klassischen Griechentums in immer höher steigender Weise zur Geltung, so

darf man in der Zeit des Hellenismus schon geradezu von einem Zusammenwachsen der altorientalischen und griechischen Geschichtsentwicklung sprechen. Wohl hat die Eroberung Alexanders des Grossen die politische Einheit der griechisch bewohnten Gebiete und des Perserreiches nur für kurze Zeit verwirklicht, aber es entstanden zahlreiche griechischen Siedlungen auf dem Gebiete des ehemaligen Perserreiches, der Gebrauch der griechischen Sprache und Schrift verbreitete sich weit bis nach Indien und Inner-Asien. Die griechische Kultur fasste also auch nach dem Zerfall der politischen Einheit dieses mächtige Gebiet scheinbar noch zusammen. Das war am leichtesten zu beobachten, und gerade in dieser Erscheinung erblickte man einen Grund für den Gebrauch des Namens Hellenismus. Es wäre jedoch verkehrt bei der Oberfläche der kulturellen Erscheinungen stehen zu bleiben. Wohl eben diese Tatsache hat in den letzten Jahren die Forscher zu einem Erklärungsversuch der historischen Rolle des Hellenismus veranlasst; sie dachten, dass die hellenistischen Staaten im Grunde die Entwicklung der Sklavenhalterwirtschaft der griechischen Polis auf höherer Stufe wiederholten. Dies trifft in gewisser Hinsicht zweifellos zu. Das neue Quellenmaterial jedoch, das in den letzten Jahren zum Vorschein kam, sowie auch die Ergebnisse der neueren Forschungen ermöglichen schon die Umrisse des Problems genauer zu entwerfen.

Im alten Orient und überhaupt in der Sklavenhaltergesellschaft spielte die Warenproduktion immer eine untergeordnete Rolle gegenüber der Naturalwirtschaft. Infolgedessen bildeten das wichtigste Element in der gesellschaftlichen Entwicklung immer die Grundeigentumsverhältnisse. Wir können eben in diesem Zusammenhang auf jene neuen wichtigen Ergebnisse hinweisen, die der Assyriologe, Diakonow und sein Schüler, Sarkisian in der Erforschung der mesopotamischen Grundeigentumsverhältnisse erreichten. Diakonow vermochte durch eine gründliche und überzeugende Interpretation des Quellenmaterials die Unhaltbarkeit jener Auffassung nachzuweisen, wonach der höchste Eigentümer des Bodens in den altorientalischen Staaten von Anfang an der Herrscher gewesen wäre. Es stellte sich statt dessen heraus, dass z. B. im Zeitalter der akkadischen Dynastie der grössere Teil des Grundeigentums Privatbesitz der städtischen Einwohner war, und nur der kleinere Teil von ihm Tempelbesitz, bzw. später königliches Grundeigentum darstellte. Es zeigte sich also in der Entwicklung der Grundeigentumsverhältnisse gerade das Entgegengesetzte dessen, was man früher dachte. Es entwickelte sich aus dem Sippen- oder Stammeseigentum nicht das königliche Grundeigentum, sondern jenes Privateigentum der Städtestaaten, das noch viele gemeinschaftliche Züge bewahrte, und überhaupt das Privatgrundeigentum entstand in Mesopotamien nicht aus den königlichen Schenkungen, die im allgemeinen nicht in den Privatbesitz des Besitzers hinübergingen, sondern es kam eher dadurch zustande, dass man mit der Zeit das Grundeigentum der Sippen- oder Dorfgemeinschaft aufteilte. Am Anfang der Entwicklung standen also die

mesopotamischen Städtestaaten in Bezug auf ihre innere Autonomie und hinsichtlich ihrer Grundeigentumsverhältnisse viel näher zu der antiken Polis, als man es bisher jemals zu denken gewagt hätte. Es fragt sich nur, ob diese mesopotamischen Städtestaaten diese ihre Eigenart auch im Laufe der weiteren Entwicklung bewahrten. Wir besitzen nämlich aus der späteren Zeit unzweifelhafte Angaben dafür, dass der höchste Grundeigentümer des Staates der Herrscher wurde. Eindeutig wird dies in Bezug auf das altpersische Reich durch die Aršām-Briefe bewiesen. Und hier werden jene Angaben bedeutend, auf welche Sarkisian aufmerksam machte. Nach diesen besaßen nämlich die Städte in Babylon am Ende des IV. Jahrhunderts Autonomie, und einen städtischen Grundeigentumsbezirk. Da diese Angaben noch aus der Zeit vor der Entstehung des seleukidischen Staates entstammen, zeigen sie zweifellos auch die Grundeigentumsverhältnisse des altpersischen Reiches.

Welche Schlüsse darf man nun daraus ziehen? — Wohl sind also die Grundeigentumsverhältnisse, die man in den Staaten der Diadochen vorfindet, und deren Hauptmerkmal in dem Nebeneinander des städtischen und des königlichen Grundeigentums besteht, nicht dadurch zustande gekommen, dass man die griechischen Verhältnisse der Polis auf das Gebiet der altorientalischen Staaten hinübertrug, sondern diese waren wohl auch schon früher vorhanden. Der Hellenismus hat also in dem alten Orient wohl keine wesentlich neuen Grundeigentums- und Produktionsverhältnisse geschaffen, man könnte höchstens davon reden, dass die neuen griechischen Städte bis zu einem gewissen Grade die Entwicklung der Warenproduktion und der Sklavenhalterwirtschaft förderten.

Man darf auch die Tatsache nicht ausser acht lassen, dass die Diadochenstaaten in hohem Masse die Staatsorganisation des altpersischen Reiches übernahmen, und dass jene Griechen, die dorthin hinübersiedelten, bald unter den Einfluss der altorientalischen Kultur gerieten, ja sie verschmolzen bald mit den fremden ethnischen Elementen ihrer Umgebung. Zu derselben Zeit geriet auch das griechische Mutterland unter den tiefgreifenden Einfluss der altorientalischen Kultur, und der orientalische Faktor wurde zu einem viel wesentlicheren Teil der antiken Kultur, als umgekehrt. Im ganzen muss man das Verschmelzen der altorientalischen und der altgriechischen Geschichtsentwicklung im Hellenismus für einen Prozess von weltgeschichtlicher Bedeutung halten, dessen historisches Bild auch noch mit der Bemerkung ergänzt werden soll, dass zu dieser Zeit auch die Beziehungen zu den alten Staaten des Fernen Ostens, Indien und China angeknüpft wurden. Diese Verbindungen bestanden von dieser Zeit ab in verschiedenen Formen bis zum Ende des Altertums, und wenn wir uns mit ihnen auch nicht eingehender beschäftigen können, so dürfte ihre historische Bedeutung selbst aus einem einfachen Hinweis auf den Seidenhandel hervorgehen.

Und zum Schluss wollen wir noch einen kurzen Blick auf das Zeitalter des römischen Reiches werfen. Das Entstehen des römischen Reiches trennte zum

Teil die antike Welt von dem alten Orient, aber zum Teil fügte es auch bedeutende Gebiete des Orients für Jahrhunderte in seine eigenen Rahmen hinein. Es wird durch zahlreiche Angaben bezeugt, dass die Grundeigentumsverhältnisse in den östlichen Provinzen selbst unter der römischen Herrschaft im wesentlichen unverändert blieben. Einen Unterschied dürfte man vielleicht nur darin erblicken, dass die einstigen Besitzer des königlichen Grundeigentums zum Teil Eigentümer ihrer Grundbesitze wurden. Die Verhältnisse, die auf diese Weise zustande kamen, erinnern sehr an jene römisch-italischen Verhältnisse die sich im Laufe der historischen Entwicklung vielleicht auch nicht völlig ohne einen orientalischen Einfluss entwickelten; wie bekannt, war für diese römisch-italischen Verhältnisse das Nebeneinander des munizipalen Grundeigentums und jenes Grossgrundbesitzes charakteristisch, der sich aus dem *ager publicus* ausbildete. Der Verfall der Munizipien und das Aufhören des munizipalen Grundeigentums am Ende des Altertums war mit dem Sieg des Grossbesitzes und des Landes über der Stadt gleichbedeutend; das führte dann später zum Entstehen der feudalen Grundeigentumsverhältnisse und dadurch zum Mittelalter hinüber.

A. DOBROVITS

LE PROBLÈME DE LA FRONTALITÉ DANS LA SCULPTURE ÉGYPTIENNE ET GRECQUE

Notre but n'est pas de faire ici une conférence; nous nous bornerons à soulever quelques problèmes susceptibles de fournir de nouveaux points de vue à la recherche d'une question beaucoup discutée, d'ordre d'histoire et de théorie de l'art.

Le problème de la frontalité dans la sculpture grecque archaïque, égyptienne et celle de l'Orient antique a fait l'objet de nombreuses recherches des historiens de l'art : de Maspero — qui n'utilise pas encore ce terme, mais comprend son essence — Aloys Riegl, Salis, Curtius, Deonna, Bénédict, Boreux, Bissing, W. Müller, Löwy, Charbonneaux, etc. etc. Récemment ce sont les recherches de Ludger Alscher qui ont apporté d'importants résultats dans le domaine de l'étude de la structure des statues grecques archaïques.

Nous nous sommes occupés nous-mêmes à maintes reprises du problème de la frontalité, notamment dans notre étude parue il y a juste vingt ans, donc en 1938, étude intitulée: "Harpokrates. Probleme der ägyptischen Plastik." Nous avons traité dans cet ouvrage les lois de la frontalité en même temps que les règles fondamentales de la représentation dans l'art plan (Flachkunst) égyptien, c'est à dire, de la loi des plus grandes surfaces (das Gesetz der grössten Flächen) que nous avons désignée sous ce nom dans le même ouvrage. Dans cette étude nous nous sommes opposés à la théorie de Heinrich Schäfer, théorie développée dans plusieurs éditions successives de l'ouvrage intitulé «Von ägyptischer Kunst». Schäfer a désigné la manière de représenter les figures selon la loi des plus grandes surfaces par l'expression «Geradeaufsichtig — vorstellig». Contrairement à lui, nous n'avons vu dans cette manière aucune loi qui soit influencée par des notions préalablement déterminées par les souvenirs et consacrées par des traditions, mais un des modes possibles de représenter les visions spatiales dans le plan et sur la surface, sans compter le mode qui est en dehors des limites de l'art et qui utilise les moyens de la géométrie descriptive. L'autre mode est la manière perspective, en acceptant la large gamme des transitions susceptibles de se produire entre ces deux modes.

Nous avons considéré comme l'essence de la représentation selon la loi des plus grandes surfaces le fait que la représentation adapte au plan la vision

spatiale, la soumet à la surface de la représentation en la décomposant en surfaces planes caractéristiques et faciles à réaliser.

L'autre procédé, le procédé perspectif, donne l'illusion de l'espace sur la surface plane. — Nous avons cherché en même temps la cohérence entre la loi des plus grandes surfaces, se faisant valoir dans l'art plan, et la frontalité dans la sculpture, rencontrées parallèlement. Schäfer tend à éliminer cette dernière notion, et pour la remplacer, il désire introduire la notion de «*Richtungsgrade*». Tout en acceptant, même en accentuant la conception de la sculpture égyptienne de respecter et de non décomposer l'unité de la surface de la statue, nous avons insisté sur la spatialité toujours bien réfléchie de la statue égyptienne, sa conception en trois dimensions et sa structure architectonique ainsi qu'organique.

Schäfer, aussi bien que les chercheurs cités ou non mentionnés, ont considéré la frontalité et la méthode de la représentation selon la loi des plus grandes surfaces comme une loi artistique obligatoire pour tous les arts qui n'ont pas subi l'influence de la «révolution» qui s'est produite dans l'art grec au V^e siècle av. n. ère. Dans notre ouvrage cité nous avons démontré que l'art égyptien offrait nombreuses exceptions de ces deux régularités apparentes.

Quant à la sculpture grecque archaïque, M. Jean Georges Szilágyi écrit en rapport avec la déesse d'Auxerre, après avoir analysé en détails la structure de la statue, ce qui suit : l'art de l'Asie Antérieure et l'art égyptien ont joué un rôle important «dans l'évolution de la statuaire grecque... or, la statuaire grecque, même là, où l'influence réciproque est évidente, a dépassé avec ses premiers pas, les modèles orientaux». Il répète cette constatation plus loin en rapport avec les statues archaïques des Kouroi d'une manière encore plus décidée.

Nous ne parlerons pas ici de notre opinion selon laquelle l'exemple qu'il donne n'est pas juste. La déesse d'Auxerre est en son essence un exemple grec caractéristique des statues bien connues, dites «*Brettchenfiguren*» de la fin du 2^e et du début du 1^{er} millénaire de l'art de l'Asie Antérieure Occidentale, bien que les détails de la déesse d'Auxerre dénoncent fortement des antécédents égyptiens. Or, ce type même — abstraction faite de quelques spécimens de l'art décoratif et de la petite sculpture — est absent dans l'art égyptien.

Permettez-nous d'analyser, en suivant le procédé exemplaire de M. Szilágyi, la structure de quelques statues égyptiennes, pour le moment par des oeuvres plastiques de caractère frontal, donc qui ne constituent pas une exception, statues datant de l'ancien Empire, donc antérieures de 1800 à 2000 ans aux Kouroi archaïques. Voyons par exemple, un type connu : le scribe assis.

Le principe fondamental de la structure de la statue de granit est en son essence un obélisque tronqué. La tête modelée tel un portrait est rattachée aux épaules par le cône tronqué de la chevelure dont l'arc se répète dans celui du front et cette ligne se répète encore dans l'arc des yeux, de la bouche, des

épaules et du thorax. Le nombril marque un tournant. La ligne du bras, évasée vers le bas et accentuant la ligne de l'obélisque, est répétée en sens contraire par la ligne du tronc se rétrécissant vers le bas. L'arc concave du papyrus, tenu dans les mains tendues et reposant sur les genoux, repète la ligne de la tête et des épaules en sens contraire. La ligne diagonale des jambes retirées sous les genoux et plus massives et grosses qu'en nature, mène au prisme inorganique mais arrondi et saillant du socle. La main droite est plus tendue que la main gauche, par contre le pied gauche est plus en retrait que le pied droit. Tout ceci, ainsi que le socle arrondi prêtent à la statue une certaine rotation, augmentée par le geste de la tête qui, vue directement de face, mais tournée d'une manière à peine sensible à gauche, regarde dans le lointain.

La structure de la statue du scribe penché quelque peu en avant et souriant humblement — statue bien connue du Musée Égyptien de Berlin — est analogue à l'autre. Or là, c'est le papyrus tenu dans la main gauche et glissé sur le genou droit tendu qui continue la ligne accentuée vers le bas de la composition. Cette ligne, retournée par le pied droit en retrait sous le genou gauche, apporte dans la composition une rotation dont la base est le socle fortement arrondi. Ce mouvement et cette rotation dans l'espace sont accentués par le fait que la statue ne regarde pas de face mais la tête est légèrement tournée à droite dans la direction de l'épaule droite plus avancée et plus hautement placée, étant donné que le calame doit être imaginé dans la main droite. C'est cette même rotation que sert — tel que l'avait indiquée Hedwig Fechheimer — la hauteur divergente des hanches et la ligne de l'épine dorsale penchée vers la droite.

Sur le groupe bien connu du nain *Snb* et de sa femme du Musée du Caire la tête et le haut du corps de la femme sont inclinés quelque peu vers la gauche. Elle semble vouloir attirer vers elle son mari, geste qui se trouve accentué par le coude vigoureusement serré contre la hanche et par l'avant-bras tendu devant le haut du corps.

L'épaule gauche d'une figure de Ranofer, également au Caire, se tenant debout devant un large dossier et avançant avec le pied gauche, se lance légèrement en avant et le visage regarde quelque peu vers la gauche.

Le «Sheik el Beled» du Musée du Caire avance avec le pied gauche, il tend l'avant-bras gauche, l'épaule gauche se lance en avant et il tourne la tête d'une manière à peine sensible vers la gauche, tout comme le torse de la statue de bois connue sous le nom de «la femme du Sheik el Beled».

La statue de bois de Berlin représentant *Pr-hr-nfr. t.* penchée légèrement en avant, avance avec le pied gauche et le bras et l'épaule gauches se lancent un peu en avant.

L'épaule droite de la statue du Scribe du Louvre, strictement frontale, est, bien que dans une mesure à peine perceptible, plus basse, conformément au calame supposé dans la main droite.

Un groupe de bois d'une excellente qualité, conservé au Louvre, représente un homme tenant par la main sa femme qui lui arrive jusqu'à l'épaule. La tête de l'homme avançant avec le pied gauche est légèrement tournée à gauche, tandis que la tête de la femme, étant presque à l'ombre de son mari, s'incline et se tourne légèrement à droite.

Nous pourrions prétendre que tout ceci peut être dû au hasard ou à la négligence de l'artiste. Or, les exemples cités dont le nombre peut être aisément multiplié, sont les pièces les plus proéminentes de l'art de l'Ancien Empire. Nous ne nous référerons qu'à des exemples que nous avons pu voir personnellement. J'ai mis ce problème au premier plan de mes recherches lors de mon voyage d'étude en Égypte et au Sudan, en Octobre et Novembre 1956, d'un souvenir funeste et tragique; malheureusement les événements de guerre m'ont empêché de faire les mesurages et les photographies qui sauraient être de force probante.

Malgré cela nous sommes en mesure de constater que la frontalité rigoureuse ne connaissant pas les différences des détails ci-dessus esquissées, caractérise plutôt les oeuvres médiocres et moyennes que les créations importantes. La statuaire de l'Ancien Empire présente, quant à ces menues différences de détails, une plus grande variété que celle des Moyen et Nouvel Empires. Ceux-ci par contre, surtout la première époque intermédiaire et l'ère de splendeur du Nouvel Empire, en premier lieu l'époque Amarnienne et les années qui la précédèrent directement, montrent nombreux exemples de la rupture complète avec la frontalité, bien entendu, en première instance dans la petite sculpture à laquelle nous ne désirons pas nous étendre en ce moment.

On rencontre ces légères déviations aussi dans les époques plus récentes. La figure de femme en terre cuite serrant la main gauche contre sa joue, provenant du Moyen Empire et conservée au Musée de Berlin, tourne et incline la tête doucement vers la droite. Pour citer un exemple du Nouvel Empire — sans compter les temps amarniens — une statuette de femme richement vêtue du Musée du Caire avance avec le pied gauche, elle tourne la tête quelque peu à gauche et pousse l'épaule droite en avant. Ou bien, pour citer des exemples des époques encore plus tardives, signalons la statue d'Harpocrate du Musée des Beaux-Arts de Budapest que nous avons analysée dans notre étude déjà mentionnée.

Arrivés au bout de notre brève analyse, nous devons constater ce qui suit. La sculpture égyptienne a essayé déjà à l'ère de splendeur de l'Ancien Empire, donc de bonne heure, de forcer les entraves de la frontalité qui se manifeste parfaitement dans la sculpture grecque archaïque, et même, elle a réussi en maints cas de s'en débarrasser. Elle l'a fait, soit dans le cadre de la charpente géométrique reconnue derrière la structure du corps humain, soit en rapport avec la représentation de l'homme apparaissant librement dans l'espace. L'opposition entre les conceptions forçant et faisant parfois

sauter les entraves de la frontalité et la structure essentiellement frontale de la statue, est la même manifestation de la réalité, de la fidélité à la vie et de la dynamique intérieure de la statue égyptienne que la solution du problème du mouvement dans la sculpture égyptienne, ce que nous avons déjà démontré ailleurs. Le contraste entre l'immobilité de la statue conçue dans des schémas géométriques et le jeu des muscles tendus sous la surface, ainsi que la représentation concise déclenchant ou terminant un mouvement, donnent l'impression d'une capacité du mouvement et non de son illusion.

Le fait que le scribe ou le personnage avançant ne regarde pas strictement en face, mais tourne ou incline la tête et l'épaule d'une manière à peine sensible, donne l'impression que ces personnages pourraient faire encore plus de mouvements.

Or, ces exemples pouvant être multipliés à volonté, ne changent guère notre opinion sur le caractère foncièrement frontal de la sculpture égyptienne. Le changement quantitatif ne s'est pas transformé en changement qualitatif : ce qui à la fin de l'époque grecque archaïque est devenu général, n'est resté en Égypte qu'un modèle qui se multipliait dans les diverses époques, mais constituait toujours plutôt une exception.

Toujours est-il que les exemples se sont accumulés à des époques qui furent les époques historiques de la société égyptienne et, se terminant parfois par des mouvements révolutionnaires, étaient des périodes progressistes : ainsi le temps des V^e et VI^e dynasties, le temps de la première période intermédiaire ou l'ère de splendeur du Nouvel Empire.

Nos analyses, cependant, rendent évident que la frontalité n'est pas une étape absolument nécessaire des arts qui ne connaissaient pas la révolution artistique grecque. L'art de la vallée de l'Inde a créé — presque en même temps que l'Ancien Empire égyptien — une sculpture qui dans son essence n'était pas frontale. La peinture de l'Inde n'a, selon nos connaissances actuelles, jamais connu la loi exclusive des plus grandes surfaces.

Toutefois, l'expression «*Richtungsgrade*» de H. Schäfer, en rapport avec la sculpture égyptienne, doit être, définitivement supprimée.

DIE BEDEUTUNG URARTUS FÜR GRIECHENLAND

Als Sargon II im Jahre 714 durch eine überraschende Kehre die Stadt des Urzana, Muṣaṣir, überfiel und plünderte, machte er, da die Bevölkerung sich nicht wie sonst in die Berge flüchten konnte, eine immense Beute. Unmittelbar nach der Einnahme der Stadt liess er durch seine stets mitgeführten Schreiber und Gelehrten eine genaue, nach Materialien geordnete Bestandsaufnahme machen. Die Unterlagen für dieses äusserst korrekte Verzeichnis lieferten grossenteils die auf den Geräten befindlichen Inschriften, die man sich von den Gefangenen übersetzen liess. Irrtümer lassen sich deshalb nur selten nachweisen und wenn, dann beruhen sie auf dem völligen Unverständnis für die vorliegenden Verhältnisse.¹

Der Urartäische Kult ist bildlos. Es hat keinen Zweck nach Kultstatuen zu suchen mit Ausnahme der, wie bei den Hethitern, durch die Hörnerkrone gekennzeichneten Dämonen. Der Reichsgott Haldi wird in Gestalt einer Lanze verehrt, die in einem mitgeführten Standartenwagen dem Heer vorangeht. Dennoch ist ein Tempel wie der von Muṣaṣir nicht ohne bildlichen Schmuck. Am Eingang standen vier lebensgrosse Torwächter in Bronze, daneben Weihgeschenke in Gestalt eines Stiers, einer Kuh mit säugendem Kalb, schöne Kessel, aber auch Statuen der Könige aus Stein oder Metall.

Eine derselben, aus Bronze, stellte Rusa, den Gegner Sargons, mit seinem Wagenlenker auf einem Gespann stehend dar. Die zugehörige Inschrift soll — laut Sargon — folgendermassen gelautet haben :

«Mit meinen beiden Pferden und meinem Wagenlenker haben meine Hände das Königreich von Urartu erobert»

*i-na 2 sišē^{pl}-ia ù ište-en amīl narkabti-ia šarru-ut ^{māt}Ur-ar-ṭi ik-šu-du
ga-ti ba-rim šīruš-šu-un²*

Wir besitzen genug urartäische Inschriften, darunter mehrere des Rusa, um die Glaubwürdigkeit dieser seltsamen Inschrift prüfen und sie gewissermassen ins Urartäische zurückübersetzen zu können.

¹ F. THUREAU-DANGIN : Une relation de la huitième campagne de Sargon. Paris 1912.

² THUREAU-DANGIN : a. O. S. 63 Z. 404.

Rusa war legitimer Sohn des Sardur, den er in jeder seiner Inschriften als Vater nennt. Hätte es bei seiner Thronbesteigung Schwierigkeiten gegeben, so hätte ein Urartäer gewiss keinen Sieg daraus gemacht, wenn er seiner Gegner Herr geworden wäre. Vor allem aber hätte ein Urartäer wohl nie behauptet, dass gerade ein Wagen geeignet gewesen wäre, in dem gebirgigen Lande eine Schlacht zu gewinnen. Die Assyrer mussten ihre Wagen über das Gebirge tragen lassen und die urartäischen Könige pflegten nach einer Niederlage mit Hinterlassung ihres Zelttes, ihres Prunkbettes und ihres Prunkwagens nach Hause zu reiten. Aber selbst wenn hier eine bombastische Übertreibung nach dem Muster einer ägyptischen oder assyrischen Siegesnachricht vorläge — wie sie in Urartu sonst nicht vorkommen —, versteht man nicht die Hervorkehrung der Pferde, des Wagenlenkers und der Hände mit Auslassung der hier doch als erstes zu erwartenden Waffen. Hier liegt also der Fall vor, wo der Assyrer die gewiss korrekten Angaben des Einheimischen ganz einfach nicht verstand. Die Inschrift könnte ungefähr so gelautet haben :

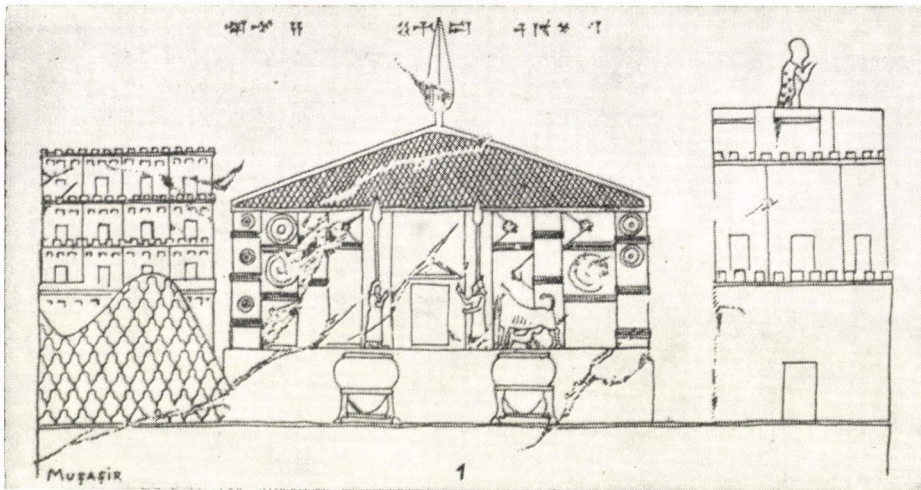
«Mit Hilfe Haldis habe ich, Rusa, der Sohn Sardurs, mit meinen beiden Pferden und meinem Wagenlenker NN eigenhändig einen Sieg für Biaini errungen.» Also ein Sieg im Wagenrennen, bei dem die Stiftung eines Gespanns mit Wagenlenker in das höchste nationale Kultheiligtum keinen klassischen Archäologen überraschen wird. Und dies stimmt nun gut zu weiteren urartäischen Inschriften, auf denen uns über Sportsiege der Könige genauestens mit Angabe der Meterzahlen im Bogenschiessen usw. berichtet wird.

Nun wäre es aber interessant, sich zu überlegen, wo Rusa diesen Sieg im Wagenrennen errungen hat, einen Sieg, der von dem assyrischen Schreiber so völlig missverstanden wird und den höchstens ein Perser erwähnenswert gefunden hätte. Denn auch die persischen Könige pflegten sich ja vor allem ihrer körperlichen Gewandtheit und Tüchtigkeit zu rühmen. Hätte Rusa diesen Sportsieg im eigenen Lande errungen, so wäre dies wohl kaum ein für genügend erachteter Anlass zu der Stiftung eines Bronzefigürchens in den Tempel gewesen. Die urartäischen Könige besaßen das Monopol in der Pferdezucht. Auf ihren Domänen in Gilzan wurden die gesamten Pferde des Militärs daraufhin dressiert, dass sie im Schlachtgetümmel nicht scheuten und nicht durchgingen. Hier war die Überlegenheit des Königs von vorn herein gegeben.

Die hethitischen Staaten Ostanatoliens liefern uns kein Material für Wagenrennen. Zwar gibt es dort genug Aufzüge von Wagenschwärmen auf den Orthostaten der Mauerfluchten, aber sie sind stets als Jagd oder Krieg stilisiert. Wagenrennen sind uns nicht überliefert. Auch waren gerade diese Königreiche zu wenig kosmopolitisch eingestellt. Sie mussten ja erst von den Urartäern auf die Wichtigkeit internationaler Zusammenarbeit gegen die ständig wachsende assyrische Gefahr aufmerksam gemacht und notfalls mit Gewalt zur Mithilfe genötigt werden. Hier können wir keine Wettkämpfe vermuten. Aber gab es nicht schon damals in Griechenland Wettspiele von Welt-

ruf? Die erste gezählte Olympiade liegt bereits ein halbes Jahrhundert zurück. Nicht wenige, nicht gezählte, mögen vorangegangen sein. Sollte Rusa seinen Sieg in Olympia errungen haben?

Dem scheinen nun freilich zwei Dinge von vorn herein zu widersprechen. Erstens, dass der Überlieferung gemäss das Wagenrennen erst in der 25. Olympiade, also 680 eingeführt wurde, zum anderen, dass kein Barbar an einem Festspiel teilnehmen durfte.³ Aber können wir diese für die Spätzeit überlieferten Verhältnisse ins 8. Jahrhundert zurückdatieren? Sind sie überhaupt wahrscheinlich? Stehen sie doch in schreiendem Gegensatz zu der Kult-



1. Plünderung von Muşafir. Zeichnung von Botta. Nach Iraq XII S. 21

legende. Pelops und Hippodameia sind aus Olympia nicht wegzudenken. Pelops besass in Olympia sein eigenes und zwar das älteste Heiligtum. Wie hätten sich aber ihm zu Ehren Wettspiele einrichten lassen, die kein Wagenrennen enthielten? Pelops gilt als Kleinasiate, als Lyder. Der Wagenlenker des Oinomaos, Myrtilos, weist darauf hin, dass dieser «Lyder» ein Assuwa-Hethiter ist. Denn Myrtilos entspricht Mursilis. Das passt gut zu den Verhältnissen im 2. Jahrtausend, wo achäische Prinzen am Hofe von Hattusa Wagenfahren lernten — natürlich Rennfahren — woraus sich dann ein freundschaftliches und diplomatisch ausnutzbares Verhältnis zu ihrem Wagenlenker und Trainer entwickelte. Schade, dass Sargon den gewiss angeführten Namen des Wagenlenkers des Rusa unterdrückt. Vielleicht wäre er sehr aufschlussreich gewesen.

³ L. ZIEHEN : Olympische Spiele RE 1937.

Können wir also in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts in der Blütezeit orientalischen und zwar gerade ostanatolischen Einflusses bei den Griechen noch keine panhellenischen Bestrebungen erwarten, so erhebt sich die Frage, wie Rusa aber von den olympischen Spielen etwas wissen konnte und auf welchem Wege er seine kostbaren Pferde nach Griechenland brachte.



2. Araras und sein Sohn Kamanas. Karkamis. Nach Riemschneider, Welt der Hethiter T. 68

Das Wissen um Olympia und die Möglichkeit einer Reise dorthin, die bei Rusa wohl schon im Prinzenalter erfolgt sein dürfte, würde eine überraschende Bestätigung für direkte Beziehungen zwischen Griechenland und Urartu ergeben gerade zu einer Zeit, wo in Olympia, Delphi und Argos die vielen importierten Bronzen auftreten, die sich nahezu identisch einerseits in etruskischen Gräbern, andererseits am Vansee gefunden haben. Auch wenn wir annehmen, dass sie von einem ostanatolischen Zentrum aus nach beiden Seiten

gingen, bleibt doch die Verbindung dieselbe. Es ist immer der Weg, den auch die Pferde des Rusa genommen haben müssen.

Die Entfernung ist für Pferde nicht unüberwindbar. Wenn die Assyrer ganz Ägypten überrennen, so gewiss niemals zu Fuss. Salomon pflegte um das Jahr 1000 kilikische Schimmel einzuhandeln und gewiss mit Gewinn nach



3. Kilikisches Hochsee-Schiff. Karatepe. Nach Riemschneider T. 83

Ägypten weiter zu verkaufen. Aber Rusa würde die Pferde schwerlich den ganzen Landweg durch Anatolien geschickt haben, wenn sich ihm irgendwo die Möglichkeit bot sie — und sich selbst ja auch — schon vorher auf ein Schiff zu verladen.

Man pflegt hier gewöhnlich zwei Routen vorzuschlagen. Die nördliche, von Barnett bevorzugte,⁴ soll über das Kolcherland nach Trapezunt gehen.

⁴ Oriental influences on archaic Greece. Festschrift Hetty Goldman. New York 1956. 228 ff.

⁴ Acta Antiqua VII/1—3.

Nun scheint mir aber die Gleichsetzung transkaukasischer Stämme westlich des Sevangasees mit den Kolchern auf einem philologischen Trugschluss zu beruhen. Es ist im Gegenteil so, dass die Urartäer sich ängstlich nahe und übersichtliche Grenzen geschaffen haben. Eine solche Grenze war die Gebirgskette, die die Kolchis von Armenien abgrenzt. Ans Meer sind sie nie gedrungen.



4. Bronzefigur aus Latakije. Nach Riemschneider (Aufl. 4) T. 28

In Trapezunt aber haben die Ausgrabungen griechische Kolonisation in so früher Zeit nicht bestätigt.⁵

Für den zweiten Weg wird als Hafen vielfach Minet el Beida vorgeschlagen. Aber es gab ja bei weitem gefahrlosere Häfen, die nicht durch assyrische Provinzen oder zumindest assyrisch bedrohte Gegenden führten, son-

⁵ AMANDRY: Festschrift Hetty Goldman. S. 260. Anm. 72.

dern durch Freundesland. So etwa Tarsos an dem damals noch schiffbaren Kydnos, der die Stadt in zwei Teile teilte, nahe am Meer. Wird doch der Weg in die Ägäis ein Grund mehr dafür gewesen sein, dass sich die Urartäer so beharrlich der Freundschaft der Hethiter versicherten, eine Freundschaft, die



5. Elfenbeinfiguren aus Nimrud. Nach Frankfort, *Art and Arch. of the Ancient Orient* S. 166

schon in dem ständigem Kampf gegen Assyrien für beide eine Lebensnotwendigkeit war.

Nun brauchen wir uns aber nicht weiter den Kopf darüber zu zerbrechen. Wir kennen den Weg, auf dem Urartäer und Griechen ihre Waren ausgetauscht haben werden, wir kennen die Stadt, wo Rusa im Freundesland ein griechisches oder hethitisches Schiff besteigen konnte. Es ist dies tatsächlich

Tarsos. Tarsos wird 696 von Sanherib zerstört. Zu dem gleichen Zeitpunkt scheint aber auch die Verbindung nach Griechenland abgerissen. Man geht dort nolens volens dazu über die begehrten Gegenstände nachzumachen. In dem Augenblick, wo die Zufuhr wieder möglich gewesen wäre, bestand kein Bedürfnis mehr dafür.

Woher wissen wir aber, dass der Verbindungsweg über Tarsos ging?

Im Jahre 713, ein Jahr nach dem Fall von Muṣaṣir, gerieten die mühsam von Sargon unterjochten ostanatolischen Lande in Aufruhr. Sargon hatte seine Tochter Aḥat-abi-ša mit dem König von Tabal, Ambaris, verheiratet, nachdem er ihn selbst erst zum König gemacht und ihm ausserdem die Herrschaft über Hilakku, das westliche Kilikien, anvertraut hatte. Hilakku erstreckte sich bis ans Meer. Sargon beteuert ausdrücklich, sein Schwiegersohn sei durch Mita von Muški — das ist vermutlich Midas von Phrygien — vor allem aber durch Rusa von Urartu angestiftet worden. Rusa hatte sich um diese Zeit aus Verzweiflung über die Plünderung von Muṣaṣir schon das Leben genommen, aber sein Einfluss erlosch nicht mit seinem Tode. Die Freundschaft mit den Phrygern und Urartäern bestand seit Sarduri II, dem Vater des Rusa. Höchst erstaunlich ist nun aber, dass Sargon auf der Cylinderinschrift in gleichem Atem behauptet, er habe den Jonier, also den Griechen, aus der Mitte des Meeres wie einen Fisch herausgeangelt und Kûe und Tyros zur Ruhe gebracht.

Cyl. Z. 21 : *ina kabal tamdim mâtû Jamnai sananiš kîma nânî ibârûma ušapšîhu mâtû Kûi u Šurri.*

Das Gleiche finden wir in den Annalen des Saales XIV, wo es heisst : «Die Jonier, welche inmitten des Westmeeres (wohnen), fing ich wie Fische und rottete Kasku, Tabal, Hilakku aus, vertrieb Mita, den König von Muški».⁶

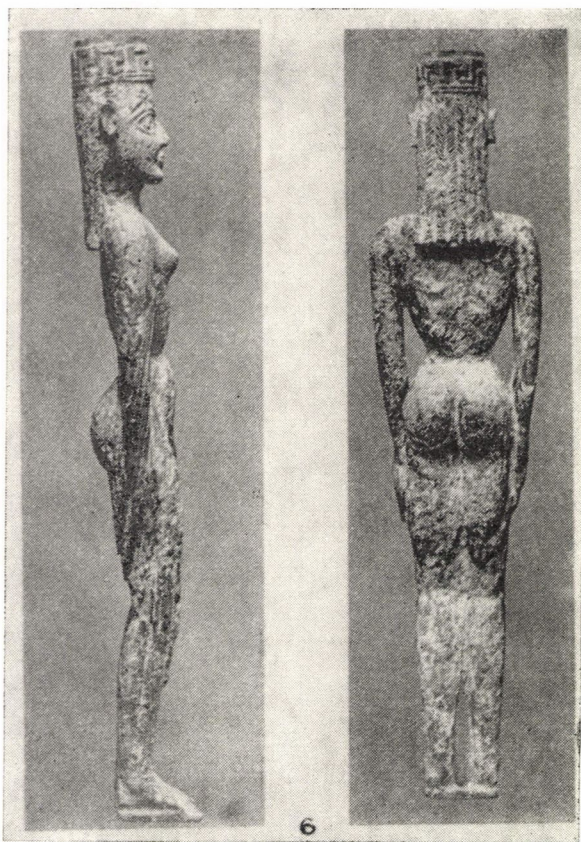
Noch aufschlussreicher wären die Annalen des 7. palu, wenn der Text hier nicht so zerstört wäre. Denn hier erfahren wir, dass die Griechen schon «seit alten Zeiten» hier ihr Wesen treiben — leider ist der Bericht ihrer Schandtaten schlecht erhalten — und dann heisst es weiter : «Ans Meer stieg ich zu ihnen hinab, gross und klein schlug ich mit Waffen, die Städte Harrua, Ušnanis, Ab... des Landes Kûe, welche Mita, der König von Muški, weggenommen hatte, eroberte ich».⁷

Da Mita nur durch das Land Hilakku, dessen Herrscher Ambaris war, nach Kûe gelangen kann — denn Kûe ist Ostkilikien mit der Hauptstadt Tarsos⁸ — so wird es sich hier schwerlich um zwei verschiedene Dinge handeln. Die Revolte hatte den ganzen ostanatolischen Raum ergriffen mit Einschluss von Tyros. Aber auch die Griechen waren mit im Bunde. Ist aber eine Beteiligung einer griechischen Flotte im Jahre 713 überhaupt möglich?

⁶ H. WINCKLER : Keilschrifttexte Sargons Bd. 1 1889 80 ff Z. 15 f.

⁷ WINCKLER : a. O. a. O. S. 3 f. Z. 91.

⁸ AFIF ERZEN : Kilikien bis zum Ende der Perserherrschaft, Diss. Leipzig 1940.



6. Elfenbeinstatuette aus Delphi. Nach Athenischen Mitteilungen 55 T. VI



7. Elfenbeinstatuette aus Van. Nach Iraq XII Taf. XIV

Die assyrischen Texte sind für den, der sie zu lesen versteht, ausserordentlich zuverlässig. Zwar werden keine Niederlagen berichtet. An ihrer Stelle erscheint dann irgend etwas Belangloses oder Formelhaftes, so dass man aus dem Fehlen der Einzelheiten mit völliger Sicherheit auf eine Katastrophe schliessen kann. Aber es kommt nicht vor, dass irgend wann einmal absichtlich falsch berichtet oder gar irgend etwas erfunden wäre. Wenn Sargon also sagt, er habe den Ionier wie einen Fisch geangelt, so kann es ja gut sein, dass er einige Griechen aus dem Wasser gefischt hat, aber im übrigen heisst es nur, dass sich hier etwas für die Assyrier sehr Erschreckendes begeben hat. Um einiger Piraten willen wäre Sargon freilich kaum ans Meer hinabgestiegen, noch dazu in einem Augenblick, wo sich alles rings im Aufruhr befand. Den Piraten hätte er die Bevölkerung Kilikiens wohl liebend gern überlassen und wenn er diese hätte abwehren wollen, so hätte er im 8. Jahrhundert das Meeresufer nicht erst zu verlassen brauchen.

Nun hat uns aber ein glücklicher Zufall die Erinnerung an diese Seeschlacht an zwei Stellen bei Eusebius erhalten. Zwar haben die Griechen — oder schon die Kilikier — die assyrischen Könige verwechselt und die Begebenheit dem Sanherib, dem Sohn und Nachfolger Sargons, beigelegt. Dies ist aber durchaus verständlich. Im Jahre 696 wurde Tarsos von Sanherib zerstört. Er errichtete bei Auchiale sein Bildnis und eine Siegesinschrift und da kein Einheimischer sie lesen konnte, hat die Erinnerung sehr schnell alles Bemerkenswerte aus der Vergangenheit auf den Assyrier gehäuft, den man vor Augen hatte. Zur Zeit Alexanders war dann glücklich alles in einen Topf gefallen. Jetzt zeigte man Sanherib als Sardanapal, dessen Legende gewissermassen einen Querschnitt durch die assyrische Geschichte darstellt, allerdings in griechischer Beleuchtung. Die assyrischen Quellen wissen nichts von einer Seeschlacht unter Sanherib. Hätte auch im Jahre 696 — was sehr unwahrscheinlich ist — eine solche stattgefunden, so hätte man so wenig wie bei Sargon versäumt, davon zu berichten. Haben wir aber die Wahl zwischen griechischer Erzählung und assyrischen Annalen, so verdienen die letzteren in jedem Fall den Vorzug. Wir haben also nicht den geringsten Grund, an der unter Sargon stattgehabten Seeschlacht zu zweifeln. Die Frage ist nur: wo fand diese statt? Wie kann Sargon, der doch selbst gar keine Schiffe besitzt, mit den Joniern ins Handgemenge geraten? Wo kann er die Griechen vom Ufer aus wie Fische angeln? Dies ist ersichtlich nur da möglich, wo die Erinnerung diese Seeschlacht auch später sucht, nämlich in Tarsos.

Der erste Bericht aus der armenischen Fassung der Chronik lautet nach Alexander Polyhistor: «Bald darauf, als zu seinen (des Sanherib) Ohren das Gerücht gedrungen war, dass die Griechen nach Zusammenziehung von Truppen den Krieg nach Kilikien verlegt hätten, griff er sie sofort an und schlug die Feinde im Kampf, obwohl er viele von den Seinen verlor, völlig. Als Siegesdenkmal hinterliess er an diesem Ort sein Standbild. Auf ihm liess er in chal-

däischen Buchstaben seine Taten einmeisseln zum ewigen Andenken künftiger Zeiten. Er sagte, dass er die Stadt Tarsos nach dem Vorbild von Babylon erbaut und ihr den Namen Tarsos gegeben habe.⁹

Tarsos stand mit gleichem Namen schon im 2. Jahrtausend an gleicher Stelle. Nichts spricht freilich dagegen, dass er für einen Wiederaufbau der zerstörten Stadt gesorgt hat.



8. Kessel aus Altin Tepe. Nach Festschrift Hetty Goldmann T. XXVII.

Der Bericht aus Abydenos lautet nicht wesentlich anders: «In dieser Zeit lebte der fünfundzwanzigste König, Sanherib, der sich Babylon unterwarf und am Ufer des kilikischen Meeres eine griechische Flotte besiegte und zerstreute. Er erbaute auch einen Athena-Tempel und liess aus Bronze Bildwerke herstellen, auf denen er seine Taten, wie erzählt wird, verzeichnen liess. Endlich

⁹ Eusebius Armen. p. 19, Mai.

gründete er Tarsos in der gleichen Gestalt wie Babylon, so dass der Fluss Kydnos mitten durch Tarsos hindurchfloss und sie in zwei Teile teilte.»¹⁰

Da hier zwei Ereignisse zusammengeworfen sind, ergeben sich einige Unklarheiten. Sehr weit ab kann die «Seeschlacht» jedenfalls nicht stattgefunden haben. Da sich aber in der ganzen Gegend kein anderer Hafen befindet als Tarsos, wo die Schiffe zu der nur einen Kilometer entfernten Stadt auf dem Kydnos gelangen konnten, kann man sich gut vorstellen, dass Sargon die dort liegenden Schiffe geentert hat, wobei sich dann das Bild, dass er Griechen aus dem Wasser gefischt habe, zwanglos einstellt. Wie hätte er sonst — selbst ohne Flotte — eine solche zerstreuen sollen? Wir wissen von Plutarch, dass Kleopatra mit ihrer ganzen Flotte den Fluss hinauf nach Tarsos hineingefahren ist.¹¹ Dies ist die einzige Möglichkeit für eine «Seeschlacht». Wichtig aber, dass die griechische Erzählung nichts von Piraten weiss, sondern nur von einem zusammengezogenen Heer.¹²

Derjenige, welcher den ganzen Aufruhr geplant, wenn auch nicht mehr geleitet hatte, war — laut Sargon — neben Mita von Muški Rusa von Urartu. Wer von beiden die Griechen zu Hilfe gerufen hat und was dies für Griechen waren, können wir nicht erraten. Wenn aber Sargon ärgerlich sagt, es wäre schon früher vorgekommen, dass die Griechen in Kilikien erschienen wären und in Kûe jemanden erschlagen hätten, dann doch nach Lage der Dinge kaum die Einwohner, die sie gewiss zu Freunden zu haben wünschten, aber vielleicht die assyrischen Statthalter. In jedem Fall aber haben wir hier den Beweis, dass Rusa, wenn er seine Pferde verladen wollte, oder die Goldschmiede, wenn sie ihre Bronzen verfrachteten, dies am besten in Tarsos taten. Der Weg führte vom Vansee aus zunächst westlich nach Tabal und dann, die Binnenstrasse verlassend, über die kilikischen Pässe direkt nach Tarsos. Da die Kiliker in persischer Zeit neben den Phönikern das Hauptkontingent der Flotte stellten und als besonders tapfere und umsichtige Seeleute galten, werden sie dies wohl schon seit langem geübt haben. Das Denkmal, das Aischylos in den Persern dem kilikischen König Syennesis gesetzt hat, der in der Schlacht von Salamis als Anführer seiner Flotte gefallen ist, wird jedem unter uns in Erinnerung sein.¹³ Aber Seetüchtigkeit erwirbt man nicht von heute auf morgen. Und so haben wir ja in Karatepe ein solches Schiff, das dem Urartäer zur Verfügung stand, wohl nahezu aus der gleichen Zeit deutlich vor Augen.

Die Urartäer waren ein sehr kleines Volk, ihr Land nicht wesentlich grösser als eines der hethitischen Königreiche. Ihre Geschichte besteht gegenüber den Assyriern aus einer Kette von Niederlagen in offenem Felde und einer

¹⁰ Eusebius Chron. 25.

¹¹ Anton. 26 — vgl. Erzen S. 17.

¹² MOMIGLIANO: Su una battaglia tra Assiri e Greci, Athenaeum 12 (1934) 412 ff.

¹³ V. 326—330. *Συνεννεαίς τε πρώτοισι εἰς ἐθνηχίαν,*

Κιλίκιον ἑπαρχος, εἰς ἀνὴρ πλείστον πόνον
ἐχθροῖς παρασχών, ἐν κλεῖω ἀπώλετο.

ebenso langen Kette von diplomatischen Siegen. Letzten Endes waren die Assyrer ihnen gegenüber machtlos. Der zähe Widerstand, begleitet von einem ebenso hartnäckigen Kampf im nördlichen Syrien, hat es schliesslich mit sich gebracht, dass die assyrische Expansion von einem bestimmten Augenblick an



9. Rekonstruktion eines Kessels von Furtwängler. Nach Olympia IV T. 49

sich auf Einfälle in Kilikien beschränkte, dann aber völlig abdrehte und allein in Richtung Ägypten verlief. Nur so ist es zu erklären, dass sich im 6. und 5. Jahrhundert hier noch einmal ein Grossreich in Kilikien bildet, dass die gesamten hethitischen Kleinkönigreiche in Ostanatolien umfasst und das gleichberechtigt neben den anderen drei Grossmächten : Medien, das neubabylonische Reich und Lydien steht. Aus welchem Volkstum es sich zusammensetzt, lehrt uns der Titel der kilikischen Könige : Syennesis. Dieser ist heute

kein Problem mehr. Syennesis ist siunas-mis, eine rein hethitische Vokabel, und heisst «Mein Gott». Das entspricht dem Titel des 2. Jahrtausends «Meine Sonne», also etwa unserem «Majestät».

Aber diejenigen, die Anatolien und damit die Ägäis vor der assyrischen Herrschaft bewahrt haben, waren die Urartäer und erst in zweiter Linie die Hethiter. Wäre Urartu nicht gewesen, so wären die Assyrier den gleichen Weg gezogen wie die Kimmerier und später die Perser. Die Kimmerier waren ein barbarisches Volk, das sich allmählich verlor trotz anfänglicher Schreckens-



10. Orthostatenrelief aus Karkamis. Nach Festschrift Hetty Goldman

taten, eine persische Oberherrschaft aber war etwas ganz anderes als eine assyrische gewesen wäre, vor allem zu einer Zeit, da Griechenland ja erst im Begriff war sich auf sein Hellenentum zu besinnen oder besser — wo es noch keineswegs im Begriff war.

Aber wie ist das völlig Erstaunliche gelungen, die verschiedenen Völker zu einem gemeinsamen Widerstand zusammenzuschweissen, der auch Niedergelagen überdauerte und der zumindest in Ost-Anatolien zu einem solchen End-erfolg führte? Wenn man die urartäischen Annalen sorgfältig studiert, so fällt sehr rasch auf, wie verschieden sich die urartäischen Könige in der Melitene und der Kommagene verhalten im Vergleich zu ihrem Vorgehen gegenüber den transkaukasischen Völkerschaften. Die Residenz wird weder zerstört noch belagert sondern umgangen. Es findet ein durchaus sanfter Druck durch Besetzung kleinerer Landstädte statt. Zum Schluss begnügt man sich mit einem einmaligen «Geschenk». Von einer Deportation der Bevölkerung, die sonst

«durchaus üblich ist, ist überhaupt nicht die Rede. Es ist deutlich: man will keine schwer zu haltenden Provinzen ausbeuten, man will sich Bundesgenossen schaffen. Und dies gelingt unmittelbar im Anschluss an diese Siegeszüge mit einer erstaunlichen Sicherheit. Wir stellen uns die Macht Sardurs II, zu dem die Könige von Karkamis in einem nicht recht deutbaren Abhängigkeitsverhältnis stehen,¹⁴ als eine Herrschaft vor. Nichts ist aber falscher als das. Diese Macht ist eine ganz leise, ganz suggestive, dafür aber um so wirksamere, eine Macht, die aus zwei kurzen kriegesischen Besuchen in Nordsyrien allein nicht begreifbar ist. Am allerwenigsten in Karkamis, das in urartäischen Texten überhaupt nicht vorkommt und wohin sich nicht ein einziger urartäischer Pfeil je verirrt zu haben scheint. Aber wie kann selbst Kamanas, der Sohn des Araras, auf der Inschrift von Cekke mit Sardur in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis überhaupt genannt werden? Wenn der Verfasser der Inschrift sagt: Kamanas ist kein Diener des Sarduri oder Sarduri kein Diener des Kamanas wie der Verfasser der Inschrift selbst, so meint er vielleicht damit: kein Diener, aber sein Freund, während ich kleiner Mann sein Gefolgsmann bin.

Die Lösung des Rätsels ist sehr einfach. Araras nennt sich selbst Usurpator. Er hat seinen Vorgänger und dessen Kinder entfernt. Araras hat zehn Kinder, die wir alle mit Namen kennen. Die letzten neun sind rein hethitisch. Aber der Name des Ältesten ist nicht hethitisch sondern urartäisch. Kamana kommt in zeitgenössischen urartäischen Texten als Personennamen vor. Wir kennen ihn auch als Monatsnamen. Araras nennt keinen Vater. Ist er nun aber Usurpator ohne hethitischen Stammbaum und hat einen Sohn mit rein urartäischem Namen, so sieht das doch nun wirklich so aus, als ob Araras — ein Name, den wir so wenig kennen wie die mögliche Form Aratas — gar kein Personennamen sondern ein abgeschliffenes Ethnikon, nämlich «der Mann aus Ararat», der Urartäer ist. Die Septuaginta kennt nicht nur den Berg, sondern auch das Land Ararat. So fliehen die Mörder des Sanherib εις γῆν Ἀραράτ. Genau so heisst es im masoretischen Text אֶרֶץ אֲרָרָט. Die Hethiter werden das Land nicht wesentlich anders genannt haben. Es muss den Urartäern also gelungen sein, einen ihrer Landsleute, als Herrscher in Karkamis einzuschmuggeln, wobei es dann gut verständlich ist, dass Karkamis bis zu seinem Untergang 717 stets auf Seiten der Verbündeten steht. Vielleicht meint der Schreiber aus Cekke auch: Kamanas ist ein Verwandter des Sardur.

Genau so wie über Rusa, ärgert sich Sargon über dessen Sohn Argišti, dessen Einfluss ihm jedesmal, wenn er in Anatolien vorzudringen versucht, entgegentritt. So sagt er von Mutalli von Kummuh: «Dieser freche und unverschämte Bursche . . . setzte sein Vertrauen in Argišti, den König von Urartu, eine Stütze, die ihm nicht helfen konnte.» Ihm freilich nicht, wohl aber der

¹⁴ H. TH. BOSSERT: Zur Geschichte von Karkamis. *Studi Classici e Orientali*; Pisa 1957, 58 ff.

Gesamtheit. Im Jahre 705 wird das Lager des Sargon in Tabal überfallen, er selbst getötet, ein Ereignis, dass in Assur eine solche Panik hervorruft, dass Sanherib die Götter fragen lässt, wodurch er einen derartigen Zorn hervorgerufen habe. Sargon konnte nicht in der Heimat begraben werden. Aber welches Land machte einen Rachezug unmöglich und liess sich die Herausgabe der Leiche so teuer bezahlen, dass man lieber darauf verzichtete und aus Prestigegründen auf den geradezu verzweifelten Ausweg verfiel, den Namen eines so verdienten und tätigen Königs ganz einfach aus dem Gedächtnis zu tilgen? Sanherib, der bisher in bestem Einvernehmen mit seinem Vater gestanden hatte, lässt dessen angefangene Bauten vermauern, er verlässt fluchtartig die Sargonstadt und zieht sich nach Ninive zurück. Ganz gegen jeden Usus nennt er den Namen seines Vaters niemals in seiner Titulatur. Dafür gibt es nur eine Erklärung. Die Sieger über Sargon in Tabal waren Urartäer gewesen. Die Mörder Sanheribs fliehen nach Urartu, wo sie vollkommen sicher sind. Zwischen Urartu und Assur aber herrscht das ganze 7. Jahrhundert hindurch eine geradezu beängstigend wirkende Freundschaft, wenn man weiss, wie wenig echt sie ist. Man schickt sich gegenseitig Gesandte und tauscht Höflichkeitsformeln aus, in denen der König von Assur den Urartäer seinen Vater nennt. Als Gyges Assur gegen die Kimmerier um Hilfe bittet, erklärt man, von seinem Land habe man nie etwas gehört, seine Sprache niemals vernommen. Ausser schönen Worten erfolgt aber keinerlei Hilfe. In Urartu hätte man das schwerlich gesagt. Die Urartäer waren eine Zeitlang hindurch sogar Bundesgenossen der Kimmerier, und das ist keineswegs nur eine böswillige Behauptung der Assyrier. Dass sie zu mindest bis Gordion vorgedrungen sind, lehren Orthostaten in Ankara, die ganz urartäisch aussehen. Aber hier bleibt für die Forschung noch so gut wie alles zu tun.

Diese angedeuteten geschichtlichen Verhältnisse ermöglichen es nun, die archäologischen Funde besser einzuordnen und genauer zu datieren.

Die Griechen haben sich am Ende des 8. Jahrhunderts, vor dem Einsetzen des eigentlichen, durch die Phöniker vermittelten orientalischen Stils hauptsächlich für drei Dinge interessiert: für die Polosgöttin, für die Flügelattaschen und den Greifenkopf. Die beiden letzteren finden sich völlig identisch auch in etruskischen Gräbern und am Vansee, die Polosgöttin in Griechenland und Urartu. Dennoch ist man am Ende immer zu der Überzeugung gekommen, dass weder Italien noch Urartu und natürlich ebenso wenig Griechenland als Ursprungsland in Frage kommen. Man verweist sie in den ostanatolischen Raum. Aber der ostanatolische Raum bedeutet: die Hethiter, und so schlägt Bossert auch mit Hinweis auf Tubalkain und das Vorkommen tabalischer Gefässe in Muşasir Tabal als das Ursprungsland vor.¹⁵

¹⁵ a. O. 65.

In Athen, in der Nähe des Dipylontores, haben sich in einem Grabe eine Reihe von Elfenbeinfiguren einer nackten Göttin gefunden, die untereinander sehr ähnlich sind. An ihrer griechischen Herkunft ist nicht zu zweifeln. Sämtliche tragen den hethitischen Polos. Die eine sogar eine stilisierte Lamellen-

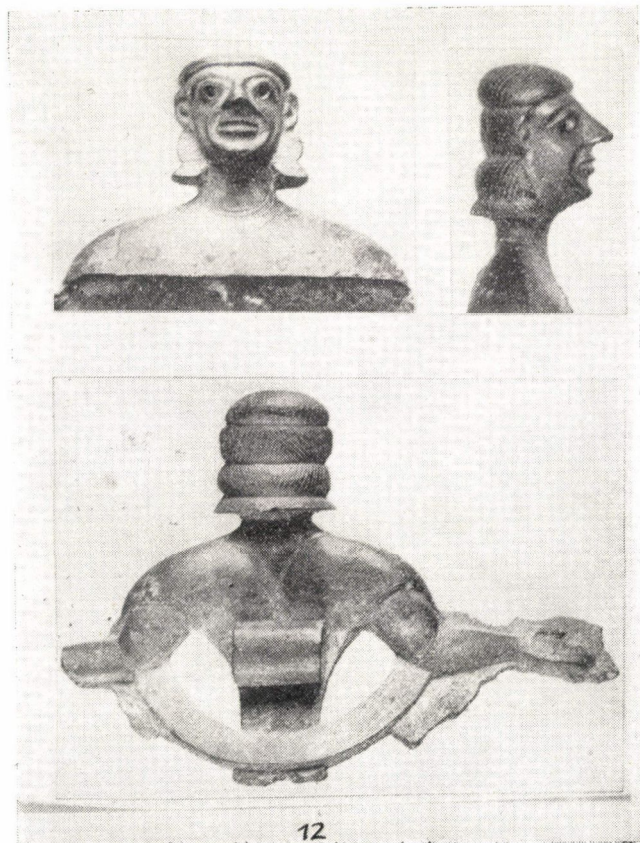


11. Elfenbeinfigur aus Van. Nach Iraq XII T. XV

krone. Ganze Sätze dieser Lamellen, denen man durch die starke Einfettung ein langes Tragen im Haar deutlich ansieht, haben sich in Sindschirli gefunden. Die Lamellen müssen oben und unten in einen Metallreifen eingeklemmt gewesen sein, da sich sonst keine Befestigungsmöglichkeit ergibt. Nach Wiederverwendung des Metalls hat man die Lamellen in Sindschirli gesondert aufbewahrt.

Aber nicht nur die Lamellenkrone ist aufschlussreich, vor allem fallen die so völlig ungeometrischen, bis unten hin strammen Beine auf, die breiten

Schultern und das Hervortreten der Ohren, die eigens angesetzt sind. An diesen Merkmalen erkennen wir die hethitische Kleinkunst, von der uns sicher datierbare Beispiele freilich in erster Linie aus dem 14. oder 13. Jahrhundert vorliegen. Die Bronzefigur eines stehenden Gottes, dessen Götterhut ehemals aus anderem Material angesetzt war, ist uns sehr ähnlich in zwei Exemplaren er-



12. Flügelattaschen aus Athen. Nach Athenischen Mitteilungen 55, Beilage XLVI

halten : einem aus Boghazköi und einem anderen, sicherlich aus gleicher Werkstatt stammend, aus Latakije in Syrien. Hier haben wir all das, was wir bei der griechischen Statuette beobachteten : die strammen Beine, die breiten Schultern, die dazu führten, die Arme einzusetzen, und vor allem die auffällig betonten Ohren.

Der Bronzegott aus Latakije führt hinüber zu einer weiblichen Elfenbeinstatuette aus Megiddo, das sich auch sonst reich an hethitischen Elfenbeinschnitzereien erweist. Sie hat den gleichen breiten, flachen, unten zusammen-

gebundenen und gerade abgeschnittenen Zopf wie der Gott. Warum dieser einen Zopf trägt, ist rätselhaft, aber auch bei der Polosgöttin tritt uns der Zopf sonst nicht entgegen. Wieder fallen die strammen Beine, die breiten Schultern und die grossen Ohren auf.

In den nächsten Jahrhunderten ändert sich der Typ dieser in zahllosen Plaketten fast in jeder Fundschicht vorhandenen nackten Göttin nicht. Wir können aber deutlich zwei Typen unterscheiden. Den einen — den hethitischen



13. Flügelattaschen aus Ptoion und Vetulonis. Nach Iraq XVIII T. XXVI 3. u. 4

— mit dem Polos, den anderen — den syrischen — mit den eingerollten Seitenlocken oder der ägyptischen Schuppenfrisur. Die hethitische Göttin hat stets eine lange, steife und nicht eingerollte Flechte vor dem immer noch grossen Ohr, sehr stark umränderte Augen und ein fast eingefallenes mageres Untergesicht. Die syrische ist pausbäckig, hat kleinere, selten umränderte Augen und weder die auffallenden Ohren noch die breiten Schultern. Natürlich findet auch eine gelegentliche Beeinflussung statt. Fragen wir nun, von welcher die Griechen das Vorbild für die Athener Elfenbeinfiguren gewonnen haben, so ist die Antwort eindeutig: von der hethitischen. Da nun aber auch die Urartäer das gleiche Figürchen geschätzt haben, und Megiddo als Ursprungsort damals nicht mehr in Frage kommt, kann sich die Polosgöttin nur in einem der hethitischen Königreiche erhalten haben. Ob die Figur am Vansee Import oder

urartäische Nachahmung ist, lässt sich wegen der schlechten Erhaltung nicht entscheiden. Der Gesichtstyp ist ganz und gar unurartäisch.

Etwa näher kommen wir den Dingen mit dem Kessel aus Altin Tepe. Altin Tepe liegt bei Erzerum, also auf der Grenze von Urartu und Ostklein-asien. Der Kessel ist den Fundumständen nach verschleppt worden und als Beutestück zu werten.¹⁶ Er trägt eine Hieroglyphen-Inschrift. Zwar sind die urartäischen Hieroglyphen den hethitischen sehr ähnlich und gehen sicherlich auf diese zurück, hier aber handelt es sich um einen lesbaren Namen, soweit wir von Lesbarkeit sprechen können. Eine überzeugende Lesung schlägt aber Steinherr vor.¹⁷ Der Name, dem ein Verb folgt — etwa «stiftete» oder «besitzt» oder ähnlich — lautet Awariku. Awariku wird von Asitawandas von Karatepe als sein Oberherr genannt. Wir kennen ihn aus den assyrischen Texten aus dem Jahr 738 als König von Kûe. Er ist also Zeitgenosse des Sarduri. Ob der Kessel nun in Kilikien selbst hergestellt ist oder in Tabal, ob Tabal eine Art Allgemeinbegriff für späthethitische Kleinkunst ist, ist vorerst nicht zu entscheiden. Beides liegt so nahe zusammen, dass es uns kaum einen Anhaltspunkt zur Lokalisierung einer besonderen Werkstatt gibt.

Die vier Stierköpfchen sitzen auf kleeblattartigen Laschen, durch die sie an den Kessel genagelt sind. Diese Köpfchen haben nun eine bis ins einzelne gehende Ähnlichkeit mit vier Köpfen, die ehemals alle aus Van stammten, und die Amandry zusammengestellt hat.¹⁸ Urartäisch an ihnen ist lediglich die feinere Ziselierung. Im Grunde ist urartäische und hethitische Kunst sehr wohl zu unterscheiden. Die Dinge, die wir mit leidlicher Sicherheit als Erzeugnisse von Tušpa am Vansee halten können, sind steif, schwer und ungeheuer sorgfältig ausgearbeitet. Von der genialen Nachlässigkeit der hethitischen Kunst sind sie himmelweit entfernt. Möglich also, dass die Bronzeköpfchen nachgearbeitet sind.

Die kleeblattförmige Lasche, mit der die Stierköpfchen angeheftet sind, lässt der Vermutung Raum, dass die Stilisierung als Flügel und Vogelschwanz eine nachträgliche ist. Die Stierköpfe dachte man sich gewiss nicht geflügelt. Dass die Figur auf dem Rücken eine Tülle hat, durch die der Tragering gezogen war, kommt auch bei den Stieren vor. Amandry ist sogar der Meinung, dass man, wenn der Ring fehlt, den Kessel auch gut an den Köpfen tragen konnte.¹⁹ Daher ja eben die solide Befestigung durch die Lasche. Aber woher stammt der Gedanke, menschliche Köpfe — bei den meisten sind wir nicht im Stande anzugeben, ob es sich um männliche oder weibliche handelt — in das Gefäß schauen zu lassen? Oder besser: wem fiel so etwa ein? Auch hier kommen wohl kaum die Urartäer sondern wieder die Hethiter in Frage.

¹⁶ BARNETT: *Anatolian Studies* 3 (1953) 121 ff.

¹⁷ Anadolu 1958.

¹⁸ Chaudrons à protomes de taureau, Festschrift Hetty Goldman 239 ff.

¹⁹ a. O. 247.

Der Kessel aus Palestrina, bei dem drei Männer und drei Hunde so lustig in den Topf schauen, hat eine Entsprechung in einer allerdings nur bruchstückweise erhaltenen Flügelattasche aus dem Heraien in Argos, wo neben den Armen der menschlichen Figur zwei kleine Stiere in den Kessel schauten.²⁰ Das Ganze ist wohl kaum mythologisch zu deuten, sondern nicht mehr als ein



14. Flügelattaschen aus Van. Nach Iraq XVIII T. XXVI 1. u. 2

humorvoller Einfall. Man freute sich, wenn sich die Figürchen in dem gefüllten Kessel spiegelten. Der Kessel aus Palestrina hat die gleichen Stabfüsse wie das Gefäß aus Altin Tepe in etwas altertümlicherer Form und auch die gleichen Stierbeine. Wir können ihn ohne weiteres für hethitisch ansprechen und in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts datieren.

²⁰ E. KUNZE: Verkannter orientalischer Kesselschmuck, Reineckefestschrift, Mainz 1950. T. 16 ff.

Der beste Kenner der Flügelattaschen, Kunze, unterscheidet drei Typen : den griechischen, den Vansee-Typ und den assyrischen.²¹ Die Benennung ist unglücklich, obwohl er mit der Unterscheidung gewiss recht hat. Heute können wir mit grösserer Zuversicht sagen, dass der «Vansee-Typ» hethitisch ist und dass der «assyrische» an den Vansee gehört.

Der hethitische Typ ist wieder charakterisiert durch die dick umränderten Augen, die eingefallenen Wangen und die steifen Ohrlocken. Es gibt freilich auch Beispiele, wo die damalige Modefrisur mit dem dicken Lockenpaket verwendet wird. Vor allem gilt dies für die etruskischen Importstücke.

Die nicht häufig belegbare Gruppe, die Kunze «assyrisch» nennt, stimmt mit dem urartäischen Gesichtsschnitt gut überein und weist die auch sonst zu beobachtende Vorliebe für den hart absetzenden Haarwulst der Perrücke auf, so dass eine Herstellung am Vansee wahrscheinlich ist. Die nächste Parallele sind der Erlanger Dreifuss und der Berliner Hofbeamte, der seinerseits wieder unmittelbar zu den Möbelfiguren passt. Dass die neuen Funde vom Karmir Blur mit den erschreckend primitiv gezeichneten Medaillons und den mitunter auch recht flüchtigen Zeichnungen der Schilde nur eine Möglichkeit darstellen, erweist ja das hübsche Pferdeköpfchen. Schon die Funde in Van wiesen diesen Bruch zwischen peinlicher Sorgfalt und primitiver Handwerklichkeit auf, eine Handwerklichkeit, die wieder eine ganz andere ist als die hethitische Sorglosigkeit.

Für uns sind natürlich die griechischen Nachahmungen die interessantesten. Hat man diese Dinge nachgeahmt, weil man der Meinung war, dass man es besser konnte oder tat man es, weil der Zustrom von einem gewissen Augenblick an stoppte? Dass es billiger und einfacher gewesen wäre, Bronzen in Griechenland selbst zu giessen, wird niemand wahrhaben wollen, der mit der Technik des Bronzegusses vertraut ist. Die Griechen waren und blieben noch lange sehr orientfreudig und haben die ausländischen Erzeugnisse gewiss höher geschätzt als die heimischen Produkte, zumindest in den Anfangsstadien. Bei den Greifenköpfen stellen sie ihre Lehrmeister freilich schnell in den Schatten. Aber die Attaschenmode erstreckte sich nur über eine kurze Zeit. Sie hat ihnen in ihren heimischen Produkten also nicht gefallen.

Ein Datum, das die Unterbrechung der Zufuhr von Ostanatolien erklärt, ist die Zerstörung von Tarsos im Jahre 696. In der Tat ist seither keine Verbindung mehr mit diesen Ländern nachweisbar. Der orientalische Stil der protokorinthischen Vasen kommt über die Phöniker und lässt sich mit der früheren Welle in nichts vergleichen. Natürlich hat die Beziehung zu Syrien schon längst bestanden, aber die von dort her bezogenen Motive sind ganz andere und bleiben andere. Damit wäre aber 696 ein *Terminus ante quem* für die Importstücke und ein *Terminus post quem* für die griechischen Nachahmungen.

²¹ Kretische Bronzereliefs. 1931. S. 267—280.

Ein gleiches gilt dann für die Greifenköpfe, nur dass sich die griechische Ausgestaltung sehr viel länger hinzieht und zu wahren Meisterschöpfungen führt. Auch hier ist das Ausgangsland das bethitische. Die Greifenköpfe haben «Pferdeohren», ein bis zwei Seitenlocken und ein merkwürdiges Gerät oben auf dem Kopf, das so ziemlich einer gedrehten Schachfigur ähnelt.

Dieser Aufsatz war bei den frühen Figuren ein kurzer dicker Stumpf, die «Pferdeohren» erweisen sich als Stierohren. So stammt der Greifenkopf in



15. Dreifuss aus Erlangen. Aufnahme Gerhard Fink

direkter Linie von dem von den Hethitern auch als Schriftzeichen bekannten Mischwesen, das als dienender Dämon eine Verbindung von Stier und Adler, den Symboltieren der beiden höchsten Götter, darstellt. Die Seitenlocken kommen aber bereits in sumerischer Zeit auf dem Rücken einer Löwin vor. Sie sind schliesslich nichts anderes als die gedrehten Seitenlocken der Löwengöttin, die wir nach der syrischen Stadt, wo sie auf einem Löwen steht, «die Kadesch» zu nennen pflegen. Somit sind auch die Seitenlocken als das weibliche Element in dieser früh vereinten Göttertrias anzusprechen. Auf der Gudeavase, also schon zu Beginn des 3. Jahrtausends, finden wir alle Elemente schon vereint, nur dass die Menschengestalt des Dämons hier schlangenhafte Züge besitzt, auch

dies Symbol der weiblichen Göttin. Das führt zu der Schuppenbildung des Greifenhalses.

Die Griechen haben schwerlich mehr viel von der Bedeutung der alten Tiersymbole gewusst. Aber es ist doch aufschlussreich, dass sie für die Attaschen nicht den schönen kretischen und später assyrischen Greifentyp wählen mit dem grossen Kamm. Denn dass der Knopf auf dem Kopf etwa als Kleiderhaken zum Anhängen der Locken dient oder als reduzierter Kamm anzusprechen wäre, sollte man nicht behaupten. Der Wirbel wird als deutlich gekennzeichnete Locke gebildet, nicht als Knopf. Dieser ist ein getrenntes Element für sich und verlangt eine gesonderte Erklärung.²²

Wenn wir aber auch hier wieder erkennen, dass der Weg nicht über Syrien und Kreta, sondern über rein hethitisch beeinflusste Wege führt und der gleiche unassyrische Greifentyp auch in Urartu begegnet, bedeutet auch dies wieder eine Bestätigung für die Geschlossenheit der ganzen Gruppe, die sich nur durch eine Kenntnis der geschichtlichen Voraussetzungen erklären lässt. Die Erforschung Urartus steht noch sehr in den Anfängen. Dennoch ist es ratsam, dass der klassische Archäologe und Philologe auch diesem Gebiet eine gewisse Aufmerksamkeit widmet, was um so leichter ist, als er die Hethitologie ja heutzutage kaum noch umgehen kann, eine fruchtbare Erforschung des Urtäischen sich aber ohne die Hethiter nicht durchführen lässt. Späthethitische und urartäische Geschichtsforschung sind identisch, oder sollten dies zumindest vorerst sein.

²² Einen Vorschlag zur Deutung des rätselhaften Gerätes findet sich in Andeutung in meinem Wettergottbuch, Leipzig 1956 88 und passim. Die «Schachfigur» ist Ersatz für das «Auge».

ZUR FRAGE DER FRÜHEISENZEITLICHEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN ITALIEN UND DEM VORDEREN ORIENT*

Ich möchte im folgenden bloss einen Punkt jenes Fragenkomplexes beleuchten, der in dem Titel meines Referates angegeben ist, und dessen Beleuchtung im letzten halben Jahrhundert durch so viele und von so vieler Seite her versucht wurde. Schon die Tatsache selbst, dass man zu diesem Fragenkomplex, der so viel Materialkenntnis verlangt, hier in Ungarn etwas beizutragen versucht, bedarf einer gewissen Entschuldigung. Das mag in dem vorliegenden Fall ein dreifaches sein. Erstens versuche ich ja nur eine Teilfrage des grossen Problemkreises wieder zu behandeln; zweitens berührt diese Teilfrage in ihren historischen Konsequenzen unmittelbar auch ein wichtiges Problem der ungarländischen Früheisenzeit; und zum Schluss bildet den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen ein Objekt, das in Ungarn aufbewahrt wird: es ist ein Bronzeschwert der Antikensammlung im Déri Museum von Debrecen.¹ Ich lege dies Schwert, das von unbekanntem Fundort auf dem Wege des Kunsthandels ins Museum gelangte, auch in einer Zeichnung vor.² (Abb. 1—3.) Sei es mir erlaubt, gleich auch jene Eigentümlichkeiten des Schwertes hervorzuheben, die unter dem Gesichtspunkt meiner Behandlung bedeutend sind. Klinge und Griff sind aus einem Stück gegossen; die schmale Klinge ist blattförmig, die Schulter abgerundet; der Griff verdickt sich in der Mitte und endet in einem Halbmond oder eher Kreissegment ähnlichen Abschlussteil; den ganzen Griff und den Schulterteil der Klinge umrahmt ein erhobener Rand, offenbar zum Schutz der einstigen Knochen- oder Holzbedeckung dieser Teile; diese Bedeckung war mit fünf Nietten zu dem Griffe angefestigt — in zwei Fällen sind

* Referat, gehalten am 1. Oktober 1958 am Altertumswissenschaftlichen Kongress zu Budapest. Da ich gegenwärtig keine Gelegenheit zu einer ausführlicheren Stellungnahme in den hier aufgeworfenen historischen Fragen habe, liess ich den Text des Vortrages im wesentlichen unverändert, ich ergänzte ihn nur mit den nötigen Anmerkungen.

¹ Inv. Nr.: Et. R. X. 2. Erworben im Wiener Kunsthandel um 1910—1920. Klinge und Griff intakt, es fehlen nur drei Nietten. Die Scheide ist aus einer Bronzeplatte gebogen, und auf der einen Seite von ihr ist ein grösserer Mangel zu sehen. Sowohl am Schwert wie auch an der Scheide sieht man tiefgrüne Patina, stellenweise mit helleren Flecken abwechselnd. Die Länge des Schwertes 40,8 cm, diejenige der Scheide 33,8 cm. — F. DÉRI (Red.): A debreceni Déri Múzeum gyűjteményeinek leírása (= Beschreibung der Sammlungen im Déri-Museum von Debrecen), Debrecen 1922, 88 und 110.

² Die Zeichnung ist das Werk des Kunstmalers József Menyhart.

selbst die Nieten noch in den Löchern vorhanden. In der Mitte der Klinge sieht man eine Rippe, auf deren beiden Seiten ein Bündel von eingeritzten Linien parallel mit dem Umriss der Klinge hinunterläuft, während es oben, unter dem Schulterteil, sich beiderseits zum Rand der Klinge hinausbeugt. Man sieht an der Zeichnung deutlich die geometrischen Muster der aus dünner Platte gebogenen Scheide; auch die Ringe, die unten die Scheide zusammenfassen, und der Abschlussknopf sind gut zu entnehmen.

Das insgesamt nur 41 cm langes sog. Kurzsword ist zweifellos italischer Herkunft. Man findet seine nahen Verwandten in ziemlich hoher Anzahl unter den mittel- und süditalischen Fundstücken.³ In Etrurien sind Tarquinii, Veii, Vulci, Vetulonia und Populonia die wichtigsten Orte, wo ähnliche Exemplare, in Tarquinii, Vetulonia und Populonia auch mehrere, gefunden worden sind. In Umbrien ist Terni ihr ergiebigster Fundort, während man in Latium südlich von Rom in Caracupa, und in Campanien in Cumae die meisten Exemplare fand. Die Verbreitung dieses Schwerttypes lässt sich bis zu der südlichsten Spitze der Halbinsel nachweisen; besonders zahlreiche Stücke kamen aus der Nekropole von Torre Galli in Kalabrien zum Vorschein; aus Bruttium sind drei Fundorte bekannt, von denen zwei auch mehrere Exemplare lieferten. In Sizilien fand man bisher kaum einige Spuren der Verbreitung von diesem Typus, nur einige schwer erkennbare Fragmente weisen auf sein dortiges Erscheinen hin; ein Exemplar ist in Sardinien gefunden worden, während gar kein Exemplar von Norditalien her bekannt ist.⁴

Die bisher bekannten ungefähr siebzig italischen Exemplare sind von keiner völlig einheitlichen Form. In der überwiegenden Mehrheit der Fälle sind Klinge und Griff aus einem Guss, aber es gibt auch solche, bei denen die beiden Bestandteile gesondert angefertigt wurden. Das Ende des Griffes ist bald ein Halbmond, bald ein Kreissegment oder auch nierenförmig; selbst der Griff

³ Die wichtigste Literatur über den Schwerttypus und seine Verbreitung: I. UNDSET: Zeitschr. f. Ethnologie 22 (1890) 1 ff.; J. NAU: Die vorrömischen Schwerter, München 1903, 10—12 (Typus lc); U. RELLINI: Bull. Paletn. Ital. 46 (1926) 66 ff.; P. ORSI: Mon. Ant. 31 (1926) 169—74; N. ÅBERG: Bronzezeitliche und frühisenzeitliche Chronologie I. Italien, Stockholm 1930; G. v. MERHART: Bonner Jb. 147 (1942) 10—16; Å. ÅKERSTRÖM: Der geometrische Stil in Italien, Lund 1943, 106—8, 120—3; A. TALOCCHINI: St. Etr. 16 (1942) 17—20, 44—5 und ebd. 18 (1945) 276—7; C. CAPRINO: Not. Scavi 1950, 102—5. Der Aufsatz von Caprino in Bull. Paletn. Ital. 1941—42, 197—206 war mir nicht zugänglich. — Ein unveröffentlichtes Bronze-Exemplar, das in den genannten Werken auch nicht erwähnt wird, befindet sich in der Ermitage von Leningrad: Inv. Nr. B 682: Länge 37,7 cm; Fundort unbekannt (hier Abb. 4.). Für die Aufnahme habe ich A. A. PEREDOLSKAJA zu danken.

⁴ Die ligurischen Stein-Stelen und die Darstellungen der Felsbilder von Val Camonica zeigen, dass später in Nord-Italien ein Schwerttypus allgemein verbreitet war, der dem obigen nahe verwandt ist, und da er gerade der ältesten tarquinischen Variante am nächsten steht, scheint er ein Beweis für die länger anhaltende Wirkung etruskischen Einflusses im Norden zu sein, wo die früheren Elemente zäh beibehalten wurden. Vgl. U. FORMENTINI: St. Etr. 1 (1927) 61—70; L. BANTI: St. Etr. 5 (1931) 173 ff.; R. BATTAGLIA: St. Etr. 7 (1933) 11 ff., bzw. R. BATTAGLIA: Not. Scavi 1933, 234—5 und Taf. IV; ders. St. Etr. 8 (1934) 29 und Taf. III. 1.

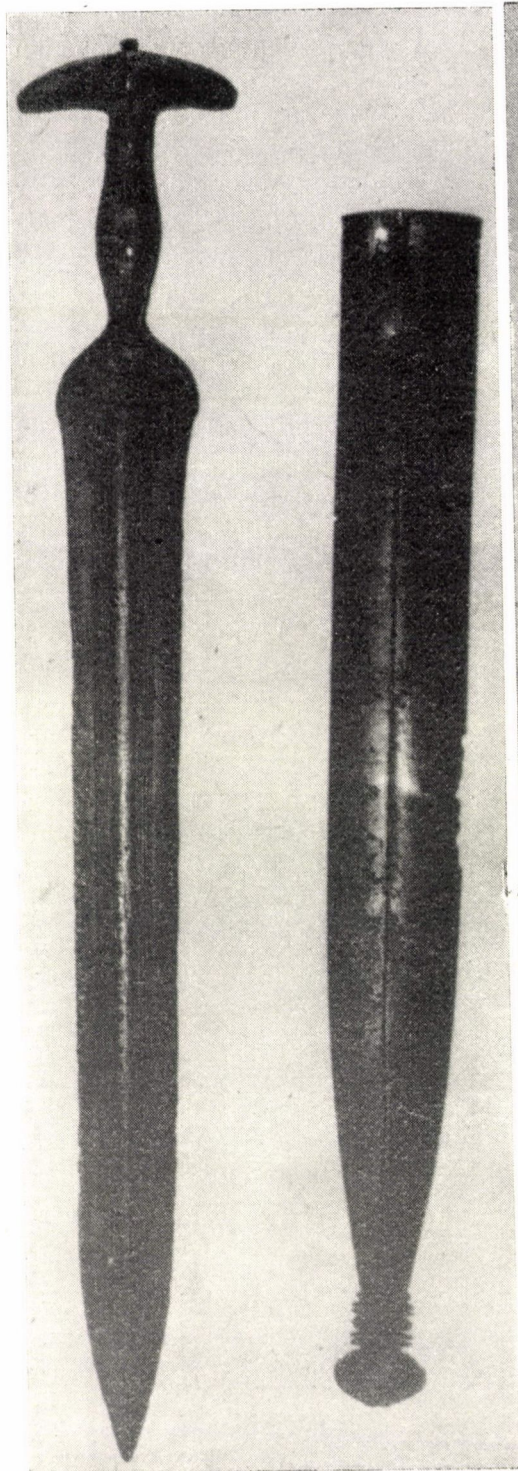


Abb. 1

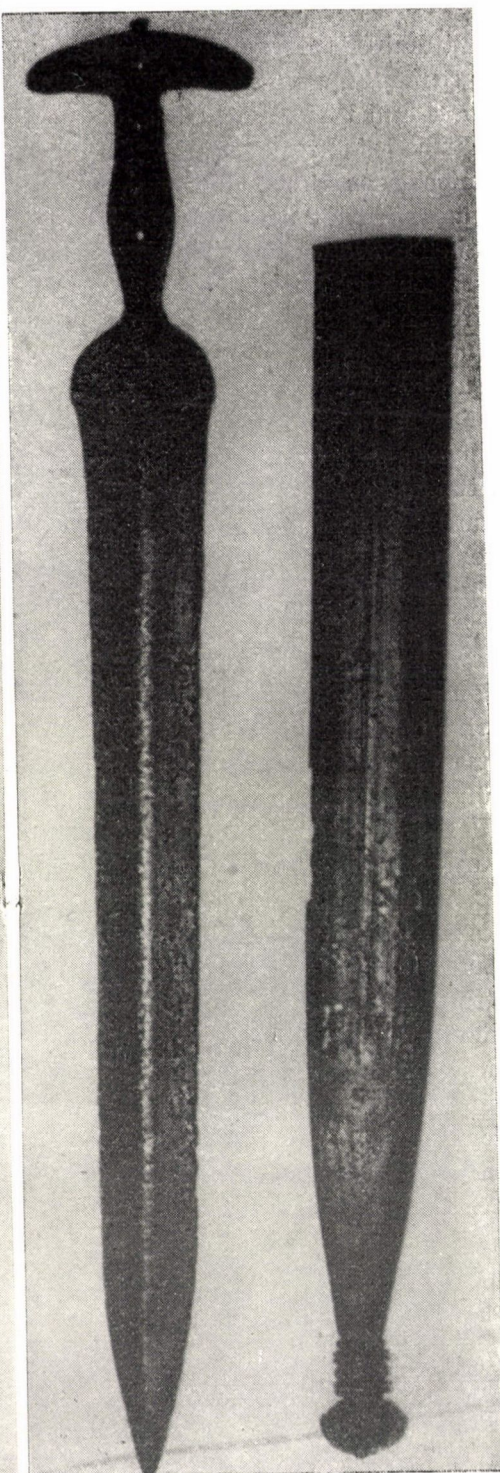


Abb. 2

hat drei Haupttypen: entweder verdickt er sich in der Mitte gebogen, wie in unserem Fall, oder ist die Verdickung in der Mitte beiderseits zugespitzt, oder man findet manchmal dieselbe Verdickung auch unten am Griff. Was die Klinge betrifft, ist sie entweder ölblattförmig, wie bei unserem Exemplar, oder entschiedener dreieckförmig, während sie sich in einem bedeutenden Teil der Fälle nach unten zu plötzlich verjüngt. Auf Grund der bisher bekannten Fundstücke wird man keinen von diesen Varianten für je ein italisches Gebiet bezeichnend halten dürfen; man kann auf Grund dieser Unterschiede auch die Provenienz eines Stückes von unbekanntem Fundort innerhalb von Italien nicht näher bestimmen. Manchmal begegnet man auch innerhalb derselben Fundgruppe verschiedenen Griff- und Klingformen.

Für die absolute Datierung hat man, leider, sehr wenig sichere Stützpunkte, aber es gibt dennoch einige in grösseren Fundkomplexen befindliche Stücke, aus deren Fundzusammenhängen unter breiteren Grenzen sich auch chronologische Schlüsse ergeben. Die Exemplare von Tarquinii kamen unter solchen Grabfunden zum Vorschein, deren Material die typischen Stücke der südetruskischen I. *facies*, z. B. bikonisches Ossuarium von dem sog. Villanova-Typus mit Bronzenhelmbedeckung, sog. Rasiermesser mit viereckiger Klinge, usw. enthält. Diese I. *facies* ist auf dem südetruskischen Küstengebiet, also auf dem Fundort der Stücke, für die Zeit vom Anfang des VIII. Jahrhunderts bis zu seinem letzten Viertel charakteristisch.⁵ Von den Exemplaren aus Cumae entstammen diejenigen, die im Laufe der wissenschaftlich zuverlässig durchgeführten Ausgrabungen von Gâbrici zum Vorschein kamen, aus dem IX. oder VIII. Jahrhundert;⁶ auch in der Nekropole von Torre Galli in Kalabrien, deren Ausgrabung durch P. Orsi veröffentlicht wurde, kamen die dort gefundenen Exemplare dieser Schwerter aus solchen Gräbern zum Vorschein, die älter sind, als die mit griechischer Importware datierbaren Gräber des VII. Jahrhunderts.⁷ Auf der anderen Seite fand man in dem ziemlich genau datierbaren Bernardini-Grab von Palestrina, das kaum später als die Mitte des VII. Jahrhunderts sein dürfte, jene Variante desselben Schwerttypus vor, bei der das Klingenende sich stark verjüngt.⁸ Diese Form ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Ergebnis einer lokalen, italischen Entwicklung im Laufe des VII. Jahrhunderts, in dem derselbe Schwerttypus hier noch weiterlebte.⁹ Die Kenntnis des Typus in Etrurien wird ausser den erhaltenen Schwertern auch durch die eingeritzte Darstellung auf einem faliskischen Impasto-Gefäss aus der ersten Hälfte des

⁵ M. PALLOTTINO: St. Etr. 13 (1939) 89—100, 128.

⁶ E. GÂBRICI: Mon. Ant. 22 (1913) 150—154; zur Chronologie: T. DUNBABIN: The Western Greeks, Oxford 1948, 2—8, 452—9.

⁷ ORSI: o. c.; zu der Datierung jetzt G. v. MERHART: 37—38. Ber. RGK, 1956—57, 117—27 («selbst ein Zurückgreifen in eine Zeit etwas vor 900 v. Chr. kann nicht einfach abgewiesen werden», schreibt er auf S. 127, ohne jedoch diesen Gedanken auch näher zu begründen).

⁸ Mem. Amer. Ac. in Rome 3 (1919) pl. 24.

⁹ ÅKERSTRÖM: o. c. 107.

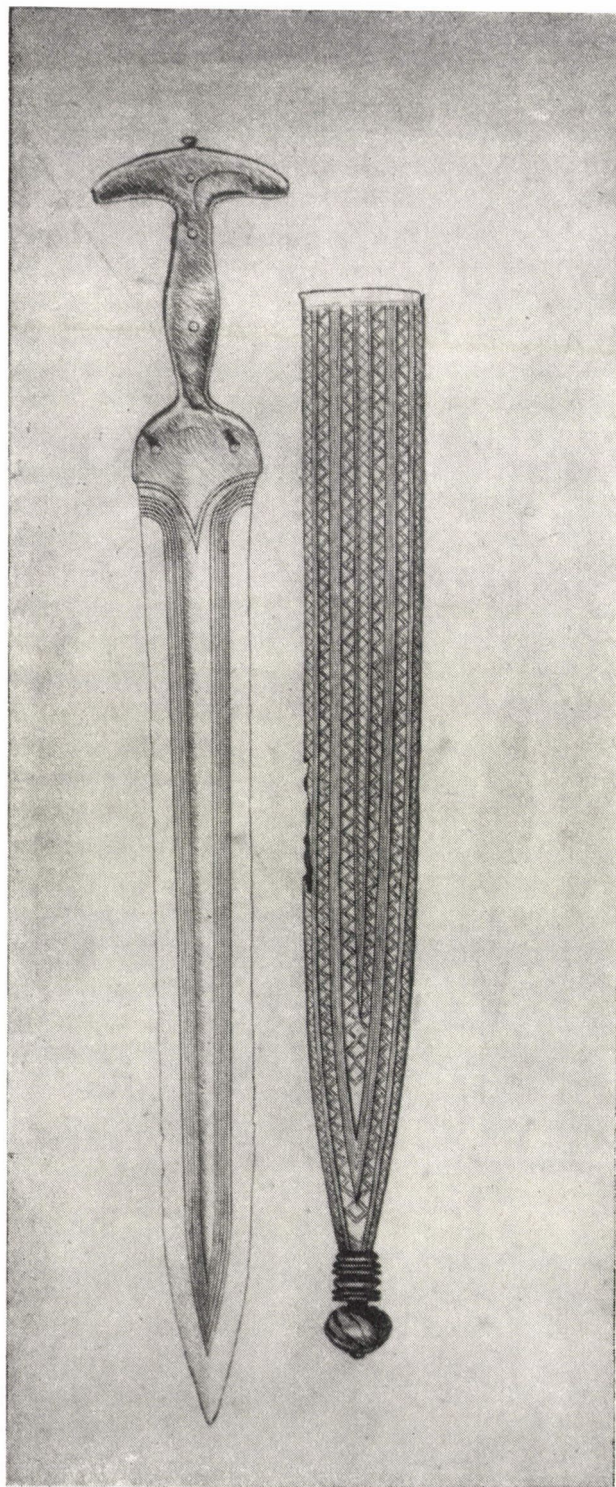


Abb. 3

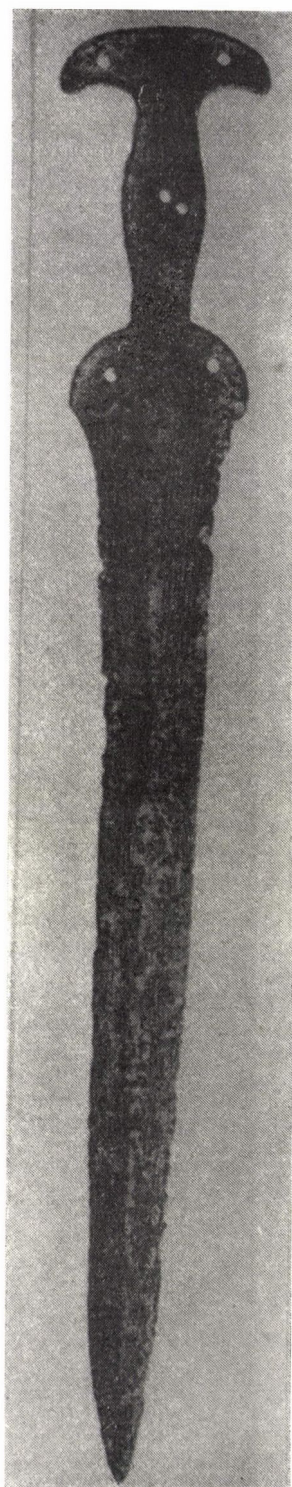


Abb. 4

VII. Jahrhunderts,¹⁰ sowie durch das Erscheinen des Typus auf zwei Votiv-Reliefs aus Populonia bezeugt.¹¹

Man hat also den Eindruck, dass dieser Typus in Italien mindestens am Anfang des VIII. Jahrhunderts oder nicht viel später erschienen und dann mindestens durch anderthalb Jahrhunderte verbreitet gewesen sein mag. Die Prüfung der italischen Exemplare des Typus überzeugt auch, dass man bei der Untersuchung der ältesten Form und des Ursprungs jene Variante nicht in Betracht ziehen darf, die anstatt eines Schwertes schon beinahe eine Stosswaffe mit sich stark verjüngender Klinge zeigt. Aus dem italischen Verbreitungsbild des Typus erfährt man nicht, welches Volk ursprünglich dies Schwert als charakteristische Waffe benutzte.

Auf dieser Weise ist es verständlich, dass die Ursprungsfrage dieser Schwertform seit langer Zeit schon im Mittelpunkt des Interesses steht. Die ersten Forscher, die am Ende des vorigen Jahrhunderts diesen Typus beschrieben und systematisierten, Undset und Pigorini, wiesen darauf hin, dass der Typus weder griechenländische noch italische Vorläufer hat, während im Material der mykenischen Kultur solche Schwerttypen vorkommen, die sich als Vorgänger der italischen Formen ansehen lassen.¹² Solche kamen schon im Laufe der Ausgrabungen von Schliemann in Mykene vor,¹³ und auch spätere Funde in Athen, Korinthos, Dodona sowie auf den Inseln Kreta, Rhodos, usw. bereicherten mit weiteren Stücken die Anzahl der Exemplare des vermuteten mykenischen Urtypus.¹⁴ Diese letzteren entstammen in ihrer Mehrheit der spätmykenischen Periode, während einige von ihnen mit submykenisch-proto geometrischen Funden zusammen zum Vorschein kamen.¹⁵

Die Mehrheit der Forscher im XX. Jahrhundert begnügte sich mit jener Erklärung, die sich über den Ursprung aus diesen mykenischen Beispielen ergibt, und man führte auf diese Weise den italischen Schwerttypus unmittelbar auf spät- bzw. submykenische Schwertformen zurück; diese Erklärung baute natürlich auf die Voraussetzung, dass der Typus zuerst auf den südlichen Teilen Italiens Fuss gefasst, und sich von da aus erst später nach Mittelitalien und Etrurien verbreitet hätte. Nach dem ersten monographischen Bearbeiter der vorrömischen Schwerter, J. Naue wurde diese *communis opinio* unter anderen auch von Rellini, Déchelette und Åberg vertreten.¹⁶

¹⁰ Mon. Ant. 4 (1894) 291—2, fig. 147, aus Narce: vgl. L. A. HOLLAND: The Faliscans in prehistoric times, Roma 1925, 108.

¹¹ St. Etr. 3 (1929) tav. IX. 9—10; vgl. A. MINTO, Not. Scavi 1926, 376—7.

¹² UNDSET: a. a. O. 18 ff.; PIGORINI: Bull. Paletn. Ital. 9 (1883) 99 ff.

¹³ H. SCHLIEMANN: Mykenae, Leipzig 1878, 191 Abb. 238.

¹⁴ NAUE: o. c. 10—11; MERHART: Bonner Jb. a. a. O. 15; F. MATZ: Die Ägäis (Hdb. d. Arch. IV. 1), München 1950, 274—5 und Taf. 28, 2.

¹⁵ A. FURUMARK: The Chronology of the Mycenaean Pottery, Stockholm, 1941, 94—5 über minoische und mykenische Exemplare, die in mit Keramik datierbaren Fundkomplexen zum Vorschein kamen. Vgl. ÅBERG: o. c. 10—11.

¹⁶ NAUE: o. c. 11; J. DÉCHELETTE: Manuel II. 1, Paris 1924, 213 (type no. 6); RELLINI: a. a. O. 67; ÅBERG: o. c. 10.

Meines Wissens war Arthur Evans der erste, der vor einem halben Jahrhundert an die Schwierigkeiten dieser Auffassung erinnerte.¹⁷ Er wies nämlich darauf hin, dass die aus der mykenischen Kultur bekannten Exemplare sich mindestens in zwei Punkten von den italischen unterscheiden: ihr Schulter ist gerade und man findet an ihrem Griff nicht jene für die italischen Schwerter charakteristische Verdickung. Darum dachte Evans daran, dass der italische Typus keine unmittelbare Fortsetzung des mykenischen wäre, sondern man müsste wohl mit einer griechischen Vermittlungsstation «irgendwo auf der Strassenlinie Rhodos—Kreta—Mykene» rechnen. Von Evans unabhängig nahm zwei Jahrzehnte später auch P. Orsi ohne nähere Begründung ein «nicht bestimmbares mediterranes Zentrum» als Quelle des italischen Typus an, wo eventuell auch die frühesten italischen Stücke hätten angefertigt werden können.¹⁸ Dies alles war jedoch nichts mehr als bloss unsichere Vermutung und fand auch keinen Widerhall in der archäologischen Forschung. Die Alleinherrschaft der Ansicht von dem unmittelbaren mykenischen Ursprung dieser Schwerter wurde erst ungefähr vor fünfzehn Jahren durch die frontal-entgegengesetzten Meinungen zweier Forscher unterbrochen. Åkerström wies als erster in seinem Buche über den geometrischen Stil in Italien darauf hin, dass der italische Schwerttypus auch in der zeitgenössischen griechischen Kultur nicht unbekannt ist; wohl ist bisher kein ursprüngliches Exemplar von diesem, nicht einmal fragmentarisch, auf griechischem Gebiet gefunden worden, aber doch erscheint er auf zeitgenössischen Darstellungen, am eindeutigsten auf der Zeichnung einer böotischen Fibel aus der Zeit um 700 herum, und weniger sicher entnehmbar sowohl auf einer anderen böotischen Fibel, als auch auf dem Reliefschmuck eines ebenfalls böotischen Gefässes aus dem VII. Jahrhundert. Mit Berufung darauf hielt Åkerström es für bewiesen, dass dieser Schwerttypus unmittelbar aus der griechischen Kultur des geometrischen Zeitalters um die Wende des VIII. und VII. Jahrhunderts oder nicht viel später nach Italien gekommen sei.¹⁹

Der andere Forscher, Gero von Merhart, schlug in seinem berühmten Aufsatz über die Donauländischen Beziehungen der früheisenzeitlichen Kulturen Mittelitaliens eine völlig neue Richtung für die Lösung derselben Frage vor.²⁰ Es bestritt nicht nur den unmittelbaren Zusammenhang der beiden Schwerttypen, des italischen und mykenischen, sondern auch ihre genetische Verbindung — mindestens in der Form, dass man den einen aus dem anderen ableiten könnte; er wollte statt dessen ihre Ähnlichkeit mit einem gemeinsamen Urtypus erklären, dessen Fortsetzung sowohl die mykenischen als auch die italischen Schwerter — jedoch voneinander unabhängig — darstellen soll-

¹⁷ *Archaeologia* 9 (1905) 498—9.

¹⁸ *O. c.* 174.

¹⁹ ÅKERSTRÖM: *o. c.* 115.

²⁰ *Bonner Jb. u. a. O.* 14—6 und 37—38; *Ber. RGK* 124—5.

ten. Den gemeinsamen Urtypus lokalisierte Merhart (und neuerdings ihm zufolge auch Ernst Sprockhoff²¹) auf dem nordwestlichen Teil der Balkan-Halbinsel, und er liess ihn letzten Endes aus den mitteleuropäischen Griffzungenschwertern abstammen.

Was die Theorie von Åkerström betrifft, ist sie darin, dass der italische Schwerttypus um 700 herum auch auf griechischen Darstellungen erscheint, nicht zu bezweifeln; ja man darf hinzufügen, dass sich damit die Geschichte der griechischen Darstellungen dieses Typus auch nicht abschliesst.^{21a} Sie erscheinen z. B. auch auf den Reliefs der archaischen Bronze-Schildbänder, am deutlichsten auf einer Darstellung des Würfelspiels von Achilleus und Aias.²² Solche Schildbänder kamen in grosser Menge im Laufe der Ausgrabungen in Olympia zum Vorschein, und nach der Erklärung von Kunze ist ihre Herkunft aus Argos wahrscheinlich. Ihre Herstellung begann am Ende des VII. Jahrhunderts und setzte sich bis zum Ende des archaischen Zeitalters fort; auch das erwähnte Relief mag ein spätarchaisches Stück sein.

Aber es ist eine völlig andere Frage, ob man auf Grund dieser Darstellungen den italischen Schwerttypus unmittelbar auf griechische Vorbilder zurückführen darf. Ein wichtiges Kettenglied bildet in Åkerströms Argumentation die durch ihn aufgestellte niedrige Chronologie des italischen Fundmaterials; das ermöglichte für ihn das erste Erscheinen der italischen Schwerter für gleichzeitig mit den frühesten griechischen Darstellungen, den böotischen Fibeln vom Anfang des VII. Jahrhunderts, zu halten. Die Kritik dieses Standpunktes ist heute schon auf einen gewissen Ruhepunkt gelangt:²³ die Chronologie, auf der die oben gegebene Datierung des italischen Schwerttypus beruht, wird heute allgemein angenommen. Aber auf diese Weise sind die ersten italischen Schwerter etwa um ein Jahrhundert älter als die frühesten griechischen Darstellungen desselben Typus. Man darf dabei auch nicht vergessen, dass die ältesten griechischen Darstellungen des Typus in Böotien erscheinen, also auf einem Gebiet, dessen Bevölkerung an der Kolonisation und an der Ausgestaltung der unmittelbaren Beziehungen mit Italien überhaupt nicht teilnahm, während die vorgeschrittensten Zentren, besonders die Nekropolen von Athen und seine Vasenbilder, von einem völlig anderen Schwerttypus zeugen. So bekommt man in den böotischen Darstellungen gar keinen sicheren Grund dazu, den italischen Schwerttypus für griechischen Ursprungs zu halten.

²¹ E. SPROCKHOFF: Antidoron M. Abramić (= Bull. Arch. Hist. Dalmat. 56—59., 1954—57) 22.

^{21a} Auf eine kretische Darstellung aus dem 3. Viertel des VII. Jh. hat ÅKERSTRÖM selber hingewiesen: o. c. 115; s. E. BUSCHOR: Gr. Vasen, München 1940, 49 Abb. 57.

²² E. KUNZE: Archaische Schildbänder (Olympische Forschungen II.) Berlin 1950, Taf. 59, XXXIIIγ

²³ M. PALLOTTINO: Rend. Pont. Acc. Arch. 22 (1946—47) 31—41; DUNBABIN: o. c. Kapitel I. und 435—72, insbesondere 466—70, ferner Journ. Rom. Stud. 39 (1949) 137—41; C. F. C. HAWKES: Atti I Congr. di Preist. e Protost. Mediterranea, Firenze 1952, 260—261.

Was die andere Abstammungstheorie betrifft, versuchte sie Merhart auf Grund eines Vergleichs einzelner Elemente des italischen Schwerttypus mit mitteleuropäischen bzw. mit nordwestbalkanischen Schwertern zu beweisen. Allerdings muss man vorausschicken, dass von diesen Gebieten noch kein einziges Schwert zum Vorschein gekommen ist, das *alle* wichtigen Merkmale des italischen Schwerttypus *zusammen* in sich vereinigte. Darum prüfte auch Merhart im einzelnen und für sich die charakteristischen Züge des italischen Schwerttypus, und suchte nach Beweisen für ihre nördliche Herkunft. Mit seiner Abstammungstheorie wollte er die Annahme der mykenischen Herkunft des Typus in Italien widerlegen. Dazu wäre allerdings nötig gewesen, dass die durch ihn untersuchten Elemente — wenneine solche Einzelprüfung überhaupt berechtigt ist — wohl für die nördlichen Schwerter, nicht aber für die mykenischen bezeichnend seien. Aber in der Wirklichkeit sind alle diese Elemente — mit einer einzigen Ausnahme — auch auf den mykenischen bzw. submykenischen Schwertern vorhanden; und das fehlende Element selbst, die Verjüngung des Klingenenendes, ist — wie vorhin gesagt wurde — nur ein Merkmal der späten Variante des italischen Schwerttypus, und es kommt bei der Frage des Ursprungs nicht in Betracht.²⁴ Rechnet man noch hinzu, dass der italische Schwerttypus eben in Nord-Italien bisher überhaupt nicht zum Vorschein kam, (Merhart selbst nimmt einen über das Meer laufenden, «naturnotwendig spurlosen» transadriatischen Wasserweg an) so werden die Schwächen der Merhart'schen Theorie — auch wenn man die chronologischen Problemen nicht in Betracht zieht — offenbar.

Mögen aber beide neueren Ursprungstheorien grundlegende Unsicherheitselemente in sich verbergen, so besitzen doch beide auch solche Kerngedanken, die man nicht ausser acht lassen darf. So ist bei Åkerström der Hinweis darauf, dass der Typus auf böotischen Darstellungen erscheint, und bei Merhart der Gedanke, dass auch eine andere als die genetische Verbindung zwischen den italischen und mykenischen Schwertern möglich wäre, sowie die Vermutung, dass der behandelte italische Schwerttypus irgendwelche Beziehungen zu Schwerttypen der Gebiete nördlich und nordöstlich von Italien besitzen könnte.

Die Schwierigkeiten der bisherigen Ursprungstheorien veranlassen uns eine solche, bisher nicht genügend beachtete Lösungsmöglichkeit vorzuschlagen, die auf den nahen Osten hinweist. Einige Elemente des italischen Schwerttypus: das Griffende und die Form des Griffes sind in Ägypten mindestens seit der 18. Dynastie, aber möglicherweise schon seit der Hyksoszeit bekannt.²⁵

²⁴ Die durch Merhart (und auch durch Evans) oft hervorgehobene «steife Geradlinigkeit griechischer Kurzsword-Griffe» (37—38. Ber. RGK, 125) ist nur ein Irrtum, s. z. B. FURUMARK: a. a. O. fig. 4.

²⁵ H. BONNET: Die Waffen der Völker des alten Orients, Leipzig 1926, 65—6; vgl. etwa Abb. 24 b—c.; W. WOLF: Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres, Leipzig 1926, 38 ff., 68 ff.

Dies sind jedoch nur unter dem Gesichtspunkt der Vorgeschichte des Typus interessant. Umso bedeutender ist jedoch, dass so gut wie alle wesentlichen Elemente des italischen Schwerttypus zusammen auf jenem Teil des nahen Orients erscheinen, der in den letzten Jahrzehnten auch sowieso schon so viel Überraschung für die Forscher der klassischen Kulturen bereitete. Am südlichen Abhang des Kaukasus, nicht weit von dem westlichen Ufer des Kaspischen Meeres kamen im Laufe der Ausgrabungen am Anfang des Jahrhunderts in zahlreichen Exemplaren solche Bronzeschwerter zum Vorschein, deren Verwandtschaft mit dem italischen Typus schon auf den ersten Anblick auffallend ist.²⁶ Griff und Klinge sind aus einem Stück, weder die mittlere Verdickung des Griffes noch die halbmond- oder nierenförmige Ausbildung des Griffendes sind unbekannt, während die Dreieck-Form der Klinge eben an jene tarquinischen Schwerter erinnert, die in Italien als die frühesten Exemplare gelten. Die kaukasischen Stücke sollen aus einer Schicht der XV. bis XIII. Jahrhunderte entstammen. ihre Priorität ist also sowohl den mitteleuropäischen als auch den mykenischen Stücken gegenüber wahrscheinlich, und ihr westlicher Ursprung ist auch schon darum schwer vorstellbar, weil sie in Vorderasien und Ägypten weit zurückreichende Antezedenzen haben.²⁷ Dies könnte jedoch nur den orientalischen Ursprung des mykenischen Schwerttypus bezeugen, der auch früher schon vermutet wurde.²⁸

Aber die vorderasiatische Geschichte desselben Typus hört mit dem XIII. Jahrhundert nicht auf; er lebt auch später fort, und er wird eine gewöhnliche Schwertform in Nord-Syrien. Wohl sind von diesem Gebiet noch keine ursprünglichen Exemplare dieses Typus bekannt, aber er kommt in zahlreichen Darstellungen der sog. «späthethitischen» Reliefkunst der IX. und VIII. Jahrhunderte vor;²⁹ die Verbindungen dieser «späthethitischen» Reliefkunst mit der früheren hethitischen Bildtradition, sowie ihre genaue Chronologie sind seit dem Erscheinen der Monographie von Ekrem Akurgal nicht mehr

²⁶ CL. F. A. SCHAEFFER : *Stratigraphie comparée et chronologie de l'Asie Occidentale* (III^e et II^e millénaires), Oxford 1948, pl. LX und fig. 227, 7.

²⁷ SCHAEFFER : o. c. 432—3 und *Ugaritica II.*, Paris 1949, 59—60. — Von den drei italischen Varianten der Griff-Formen konnte sich die mit gerundeter Bauchung ebenso, wie die mit spitzer mittleren Weitung aus jeder Griffzunge entwickeln, wie dies im Zusammenhang mit der letzteren auch Merhart selber bemerkt (Bonn. Jb. a. a. O. 15). Dagegen ist die charakteristische tiefsitzende winkelige Weitung in Ägypten schon im zweiten Viertel des II. Jahrtausends vorhanden (BONNET : o. c. 66 und Abb. 24b). Die feine Linienbegleitung der Mittelrippe (wobei die nach den Schneiden hin ausbiegenden Bündel, soweit es sich aus den Publikationen feststellen lässt, gar nicht allgemein verbreitet sind) ist z. B. in Megiddo mindestens in der ersten Hälfte des II. Jahrtausends schon vorhanden (SCHAEFFER : o. c. 172 und 141; etc.). Die Form des Griffes an Schwerter von Luristan : SCHAEFFER : o. c. Fig. 268; A. GODARD : *Les bronzes du Luristan*, Paris 1931, 7—9, 36—40.

²⁸ FURUMARK : o. c. 93—4 und 93 Anm. 6.

²⁹ Siehe z. B. A. MOORTGAT : *Die bildende Kunst des alten Orients und die Bergvölker*, Berlin 1932, Taf. 40, 41, 48, 49, 51. Vgl. BONNET, o. c. 80—82; E. AKURGAL : *Remarques stylistiques sur les reliefs de Malatya*, Istanbul 1946, 45—7.

unbekannt.³⁰ Die dargestellte Form ist selbstverständlich sehr schematisch, aber auch so zeigt sie noch deutlich die Hauptzüge des gesuchten Typus: die bezeichnende Merkmale des Griffendes, des Griffes und der Klinge. Auf dem kaukasischen Gebiet, das immer enge Beziehungen zu Nord-Syrien hatte, war im VII. Jahrhundert ein solcher Typus des Kurzschwertes bekannt, der von der Verdickung des Griffes abgesehen, sowohl in Einzelheiten (Form des Griffendes, Niete) als auch in der Proportion und der ganzen Struktur den italischen Schwertern sehr ähnlich ist.³¹

Man sieht in der Kenntnis dieser Funde auch die Ursprungsfrage unseres Schwerttypus in einer anderen Beleuchtung. Es wäre nämlich denkbar, dass man die postulierte Urquelle im nahen Osten zu suchen hätte; von da aus könnte dieser Typus (oder dessen Vorbild) — auch voneinander unabhängig — auf die erwähnten Gebiete gekommen sein. Was die mykenischen bzw. submykenischen Schwerter betrifft, rechnete man — wie gesagt — auch früher schon mit dieser Möglichkeit. Die «neuhethitischen» Reliefs zeigen auch den Weg, wie man jene Schwierigkeiten überwinden könnte, die infolge der Unwahrscheinlichkeit einer mykenisch-italischen Kontinuität entstanden sind. Aus der Geschichte der griechischen Kunst sind viele ähnliche Probleme bekannt: manche orientalischen Elemente der mykenischen Kultur werden im VIII. und VII. Jahrhundert wieder lebendig, ohne dass man aus der Zwischenzeit ein Dokument für ihr Weiterleben auf griechischem Boden aufzeigen könnte. Man hat öfters auf die Möglichkeit hingewiesen, dass das Griechentum des orientalisierenden Zeitalters dieselben Elemente von dem nahen Orient auch wieder übernehmen konnte, ohne dass man mit der Kontinuität der fraglichen Elemente auf griechischem Boden seit dem mykenischen Zeitalter ab unbedingt rechnen müsste. Dasselbe könnte auch auf das Erscheinen unseres Schwerttypus auf böotischen Darstellungen zutreffen. So wird es auch nicht mehr so befremdend erscheinen, dass man diesen gerade in Böotien begegnet. Es wäre nicht beisspiellos, dass ein bekanntes Motiv der inner-anatolischen Kunst in Griechenland nur auf böotischen Fibeln erscheint: ein solches ist auch das Motiv des Raubtiers mit Menschen- oder Tierbein im Maul, das übrigens ebenfalls in Italien eine grössere Verbreitung fand. Es handelt sich hier offenbar darum, dass das Griechentum einzelne aus den orientalischen Kulturen kennengelernte Elemente im allgemeinen zwar verwarf, aber dieselben fanden in Böotien und eventuell auch auf anderen kulturell ebenso

³⁰ E. AKURGAL: Späthethitische Kunst, Ankara 1949.

³¹ Zwei eiserne Exemplare ausgestellt im 5. Saal des Moskauer Historischen Museums (aus der Ausgrabung von Rozendorf im Jahre 1903, aus dem Hügel neben dem Dorf Mirzik in Aserbejdshan). Auch zu der Form des verhältnismässig unversehrt erhaltenen Griffendes aus der Tomba Bernardini (Mem. Amer. Acad. in Rome 3, 1919, pl. 24, 3) bieten sich kaukasische Exemplare als Parallelen (SCHAEFFER: o. c. fig. 271, 1 und 3; 282, 2—3), worauf schon Barnett hingewiesen hat (s. Anm. 34, dort S. 232). Ein ähnliches Exemplar hat jetzt R. BLOCH in der Nähe von Bolsena gefunden: Mém. Arch. Hist. 70 (1958) 15—6, 18—9 und pl. 2,2 (1. Viertel des VII. Jh.)

rückständigen Gebieten einen Widerhall, wie sie auch in Altitalien, das mit Bötien in gewisser Hinsicht geistig verwandt war, gern aufgenommen wurden.³² Man hat auch für diese frühe Verbindung zwischen Bötien und Kleinasien mindestens ein literarisches Zeugnis: wir meinen das Hinübersiedeln des Vaters von Hesiod nach Bötien um die Mitte des VIII. Jahrhunderts herum, um von den diesbezüglichen Lehren der hesiodischen Gedichte selbst gar nicht zu sprechen.³³ Und was das allgemeine Bild dieser Beziehungen, die Beziehungen der Kaukasus-Gegend, Anatoliens und Nord-Syriens mit dem frühen Griechentum, sowie ihre immer klarer hervortretende Bedeutung betrifft, darüber haben die neueren Forschungen manche überraschende Ergebnisse gebracht.³⁴

Wie unser Schwerttypus nach Italien kam, das lässt sich heute kaum noch genauer bestimmen ebenso wie auch das nicht bekannt ist, wieviel genau die italische Form ihrem Vorbild, und wieviel sie der lokalen Weiterentwicklung zu verdanken hat. Es wäre auch eine griechische Vermittlung denkbar, denn die Griechen besaßen ja schon seit dem Anfang des VIII. Jahrhunderts ab einen Handelsplatz im syrischen Al Mina,³⁵ und auch das Entstehen der ersten griechischen Kolonien in Italien um die Mitte des VIII. Jahrhunderts, deren Datum auch durch die neueren Ausgrabungen gesichert wurde, setzt mindestens Erkundungsreisen nach Italien schon am Anfang des VIII. Jahrhunderts voraus.³⁶ Oder man könnte auch mit einer Vermittlung der phönizischen Schiffer rechnen, obwohl ein so frühes Erscheinen der Phönizier im Westen nicht völlig gesichert ist.³⁷ Und schliesslich mag die Kenntnis dieses Schwerttypus auch jene Volksgruppe nach Italien vermittelt haben, die später eine ethnische Komponente der etruskischen Kultur wurde, obwohl sich das früheste Erschei-

³² J. GY. SZILÁGYI: *St. Etr.* 26 (1958) 276–7. Vielleicht muss man auch die Ähnlichkeit der geometrischen Stilisierung der Tierkörper auf phrygischen, böotischen und etruskischen Denkmälern so erklären. Anders E. AKURGAL: *Phrygische Kunst*, Ankara 1955, 52 und 77.

³³ Siehe bei uns neulich I. TRENCSENYI-WALDAFFEL: *Acta Orient. Hung.* 5 (1955) 46–72.

³⁴ Zuletzt zusammenfassend R. D. BARNETT: *Oriental influences on archaic Greece, The Aegean and the Near East* (= *Studies H. Goldman*), New York 1956, 212–238 (mit ausführlicher Bibliographie der früheren Forschungen); P. AMANDRY: ebd. 239–61 und *Syria* 35 (1958) 73 ff. S. auch unten Anm. 38.

³⁵ Bei der Bearbeitung der griechischen Keramik in Tarsus kam G. M. A. HANFMANN auf die Ergebnis, dass die Anfänge des griechischen Imports in Al Mina bis um 800 zurückreichen können (*Stud. H. Goldman* 175). Über die Grundlosigkeit der niedrigen Chronologie von G. SÄFLUND (*Historia* 6 [1957] 16–7) s. jetzt J. BOARDMAN: *Historia* 7 (1958) 250.

³⁶ Die Verbindungen zwischen Griechenland und Süditalien, bzw. Sizilien sind seit dem mykenischen Zeitalter eigentlich nie völlig unterbrochen worden. Vgl. jetzt W. TAYLOR: *Mycenaean Pottery in Italy and adjacent regions*, Cambridge 1958, 136, 168, 185.

³⁷ Siehe jetzt Rhys CARPENTER: *Phoenicians in the West*, *AJA* 62 (1958) 35–53 mit der wichtigsten neueren Literatur; grundlegend und immer noch die vollständigste Quellensammlung ist St. GSELL: *Histoire ancienne d'Afrique du Nord I*, Paris 1913, 359 ff., 403–10.

nen dieses Typus in Italien keineswegs auf etruskisches Gebiet beschränkt. Aber man braucht eigentlich auch gar nicht eine solche Art der Vermittlung anzunehmen (man kann z. B. auch an die Tätigkeit wandernder Meister denken). Das Erscheinen inner-anatolischen Elemente in der italischen Kultur der Früheisenzeit ist heute — nach den intensiven Forschungen der letzten Jahre — gar nicht mehr überraschend. Einige Untersuchungen haben ja schon gezeigt, einen wie bedeutenden Einfluss der nahe Orient, besonders Urartu und Nord-Syrien, auf die italische Kultur der VIII—VII. Jahrhunderte ausübte.³⁸

Und nun zuletzt die von Merhart aufgeworfene Frage, die auch das Problem der ungarländischen Früheisenzeit berührt. In Merharts Untersuchung erscheint der Nachweis der nördlichen Herkunft des behandelten italischen Schwerttypus in einem grösseren Gedankengang eingebettet. Entgegen einer früheren Ansicht, die die meisten Elemente der nördlichen Spätbronzezeit und Früheisenzeit von Italien her ableiten wollte, sammelte er und seine Anhänger Argumente um einen Einfluss in umgekehrter Richtung nachzuweisen.³⁹ Diese, seitdem in mehreren Arbeiten vertretene Theorie ist allerdings, als Protest gegen eine allzu einseitige Auffassung historischer Prozesse, sehr bedeutend; aber eben als solcher ist sie auch — gerade infolge ihrer anders betonten Einseitigkeit — nur mit Vorsicht zu empfangen.⁴⁰ Eine ausführliche Stellungnahme in dieser Frage ist keineswegs Aufgabe des gegenwärtigen Referates; sie wäre auch nur nach der gründlichen Analyse der einzelnen Gegenstandstypen möglich. Aber in einem Punkt, im Falle der hier behandelten Kurzschwerter, scheint Merharts Annahme allerdings unbeweisbar zu sein; ein ähnliches Ergebnis erzielte zuletzt auch Pittioni in der Frage der Kunst der Situlen.⁴¹ Wohl haben italische Funde den Gedanken nahegelegt, dass man in der späten Bronzezeit und Früheisenzeit auch mit einem Einfluss vom Norden her rechnen müsse, besonders am Ende des II. Jahrtausends, zur Zeit der Gros-

³⁸ Bahnbrechend sind die Ausführungen von G. KARO: AM 45 (1920) 141—6. Aus der neueren Literatur siehe vor allem M. PALLOTTINO: Arch. Class. 7 (1955) 109—23, 9 (1957) 88—96 und jetzt zusammenfassend East and West 9 (1958) 29—52; P. AMANDRY: Stud. H. Goldman 244 ff. und Syria 35 (1958) 73 ff.; G. SÄFLUND: Historia 6 (1957) 21—2; G. M. A. HANFMAN: Gnomon 29 (1957) 247—8; C. F. C. HAWKES—M. A. SMITH: The Antiquaries Journal 37 (1957) 165—76. — Der Aufsatz von K. R. MAXWELL—HYSLOP (Iraq 18, 1956, 150—167) war mir nicht zugänglich. Die zwei Aufsätze von C. HOPKINS (Berytus 11 [1955] 75—84 und AJA 61 [1957] 333—40) bieten manche interessanten Parallelen, aber ohne feste kritische Grundlagen, und die Aufsätze von Merhart sind ihm scheinbar unbekannt geblieben.

³⁹ So schon ABERG. Die wichtigsten einschlägigen Arbeiten von MERHART sind: Die ältesten Metallhelme Europas, 30 Ber. RGK 1940, 4 ff.; Bonner Jb. 147 a. a. O.: Studien über einige Gattungen von Bronzegefässen, Festschr. RGZM Mainz I., Mainz 1952, 1 ff.; Über blecherne Zierbuckel, Jb. RGZM Mainz 3 (1956) 28 ff.; Geschnürte Schienen, 37—38. Ber. RGK 1956—57, 91 ff.

⁴⁰ Vgl. HAWKES: o. c. 264; Proc. Prehist. Soc. 14 (1948) 196 ff. und V. G. CHILDE: ibid. 177 ff. Auf die grösste Schwierigkeit hat E. SPRÖCKHOFF hingewiesen: Jb. RGZM Mainz 2 (1954) 104.

⁴¹ Archäol. Austriaca 22 (1957) 39—44.

ssen Wanderung, während in den IX—VIII. Jahrhunderten und später die führende Rolle auf dem Gebiete der gegenseitigen Beziehungen eher Italien zufällt. Die Rückkehr zu der früheren einseitigen italo-zentrischen Betrachtungsart ist also heute kaum mehr möglich;⁴² aber ebensowenig lässt sich auch Italien als ein blosser Ableger der mitteleuropäischen spätbronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Kulturen behandeln.⁴³ Besonders dann wird eine solche Betrachtungsart unmöglich, wenn die verwandten Züge der beiden Gebiete, neben den zwei polar entgegengesetzten, auch eine dritte und völlig andere Erklärung ermöglichen. Eben mit dieser muss man unserer Meinung nach im Falle der behandelten Bronzeschwerter rechnen. Es ist nämlich möglich, dass von dem nahen Orient her Elemente auch voneinander unabhängig vermittelt worden seien, einerseits unmittelbar über das Meer oder mit griechischer Vermittlung nach Italien, anderseits auf kontinentalem Wege von dem Schwarzen Meer nach Mitteleuropa. Das letzte Meisterwerk von Jacobsthal, seine Monographie über die griechischen Nadeln, hat diese Möglichkeit, die übrigens in der archäologischen Literatur gar nichts neues ist, im Zusammenhang mit mehreren Typen erwähnt.⁴⁴ Es braucht vielleicht nicht besonders betont zu werden, dass diese dritte Möglichkeit im allgemeinen nicht *entgegen* den beiden früher erwähnten, sondern *neben* ihnen bedeutend ist; nur eine eingehende Analyse kann die Frage entscheiden, welche von den dreien in den einzelnen Fällen die zutreffende ist. Es sei jedoch bemerkt, dass im Laufe der Untersuchung der blechernen Zierbuckel auch Merhart selber auf eine der obigen sehr ähnliche Lösungsmöglichkeit hinweisen musste.⁴⁵ Wie auch dies Problem in der Zukunft beurteilt werden soll, kaum wird dadurch das Gesamtbild ein

⁴² Umso weniger, da es sich, ebenso wie im italischen Material, auch im griechenländischen und kretischen immer mehr solche Gegenstände aus den Jahrhunderten XIII—VIII. auftauchen, die irgendwie mit dem Material des nordwestbalkanischen Gebietes eng verwandt sind. Die neuere Forschung betont auch, dass in diesen Beziehungen innerhalb der behandelten Epoche zwei, oder vielleicht auch drei besondere Phasen zu unterscheiden sind. Aber in der scharfen Polemik gegen die früheren einseitigen Ansichten vergass man meistens auch im Zusammenhang mit dem griechischen Material mit Nachdruck hervorzuheben, wie sich der Akzent in diesen Beziehungen zu Gunsten der südlichen Gebiete um das IX—VIII. Jahrhundert herum verschob. (vgl. aber F. MAIER, unten zitiertes Werk 64). Die wichtigste neuere Literatur ist neben den angeführten Arbeiten von Merhart: V. MILOJČIĆ: Arch. Anz. 1948—49, 12—36; ders. Jb. RGZM Mainz 2 (1955) 153 ff.; M. S. F. HOOD—P. DE JONG: BSA 47 (1952) 242 ff.; A. J. B. WACE: BSA 48 (1953) 15 und pl. 9b; E. SPROCKHOFF: Jb. RGZM Mainz 1 (1954) 28 ff.; H. W. CATLING: Opusc. Atheniensia 2 (1955) 27—36; J. SUNDWALL: Über früh-ital. u. Balkanfibeln. Helsinki 1955; F. MAIER: Germania 34 (1956) 63 ff.

⁴³ So MERHART: Festschr. RGZM Mainz a. a. O. 40.

⁴⁴ P. JACOBSTHAL: Greek Pins, Oxford 1956, 124—5, 139, 147, 156—7 etc. Vgl. T. HORVÁTH in S. GALLUS—T. HORVÁTH: Un peuple cavalier préscythique en Hongrie. Diss. Pann. II. 9, Budapest 1939, 143—8.

⁴⁵ Jb. RGZM Mainz, a. a. O. 99—102. Ebenso bemerkt er im Zusammenhang mit den Griffzungenschwertern mediterraner Herkunft (vgl. die bezügliche Literatur in meiner Anm. 42): «kann... dahingestellt bleiben, ob mykenische und mitteleuropäische Griffzungenschwerter vielleicht doch auf eine im vorderen Orient entwickelte Urform zurückgehen.» (37—38. Ber. RGK, 137.) Vgl. SPROCKHOFF: Jb. RGZM Mainz a. a. O. 104—8; MERHART: Festschr. RGZM Mainz I. c. 39.

anderes, als was Jacobsthal in seiner erwähnten Arbeit entwarf: «Solange man seine Aufmerksamkeit bloss auf die Menschendarstellung beschränkt, zerfällt die antike Welt auf eine ikonische und auf eine anikonische Zone, von denen die erste Ägypten, den nahen Orient, Griechenland und Italien, die andere Europa in sich fasst. Steigt man jedoch von den Höhen der Bilddarstellung auf die Ebene der einfachen Instrumente hinunter, so verschmelzen die beiden Zonen ineinander.»⁴⁶ Die früher allzu eng gezogenen Rahmen der klassischen Altertumswissenschaft unter anderem auch in diesem Sinne zu erweitern, war eine der wichtigsten Zielsetzungen des gegenwärtigen Kongresses. Zu dieser Arbeit wollte auch dieser Vortrag einen Beitrag zu liefern.⁴⁷

⁴⁶ JACOBSTHAL : o. c. 184.

⁴⁷ [Korrekturnote. Erst während des Druckes dieses Aufsatzes ist mir die Abhandlung von H. HENCKEN; *Carp's Tongue Swords in Spain, France and Italy*, *Zephyrus* 7 (1956) 125—178, zugänglich geworden. Eine Auseinandersetzung mit dieser wichtigen Arbeit, in der ausser der typologischen Entwicklung und der Chronologie der italischen Exemplaren des oben behandelten Schwerttypus auch seine westlichen Beziehungen untersucht werden, ist mir leider nicht mehr möglich.]

L'IMAGE DES PARTIES DU MONDE ET LES RAPPORTS
ENTRE L'ORIENT ET LA GRÈCE A L'ÉPOQUE CLASSIQUE

à ANDRÉ PIGANIOL

I

Le sens grec de l'espace est une mesure de l'histoire grecque : l'attitude grecque à l'égard des parties du monde et de la mer qui les embrasse (et surtout de la mer méridionale au delà de Suez) permet de distinguer trois grandes époques dans l'histoire de ce peuple : l'âge archaïque ou ionien (7^{ème}—6^{ème} siècles), l'âge classique (5^{ème} siècle), l'âge d'Alexandre.¹

D'abord, l'âge ionien. Parmi les noms qui désignent les trois parties du monde, seul le terme de Lybie est, par son origine, un nom dérivé de celui par lequel les Grecs ont *toujours* indiqué les peuples habitant le pays : ces peuples, les *Λίβνες* ont eu vraiment une importance historique grandiose et correctement appréciée par les Grecs.² Le terme d'*Ἀσία* est hérité du nom ancien de l'*Āššuwa* d'Asie Mineure Occidentale ;³ par l'expansion de l'état lydien, l'*Ἀσία* s'élargit jusqu'à indiquer pour les Grecs toute l'Asie Mineure ; enfin, par la fondation de l'empire perse, ce mot désigna tout le Proche et le Moyen Orient. L'histoire du terme Europe est encore plus complexe. A l'origine, Europe est une figure mythique, purement grecque, comme il semble (je proposerais d'entendre *Ἐὐρώπη* 'la [Femme] au large visage' < *εὐρος* et *ώπη* ; cp. *αἶθωψ* < *αἶθος* et *-ώψ*, *γλανκῶπις* etc.) ; l'homérique Zeus Euryopa est peut-être le parèdre⁴ de cette figure mythique. Le centre de diffusion de la mythique Europe est à chercher dans les régions septentrionales et centrales de la Grèce ; comme toutes les figures du mythe grec, Europe, elle aussi se présente sous une infinité de variantes locales, qui vont de son interprétation chtonienne (l'Océanide déesse des sources) à l'image bien diverse de

¹ Pour l'époque micénienne et ses rapports avec la mer, il faudrait rappeler le *kako navijo* (*κακὸν νᾱΐον*) ; l'unité — je crois unité fédérative — de l'empire des *Ahiijawā* est fondée sur la mer Égée et son contrôle ; mais, naturellement, la conception géographique du monde chez les Mycéniens nous échappe.

² Cp. infra, p.

³ En dernier lieu, à la suite de BOSSERT et de moi-même, HEUBECK *Historia* 1954, 477. Ici, j'avancerais l'hypothèse que le toponyme très ancien *Ashshuva* est à attribuer à un substrat répandu aussi dans la Grèce continentale : on trouve *Asijatija*, dans des inscriptions mycéniennes de Pylos, et cela peut amener à penser qu'il s'agit d'un toponyme préindoeuropéen, peut-être pélasgico-tyrsénien, à confronter avec des survivances tyrséniennes dans la toponomastique attique sur le type de *Υττιρία* cfr. *ἡνθ*.

⁴ Cp. ESCHER : *R. E.* VI. 1296.

ses amours avec Zeus-Taureau. Au 7^{ème} siècle, chez Hésiode, Europe nous apparaît comme une divinité chthonienne éponyme d'une région continentale⁵: à savoir, Asie est chez Hésiode l'éponyme de la région du Caystre, Europe pourrait être l'éponyme de la région continentale épirotique (cf. la tradition sur Europe mère de Dodone) ou thessalo-macédonienne (cf. Europsos toponyme thessalien d'un fleuve et d'une cité, et toponyme macédonien)⁶. Mais en tout cas, il y a dans le nom *Εὐρώπη* (si on accepte l'étymologie < *εὖρος* et *ώψ*) une caractéristique «continentale» qui ne semble pas l'abandonner dans les énormes changements de sa signification. En 590/580 on trouve le terme Europe, privé de sa résonnance mythique et pourvu d'une signification purement géographique, dans l'Hymne homérique à Apollon Pythios: il y désigne la Grèce continentale sans le Péloponnèse (qui est considéré comme une «île»). Cette adaptation proprement grecque du nom d'Europe comme nom géographique était liée à la prédominance de la Thessalie (où se rencontre, comme nous avons déjà souligné, le toponyme Europsos dans l'amphiktyonie d'Anthéla); lorsque cessa la prédominance thessalienne, la diffusion du nom d'Europe comme désignant la «Grèce continentale» commença de s'oublier d'autant plus que le nom d'Europe trouvait un rival dans le nom d'Hellas, qui désignait lui aussi la Grèce à l'exclusion du Péloponnèse, et qui était lui aussi originaire de la zone épirotique-thessalienne. Soustraite à son identification avec la Grèce (non péloponnésienne), l'idée d'Europe s'étendit alors, selon l'esprit et la signification originaire du nom, vers le continent balkanique; elle fut donc un concept géographique plus ou moins vaguement lié à la notion de septentrion balkanique: tantôt confondu avec la notion de Thrace⁷, tantôt distingué d'elle, ou même opposé.⁸ Cependant l'autre acception du nom *Europe*, c'est à dire l'acception mythique, avait prise une diffusion rien moins qu'européenne; avec son père mythique Phoinix (à l'origine, «le Rouge»: lui aussi un héros mythique d'Épire), même Europe avait été conduite

⁵ Nonobstant WILAMOWITZ, l'Europe d'Hésiode ne représente pas une partie du monde: cp. mon *Fra Or. e Occ.* (1947) 53 ss.

⁶ En dernier lieu, MILTNER: «Orpheus» 1954, 14 ss., sur la diffusion du nom d'*Εὐρώπη* dans la région macédonienne. Moins persuasifs sont les arguments par lesquels MILTNER veut montrer que le nom d'*Εὐρώπη*, absent de l'épos homérique, doit être né à l'époque des migrations des peuples et être attribué aux Pélasgo-Tyrséniens émigrés en Grèce: en réalité, l'absence du nom dans l'épos homérique n'indique pas la diffusion après l'époque à laquelle se définit le formulaire géographique d'«Homère» (done, vers le 8^{ème} siècle). Nous songeons, comme on l'a vu, à une étymologie (et donc à une origine) non pas «pélasgique», mais absolument grecque du nom Europe. — Dans l'Hymne à Apollon Pythios, Europe ne peut être sinon la Grèce continentale (sans le Péloponnèse); il serait absurde que le poète n'inclût pas les Béotiens, les Thessaliens etc. dans les adorateurs d'Apollon. — Cp. aussi BERVE: *Gestaltende Kräfte der Antike* 170 ss.; NINCK: *Die Entdeckung von Europa* (1945); CARRATA: *Aegyptus* 1950, 102—103.

⁷ En ce sens limité on trouve encore *Europa* province romaine dans la région thracique du Bas-Empire. Cette survivance est à confronter avec la survivance bien connue de *Asia* dans l'acception d'Asie Mineure à l'époque romaine. Cf. BERGER: *RE* VI. 1, 1299; MILTNER: *l. c.*; chez Hdt. VI. 43, VII, 8 la confusion est évidente.

⁸ Andron *FGHist.* 10 F 7.

— par une connexion originée de l'explication «géographique» du nom Phoinix — vers la Phénicie ; elle avait été conduite aussi vers la Lycie, et présentée comme la mère du lycien Sarpédon ; vaguait en Orient, par le monde des mythes, avec son parèdre Zeus-Taureau à l'haléine parfumée. Toutefois, la science des Ioniens n'abandonna pas le concept géographique d'Europe ; elle en essaya plutôt, avec plein succès, une systématisation précise ; la carte géographique d'Hécatee, autour de 510, divisait le disque de la terre en deux parties, d'un côté l'Europe, de l'autre l'Asie avec la Libye (Afrique) ; autour du grand disque, presque en l'embrassant, l'Océan coulait. Vieil Océan d'Homère et des poètes ioniens ; comme Harmatta l'a montré en 1951/2, il était un héritage des conceptions mythiques dans la science ionienne.⁹ Mais son rôle était très important dans la nouvelle conception des parties du monde. Les fleuves — le Phasis, le Nil — divisaient le monde ; le grand anneau d'or, le père Océan, lui redonnait son unité. Le chef d'œuvre de l'âge du roi Darius avait été aussi le chef-d'œuvre de la science ionienne (ionico-carienne) : l'exploration du carien Skylax de l'Inde au golfe arabe, par ordre de Darius, suivie par le creusement du canal de Suez. L'universalité de l'empire achéménide était en rapport immédiat avec la conquête scientifique ionienne de l'Océan méridional. L'œuvre d'Hécatee couronna, vers 510, l'âge de Darius.

Derrière la conception ionienne de l'Océan on retrouve l'image que se faisait du monde la Grèce archaïque : elle distinguait l'Europe et l'Asie, mais pour en affirmer bientôt l'unité au centre de l'Océan qui embrasse les continents. Pour l'hellénisme archaïque de la période ionienne, l'Orient était la patrie des civilisations supérieures, bien plus anciennes que la civilisation grecque : le monde égyptien, dont les habitants retraçaient l'histoire depuis 345 générations, donc infiniment plus ancienne que l'histoire grecque, qui remontait aux dieux à la distance d'à peine 16 générations¹⁰ ; le monde babylonien ; le monde perse même... ; on pourrait continuer dans ce sens. Mais les guerres médiques opposèrent sur les champs de batailles les Grecs aux

⁹ HARMATTA : «Acta antiqua» 1951/2, 100 ss.

¹⁰ Hécatee (FGrHist I F 300) accepta l'information égyptienne des 345 «piromes», mais ne renonça pas à sa généalogie grecque de 16 générations pour arriver aux dieux : il pensait que les dieux avaient été en Grèce jusqu'à un temps bien plus récente qu'en Égypte (cela me semble démontré par *Λαῶν ἐπιμύσγεται ὁ Ζεὺς* FGrHist I F 21). Cette solution caractérisée par un *distinguo* peut sembler incohérent à nous modernes, qui discutons sur l'irrationalisme ou le rationalisme d'Hécatee (cp. la polémique entre NENCI et GRTI). Cependant, elle est typique de l'homme grec qui est prêt à reconnaître (on pense à Platon) la jeunesse des Grecs (*Ἕλληνες αἰεὶ παῖδες*) en comparaison aux Orientaux. Il y a un «rationalisme» d'Hécatee, qui consiste surtout dans la tendance à étudier l'origine des phénomènes historiques (*τίς ὁ πρότος* est devenu un *topos* de narration historique et poétique, jusqu'au *Troïade qui primus ab oris* de Virgile) et à trouver, par la «critique» *τῶν ἀρχαίων λόγων τὰ πιστότατα καὶ σαφέστατα* (je m'exprime par les mots d'Antiochos de Syracuse, qui a écrit après 434 et 424, presque un siècle après Hécatee, mais peut être considéré un élève idéal d'Hécatee), qui consiste dans la conservation *critique* du matériel des mythes (nonobstant la модернизация мифических преданий, selon la formule heureuse de HARMATTA : l. c.), et a été bien mis en lumière par NENCI.

Asiatiques. La guerre entre Grecs et Perses se continua toujours jusqu'à la paix de Callias. Les guerres n'ont pas la force de détruire les grandes routes du commerce : comme la bataille d'Alalia n'avait pas pu détruire le commerce entre les Étrusques et la Gaule *via* Massalia (le trésor de Vix en est une démonstration ultérieure), ainsi au 5^{ème} siècle les guerres médiques et la bataille d'Himéra — qu'on considérait alors dans le même cadre — ne cassèrent pas les routes commerciales de la *Φοίνισσα ἐμπολά* et de l'argent perse p. ex. vers la Sicile (comme nous le savons par Pindare et par les trouvailles) ou vers la Mer Noire. Mais cette guerre entre Grecs et Perses, continuée de 480 (et on pourrait dire de 499 ou 490) jusqu'à 449, menaçait de détruire la connaissance réciproque des deux peuples. La distinction entre *Hellas (Europe)* et *Asia* se colora alors par des aspects culturels. Presque inconsciemment, les Grecs cassèrent alors le lien qui chez Hécatee avait uni Asie-Lybie et Europe, je veux dire l'idée de l'Océan ; le progrès scientifique abandonna l'idée «universaliste» de cette mer qui entoure en cercle l'*oikoumene*. Pour Hécatee, le Phas et le Nil partaient tous les deux de l'Océan : ils divisaient dans le cadre d'une grande unité. Chez Hérodote, le progrès scientifique tue l'illusion : on ne peut pas démontrer qu'il y ait un Océan au Nord et à l'Ouest de l'Europe, tandis qu'on peut démontrer qu'il y a un Océan au Sud de l'Asie, au delà du canal de Suez. Chez Hérodote, la séparation entre Europe et Asie appartient définitivement au règne de l'histoire : «Europe et Asie furent toujours en opposition, disent les savants perses». En fait, on trouve cette opposition dans la stèle de Yanthos, document de la pensée d'un dynaste lycien d'origine mixte : lycienne et perse.¹¹ On nous parle aussi d'une ancienne inscription de Lybie, dans laquelle on notait une opposition du monde grec à l'empire perse¹² avec la prétendue prophétie de la victoire finale des Grecs. A l'époque de la guerre du Péloponnèse, le poète samien Choirilos, admirateur d'Hérodote et ami de Lysandre, demanda à la Muse qu'elle lui enseignât un *logos* nouveau pour les poètes, «comment une grande guerre avait eu son départ en Asie et frappé l'Europe»; ce poète devint un classique.¹³ Son *Europe* était le grand

¹¹ Cp. *infra*, p.

¹² Plut. *Alex.* p. 199, 10 Z.

¹³ Cp, dernièrement, BARIGAZZI : *Hermes* 1956, 177. — Choirilos traitait l'entreprise scythique de Darius avec le relatif catalogue (un frg. duquel est le frg. 3 K.: BARIGAZZI : 180), l'entreprise hellénique de Xerxes avec le relatif catalogue (nous en avons le frg. sur les Hébreux : S. MAZZARINO : *o. c.* 301). BARIGAZZI pense aussi que les passages sur les grues et les Massagètes cités dans le prologue des *Atia* de Callimachos sont à attribuer à Choirilos. Mais il me semble que le dénouement de *αὐτ* du Schol. Flor. en *αὐτ(ῶν)* soit infiniment plus naturel (et, donc, plus probable : un scholion est fait pour être compris facilement) que le dénouement *αὐτ(ά)* (nonobstant PUELMA : *Mns. Helv.* 1954, 104, 7). Et surtout : ἡ μεγάλη δ'οὐκ ἐδίδαξε γυνή doit avoir comme proposition dépendante *Μίμνερμος ὅτι γλυκύς* (autrefois, il n'y aurait pas une pointe pour développer le concept *Μίμνερμος ὅτι γλυκύς· αἱ κατὰ λεπτόν [ῥήσεις? λέξεις]*; cf. le Schol. Lond. «la Grande Dame ne le montra pas, c'est-à-dire (ne montra pas) que Mimnerme est douce») Si donc les vv. 12—13 contreposent Mimnerme à Mimnerme, il faut en déduire que les vv. 13—16 contreposent Philitas à Philitas : pourtant, le pas sur les Massagètes cité

continent, vu dans une intuition historique unitaire : il parlait de la guerre de l'Asie contre l'Europe en embrassant, dans le récit de cette guerre, l'entreprise scythique de Darius et la guerre de Xerxes contre les Grecs.

Tout cela est évident : la science ionienne avait construit l'universalisme sur des bases nouvelles, la science et la poésie classique ont essayé de le détruire. Mais le Pseudoxénophon, qu'on pourrait appeler le précurseur d'une conception sociale des phénomènes historiques, savait déjà que la démocratie athénienne, cette démocratie qui avait vaincu à Salamine et avait fondé l'âge classique de l'histoire grecque, était surtout l'oeuvre des hommes qui vivaient pour la mer et dans la mer. Cette démocratie, qui avait dû détruire l'universalisme achéménide dans son pays, essaya enfin de retrouver des moyens de liaison qui devaient limiter la coupure entre l'Europe grecque et l'Asie perse. Ces efforts ne réussirent pas à constituer un universalisme nouveau, qui fut possible seulement à l'époque hellénistique ; mais ils sont très remarquables, parce qu'ils nous permettent de souligner que la survivance de l'universalisme conçu par Darius et par la science de son époque a continué de jouer un rôle à époque classique. On l'observe dans la description du canal de Suez et du voyage de Skylax chez Hérodote ; on la décèle dans l'intérêt suscité par un voyage — le voyage de Diotimos, qui avait traversé le canal de Suez pour rejoindre la Susiane. Pour entendre ces problèmes, il nous faut revenir en arrière, et esquisser une histoire du canal de Suez dans l'antiquité grecque archaïque et classique — et il nous faut, aussi, étudier la politique orientale de Périclès, parce que Diotimos était bien un grand général de l'époque de Périclès.

II

Le canal de Suez a été toujours, dans le monde moderne, un « argument d'actualité » ; aujourd'hui, plus que jamais ; mais peut-être est-il un sujet moins fréquent dans les études d'histoire grecque. Toutefois, des recherches récentes ont eu le mérite de découvrir l'importance de ce problème pour certaines périodes de l'histoire ancienne. La première place dans ces recherches est occupée par un livre de l'égyptologue G. Posener :¹⁴ ce livre révélateur

par Callimaque ne peut pas se considérer comme un document pour l'évocation de l'Asie chez Choïrilos. La tactique militaire des Massagètes, déjà particulièrement traitée chez Hérodote, a gagné une grande actualité à l'époque hellénistique (cf. Tolstov : По следам древнехорезмийской цивилизации, 1948, p. 140 ss. ; Kiselev : Древняя история южной Сибири² 1951, 315 ss.) ; on ne s'étonnera pas de trouver les Massagètes chez Philotas, à l'oeuvre duquel, d'ailleurs, le motif « dantesque » *sangue sitisti ed io di sangue t'empio* pouvait bien s'adapter.

¹⁴ POSENER : La première domination perse en Égypte (1936) ; cp., du même auteur, Chron. Ég. 1938, 259 ss. — Le plan de Darius était en connexion avec le voyage du géographe-historien Skylax de l'Inde jusqu' au Golf Arabique. Sur Skylax et Darius, en dernier lieu, BENETSON : Historia III (1954/5) 301 ss. (la participation d'Hérakleides

éclaircit l'importance du creusement du canal par l'achéménide Darius. Reprenant à son compte les tentatives des pharaons égyptiens, et surtout de Nékao (609—593), Darius donna à son empire — l'empire le plus grand du monde préromain — un moyen de communication continue entre la Mer Méditerranéenne et l'Asie et une respiration mondiale qui préludait à son plan de conquête de la Russie méridionale et de l'Europe grecque.

Et les Grecs? Dès l'époque archaïque, au temps du pharaon Nékao, les Grecs ont eu intérêt au creusement du canal de Suez : puisque le règne de ce pharaon est caractérisé par « l'impulsion donnée au commerce égyptien par les Grecs », et puisque le canal projeté par Nékao visait évidemment à assurer un débouché commercial par la Mer Rouge vers l'Arabie, j'en ai déduits autrefois que le projet de Nékao (609—593) illustre la notice donnée par le texte masorétique d'Ezéchiel (avant 585—573) sur les « Grecs d'Arabie » (*Yāwān m' m³³ūzzāl*) qui commerçaient avec Tyr et peut-être la présence d'une statuette grecque (de 550—525 environ) en Arabie méridionale. Il est bien naturel que de telles petites boutiques de *Yāwān m' m³³ūzzāl* aient été bientôt « barbarisées », c'est-à-dire absorbées et oubliées, à la suite de l'échec du projet de Nékao et de l'impossibilité de maintenir des rapports commerciaux stables avec les Grecs d'Egypte, confinés dans Naukratis par le pharaon Amasis. D'ailleurs — et c'est peut-être l'argument le plus significatif à ce propos — Hérodote, l'historien du siècle de Périclès qui nous a donné un renseignement excellent sur la tentative de construction du canal par Nékao, croyait savoir que cette tentative avait été empêchée par les prêtres égyptiens, parce qu'un oracle disait que Nékao « travaillait pour le barbare » (*τῷ βαρβάρῳ αὐτὸν προεργάζεσθαι*); cette tradition est bonne, avec l'unique différence que les prêtres de Nékao entendaient comme « barbare » (*Hawnbowej*¹⁵) les Grecs commerçant dans l'Égypte saïtique (et naturellement assurés de grands profits si le canal de Nékao avait été construit), tandis qu'Hérodote croyait naïvement que les prêtres avaient « prophétisé » la construction du canal par le

et de Skylax — auteur d'une monographie sur Hérakleides — aux guerres de Marseille me semble toutefois établie); NYBERG : *Historia mundi* III (1954) 84; et surtout DELBRUECK : *Bonner Jahrbücher* 1955/6, 18 ss. (Je dois cette dernière référence à mon savant collègue J. STRAUB). — Sur les canaux de Nékao et Darius, cp. aussi JUNGE : *Dareios* (1944) 88 ss.; HEICHELHEIM : *Wirtschaftsgeschichte des Altertums* I (1938) 222; KORNEMANN : *Weltgeschichte des Mittelmeers*. I (1948) 34; LEMOSSE : dans LACOUR—GAYET : *Hist. du comm.* II (1950) 31; KEES : *Das alte Ägypten, Eine kleine Landeskunde* (1955) 61; KIENITZ : *Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrh. v. d. Ztw.* (1953). — La formule, donnée dans mon texte pour l'âge de Nékao, « impulsion donnée au commerce égyptien par les Grecs », est de DRIOTON—VANDIER : *Les peuples de l'Orient Médit.* II, 553 ss.: il suffit de penser à Charaxos et aux communautés grecques d'Égypte, telles Milesion, Teichos et Naukratis.

¹⁵ Sur l'évolution sémantique de ce nom cp. VERCOUTTER : *Essai sur les relations entre Égyptiens et Préhellènes* (1954) (en dernier lieu, CASSOLA : *La Jonia nel mondo miceneo*, 1957, 19—20); pour l'époque saïtique, mon *Fra Or. e Occ.* 99 ss. 149 ss. — Dans ce même livre, 357 ss., la discussion sur les *Yāwān m' m³³ūzzāl* d'Ezéchiel. L'oracle *βαρβάρῳ αὐτὸν προεργάζεσθαι* : *Hdt.* II. 158.

«barbare» Darius (c'est bien pour cela qu'Hérodote, ou sa source, traduisait *προεργάζεσθαι*). Peut-être pourrait-on penser que l'interprétation de l'oracle dans le sens suivi par Hérodote a été l'oeuvre du prêtre égyptien, conseiller de Darius, Uzahorreneset.

Voilà pour l'âge «ionien» de l'histoire grecque. Mais pour notre propos il faut se demander aussi si les Grecs du siècle de Périclès, c'est à dire de la période classique du 5^{ème} siècle, se sont intéressé ou ont eu des renseignements sur ce canal de Suez, dont la construction avait été le grand succès de Darius en 516/2. Sur ce point, nous pouvons remarquer surtout un détail d'importance extrême. Les Grecs de l'âge hellénistique (dans le sens que M. Laqueur a justement donné à cette périodisation) et romain ont pensé — avec certaine méfiance,¹⁶ et peut-être un certain mépris contre l'oeuvre d'Hérodote — que le canal de Darius n'avait pas été achevé : ils ont cru que Darius laissa son oeuvre inachevée, parce qu'il aurait craint que, la Mer Rouge étant plus haute que l'Égypte, la coupure de l'isthme aurait provoqué la submersion de l'Égypte. En réalité, cette idée constante des Grecs de l'époque hellénistique et romaine, à savoir que le canal de Darius n'avait pas été achevé, est tout-à-fait fausse.¹⁷ la construction du canal de Darius a été couronnée par un plein succès, les inscriptions du canal de Darius attestant sans doute la réussite de son oeuvre. D'ailleurs, Hérodote nous décrit dans tous les détails la durée du voyage (4 jours) dans le canal de Darius, sa longueur et largeur, son parcours «de la région de l'Égypte la plus voisine à l'Arabie» jusqu'au but. Hérodote dans sa description du canal use le présent (p. ex. *ἔστί, ἔσχει*). Ce qui donne à penser¹⁸ que les Grecs du temps de Périclès, comme Hérodote, considéraient le canal comme toujours en fonction et portaient un intérêt actuel à cette construction grandiose, comme à toutes les entreprises commerciales et géographiques des Orientaux jusqu'à Xerxes.¹⁹ Mais j'espère pouvoir apporter,

¹⁶ Cette méfiance peut expliquer la prétendue ignorance de l'expédition de Skylax : cp. SCHACHERMEYER : Alexander der Grosse (1949) 364 ss.

¹⁷ Elle est due à un autoschédiasme : on savait que le canal était ébranlé (sous les derniers Achéménides), et on en déduisait que Darius avait renoncé à construire le canal. Lorsque Ptolémée II construisait son canal, celui-ci était destiné à paraître comme le premier canal.

¹⁸ Au moins de supposer qu'Hérodote transcrivait une source (p. ex. Hécatee) tout-à-fait mécaniquement, ce qui semble absurde : cp., en dernier lieu, MYRES : Herodotus father of history (1953), 7 et 158. (Pour la caractéristique de l'utilisation d'Hécatee chez Hérodote, cp. les discussions déjà citées sur Hécatee, surtout entre M. Nenci — le dernier éditeur d'Hécatee — et le regretté GRITTI ; il me soit permis de renvoyer, pour mon point de vue, à mon Fra Oriente e Occidente 101 ss., 298 ss.; et cp. *supra*, p. 87 HARMATTA : l. c. 100 ss.)

¹⁹ Sur la tentative de Sataspes, cp. KLOTZ, Klio 1937, 343 ss.; sur la circumnavigation de l'Afrique par les Phéniciens de Nékao, Hérodote reflète aussi une tradition excellente, notwithstanding son *ἐμοὶ μὲν οὐ πιστά* (HAMPL : Gn. 1950, 352). Il faut observer que l'intérêt commercial du canal de Suez était, pour Nékao et surtout pour Xerxes complémentaire et non opposé, à l'intérêt commercial de la circumnavigation de l'Afrique : à l'époque moderne, viceversa, les deux voies sont en quelque sens opposées (Venise en 1500 avait intérêt à une construction du canal, par opposition à la circumnavigation de l'Afrique réalisée en 1498.)

dans l'étude présente, un autre témoin décisif sur les rapports des Grecs européens de l'âge de Périclès et cette grandiose construction orientale qui était le canal de Suez : ce voyage de Diotimos, qui nous permet d'observer, comme nous l'avons souligné déjà, les limites de la coupure entre la Grèce classique et l'Asie perse — et cependant l'existence de cette coupure au point de vue culturel. Le cadre de ce voyage est extrêmement intéressant : c'est la politique orientale de Périclès vers l'an 437.

En 437 Périclès, l'«Olympien», avait désormais derrière lui près de vingt-cinq ans d'une lutte politique agitée, toute conduite en deux directions opposées, d'un côté l'affirmation de l'hégémonie d'Athènes sur des autres *poleis* petites et grandes — de l'autre, le prolongement d'un héritage glorieux, la guerre contre l'Asie.²⁰ La première de ces «directions» était «sa» direction, déterminée par une conviction superbe de son âme athénienne ; l'autre tendance était indiquée par une tradition à laquelle il se pliait respectueusement, mais sans préjugés et sans les nuances suggérées par son intelligence limpide. En 454 la guerre contre les Perses avait enregistré le terrible désastre d'Égypte mais par son art le jeune Olympien «à la tête d'oignon» avait surmonté la crise ; la parenthèse du retour de Cimon, son vieil adversaire, fut brève, de 451 à 449. En 449 Cimon mourut devant Cition : il avait repris cette guerre de la Grèce contre la Perse, qui lui semblait la tâche commune et nécessaire d'Athènes et Sparte unis («ne laissez pas la Grèce boîteuse»). Après la victoire athénienne à Salamine de Chypre, les conditions semblaient favorables à la paix ; Périclès envoya²¹ une ambassade athénienne, conduite par Callias, à la cour du roi de Perse, à Suse. Une ambassade athénienne dans ce monde d'Orient, qu'un abîme séparait d'Athènes depuis plus de trente ans ! Périclès n'avait pas de préjugés asiatiques. Mais le contraste entre Hellas et Asia ne s'éliminait pas avec une ambassade : il resurgit avec la force des oppositions constantes. En 441 la reprise de la guerre contre les Perses semblait inévitable ; les hommes comme le samien Stésagoras poussaient les Perses à l'intervention. Toutefois Périclès réussit à traiter avec le satrape Pissuthnes, à le détacher des Samiens ; en 439 la grande île rebelle capitula. Quelques années après, en 437, une nouvelle ambassade athénienne partit pour Suse ; Périclès avait renoncé à quelques possessions en Carie et en Lycie.²² Il a été déjà observé, surtout par

²⁰ On pourrait reconduire à cette polarité les apories modernes sur l'interprétation de Périclès : p. ex. le contraste entre la monographie de DE SANCTIS (cp. maintenant MOMIGLIANO : *Ric. stor. it.* 1957.)

²¹ Cf. p. ex., dernièrement, ACCAME : *Riv. fil. cl.* 1955, 164 ss. — Il est bien connu que l'existence même de l'ambassade et de la paix de 449 a été souvent mise en question par des anciens et des modernes (tout dernièrement, par SEALEY : *Historia* 1955, 325 ss.) : mais au moins l'ambassade est à considérer certaine — et l'ambassade a eu bien sur des conséquences diplomatiques précises.

²² ATL III (1950) 212 ; cf. déjà NESSELHAUF : «*Klio*» Beih. 30 (1933) 51 ; MILTNER : *RE IX*, I (1937) 772. Il faut considérer dans ce cadre le siège de Kaunos dans lequel Zopyros (*Idt.* IV 160) fut tué (Ctes. 43.)

Nesselhauf, que cette renonciation athénienne doit être mise en rapport avec les négociations entre Périclès et les Perses ; on peut ajouter que l'activité des dynastes lyciens a certainement joué un rôle dans ce détachement partiel d'Athènes à l'égard de la Lycie. En fait, l'idéologie des dynastes lyciens nous est connue par un document capital postérieur aux événements de la guerre du Péloponnèse, mais instructif pour toute l'évolution antérieure : la stèle de Xanthos.²³ La pensée du dynaste qui avait érigé ce monument était dominée par la division du monde entre ces deux grandes parties, l'Asie et l'Europe. Division aussi ancienne, disait-il, que le monde lui-même : *ἐξ οὗ τ'Εὐρώπην Ἀσίας δίχα πόντος ἔνε[μ]ε[ν]* ; même si ces mots n'étaient pas originaux,²⁴ ils seraient toutefois significatifs pour entendre le point de vue lycien sur la division naturelle entre l'Europe et l'Asie ; dans la bouche de ces Lyciens, adversaires acharnés et victorieux de l'impérialisme athénien, le *topos* de la division entre Europe et Asie devenait une idéologie vivante.

Dans une atmosphère de tension se développe, donc, l'ambassade péricléenne aux Perses en 437/6. La confiance de Périclès dans un accord permanent de l'immense empire perse avec la symmachie attique devait être, sinon renversée, du moins ébranlée. Il est difficile que Périclès ait ignoré l'étroite union entre les aristocrates lyciens qui s'opposaient à l'impérialisme athénien, et les seigneurs perses : elle se traduisait par des mariages (p. ex., le dynaste de la stèle de Xanthos était fils d'un *Arppaku* : *arppakuh tideimi*) et nourrissait une passion antiathénienne destinée à se manifester quelques années plus tard, lors des victoires des Lyciens sur les Athéniens en 430/29.²⁵ Qui conduisait l'ambassade péricléenne de 437/6 ? La tradition historiographique ne nous donne pas le nom du diplomate de 437/6 ; mais il ne peut être ni Callias (449), ni Epilykos (424/3) ; et l'opinion commune, en vérité bien fondée veut qu'il soit ce Diotimos (fils de Strombichos) lequel a conduit une ambassade à Suse après le témoignage de son contemporain Damaste de Sigée (témoignage qui sera donc au centre de notre recherche). Ce Diotimos a eu un rôle important dans la politique athénienne de l'âge Périclès : autour de l'an 452 il avait accompli une courageuse entreprise dans l'Occident, contre les Sicules,²⁶

²³ TAM I 44 ; cf. tout dernièrement, STOLTENBERG : Die termitische Sprache Lykiens (1955) 26 ss. 35 ss. et DEMARHNE : Rev. hitt. as. 1953, 7 ss.

²⁴ Pour la question de la date de l'épigramme pseudo-simonidéenne, cf. littérature dans KALINKA TAM I 44. Mais il faut considérer aussi le texte sur la table de bronze lycienne (*supra*, n. 23) qui opposait pareillement la Grèce aux Perses.

²⁵ Thuc. II 69 ; Paus. I 29, 7 ; et les victoires mentionnées dans la stèle de Xanthos (TAM I 44) à 41—47 (surtout contre *milasānitrañ* dans le *tuminchi melede* — peut-être *Tūmewo laón* ?? — je verrai les *Kāpes ōn Tūmης ἀρχει*.)

²⁶ La date de l'expédition de Diotimos en Occident n'est pas nécessairement liée à celle des premiers traités entre Athènes et Rhegion, Athènes et Leontinoi. En fait, l'expédition de Diotimos en Sicile s'est déroulée à une époque contemporaine d'une guerre contre les Sicules (*ἐπολέμει τοῖς Σικελοῖς*) ; j'ai pensé autrefois (« Rend. Accad. Bologna » 1944, p. 10 extr. ; « Boll. Stor. Cat. » 1946/7, p. 8. extr.) qu'il s'agisse de la guerre célèbre contre Donketios (vers 453/2) et les Sicules enflammés par lui, dans le cadre des alliances d'Athènes contre Selinonte (surtout alliance d'Athènes avec Ségeste), éternelle

et avait institué un *δρόμος λαμπαδικός* à Naples ; en 437/6, selon la tradition commune, que nous acceptons, il avait conduit cette *προσβεία Ἀθηναίων* à Suse, attestée par son contemporain Damaste ; enfin, en 433 il a eu une grande part dans les affaires de Corcyre. Un collaborateur de Périclès, certes, des plus ouverts et pénétrants ; un de ces Athéniens qui avaient ce *πόθος*²⁷ de voir des terres «lointaines», qui les invitait à étudier les cartes géographiques, nonobstant leur lien à la *οἰκεία*.²⁸ L'ambassade qu'il a conduit en Perse fut un événement très important et célèbre : (parodié, comme il semble, dans les *Ἀχαρνῆς* d'Aristophane) : non moins important que l'ambassade de Callias en 449 et que celle d'Épilykos en 424/3. Entre les coupes de festins dont il raffolait,²⁹ il a certainement parlé de tout cela, du grand voyage dans le monde du grand roi, des choses vues par ses yeux pénétrants et émerveillés. Il en parla aussi à Damaste de Sigée, un historien-géographe (l'union de l'histoire et de la recherche géographique est typique des Grecs d'origine micrasiatique ou presque micrasiatique : d'Hécatée ou d'Hérodote ou d'Hellánikos ; mais même l'athénien Thucydide s'intéresse à la géographie.³⁰ Le compte-rendu de ce discours nous est parvenu heureusement, et il constitue un témoignage unique sur le canal de Suez à l'âge de Périclès.

Le témoignage de Damastes est mentionné chez Strabon, au cours de la polémique de ce géographe contre Ératosthène.³¹ Strabon critique Ératosthène parce que celui-ci cite Damastes, tantôt le censurant, tantôt lui faisant confiance : *ὅτι ἀνδρῶν οὐκ ἀξίων μνήμης ἐπὶ πλέον μέμνηται, τὰ μὲν ἐλέγχων τὰ δὲ πιστεύων καὶ μόνον χρώμενος αὐτοῖς οἷον Δαμάστη καὶ τοιοῦτοις ἄλλοις.*

Mais un géographe qui cite Damastes est, selon Strabon, un géographe fou : «citer Damastes c'est comme citer l'homme de Bergos (Antiphane) ou Evhemère et les autres que lui-même nommait en critiquant leur légèreté». Et Strabon poursuit : *καὶ τοῦτον δ' ἔνα τῶν λήρων αὐτὸς λέγει τὸν μὲν Ἀράβιον κόλπον λίμνην ὑπολαμβάνοντος εἶναι, Διότιμον δὲ τὸν Στρομβίχον προσβείας Ἀθηναίων ἀφηγοῦμενον διὰ τοῦ Κύδνου ἀναπλεῦσαι ἐκ τῆς Κιλικίας ἐπὶ τὸν Χοάσπην ποταμόν, ὃς παρὰ τὰ Σοῦσ ἔει, καὶ ἀφικέσθαι τεσσαρακοστῶν εἰς Σοῦσα ταῦτα δὲ αὐτῶι διηγῆσθαι αὐτὸν τὸν Διότιμον. Εἴτα θαυμάζειν εἰ τὸν Εὐφράτην καὶ τὸν Τίγριν ἦν δυνατόν διακόμεντα [généralement corrigé en διακόφαντα] τὸν Κύδνον*

ennemie d'Agrigente, qui à son tour était en guerre contre les Sicules. C'est-à-dire que l'expédition de Diotimos contre les Sicules se déroulait 4 ou 5 ans après le traité entre Athènes et Ségeste (458/7 : *ἡαβρον ἔρχε*, RAUBITSCHKE : par mégard *ἡάβρον ἔρχε* dans WENTKER : Sizilien und Athen, 1956, p. 168, n. 301). En revanche, les traités avec Rhégion et Leontinoi ont été stipulés la première fois après 448, autour de 440 (cp. dernièrement WENTKER 171, avec les observations de STROHEKER : Gn. 1958).

²⁷ Pour ce concept à l'époque d'Alcibiade, et pour le *πόθος* d'Alexandre, il faut renvoyer aux travaux d'INSTINSKY (qui est le plus important pour notre interprétation) et d'EHRENBERG.

²⁸ Thuc. VI 31, 6 *ἀπὸ τῆς οἰκείας* (cp. 30, 2 *ἐκ τῆς σφετέρας*).

²⁹ Ath. X 436a ; Ael. v. h. II 41 ; cp. Arist. Ach. 73.

³⁰ Mais dans certains limites : BAYER : Würzburger Jahrbh. 1948, 2 ss.

³¹ Le fragm. de Damastes en FGRII 5 F 8.

εἰς τὸν Χοάσπην ἐκβαλεῖν. Traduisons le passage de Strabon : « *Et lui-même (c'est-à-dire, Eratosthène) nous indique une (ἐνα) bétise de ce Damaste, parce que celui-ci disait que le golfe Arabique est une λίμνη (lac) et que Diotimos, fils de Strombichos, en dirigeant une ambassade d'Athéniens, διὰ τοῦ Κρόδνον ἀναπλεῦσαι ἐπὶ τὸν Χοάσπην* (nous traduirons après ces mots fondamentaux, qui avaient chez Damaste, à notre avis, une signification qui leur a été donnée par Eratosthène et Strabon) *de la Cilicie jusqu'au fleuve Choaspes qui s'écoule chez Suse et arriva après 40 jours à Suse et que ces choses lui avaient été dites par le même Diotimos. Il* (généralement entendu comme « Damaste » ; selon moi « Eratosthène ») *se merveilleait donc qu'il était possible que le fleuve Kydnos, en se penchant à travers (διακόμεντα; généralement corrigé en διακόμεντα « en croisant », « en traversant ») le Tigre et l'Euphrate aboutit à déboucher (ἐκβαλεῖν) dans le Choaspe* ».

Voilà un texte énormément difficile : difficile parce que le fragment de Damaste nous est transmis de troisième main : un récit de Diotimos enregistré par le géographe Damaste son contemporain, ensuite interprété par Ératosthène (qui le critiquait, à la même manière comme critiquait p. ex. la géographie chyprienne de Damaste), ensuite enfin interprété par Strabon. En somme, dans l'étude de ce passage, le point essentiel est de rétablir autant que possible, le contenu et la caractéristique du texte original de Damaste, transmis par Ératosthène et ensuite par Strabon à une époque où l'on croyait erronément³² que le canal de Darius était resté inachevé. Je ferai abstraction, pour le moment, de la dernière période, où il n'est pas clair, *a priori*, si le sujet de θαυμάζειν est Ératosthène (comme j'en suis sûr) ou Damaste (comme on pense généralement) et s'il faut lire, selon les manuscrits, διακόμεντα (comme j'en suis aussi convaincu) ou διακόμεντα (comme on corrige généralement). Il faut fixer notre attention sur le texte qui indiscutablement remonte (hélas, à travers une citation d'Ératosthène citée par Strabon) à Damaste : sur cette partie du texte, laquelle va de τὸν μὲν Ἀράβιον κόλπον jusqu'à ταῦτα δὲ αὐτῷ διηγήσασθαι αὐτὸν τὸν Λιότιμον, il n'y a pas de doutes, ni sur la lecture ni sur l'attribution. Damaste disait : τὸν μὲν Ἀράβιον κόλπον λίμνην εἶναι, Λιότιμον δὲ τὸν Στρομβίχον πρεσβείας Ἀθηναίων ἀφηγοούμενον διὰ τοῦ Κρόδνον ἀναπλεῦσαι ἐκ τῆς Κιλικίας εἰς τὸν Χοάσπην ποταμόν, ὃς παρὰ τὰ Σοῦσα ῥεῖ, καὶ ἀγικέσθαι τεσσαρακοσταῖον εἰς Σοῦσα. ταῦτα δὲ αὐτῷ διηγήσασθαι αὐτὸν τὸν Λιότιμον. Il faut souligner un point qui semble fondamental, et sur lequel aussi on n'aura pas de doutes : τοῦτον ἐνα τῶν λήρων αὐτὸς λέγει « Eratosthène même nous fait connaître un des caquets de ce Damaste, en tant que disant que le golf Arabique est un lac et que Diotimos, fils de Strombichos, en conduisant une ambassade d'Athéniens, ἀναπλεῦσαι à travers le Kydnos jusqu'au Choaspe et arriva à Suse après

³² *Supra*, pag. 91.

40 jours». Donc, selon Ératosthène, Damaste a commis une erreur *ἐνὰ τῶν λόγων*, et une seule, dans un passage où il parlait *en même temps* du golf Arabique et du voyage de Diotimos du Kydnos jusqu'à Sousa. Alors, une chose est claire : le passage de Damaste se référait à un voyage de Diotimos, où Diotimos avait eu occasion de savoir, ou de croire de savoir, que le golf Arabique est un lac. Il serait tout-à-fait absurde de penser que Diotimos a conté à Damaste des nouvelles fantastiques sur sa *προσβεία* en Perse, qui était une *προσβεία officielle* et très importante (comme nous l'avons vu), et certainement accompagnée, d'ailleurs, par des témoins eux aussi responsables et prêts à le démentir s'il disait des bêtises sur une *προσβεία* du demos des Athéniens. Ératosthène, qui considérait indiscutable l'inexistence d'un canal de Suez creusé par Darius, a cru que Damaste, en usant l'expression *ἀναπλεῦσαι*, voulait faire allusion à l'acte de «remonter le fleuve», plutôt qu'à l'acte de «voyager en haute mer», qui est l'autre signification commune d'*ἀναπλεῦσαι* (la même erreur a été commise, à autre propos, par Bailly, qui donne la signification de «remonter le fleuve» pour un passage de Démosthène *Sur les affaires du Chersonèse*, où la signification «naviguer en haute mer» est évidente); mais nous, qui connaissons dans une manière très certaine l'existence du canal creusé par Darius, pourrons bien comprendre le mot *ἀναπλεῦσαι* en considérant que Diotimos, dans sa relation de voyage, avait parlé à Damaste du golf Arabique — et nous pouvons donc traduire *ἀναπλεῦσαι* par «voyager en haute mer». (Le même mot — *ἀναπλεύσας* a été usé par Lucien *Alex.* 44 à propos d'un *νεανίσκος* qui faisait un voyage de l'Asie Mineure jusqu'en Égypte, et ensuite à l'Inde — peut-être chez le *Javana* des textes telugu — par le canal de Suez.) Diotimos a donc conté à Damaste sa grande aventure : le voyage qui le conduisit du Kydnos, fleuve de Cilicie, jusqu'à Suse par voie de mer, en traversant le golfe Arabique considéré par Damaste (et par son informateur Diotime) comme une *λίμνη*. La grande aventure de Diotimos était bien le *ἀναπλεῦσαι*, c'est-à-dire le voyage par voie d'eau, qui avait été rendu possible par le creusement du canal de Darius, et n'était point compréhensible pour Ératosthène à une époque où on ne croyait pas à l'existence du canal de Darius. La voie d'eau, de la Cilicie jusqu'à Suse, permettait d'éviter, par exemple, les tempêtes de sable, qui ont toujours caractérisé les voyages par terre de la Cilicie-Syrie jusqu'à Bagdad et à Suse. Par cette voie d'eau, on pouvait *ἀναπλεῦσαι* de la mer de Cilicie jusqu'au *lacus Chaldaicus* ou le Choaspe se versait. Ni Damaste, ni (moins encore) Diotime étaient des fous ; pour entendre notre texte, il faut surtout abandonner le préjugé d'Ératosthène qu'un stratège comme Diotime ou même son connaissant l'historien-géographe Damaste — un homme qui s'intéressait beaucoup aux rapports historiques entre l'empire achéménide et les Grecs et aux grands problèmes de la géographie mondiale³³ — aient

³³ FGrHist 5 F 4 ; 12.

eu la stupidité de croire que le fleuve Kydnos put traverser l'Euphrate et le Tigre pour finir dans la Choaspe. Ces hommes vivaient dans une époque de grande intelligence géographique : dans l'époque laquelle savait par exemple (*à différence de l'époque ionienne et de l'âge hellénistique*), que la mer Caspienne était une mer «intérieure». Ils voulaient connaître mieux les caractéristiques du golfe Arabique. Diotime, en contant son voyage, disait que le golfe Arabique lui était apparu comme une *λίμνη*, un lac, plutôt que comme une mer ouverte. Il avait donc traversé le golfe Arabique et avait été frappé par un phénomène qui frappe encore nous modernes, c'est-à-dire «que les lacs Amers sont les témoins de l'ancienne extension»³⁴ du golfe de Suez. Dans son langage, qui naturellement ressemble à celui d'Hérodote (cp. n. 37), le «golfe Arabique» au sens étroit était surtout la région maritime du golfe de Suez. L'homme d'État qui avait connu la grande aventure d'une guerre en Sicile (*ὅσον πλοῶν ἐκ τῆς σφετέρως...*³⁵) et de l'expédition à Naples, était maintenant orgueilleux de pouvoir raconter une aventure encore plus intéressante. Il soit permis d'insister sur ce point : Strabon considère la mention du golfe Arabique—*λίμνη* et de l'étrange voyage de Diotimos comme une *seule* et identique erreur de Damaste : le voyage de Diotimos intéressait donc le golfe Arabique et en même temps la route du Kydnos jusqu'au Choaspe, et Damaste mettait l'accent sur les problèmes soulevés par le récit de ce voyage, entendu directement de la voix vivante et enthousiaste de l'ambassadeur. Le voyage s'était déroulé par voie d'eau (*ἀναπλεῦσαι*) du Kydnos au Choaspe (*διὰ τοῦ Κύνδον ἐκ τῆς Κιλικίας ἐπὶ τὸν Χοάσπην*), en passant par le golfe Arabique ; nous pouvons le préciser au moyen des indications d'Hérodote (contemporain de Damaste et de Diotimos) sur la navigation de 4 jours³⁶ de Boubastis jusqu'à «la Mer Rouge» (ou plus précisément «jusqu'au golfe Arabique»³⁷) par le canal de Suez. Le navire qui porta Diotimos du Kydnos à Sousa avait suivi toujours la voie d'eau : il avait traversé la Méditerranée, ensuite le Nil jusqu'à Boubastis, puis le canal de Suez, le «golfe Arabique», la «Mer Rouge», le *lacus Chaldaicus*, le Choaspe (qui se jetait alors directement dans le *lacus Chaldaicus*³⁸ et conduisait du *lacus Chaldaicus* jusqu'à Suse). Le secteur essentiel dans cette voie d'eau — du Kydnos jusqu'au Choaspe en 40 jours — était le canal de Suez. Seul un tel voyage peut nous donner l'impression vivante de la révélation du canal de Suez aux Athéniens de l'âge classique, désormais éloignés du monde perse et de la grande voie d'eau Nil-Choaspe monopolisée par les navires du Grand

³⁴ POSENER : Chron. d'Ég. 1938, l. c.

³⁵ J'adapte les mots de Thucydide à propos du *pathos* de la jeunesse d'Alcibiade : cf. *supra*, p. n.

³⁶ Hdt. II 158. *πλόος ἡμέραι τέσσαρες, εὖρος δὲ ὠρύχθη ὥστε τριήρας δύο πλέειν ὁμοῦ ἐλαστρομένως.*

³⁷ Hdt. II 42 ; cf. *ἐς τὸν κόλπον τὸν Ἀράβιον* II 158.

³⁸ Polykleitos FGrHist 128 F 6 ; cf. ANDREAS : RE I 813—814 ; WEISSBACH : RE III 2, 2354 ; VI 1301.

Roi. Il est comparable aux grands voyages fluviaux ou maritimes qui ont toujours intéressé le monde ancien, par exemple les voyages d'Alexandrie à Coptos le long du Nil (12 jours, *aetheriis flantibus*) ou le voyage Alexandrie—Marseille (30 jours ; pour des indications ultérieures, il suffira de renvoyer au Riepl). Le commentaire le meilleur de ce voyage de Diotime (et aussi une démonstration ultérieure de l'exégèse proposée par nous) est, pour ce qui regarde le tronçon Nil-Golfe Persique — la superbe déclaration du roi Darius en 516 : «j'ai donné ordre *de creuser un fleuve, depuis le fleuve qui est en Égypte* (Piru est son nom) *jusqu'au fleuve Amer qui sort de Perse*, *des vaisseaux, depuis l'Égypte, sur ce fleuve naviguèrent jusqu'en Perse*, ainsi que je l'avais désiré». ³⁹ Le fleuve, c'est-à-dire la voie d'eau, qui liait le Nil à la Perse, est devenu, dans le voyage de Diotimos, la voie d'eau qui liait le Kydnos (par la Méditerranée, le Nil, le Canal de Suez, le Golfe Arabique, la Mer Rouge) au *lacus Chaldaicus* pour les navires perses, qui conduisirent Diotime à Suse, le «fleuve» qui dans la déclaration de Darius reliait le Nil à la Perse, était devenu — en se prolongeant dans la Méditerranée — la voie maritime par laquelle on pouvait naviguer (*ἀναπλεῦσαι*, disait Diotimos, en traduisant des expressions analogues de ses conducteurs perse) du Kydnos jusqu'au Choaspe en 40 jours.

Nous pouvons résumer ainsi les conclusions suggérées par le fragment de Damaste. Nous avons essayé de nous libérer du préjugé selon lequel Damaste et Diotime seraient les fous que Strabon et déjà Ératosthène nous veut faire croire. Leur unique faute est de n'avoir pas été compris par Ératosthène et Strabon : ils disaient qu'il était possible d'aller (*ἀναπλεῦσαι*) par une voie d'eau continue du Kydnos jusqu'au Choaspe. ⁴⁰ Leur point de vue était conforme

³⁹ POSENER : *o. c.*

⁴⁰ Pourquoi Damaste, après les indications de Diotime, considérait-il le Golfe Arabique comme une *λίμνη*? Nous l'avons déjà vu : il avait justement observé «que les lacs Amers sont les témoins de l'ancienne extension du golfe de Suez» (cp. n. 34) et que l'existence «de nombreuses marais salants près du Golfe de Suez», qui nous frappe aujourd'hui encore, était le phénomène le plus important de cette région — plus important que jamais à cette époque, pendant laquelle le uadi Tumilat n'était pas une tranchée artificielle. (On ne s'étonnera pas de l'intelligence de cette observation de Diotime et de Damaste, si on pense, par exemple, que Xénophane avait fait bien plus, c'est-à-dire avait fait des observations *géologiques* de premier ordre dans la mer sicilienne). On pense ordinairement (GISINGER : RE Suppl. IV (1924/558 ; HONIGMANN : RE XIII L (1926) 167 ; JACOBY : FGrHist I p. 476) que Damaste a exprimé, par les mots *τὸν μὲν Ἀράβιον κόλπον λίμνην εἶναι*, l'opinion (partagée par Alexandre le Grand jusqu'en 326) selon laquelle l'*ἐρυθρὰ θάλασσα* serait une mer intérieure, parce que le Nil aurait ses sources dans l'Hydaspes et dans l'Akesines ; mais l'*Ἀράβιος κόλπος* de Damaste n'est pas l'*Ερυθρὰ θάλασσα* ; il est plutôt le *golfe* de Suez. — Pour ce qui regarde *διακόναντα* dans la dernière phrase du texte qui nous intéresse, je pense (cp. *supra*, p. 94) qu'on doit conserver cette *lectio difficilior* : Ératosthène critiquait Damaste, parce qu'Ératosthène (en croyant que Damaste parlait d'un voyage par voie de terre) pensait que, selon Damaste, «le fleuve Kydnos, en se penchant à travers (*διακόναντα*) le Tigre et l'Euphrate, aboutit à déboucher dans le Choaspe» ; le sujet de *εἶτα θαυμάζειν*, se reliant à *ἐνα τῶν λίμνων αὐτὸς λέγει* est *αὐτὸς*, c'est-à-dire *Ερατοσθένης*. Encore une fois : cette critique d'Ératosthène n'avait pas compris que le *διὰ τοῦ Κύδνον ἀναπλεῦσαι ἐκ τῆς Κιλικίας ἐπὶ τὸν Χοάσπην ποταμὸν* (en passant par le *Ἀράβιον κόλπον*) signifiait l'existence d'une voie d'eau continue du Kydnos jusqu'au Choaspe, comme chez Darius «le fleuve depuis le Nil jusqu'en Perse».

au point de vue achéménide sur le canal de Suez, «le fleuve depuis le Nil jusqu'en Perse». Il est bien naturel que l'âge de Périclès, qui depuis 449 accepta l'accord entre le monde grec et la civilisation achéménide, ait pu découvrir à nouveau l'importance de la voie qui, en utilisant le canal de Suez, pouvait joindre la Méditerranée à la Susiane. Pour l'isolement culturel «européen-égéen» des Grecs de l'âge classique, la révélation de cette voie était extrêmement impressionnante. Mais, nonobstant l'expédition égyptienne de 460—454 (les Égyptiens appelaient cette période «le temps des Hawnbowej») le *πρόδος* des Grecs classiques n'a pu épuiser les problèmes culturels posés par cette voie grandiose, qui avait élargi la mesure des rapports entre les trois parties du monde — Europe, Asie, Libye —. En tout cas, il est significatif que le chapitre d'Hérodote (IV 42) sur les confins de l'Europe et de l'Asie (et Libye) soit, en même temps, le chapitre célèbre sur les entreprises d'explorations de Nékao, le pharaon qui avait essayé de creuser le canal de Suez et avait ordonné la circumnavigation de l'Afrique.

III

Le canal de Suez, encore en fonction à l'époque de Périclès était ébranlé au temps des derniers Achéménides : Diotime fut peut-être le dernier Grec qui pût le voir encore en fonction. Le délabrement fut une conséquence de la longue période d'indépendance égyptienne, de 405 à 342, laquelle éloignait l'Égypte de l'empire achéménide : le canal vivait seulement dans la constance et l'usage de la route Nil-Golfe Arabique, qui avait été essentielle pour cet empire. Les Grecs oublièrent ainsi qu'il y avait eu un canal de Suez pendant presque un siècle, à commencer de Darius ; et cette croyance, typique de l'époque hellénistique (dans le sens, répétons-le, que Laqueur a donné à ce mot), a déterminé ensuite l'opinion orgueilleuse que Ptolémée II était le premier auteur d'un canal de Suez. Cette opinion s'encadrait, d'ailleurs, dans les efforts de l'époque hellénistique pour la fondation d'un universalisme nouveau. Les hommes de l'âge hellénistique ont voulu retrouver cet Océan que l'époque ionienne avait déjà posé au centre de son universalisme, et qui avait été l'objet des critiques d'Hérodote ; contre Hérodote, l'époque hellénistique a essayé même de retrouver l'Océan par la mer Caspienne. Mais, tout en retrouvant l'Océan de l'époque ionienne contre Hérodote, l'époque hellénistique a agi en faisant tout à nouveau. Le voyage de Néarque en 325 a été entrepris comme si l'époque ionienne n'avait déjà donné le voyage précurseur de Skylax, duquel Hérodote avait fait un récit admirable. Ou encore : on se rappellera le texte d'Ératosthène : il n'a pas compris l'enthousiasme qui inspira le récit de Diotime à Damaste sur son *ἀναπλεῦσαι* par voie d'eau de la Cilicie jusqu'au Choaspe en traversant les lacs et les marais du golfe de Suez.

Dans la vision du monde, l'âge hellénistique avait toutefois renouvelé des idées ioniennes. Il commence déjà, à ce point de vue, avec Platon : ce penseur a proposé, en effet, des motifs archaïques. Son histoire de l'Atlantis est un retour à l'intérêt ionien pour la préhistoire.⁴¹ Mais ce qui nous semble ionien dans la conception de l'Atlantis platonique, c'est surtout la tendance à essayer des emprunts à la haute sagesse des Égyptiens, laquelle était inspirée, à mon avis, par des souvenirs libyens d'un âge préhistorique. Comme le récit sur Er dans la *République* nous porte une écho lointaine d'une période d'histoire orientale, qui avait été *réellement* marquée par les conflits entre Ourartéens et Assyriens et avait pu intéresser la culture grecque ancienne (il faut observer l'étacisme dans la forme Ἰῆρ), ainsi l'Atlantis nous présente une histoire qui remonte, par la tradition sacerdotale, à 9000 ans, dans une manière comparable à l'intérêt ionien pour les traditions sacerdotales des 345 générations. Dans le mythe d'Er le trait d'union entre tradition orientale et culture grecque est la Cilicie ou la Pamphylie — dans l'Atlantis l'âge saïtique, laquelle doit être considéré la grande journée égyptienne des Grecs à l'époque archaïque.

⁴¹ Ou même pour la géologie, chez Xénophane. On peut cp., d'ailleurs, Hdt. II. 12.

⁴² Le «Solon» du poème indique les Grecs d'environ 600. Mais quelle était l'origine de ces traditions *sacerdotales* recueillies en Égypte par les Grecs de l'âge saïtique? Les peuples libyens avaient une grande tendance à conserver les traditions même préhistoriques ; or, ce sont bien les pharaons *libyens*, à partir de Shosheng, qui dans leur longue règne — de 950 à 730 — ont créé ces castes des *μάχιμοι* et surtout de prêtres (il faut penser p. ex. au temple de Karnak) qui furent toujours les médiateurs du monde égyptien aux Grecs. Les peuples libyens ont conservé traditionnellement, pendant millénaires et millénaires, l'unité culturelle ibéro-oranienne (-capsienne) laquelle va de environs 10 000a en avant, et était destinée à conserver l'héritage paléolithique précédent ; pendant la prédominance libyenne en Égypte, ces traditions libyennes ont du acquérir une place dans la culture sacerdotale égyptienne. Un souvenir qui dominait la pensée des Libyens était l'obscur idée d'un cataclisme, qui avait *déterminé* la formation de leur culture, à la fin de la dernière glaciation, et il est naturel que les porteurs de la culture ibéro-oranienne (-capsienne) avaient en une idée de la destruction de nombreux territoires de glaciers dans l'Atlantique à la fin de la dernière glaciation. Ça ne signifie pas que les Libyens aient pu transmettre des notions qui font honneur à notre science du paléolithique ; mais il faut avoir pour les Libyens au moins le respect qu'Hérodote leur porta, et il faut insister, je le répète, sur la caractéristique *libyenne* des castes de prêtres créées par les pharaons libyens, de 950 à 730. Naturellement, dans mon hypothèse, la tradition «égyptienne» sur l'Atlantis devient plutôt une tradition d'origine «libyenne» : des hommes comme Shosheng étaient liés aux traditions du monde qui les avait engendré. — Parmi les études récentes sur l'Atlantis, il faut souligner surtout GEGENSCHATZ ; KERSCHENSTEINER (en général, sur les rapports entre Platon et l'Orient) ; BRANDENSTEIN ; maintenant PALLOTTINO : Arch. class. 1954, 229 ; mon hypothèse n'exclut pas nécessairement que l'élaboration égyptienne du motif ait été influencée par le souvenir des migrations du 12^{me} siècle, ou même de Crète (resp. PALLOTTINO ; BRANDENSTEIN) ; mais le motif essentiel me semble, à l'origine, libyen. — La tradition classique, de K. O. MÜLLER à WILAMOWITZ p. ex. (cp. RÍTOÓK «Antik tanulmányok» I, 1954, p. 166) se refuse de croire que Platon ait trouvé du matériel pour son Atlantis ; mais il *faudrait démontrer* l'invention, plutôt que la *supposer* comme certaine (WILAMOWITZ : so erfand er die Geschichte einer anderen Weltperiode) — même si WILAMOWITZ avait de la raison dans sa polémique contre la recherche traditionnelle de l'Atlantis. La comparaison avec le mythe d'Er nous montre que ces mythes portent toujours une écho, même lointaine, de traditions effectives, remaniées tout-à-nouveau.

Cependant, le 4^{ème} siècle a développé des motifs divers. Éphore opposait l'Asie, terre de tromperie et de malice, à l'Europe, où les Celtes et les Scythes étaient considérés par lui comme des peuples idéalement proches des Grecs («philhellènes», les Celtes ; Anacharsis est un des sept sages); il insistait sur l'importance de la région de Suez pour la délimitation entre l'Asie et Libye et essayait d'éclaircir les difficultés de la circumnavigation de l'Afrique. Pour Théopompe, Philippe était le plus grand homme que l'Europe eût produit : il aurait pu régner sur toute l'Europe, s'il avait voulu rester fidèle à ses idées premières ; dans la conception de cet historien, les trois continents étaient trois îles grandioses, séparées par des fleuves (le Tanaïs et le Nil) et environnées par l'Océan ; au delà de l'Océan, Théopompe imaginait le continent utopique des cités Machimos et Eusebes. Alexandre le Grand retrouva, par l'expédition de Néarque, le grand Océan des Ioniens et de Théopompe ; sa conquête en Orient, et les explorations de Pythéas en Occident, nuancèrent, presque dans le même temps et par une coïncidence intéressante, les anciens concepts d'Asie⁴³ et d'Europe ;⁴⁴ ensuite, l'Asie s'élargit, la «Celtique» révéla aussi les Germains; toutefois, l'idée de l'Océan reliait l'époque nouvelle à l'âge ionien. L'unité achéménide, caractérisée par le canal de Suez, couronnée par la science ionienne, renaîtrait-elle ? Il faut souligner que Ptolémée II restaura le canal de Suez. Mais des voyages «unitaires», comme celui de Diotime, de la mer cilicienne au golfe Persique par la voie du canal *toujours sans quitter le domaine d'un même empire*, sont possibles à l'époque achéménide, et seulement à cette époque. Ptolémée II put ressusciter le canal. Mais l'unité achéménide ne pouvait pas ressusciter. L'époque hellénistique combla le *hiatus* entre Orient et Occident posé par l'âge classique — mais l'universalisme de l'époque d'Hécatee resta une réalité irrépérable.

⁴³ P. ex. l'existence des pins en Inde conduisait à penser que l'Asie sans pins (donc, τὴν Ἀσίαν τὴν ἄνω καὶ τὴν πρὸς ἑω : Polykleitos FGrHist 128 F 7) était, à ce point de vue, opposée à l'Inde.

⁴⁴ Quel développement ont eu, au 2^{ème} siècle, les découvertes faites par Pythéas au 4^{ème} ? Il faut signaler (cp. «Studi classici e orientali» 1957) le texte, jusqu'ici inaperçu, d'une édition perdue (diverse, et plus riche, des 4 éditions parvenues à nous) du *de mir. ausc.*, avec mention des Γέγραγα (ἔθνη) «peuple celtique qui ne voit pas le jour». Il est impossible qu'on ait connu deux peuples divers, les Γέγραγα (ἔθνη) et les Γεγραυοί, tous les deux considérés celtiques et tous les deux habitants du Nord ; il faut en conclure que Γέγραγα et Γεγραυοί soient le même nom (Γεγραυοί avec une désinence adapté au type *Cenomani* celt., Σιζαροί gr.) Γέγραγα est une forme *difficilior*, qui doit bien remonter aux premiers rapports des Grecs avec l'Europe du Nord, après l'époque de Pythéas.

FR. ZUCKER

MITTEILUNG ÜBER EINE KÜRZLICH GEFUNDENE GRIECHISCH- ARAMÄISCHE BILINGUE DES KÖNIGS AŠOKA

Mit gütiger Erlaubnis der Kongressleitung mache ich eine Mitteilung über eine kürzlich gefundene Inschrift, von der ich zwar nur vorläufige Kenntnis habe, die aber so sensationell und vermutlich noch so wenig bekannt ist, dass es wohl gerechtfertigt erscheint, davon Nachricht zu geben.¹

In den Gegend von Kandahar ist eine griechisch-aramäische Felsinschrift gefunden worden, in der König Ašoka sich zum Buddhismus bekennt. Die Entdeckung der Inschrift ist der Tätigkeit des Museums in Kabul zu verdanken, das die Edition dem Istituto Italiano per il Medio ed Estremo Oriente anvertraut hat. Über die Inschrift machte L. Robert Ende Juni 1958 in der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres eine Mitteilung. Eine Abschrift dieser Mitteilung samt Photographie der Inschrift schickte er an G. Klaffenbach, der den Fund in der Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst der Deutschen Akademie der Wissenschaften bekannt gab, woran sich eine Diskussion anschloss, an der auch ich mich beteiligte. Kurz danach hatte Klaffenbach die Erstpublikation der Inschrift durch G. Pugliese Caratelli erhalten.

Wenden wir uns zunächst dem Inhalt der Inschrift zu, über den jedenfalls im gegenwärtigen Augenblick leichter ins Reine zu kommen ist. Also Ašoka, der sich mit dem aus der indischen Überlieferung bekannten Namen Piodasses nennt, bekennt sich zum Buddhismus, d. h. er erklärt, dass er sich der aus Lebewesen bereiteten Nahrung enthält und dass seine Jäger nicht mehr jagen, seine Fischer nicht mehr fischen und weiter, dass er sich den Lehren der *εὐσέβεια* zugewandt habe — das entsprechende Wort im aramäischen Text bedeutet 'Wahrheit', wie O. Eissfeldt in der Diskussion in der Klassensitzung aufklärte.

Wie uns in der Diskussion in der Akademie Walter Ruben belehrte, bewegen sich die Äusserungen des Asoka über den Buddhismus in seinen in indischen Dialekten abgefassten Edikten in ähnlichen Inhalten und lassen das

¹ Die Erlaubnis zur Veröffentlichung einer Reproduktion der Photographie der Inschrift aus deren Erstpublikation durch G. PUGLIESE CARATELLI verdanke ich der Liberalität des Istituto Italiano per il Medio ed Estremo Oriente durch gütige Vermittlung der Herren KLAFFENBACH und PUGLIESE CARATELLI.

Wesentliche vermissen. Wenn der König, wie wir aus Chroniken von Ceylon erfahren, durch Gesandtschaften griechische Herrscher zur Annahme des Buddhismus zu bewegen suchte und behauptet, sie hätten seiner Aufforderung Folge geleistet, so ist das sehr leicht zu erklären. Ἀποχὴ ἐμψόχων war den Griechen längst etwas Vertrautes durch die pythagoreische Lehre, und es lässt sich unschwer denken, dass die Antworten der hellenistischen Herrscher die Bekanntschaft mit dieser Lehre in einer Weise ausdrückten, die als Zustimmung aufgefasst werden konnte. Wir kommen auf jene Gesandtschaften noch einmal zurück.

Probleme ergeben sich schon bei dem ersten Nachdenken über die Schriftformen und Sprachen der Inschrift. Zunächst ist das Tatsächliche an sich höchst interessant und bedeutungsvoll. Die Verwendung des Aramäischen in Arachosien im 3. Jh. vor Chr. erklärt sich daraus, dass diese Sprache die Verwaltungssprache des persischen Grossreiches gewesen war, zu dessen östlichsten Provinzen das Land gehört hatte; die Kenntnis der Sprache hatte also auch in diesen Gegenden den Untergang des Reiches überdauert.²

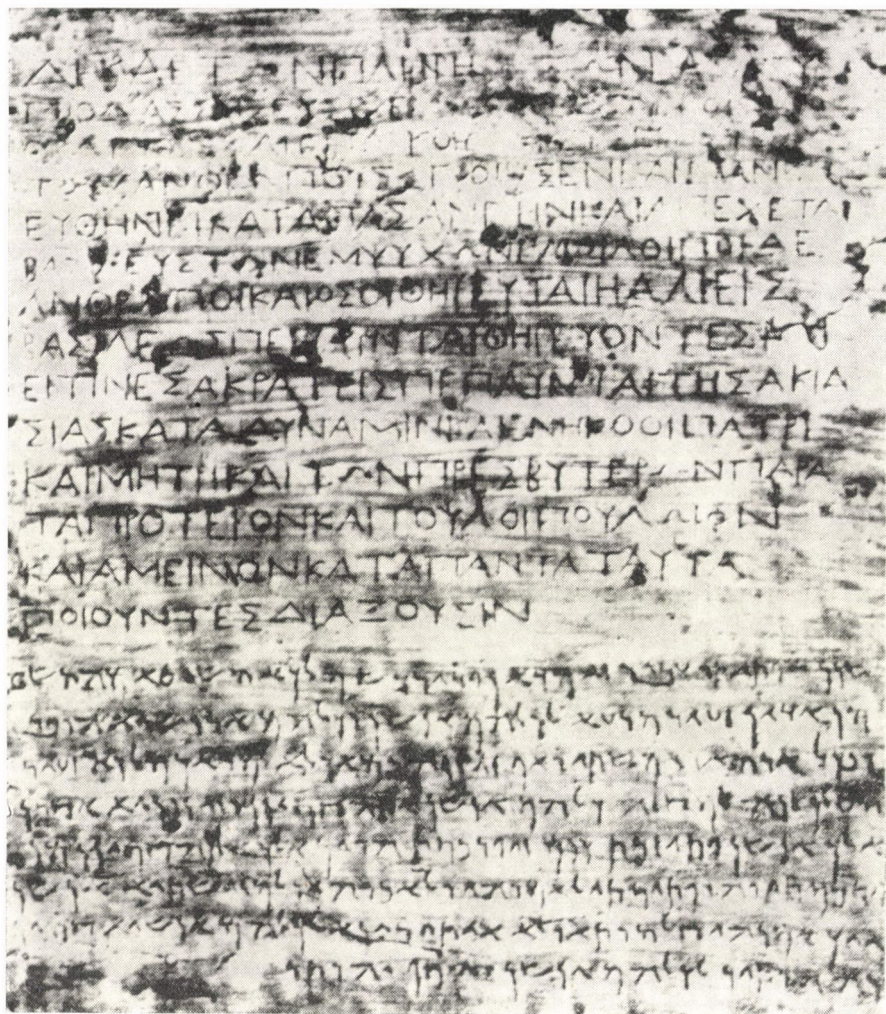
Der erste, in griechischer Sprache abgefasste Teil der Inschrift weist schönste Schrift der Zeit um 250 v. Chr. auf; sie könnte in jedem Teil der griechischen und hellenisierten Welt aufgezeichnet worden sein — ein neues sprechendes Zeugnis für die Einheit der hellenistischen Kulturwelt, ein Zeugnis von der Art, wie die griechischen Geschäftsurkunden von Avroman, deren Formeln so nahe mit denen der Urkunden aus Ägypten übereinstimmen.

Es erhebt sich nun die Frage, ob Aśoka die Inschrift auf dem Boden seines eigenen Herrschaftsgebietes oder in einem Nachbarreich anbringen liess. Tarn stellt in «The Greeks in Bactria and India» fest, dass die Westgrenze von Aśokas Reich nicht sicher zu bestimmen ist. Es kommt hinzu, dass ich über den Ort der Inschrift noch keine genauen Angaben machen kann. Beim Vergleich der Angaben Tarns über die vermutbare Grenze mit seiner Karte schien mir die Wahrscheinlichkeit grösser zu sein, dass der Ort der Inschrift ausserhalb liegt, m. a. W., dass die Gegend um Kandahar (Alexandropolis) nicht zu seinem Reich gehörte, aber wir müssen unsere Überlegungen über die Aufzeichnung in griechischer Sprache auf beide Möglichkeiten einstellen.

Die Griechen (Yavanas, Yonas) am Hindukusch (Paropamisos), denen Aśoka den Buddhismus predigen liess, erscheinen bald als seiner Herrschaft unterworfen, bald als nur seiner Oberhoheit unterstehend. Jedenfalls lebten genug Griechen in seinem Reich, um es verständlich erscheinen zu lassen, dass er sich an seine griechischen Untertanen in Arachosien in griechischer Sprache wandte.

Aber auch wenn das Gebiet um Alexandropolis ausserhalb von Aśokas Reich lag, lässt es sich gut erklären, dass er seine Annahme des Buddhismus

² Herr Kollege J. HARMATTA belehrte mich, daß bereits zwei aramäische Inschriften Aśokas bekannt waren.



Die griechisch-aramäische Inschrift von Kandahar

in einem mehr oder weniger hellenisierten Nachbarstaat in griechischer Sprache verkünden liess. Wir wissen, dass er mit griechischen Machthabern in guten Beziehungen stand, und in diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, dass Aśoka vielleicht Sohn oder Enkel einer Seleukidenprinzessin war.

Was die Abfassung der griechischen Inschrift betrifft, so würde man wohl am ersten an einen griechischen Rhetor denken, der in Verwaltungsdienste aufgenommen worden war. Denn dass gerade auch Rhetoren nach dem Alexanderzug und unter der Seleukidenherrschaft in diese fernen Gegenden gekommen waren, darf ohne weiteres angenommen werden. Ebenso besteht aber die Möglichkeit, dass ein rhetorisch geschulter Beamter aus der eingeborenen Bevölkerung der Verfasser ist.

ZWEI NEUE INSCRIFTEN

DIE ARAMÄISCHE FASSUNG DER AŠOKA-BILINGUIS VON KANDAHAR

Unfern von Kandahar hat sich im Frühjahr 1958 eine neue Inschrift Ašokas gefunden. Mit ihrem aramäischen Teil schliesst sie sich den bereits bekannten des Herrschers aus Taxila und Pul-i Daruntah (Laghman) an. Unerwartet und bisher ohne Vergleich ist die griechische Fassung, die diesmal der aramäischen vorausgeht. Sie ist zwar nicht die erste griechische Inschrift aus dem Gebiet des heutigen Afghanistan (in Surx Kotal hat sich bereits ein griechischer Satz auf einer Inschrift gezeigt¹), wohl aber die älteste, und die Sprache des westlichen Eroberers unter den von Ašoka verwendeten wiederzufinden, war in jedem Fall eine Überraschung.

Man wird den Herausgebern danken, dass sie derart rasch den Neufund zu aller Kenntnis gebracht haben.² Die Behandlung des griechischen Textes, der kundigen Hand G. Pugliese Carratellis anvertraut und mit G. Tuccis Anmerkungen versehen, entspricht den Erwartungen, die man an eine erste Veröffentlichung billiger Weise stellen kann. Das Folgende beschäftigt sich vorzugsweise mit dem aramäischen Teil. Er wurde von G. Levi Della Vida bearbeitet, der sich der iranistischen Beratung A. Pagliaros bedient hat. Von vornherein stellen sich hier der philologischen Erschliessung grössere Schwierigkeiten in den Weg. Es nimmt nicht Wunder, wenn diesen insgesamt acht Zeilen mehr als die Hälfte der Abhandlung gewidmet ist. Trotz der Bemühung zweier anerkannter Forscher ist das Vorgelegte von einem Verständnis weit entfernt. Eine Nachprüfung erweist sich als unerlässlich.

Zunächst sei unsere Lesung gegeben. Dabei sind (zum Unterschied von der Erstausgabe) nach der von uns in *Supplementum Aramaicum*³ befolgten Weise die aramäischen von den iranischen Bestandteilen durch Kapitalbuch-

¹ Zuletzt ALTHEIM—STIEHL, *Philologia sacra* (*Απαρχαί* 2, 1958) 29 f., mit Angabe der Literatur.

² G. TUCCI, U. SCERRATO, G. PUGLIESE CARRATELLI und G. LEVI DELLA VIDA: *Un editto bilingue Greco-Aramaico di Ašoka* (Serie Orientale Roma XXI, 1958).

³ L. D. V. ist unser bereits 1957 erschienenen Buch unbekannt geblieben. Was er zu den Inschriften von Mzhet'a (a. O. 30 Anm. 2) und von Taxila (a. O. 18 Anm. 1; 19 Anm. 1; 21 Anm. 1; 27 Anm. 1) bemerkt, ist von uns längst und, wie man nachprüfen wolle, besser gesagt worden: *Suppl. Aram.* 9 f.; 81 f.

staben geschieden. Von L. D. V. abweichende Lesungen sollen später begründet werden.

1. ŠNN 10 *ptytw* 'BYD ZY MR'N prydrš MLK' KŠT' MHKŠT'
2. MN 'DYN Z'YR MR' LKLHM 'NŠN WKLHM 'dwsy' HWBD
3. WBKL 'RK' W'P šty W'P ZY ZNH BM'KL' LMR'N MLK' WSYD
4. KTLN [L]MHZH KLHM 'NŠN 'THŠSYNN WZY NWN' 'HDN
5. 'LK 'NŠN *ptyzbt* KNM ZY *prbst* HWYN 'LK 'THŠSYNN MN
6. *prbsty* Whwptysty L'MWHY WL'BWHY WLMzyšty' 'NŠN
7. 'YK YSRHY HŁKWT' WL' 'YTY DYN' LKLHM 'NŠY' HSYN
8. ZNH HWTYR LKLHM 'NŠN WY'WSP YHWTR.

Es folgt ein kurzer Kommentar, der sich vornehmlich mit solchen Stellen befasst, darin wir weitergekommen zu sein hoffen.

1. ŠNN 10 kann nicht besagen: «nell' anno 10». Schon die griechische Entsprechung: *δέξα ἐτῶν πληρῇ* [...] *ων* «compiutisi (?) dieci anni» schliesst diese Übersetzung aus. ŠNN lässt sich als Bezeichnung der zeitlichen Dauer (Th. Nöldeke, *Kurzgefasste syrische Grammatik*², 1898, 181 § 243) verstehen: «zehn Jahre lang». — *ptytw* hat L. D. V. zutreffend als *patita-* «equalization of guilt and punishment» (vgl. Aršāma-Brief 13, 4 und G. R. Driver zur Stelle) erklärt. Genauer handelt es sich um den Nom. Sing. **patilō* (so zu schreiben, aus **pati-ita-*): wie stets, noch ohne Andeutung der Epenthese. Die Feststellung des Casus wird für die Deutung der übrigen iranischen Wörter innerhalb der Inschrift bedeutungsvoll sein. — KŠT' MHKŠT': L. D. V. schlägt zwei Möglichkeiten vor. Als Paronomasie gedeutet: «rettitudine diretta», wäre das Partizip passivisch zu verstehen. Oder man hätte KŠT' als Objekt des diesmal aktiven Partizips zu fassen: «egli dirige la rettitudine (o: avvera la verità)», wozu man a. O. 23 Anm. vergleiche. Die griechische Wendung: *ἐὸςέβευ[ν]* *ἔδ[ε]ξ[ε]ν* lässt allein die zweite Möglichkeit zu. — ZY ist für L. d. V. Zeichen des Genetivs: «la giustizia (o: conversione ?) di Nostro Signore». Doch ist *ptytw* von ZY MR'N durch 'BYD getrennt, und eine genetivische Verbindung über ein trennendes Wort müsste erst belegt werden. Es kommt hinzu, dass **patita-* weder «giustizia» noch «conversione» bedeutet, sondern «Begleich von Schuld und Strafe, Schuldbegleich, Sühne» (Chr. Bartholomae, *Altiranisches Wörterbuch*, 1904, 829). *Ptytw* ist also Folge jenes KŠT': der Schuldbegleich geschieht, indem Gerechtigkeit geübt wird. Die vorgeschlagene Übersetzung «fu fatta la giustizia di Nostro Signore... secondo rettitudine ben diretta» schiebt freilich «secondo» ein, das im aramäischen Text keine Entsprechung findet. Die Schwierigkeiten lösen sich, sobald man ZY richtig versteht. Im Jüdisch-Aramäischen und Syrischen stellen *dy* und *d*, die unserem ZY entsprechen, oft mit dem Hauptsatz eine lockere kausale Verbindung her: *dyhbyt* «weil ich gegeben habe»

(G. Dalman. Gramm. des jüdisch-palästinens. Aramäisch, 1894. 187 § 50) : *ʾmorhōn dēn . . . dmūtā wā d-ʿēttā dā-šlīhē, d-kulmeddem d-īṭ wā lhōn d-gawwā wā* «ihr Leben aber war ein Abbild der Apostelkirche, da alles, was sie hatten, gemeinschaftlich war» (Th. Nöldeke, a. O. 287 § 366 B). Im Biblisch-Aramäischen und in der Sprache der Papyri hingegen fehlt es an einer Entsprechung. Zwar leitet auch da *dy* kausale oder erklärende Nebensätze ein, aber stets handelt es sich um Relativsätze, die allenfalls kausale Färbung aufweisen : *we-kol hābāl lā histēkah bēh dī hēmīn b-ēlāhēh* «keine Verletzung wurde an ihm gefunden, der (= weil er) auf seinen Gott vertraut hatte» (Bauer—Leander Gramm. des Biblisch-Aramäischen, 1927, 363). Die Sprache unserer Inschrift zeigt demgegenüber eine jüngere Stufe, und dies wird sich anderweitig bestätigen. Genug : man erhält einen sinnvollen Satz : «Zehn Jahre lang wurde Schuldbegleich (Sühnung) vollzogen, weil (indem) unser Herr . . . Gerechtigkeit übte».

2. *MN ʾDYN ZʾYR* soll griechischem ἀπὸ τοῦτον entsprechen. In Wirklichkeit zeigt der Vergleich, dass *ZʾYR* nicht zum Vorangehenden gehört. Zum Folgenden gezogen, erledigt es die von L. d. V. erwogene Alternative *MDʾ* «conoscenza» und *MRʾ* «malattia» zugunsten der letzten. Dass man *MRʾ* als Objekt zu *HWBD* zu verstehen habe, lässt sich nur aufrecht erhalten, wenn man ohne Beleg «malattia» als «male» deutet. «Seitdem (war) klein (nahm ab) Krankheit für alle Menschen» ergibt einen befriedigenden Sinn. — Das zweitletzte Wort der Zeile hat allen Bemühungen L. D. V.'s und seines iranistischen Beraters getrotzt. Die Übersetzung «und alle Lebewesen vernichtete er» wäre sinnlos. L. D. V. hilft sich, indem er entgegen dem Wortlaut vor *KLHM* in der Übersetzung *L* einschiebt : «egli ha abolito il male per tutti gli uomini e tutti gli esseri viventi (?)». Es sollte klar sein, dass mit der Wendung *WKLHM ʾdwšyʾ HWBD* die Abschaffung von etwas Feindlichem gemeint war. Avest. *zaōša-* ist «Wohlgefallen». Im Altpersischen musste das Wort **dauša-* lauten, wie mittelpers. *dōšak* bestätigt. **A-daušya-* ist «wer nicht gefällt», der «Unliebe». Die Form **adaušyā* könnte Akkus. Plur. Masc. oder Neutr. sein. Ein altpersisches Wort neben avestischen entspricht dem, was die Inschrift von Taxila bereits gelehrt hat (Suppl. Aram. 15). Die Übersetzung hat zu lauten : «und alles Unfreundliche beseitigte er (der König)».

3. L. D. V. zieht den Beginn der Zeile noch zur vorigen : «e in tutta la terra e anche dappertutto (?)». Dann hebt er, nach Abschluss des Satzes von Neuem an : «E anche coloro che *si occupano*». Doch unweigerlich müssen *WʾP . . . WʾP* auf einander bezogen werden. *WBKL ʾRKʾ* gilt demnach, vorangestellt und dadurch auch gedanklich vorweggenommen, für zwei Tatsachen, die im Folgenden durch doppeltes *WʾP* eingeleitet werden. Der Gedanke «daran, dass dieses einem sonstigen *ʾP . . . ʾP* «sowohl . . . als auch» (G. Dalman. a. O. 191) entspreche, liegt nahe. Im griechischen Text erwartet man demgemäss — und in der Tat käme zum Vergleich mit unserer Stelle am ehesten

in Betracht: (4) καὶ πάντα (5) ἐδόθηρῃ κατὰ γῆν καὶ ἀπέχεται (6) βασιλεὺς τῶν ἐμψόχων. . . Unter der Voraussetzung, dass sich beide Teile auch inhaltlich entsprechen, wäre festzustellen, dass die Einwirkung des griechischen καί auf den Gebrauch von syrischem *w*, *āp* und *wāp*, die Th. Nöldeke (a. O. 266 § 339) beobachtet hat, auf weit ältere Zeit zurückgeht. Dass sie erstmals in einer Bilinguis erscheint, dürfte kaum Zufall sein. — Im Folgenden hat *šty* Schwierigkeiten gemacht. Weder avest. *šitay-* «Wohnung, Wohnstätte» (Wb. 1709) noch altpers. *šiyātay-* «Freude» (ebenda 1716 f.) wollen passen, und es hilft auch nicht, dass man dem ersten Wort willkürlich die Bedeutung *oīxov-méni* verleiht (a. O. 22). Die Lesung **apašty* «oltre» hat mit Recht Pagliaros Widerspruch gefunden. Avestischer Infinitiv *šāiti* «sich freuen» (Wb. 1716) ermöglicht die Übersetzung: «und auf der ganzen Erde (war) auch Freude». Damit hat man die gewünschte Entsprechung zu: καὶ πάντα ἐδόθηρῃ κατὰ πᾶσαν γῆν des griechischen Teiles. Aber auch im Folgenden bestätigt sich die Übereinstimmung. — ZY ZNH als Plural «coloro i quali» wird niemanden überzeugen. Wo wäre ZNH als Plural belegt? Hingegen hat man auf die Entsprechungen zu achten. ZY wird aufgenommen durch WZY 4 und KNM ZY 5, wobei beidemale 'LK entspricht. Zu jedem mit ZY eingeleiteten Relativsatz gehört ein Verbum finitum oder ein als solches dienendes Partizip, dem im Hauptsatz dasselbe entspricht: (3) ZY... (4) KTLN,... 'THHSYNN. WZY... 'HDN, (5) 'LK 'NŠN *pty:bt*. KNM ZY... HWYN, 'LK 'THHSYNN. Zunächst handelt es sich um das Verständnis des ersten der mit ZY eingeleiteten Relativsätze: «welche...töteten». Objekt dieser Tätigkeit ist ŠYD «Jagdbeute, Wildbret». Denn statt der sinnlosen Z'YR, das L. D. V. gibt, ist WŠYD zu lesen; *š* in der gleichen Form begegnet in den Aššama-Pergamenten, und der Unterschied vom halbkreisförmigen 'Ain sollte deutlich sein. Voranstehendes W besitzt explanative Bedeutung: Bauer—Leander. a. O. 264 r. Aus dem Syrischen ist ein ähnlicher Gebrauch bekannt: Zachar. Rhetor 98, 4 f. *dkel dēn w-men saḡḡyūtā d-ḥailā d-rhōmāyē* «es fürchteten sich aber (die Perser) nämlich vor der Zahl des Heeres der Römer». Es wäre demnach unsere Stelle zu übersetzen: «welche das beim Essen (Benötigte) für unseren Herrn den König, nämlich Jagdbeute, töteten, (diese) für das Sehen aller Menschen»: 'THHSYNN. Was bedeutet dieses Verbum? Als solches des Hauptsatzes entspricht es KTLN im vorangegangenen Relativsatz. L. D. V. versteht KTLN als «participio plurale col solito significato di indicativo presente». Doch kann 'THHSYNN dies keinesfalls sein, sondern, ob man wolle oder nicht, lediglich 3. Plur. Perf. Gibt man dies zu, so besteht auch für KTLN, auch für 'UDN am Ende der Zeile die gleiche Möglichkeit. Von L. D. V. wurde übersehen, dass dafür die Bestätigung bereits erbracht ist. Die mittelpersischen Verbal-Ideogramme haben, allgemein betrachtet, nicht nur imperfektische Form: Y'TWN, YBLWN, YHBWN, sondern auch perfektische. In diesem Fall lautet die Endung entweder *-wn* = *ūn* — 'SYLWN, BKYWN, DBLWN.

HLKWN — oder sie besteht nur aus einem Zeichen : jenem, das in der mittelpersischen Buchschrift sowohl *w* wie *n* bedeuten kann. Es erhebt sich die Frage, ob man in solchem Fall *-ū* oder ob man *-ūn* mit defective-Schreibung zu lesen habe. Also ZBNNtn oder ZBNWtn, THNNtn oder THNWtn, HYMNNstn oder HYMNWstn. H. F. J. Junker in seiner letzten Ausgabe des *Frahang-i Pahlavik* (1955), dem diese Beispiele entnommen sind, entscheidet sich für *-(ū)n*. Dafür spricht, dass auch die Endung der imperfektischen Ideogramme, bei denen doch nur *-ūn* gelesen werden kann, die defective-Schreibung *-(ū)n* aufweist. Aus dem *Frahang* sei YHSNN (H. F. J. Junker, a. O. 6) angeführt, und jetzt tritt hinzu das Zeugnis der Synagogen-Inschriften von Dura-Europos, die YMYTN, Y'TN, YHSNN schreiben (Altheim-Stiehl, *Philologia sacra*. 'Αραχαί 2, 1958, 62 ; 65). Aber auch bei perfektischen Ideogrammen zeigen diese Inschriften die Schreibung *-(ū)n*: UWHNd (Nr. 48, 2 bei B. Geiger : *The Excavations at Dura-Europos, Final Report VIII 1 : The Synagogue*, 1956, 308); SGJYTN (*Philologia sacra* 65). Diese perfektischen Ideogramme auf *-(W)N* besäßen demnach in 'THHSYNN und möglicherweise in KTLN, 'HDN ihre Vorgänger. Damit wäre eine typisch ostaramäische Erscheinung innerhalb unserer Inschrift festgestellt. Die Endung *-ūn* der 3. Plur. Perf. ist weder für das Reichsaramäische der achaimenidischen Zeit noch für das Biblisch-Aramäische bezeugt. Auch innerhalb des Christlich-Palästinensischen begegnet es statt *-ū* nur ganz vereinzelt (F. Schulthess, *Grammatik des christl.-palästin. Aramäisch*, 1924, 62 § 139 1). Dagegen ist *-ūn* im Targumischen, Syrischen und Mandäischen heimisch. Die mittelpersischen Verbal-Ideogramme der genannten Art gehen demnach auf ins Reichsaramäische eingedrungene ostaramäische Formen zurück, und eine solche ist zumindest in 'THHSYNN unserer Inschrift belegt. Dass solch ostaramäische Formen nicht vereinzelt stehen, ist längst festgestellt (Suppl. Aram. 65 ; 72 ; 82 ; 97 ; 100 ; *Philologia sacra* 67 ; 68). Sowenig nun 'THHSYNN Partizip sein kann, so wenig lässt sich die Trennung 'TH HSNN durchführen. Denn wollte man von einem Plural des Adjektivs *hsyn* sprechen, so bliebe doch 'TH «al singolare in funzione di plurale» unerhört. Aber was wäre gemeint? Die Deutung hat davon auszugehen, dass in unserer Inschrift, vom *Afel* 'WSP abgesehen, nur *Hafel* begegnet : 2 HWBD, 8 HWTYR, 8 YHWTR. Dann konnte statt eines *Ittaf'al* (**iṭ'af'al* > *ittaf'al*) ein *Ithaf'al* gesetzt werden, und ein solches läge in **iṭhaḥsanūn* vor. Weiter wäre die «grafia aberrante con y dopo la seconda radicale» zu erklären. Schon L. D. V. verwies darauf, dass in HWTYR die gleiche Schreibung vorliegt, wenn sie auch, wie HWBD = *hōhed* und das *Afel* 'WSP = *ōsep* zeigen, zuweilen fehlen konnte. Plene-Schreibung von kurzem *e* und *i* ist im späteren Aramäisch nicht ungewöhnlich (G. Dalman, *Gramm. des jüdisch-palästinens. Aramäisch* 53 ; F. Schulthess, *Gramm. des christlich-palästinens. Aramäisch* 8 ; Suppl. Aram. 82), und im Mandäischen ist sie regelmässig durchgeführt (Th. Nöldeke, *Mandäische Gramm.*, 1875,

3 Anm. 1). Auch in den Verbal-Ideogrammen des Buch-Pehlevī begegnen solche Schreibungen: *YLYDW N* = *zātan*, *YTYBW N* = *nšāstan*. Auf einer Inschrift des 3. vorchristlichen Jahrhunderts solcher Schreibung zu begegnen, ist ebenso überraschend wie aufschlussreich. Das gilt umso mehr, als das Haf'el von *ytr*, nicht **hōter*, sondern wegen des dritten Radikals *r*: *hō'ar* lautet. Wenn gleichwohl *HWTYR* geschrieben ist, so muss *y* von solchen Fällen her analogisch übertragen worden sein, in denen *e* im Haf'el gesprochen wurde. Dem entspricht einmal, dass auch im Jüdisch-Aramäischen *twtyr* (2. Sing. Masc. Impf.) und *nwtyr* (1. Plur. Impf.) geschrieben wurde (G. Dalman, a. O. 258). Und dem entspricht weiter, dass auf unserer Inschrift in *'THHSYNN* die gleiche Schreibung vom Haf'el **HHSYN* = **haḥsen* (wo sie legitim ist) auf die reflexive Stammform übertragen ist. Auch dies lässt sich nur analogisch verstehen, denn gesprochen wurde, wie gesagt: **iṭhaḥsanūn*. Als letztes, das noch zu erörtern wäre, bleibt die Bedeutung von *'THHSYNN*. Natürlich ist eine Ableitung von *ḥsn* «stark sein», Af'el (Haf'el) «stärken, sich bemächtigen», Iṭhaf'al also «sich stärken, gestärkt werden» sinnlos. Das zeigen L. D. V. s Versuche, mit dieser Bedeutung durchzukommen. Denn dass «coloro che vengono forti, o violenti» eine Umschreibung für «i cacciatori» = *θηρευταί* der griechischen Fassung sei, bleibt, wie L. D. V. selbst bemerkt, unwahrscheinlich. Das Richtige braucht nur gesagt zu werden. Es liegt *ḥsn* «entwöhnen» vor, im Iṭpa'al und dementsprechend im Iṭhaf'al also «entwöhnt werden». Diejenigen, die für des Königs Mahlzeit Wild getötet hatten, wurden vor aller Augen dessen «entwöhnt». *Kai ὅσοι θηρευταί ἢ ἀλκίς βασιλέως, πέπωνται θηρεύοντες*, heisst es im griechischen Text.

5. *ptyzbt* ist, wie L. D. V. gesehen hat, eine iranische Verbalform. Einzelheiten werden nicht angegeben. In Xerxes' *daiva*-Inschrift (XPh) findet sich Zeile 38 *patiyazbayam* «I made proclamation». Damit lässt sich an unserer Stelle nicht durchkommen. Man muss avest. *zav-*, *zlā-* (Wb. 1667 f.) hinzunehmen. **Pati-zav-* ist innerhalb des Avesta nicht belegt, aber angesichts der Bedeutung von *paiti-* «gegen, entgegen, zurück» (H. Reichelt, Awestisches Elementarbuch, 1909, 271 § 532) kann das Part. Perf. Pass. **pati-zlā-la-* nur heissen: «zurückgerufen, widerrufen, verboten». Auch der Satz der Xerxes-Inschrift XPh 38 f. *utā patiyazbayam: daivā mā yadiyaiša* liesse sich übersetzen: «und ich verbot: die *daivā* sollen nicht verehrt werden». Nun zeigt *'LK 'NŠN*, dass Plural vorliegt, und somit wäre der Nom. Plur. **patizlātā* im Auslaut defective geschrieben. Damit träte diese Form in Gegensatz zu *plytw* = *patilō* und *'dwšy* = *adaušyā*, darin der Casus unmissverständlich ausgedrückt ist. Die defective-Schreibung kehrt in dem zweiten iranischen Part. Perf. Pass. wieder, das diese Zeile enthält: *prbst* anstelle von **prbst'*. Der Anlass zu dieser Besonderheit ist darin zu suchen, dass in beiden Fällen das Partizip nach aramäischer Weise ein Verbum finitum vertritt. Wie im Aramäischen das Wort in solchem Fall undeterminiert bleibt, so hat man es

auch mit den iranischen Partizipien gehalten und darum auf die Schreibung der Casus verzichtet. Solche Übertragung aus dem Aramäischen auf das Iranische wird weiter unten sich bei *mzyšty* wiederholen. — *prbst*: Pagliaros Vorschlag, es zu avest. ²*band-* «kranken» zu stellen (Wb. 926), wird dadurch ausgeschlossen, dass hier das Part. Perf. Pass. *bazda-* (Wb. 926 ; 952) lautet. Es kommt allein ¹*band-* «binden», Part. Perf. Pass. *basta-* in Frage. **Pari-basta-* wäre «ringsgebunden», und *prbsty* ist das zugehörige *-ti-* Abstraktum. Zu lesen ist **pari-bastī* Instr. Sing., der zumal in jüngeren Texten bei *hačā* steht und demzufolge bei dem bedeutungsgleichen *MN* begegnet (das denn auch im Mittelpersischen Ideogramm für *hač* ist) : H. Reichelt, a. O. 276 § 549 zweiter Absatz ; R. G. Kent, *Old Persian*² (1953) 212 r. Sp. unter 3 ; H. S. Nyberg, *Handbuch des Pehlevi* (1931) 2, 90. Damit ergibt sich unter Berücksichtigung dessen, was zuvor ermittelt wurde, die Übersetzung : «(4) und welche Fische fingen, (5) jenen Menschen wurde es untersagt. Ebenso, welche gebunden waren, jene entwöhnten sich der Gebundenheit». Der zweite Satz lautet in der griechischen Fassung : εἰ τινες ἀκρατεῖς, πέπλυνται τῆς ἀκρασίας. Was für den Griechen Mangel an eigener Kraft ist, heisst dem Aramäer Fesselung durch die Triebe. Es empfiehlt sich, die Übersetzung L. D. V.'s daneben zu stellen, um zu erkennen, wie sehr er in die Irre gegangen ist : «(2) E anche coloro che si occupano (?) del pasto per il Nostro Signore il Re (4) uccidono poco, questo affinché tutti gli uomini cacciatori e pescatori vedano (5) quegli uomini proclamare così: coloro che sono *insani* (?) quelli cacciano». Auch dass *prbsty* von *MN prbst* nicht getrennt werden kann (L. D. V. schlägt es zum folgenden *Whwptysty*), sollte keines Wortes bedürfen.

6—8. In 6 *Whwptysty* und *WLmzyšty* hat L. D. V. iranische Wörter erkannt. Einen Hinweis verdient, dass in *mzyšty* der kurze Vokal der zweiten Silbe plene geschrieben ist. Häufige Setzung der Matres lectionis *y* und *w*, die den spätersakidischen Konsonantentext des Awesta kennzeichnet (Suppl. Aram. 17 f.; *Philologia sacra* 35 f.), kündigt sich in einem Einzelfall an. Der Akk. Plur. *mzyšty* ist in seiner Endung ebenso geschrieben wie der gleiche Casus in *’dušy* = *adaušyā*. Schwierig bleibt das Suffix *-ya-*. Während es bei *adaušya-* gerechtfertigt ist, bleibt es bei *mazišta-* auffällig. Immerhin darf man auf jung-avest. *zav.štya-* «der schnellste» (altind. *jāviṣṭha-* : Wb. 1691 f.) verweisen, und so mag eine jüngere Weiterbildung **mazištya-* bestanden haben. Einer Bemerkung bedarf auch die Bedeutung. Zweifellos entspricht *mazištyā* *ἡ νῆστιν* : τῶν πρεσβυτέρων der griechischen Fassung. Aber im Avestischen heissen *mazišta-*, *masišta-* und im Altpersischen *maθišta-* nie der «Älteste», sondern stets der «Grösste» (Wb. 1155 ; 1158).¹ Also ist der Bedeutungswandel nach dem Semitischen erfolgt : syr., jüd.-aram. *rabbā*, arab. *kabīr* meinen den «Grossen» sowie den «Älteren» ; arab. *al-akbar* ist nicht nur

¹ Eine Ausnahme könnte soghd. *m’sy* «Greis» bilden : O. Hansen, *Berliner soghd. Texte II* (Abh. Akad. Mainz 1954, 15) 888 f. Nr. 15 Zeile 5 — wenn es hierher gehört.

der «Grösste», sondern auch der «Älteste». — *hwptysty* ist keinesfalls Adjektiv. Leider hat L. D. V. Andreas' fürchterliches *hupotiyostē* als «obbediente» nochmals zu Leben erweckt. In der Inschrift von Taxila, Zeile 6, wird man *hu-patyā-stay-* zum gäthischen Substantiv *paityāstay-* «Wiederholung, Einschärfen durch Wiederholung» (Wb. 840 f.) stellen (Suppl. Aram. 15). Wie in 6 *prbsty*, ist hier in *hwptysty* = *hupatyāstī* der Instr. Sing. gemeint und dementsprechend zu übersetzen: «und durch gute Ermahnung im Interesse seiner Mutter und seines Vaters und der Vorfahren . . . (entsteht gute) Zuteilung, und nicht ist Gericht». Es fällt einmal auf, dass die Schreibung *'BWHY* ein analogisch gebildetes *'MWHY* bewirkt hat. Weiter, dass das Suffix der 3. Sing. Masc. *-hī* bei Vater und Mutter erscheint, bei den Vorfahren fehlt. Das ist eine Besonderheit, die noch Berücksichtigung erheischt. — *HLKWT'* gehört, wie L. d. V. gesehen hat, zu *hlk* «porzione assegnata», syr. *hlak* «attribuit distribuit» und ist nicht ohne Weiteres, wie syr. *ḥelḥā*: «destino». Da das Wort sonst nicht bezeugt zu sein scheint, darf man vermuten, es sei als Übersetzung von gäth. *boga-*, jung-avest. *baya-* «günstiges Los, Glück» geschaffen worden (vgl. *HLKWNTn* = *bartan*: H. F. Junker, Das Frahang i Pahlavik 15). Es bleibt eingeschobenes *'YK YSRHY*. Das Suffix *-hī* zeigt, dass die Verbalform als 3. Plur. Masc. zu verstehen ist. Also *yasscrūhī* (Bauer—Leander, a. O. 126 h.) L. D. V. bemerkt: «più corretto sarebbe naturalmente *'yk zy ysrwhy*». Zweifellos, doch das Reichsaramäische zeigt in einer Form, die sich vergleichen lässt: *grky* zu *grh*, was Bauer—Leander mit *grōkī* umschreiben (A. Cowley, Aramaic Papyri of the Fifth Century B. C. 1923, 43 zu Zeile 9). Hier liegt die gleiche defective-Schreibung vor. Weiter zeigt Ahikar 37 f. *lmḥzh 'yk yḥbd* «zu sehen, wie es getan würde», dass vor einem kurzen, aber vollständigen Satz (wie auch im Syrischen: Th. Nöldeke, Kurzgef. syr. Gramm.² 286 f. § 364 E) blosses *'yk* möglich ist. «Wie sie ihn banden»: dabei ist Subjekt «Vorfahren», und das dort fehlende Suffix *-hī* ist hier dem Verbum angehängt. Im griechischen Text entspricht: τῶν προεβντέρον παρὰ τὰ πρότερον abhängig von ἐνήκοι. Mit dem Genetiv der Person konstruiert wie ἀκούω und ἐνακούω in den LXX, hat es gleichwohl παρὰ und μηρὶ neben sich, was in beiden Fällen nur Dativus commodi sein kann. Der Grieche hat demnach geschieden: «gehorsam im Interesse von Vater und Mutter und (gehorsam) den Vorfahren gemäss dem Hergebrachten». Freier ausgedrückt: man soll Vater und Mutter ehren, wie es die Vorfahren geboten haben. Auch im Aramäischen könnte eine ähnliche Scheidung vorliegen. Hätte man Mutter, Vater und Vorfahren, alle mit *L* eingeleitet und durch *W* verbunden, gleichstellen wollen, so hätte man auch *mzyšty* *'NŠN* das Suffix *-hī* angehängt. So aber hat man einen Nebensatz eingefügt und dessen Verbum mit dem Suffix versehen. *Hu-patyāstay-* ist ein *-ti*-Abstractum, das als solches zum Part. Perf. Pass. auf *-ta-* gehört. Gleich diesem muss es ursprünglich passivische Bedeutung besessen haben: «gute Ermahnung» war ursprünglich ein Ermahntwerden, ein Sich-Ermahnen-Lassen.

J. Friedrich in : Archiv für Orientforschung 17 (1956), 124 f. hat gezeigt, dass die passivische Konstruktion des Part. Pass mit *l* (*k̄ ʾl li* «getötet [ist er] von mir» = «ich tötete [ihn]») aus dem Altpersischen übernommen wurde (*ima tyā manā krtam* «lies [ist], was von mir getan [worden ist]»). Diese Übertragung aus der iranischen Syntax in die aramäische scheint sich im Vollzug beobachten zu lassen. Denn es könnte in unserem Falle *hwptysty...Lmzyšty* 'NŠN 'YK YSRHY bedeuten : «durch gutes Ermahntwerden... seitens der Vorfahren, wie diese ihn gebunden haben». Dort also ein Ermahntwerden einerseits *hinsichtlich* der Eltern, hier ein solches *seitens* der Vorfahren gemäss deren überkommenem Gebot. Im letzten Fall hätten sich demnach iranische und aramäische Wörter zur passivischen Konstruktion der beschriebenen Art zusammengefunden. Bezeichnend auch, dass in der griechischen Fassung der Vater vorangeht, während er in der aramäischen der Mutter folgt ; dass 'NŠN zu *mzyšty* gleich einem Determinativ hinzugefügt zu sein scheint ; vgl. neu-pers. *kuhne merd* «ein Alter, ein Greis» (Hinweis O. Hansen's). — Das Folgende ist von L. D. V. verlesen. Es muss heissen *LKLHM* statt *KLHM*, und das derart gewonnene «für alle Menschen» (mit determinierter Form 'NSY' statt des sonstigen 'NŠN) ist mit *HLKWT* zu verbinden, während *WL* 'YTY DYN' eine Art von Parantese darstellt. *HSYN* ist bereits von L. D. V. adverbial («molto», «fortemente») gefasst worden.

8. Mit *ZNH* beginnt ein neuer Satz. Das syntaktische Verhältnis von 'WSPYHWTR bleibt unklar, und *ZNH* kann hier so wenig wie sonst pluralisch verstanden werden. Richtige Lesung bringt, was L. D. V. eine «costruzione ingarbugliata» nennt, ins Lot. Man hat nicht *W'WSP*, sondern *WY'WSP* zu lesen. Diese ist sowohl auf der Aufnahme des Steins selbst wie auf der des Abklatsches deutlich zu erkennen. Korrekt wäre **YWSP*, nicht *Y'WSP*. Aber in der Beibehaltung des Alaf hat man ein letztes Mal eine der analogischen Schreibweisen zu erkennen, die zuvor in *HWTYR*, 'TH^hSYNN und 'MWHY entgegengetreten waren. Man erkennt demnach das Verhalten einer bestimmten Schreiberschule, und das wird einmal für eine Behandlung der Ideogramme in ihrer geschichtlichen Entwicklung (die als dringendstes und nächstes Erfordernis bezeichnet werden darf) von Bedeutung sein. Genug : *Y'WSP YHWTR* bilden eines der typisch aramäischen verbalen Asyndeta : «dies hat vermehrt für alle Menschen und wird hinzufügen (und) vermehren». Im griechischen Teil entspricht : καὶ τοῦ λοιποῦ λῶιον καὶ ἄμεινον, κατὰ πάντα ταῦτα ποιοῦντες, διάξουσιν «auch in Zukunft werden sie besser und glücklicher, indem sie gemäss alledem handeln, leben». Καὶ τοῦ λοιποῦ ist nicht im Vergleich mit der Vergangenheit gesagt (wie der Bearbeiter des griechischen Teiles, ohne Kenntnis der aramäischen Fassung, annehmen konnte, sondern im Hinblick auf die Gegenwart, die, wie es Zeile 5 heisst : ἐνθ'ἡρεῖ.

Zum Schluss seien unsere Übersetzung und, zum Vergleich, der griechische Text gegeben :

1. «Zehn Jahre lang wurde Sühne vollzogen, indem unser Herr Priyadarś Gerechtigkeit übte.
2. Seitdem schwand Krankheit für jedermann, und alles Unfreundliche beseitigte er (der König).
3. Und in aller Welt sowohl (war) Freude als auch wurden (die), welche das beim Essen (Benötigte) für unseren Herrn den König, nämlich Jagdbeute,
4. töteten, vor aller Augen entwöhnt. Und welche Fische fingen,
5. diese Menschen wurden (dessen) verwiesen. Desgleichen (wurden die), die (von den Trieben) gefesselt waren,
6. der Fesselung entwöhnt. Und durch gute Ermahnung hinsichtlich seiner Mutter und seines Vaters und seitens der Vorfahren,
7. die ihn verpflichten, (entsteht) Glück — und nicht ist Gericht — für jedermann kräftig.
8. Dies hat vermehrt für jedermann und wird hinzufügen (und) vermehren».

1. δέκα ἐτῶν πληρῶ[...]ων βασι[λ]εὺς
2. Πιοδάσσης εὐσέβεια[ν] ἔδ[ε]ξεν τοῖς ἀν-
3. θρώποις, καὶ ἀπὸ τούτου εὐσεβεστέρους
4. τοὺς ἀνθρώπους ἐποίησεν· καὶ πάντα
5. εὐθηνεῖ κατὰ πᾶσαν γῆν· καὶ ἀπέχεται
6. βασιλεὺς τῶν ἐμψύχων καὶ οἱ λοιποὶ δὲ
7. ἄνθρωποι καὶ ὅσοι θηρεύονται ἢ ἄλιεῖς
8. βασιλέως πέπνυνται θηρεύοντες· κα[ὶ]
9. εἴ τινες ἀκροαεῖς, πέπνυνται τῆς ἀκρα-
10. σίας κατὰ δύναμιν, καὶ ἐνήκοοι πατρὶ
11. καὶ μητρὶ καὶ τῶν πρεσβυτέρων παρὰ
12. τὰ πρότερον καὶ τοῦ λοιποῦ λῶιον
13. καὶ ἄμεινον κατὰ πάντα ταῦτα
14. ποιοῦντες διάξουσιν.

DER STEIN VON APSCHERONSKAJA

I

Herr Dr. A. Dauber, Konservator am Staatlichen Amt für Denkmalpflege, Abteilung Ur- und Frühgeschichte, in Karlsruhe, teilte unter dem 8. 7. 1958 Folgendes mit :

«Der auf beiliegenden Photos (Abb. 1) abgebildete Kieselstein wurde im Jahr 1942 oder 1943 von einem hiesigen Geologen, in der Steppe bei Apscheronskaja (südlich Maikop) gefunden. Der Stein zeigt auf einer Seite (die



Abb. 1

Rückseite ist unbearbeitet) das Kopfbild eines Jünglings, der einen Zweig in der Hand hält. Dieses Bild ist umgeben von einem Schriftband in griechischen Grossbuchstaben, von denen ich glaube lesen zu können :

ΙΞΧΙΣ ΜΟΥ Η ΑΓΑΠΗ ΕΑΙΗΚΟΝ und *ΞΕΝΕ(?)ΙΟΙ*.

Ich halte den Stein für ein Amulett und Prof. S. Lauffer-München glaubt ihn (nach Photo) in das 4.—3. Jahrhundert setzen zu können».

Zusammen mit einem zweiten Brief vom 23. 7. wurde, nachdem die Erlaubnis des Eigentümers erteilt worden war, der 8,4 cm hohe und 7,2 cm breite Stein übersandt, wofür Herrn Dr. Dauber auch an dieser Stelle gedankt sei. Nach seiner Ansicht handelt es sich um einen sehr fleckigen, aus grossen Quarzkörnern zusammengebackenen Quarzit. Zugleich wurde die Deutung Prof. Lauffers übermittelt, wonach *ΙΞΧΙΣ* ein barbarisiertes *ισχύς* sei. Das Wort unter dem Bilde könne *ΞΕΝΕΙΟΙ*, aber auch *ΞΕΝΤΟΙ* gelesen werden. Unter diesem Worte befände sich keine weitere Schrift.

Die Prüfung des Originals ergab, dass die Lesung, von einem Zeichen abgesehen, zutraf. Der erste Teil ist zu deuten : *ισχύς μου ἡ ἀγάπη*. Es wird eine allgemeine Sentenz gegeben, und ihr eine Bemerkung hinzugefügt, die den griechischen Sprachcharakter unterstreicht. Denn zweifellos ist, trotz der Verschreibung, *ἐλληνικόν* (= *ἐλληνικῶς*) zu verstehen. Das schliessende N ist zweimal gegeben, da das erste Zeichen undeutlich geraten war. Es bleibt zu fragen, was der Rest, also die Inschrift unterhalb der Darstellung, zu bedeuten habe. Vorangehendes *ἐλληνικόν* lässt erwarten, dass der ausdrücklich als griechisch bezeichneten Sentenz ein Wort oder eine Wortgruppe in einer nicht-griechischen Sprache folgen werde. In der Tat lässt sich der Schlussteil der Umschrift aus dem Griechischen nicht deuten.

Was darf man nach dem Fundort erwarten? Der Kuban-Distrikt liegt, durch die Kaukasuskette getrennt, nordöstlich des heutigen Grusinien. Aus dessen alter Hauptstadt Mchet'a und Umgebung entstammen eine Reihe von Inschriften, darunter die bekannte griechisch-aramäische Bilinguis und zwei Gemmen mit den Inschriften : *Καρπας Ζεναχης ζοή μου* und : *Ἀσπαροῦκις πιτιάξης*.¹ Die Bilinguis und die erstgenannte Gemme weisen iranische Eigennamen auf, wohl solche, die bei den benachbarten Alanen üblich waren. In *Ἀσπαροῦκις* hingegen besitzt man einen türkischen Namen, der den dortigen Hunnen zuzuweisen ist.²⁻³

Der Schlussteil unserer Inschrift, unterhalb der Darstellung querlaufend, zerfällt in zwei Wörter. Schliessendes *ΙΟΙ* liesse sich ohne Schwierigkeit als

¹ Zuletzt ALTHEIM—STIEHL : Supplementum Aramaicum 74 f. unter Anführung der älteren Literatur.

²⁻³ ALTHEIM—STIEHL : a. O. 85 f.; oben S. f.

alttürk. *yoy* verstehen, ein Wort, das die Totenfeier und das Totenopfer, also die Spende an den Verstorbenen, bezeichnet.⁴ Damit wäre der Stein nicht als Amulett, sondern als Gabe für den Toten bezeichnet. Schwieriger ist der erste Teil, umsomehr, als das ihn abschliessende Zeichen sich dem Verständnis zunächst entzieht.

Immerhin lässt *ΞΕΝ.* eine Deutung zu. Ost-osset. *äfsin*, *ärsin*, west-osset. *äfsinā* bezeichnet die «Frau des Hauses». Das Wort ist entstanden aus altiran. **xšayavanā-* (vgl. christl.-soghd. *xšywn* 'Königin'), das dann über **xšēvanā-* zu **xšēn*, **axsen* wurde.⁵ Dem Ungarischen kam es als *asszony*, älter *achsin* 'Frau' zu. Unserer Inschrift liegt die vor-ossetische, also alanische Form **xšēn* oder **xsēn* zugrunde, noch ohne den fürs Ossetische bezeichnenden Vokalschlag.⁶

Das alanische Wort neben dem alttürkischen kann nur so verstanden werden, dass eines der beiden Wörter Lehnwort in der anderen Sprache ist. Den Weg könnte ungar. *asszony*, älter *achsin* führen. Wenn die Magyaren eine Anzahl ossetischer Lehnwörter und darunter auch jenes aufgenommen haben, so musste dies geschehen, als sie noch im chazarischen Verband im Kaukasus-Vorland sassen. Unter chazarischer und das besagt: türkischer Vorherrschaft, selbst unter einer türkischen Führungsschicht stehend, haben diese *Τούρκοι*, wie Konstantinos Porphyrogenetos die Magyaren nennt,⁷ die alanische Bezeichnung der Herrin und Frau übernommen. Was sie taten, konnte jeder Türkstamm, der in diesen Gegenden sass, vorwegnehmen und nachahmen.

Aber auch der umgekehrte Weg wäre denkbar. Die Alanen, die so lange unter hunnischer Herrschaft standen und auch weiterhin in der Nachbarschaft türkischer Stämme sassen, konnten jederzeit ein türkisches Lehnwort ihrem Sprachbestand einfügen. Dies ist nun tatsächlich bei alttürk. *yoy* der Fall. H.-W. Haussig verweist auf osset. *dūy*, *doγ* «Pferderennen, Wettrennen», von dem J. Marquart⁸ gezeigt hat, dass es auf *yoy*, älter **d'oy*, mit dem türkischen Wandel von *d* zu *y*,⁹ zurückgeht. Die ältere Form **d'oy* hat sich bei Menander Protector¹⁰ erhalten: *δόγρια δὲ τῇ μὲν οἰκείᾳ γλώττῃ προσαγορεύουσι* (die Türken) *τὰ ἐπὶ τοῖς τεθνεῶσι νόμῳ* (*δόγρια* CE: *δόγρια* cett. ed.)¹¹

Danach kann nicht wundernehmen, wenn man dem alttürkischen Wort, das ins Ossetische übernommen wurde, neben alanischem *ΞΕΝ.* = **xsēn*

⁴ A. v. GABAIN: *Anthropos* 48 (1953), 544; 549 f.

⁵ O. SZEMERÉNYI bei F. ALTHEIM: *Literatur und Gesellschaft* 2, 278 und *Geschichte der latein. Sprache* 82 f. Anm. 1.

⁶ W. MILLER: *Die Sprache der Osseten* 15 § 3,5.

⁷ De administr. imp. 3,1 f. p. 50, 2 MORAVCSIK, der S. 311 s. v. alle Stellen verzeichnet.

⁸ Ungar. Jahrb. 9 (1929), 81.

⁹ M. RÄSÄNEN: *Materialien zur Lautgeschichte der türkischen Sprachen* (1949) 185 f.

¹⁰ Bei Konstant. Porphyrogen., de leg. 207, 20 f. DE BOOR.

¹¹ Weitere Literaturangaben bei G. MORAVCSIK: *Byzantinoturcica* 2, 112. Hinzuzufügen: H. H. SCHÄEDER: *Abhandl. Gesellsch. Wissensch. Gött.* 3. Folge, 10, 38 Anm. 4.

begegnet. Nun wäre es im vorliegenden Fall nicht in der älteren Lautform, sondern in der jüngeren übernommen. Dazu passt, dass *yoy* im vorliegenden Fall nicht «Pferderennen», sondern zweifellos «Totenspende» bedeutet. Die Verschiedenheit der Bedeutung bestätigt, dass es sich um zwei verschiedene Übernahmen des alttürkischen Lehnwortes handelt. Die Bestätigung, dass tatsächlich ein ins Alanische übernommenes Wort vorliegt, ergibt sich, wenn man sich der Frage zuwendet, was der bisher unerklärt gebliebene Buchstabe des ersten Bestandteils *ΞΕΝ.* = **xsēn* gewesen sei.

Von vornherein wahrscheinlich ist die Bedeutung: «der Frau (Herrin) Totenspende». Ein alttürkischer Genetiv liegt nicht vor. Auf *+iv*, *+ān* lautend, müsste er zwei Zeichen umfasst haben. Es darf ein alanisch-ossetischer Genetiv erwartet werden. Bildet man ihn zu ost-osset. *ārsin*, so müsste er *ārsin-i* lauten. Bekanntlich ist der ossetische Genetiv nicht Nachfolger des altiranischen, sondern geht auf das adjektivische Suffix *-iya-*, *-ya-* zurück.¹² *Asp-ya-* bedeutet «zum Pferd gehörig», *gāoya-*, *gaoiya-* «zur Kuh gehörig». Dementsprechend wäre von **xsayavanā-* ein Adjektiv **xšayavan-ia-* gebildet, das auf der alanischen Stufe **xsēn-i* gelautet haben müsste.

Damit erhebt sich die Frage, ob der letzte Buchstabe des Wortes = **xsēn* ein *-i* gewesen sein könnte. Die Beantwortung muss weiter ausholen.

II

Schon das Wort *ἀγάπη* schliesst die zuvor geäußerte Vermutung aus, die Inschrift und damit das ganze Stück gehöre ins 4.—3. Jahrhundert. Es handelt sich um einen Terminus, der im spätjüdischen und dann im christlichen Bereich begegnet. Im Aristeas-Brief 229 fragt der König einen der 72 Ältesten: *τί καλλονῆς ἄξιόν ἐστιν*; Dieser antwortet, es sei die *εὐσέβεια*; sie nämlich bilde die höchste Stufe der *καλλονή*. Und er fügt hinzu: *τὸ δὲ δυνατόν αὐτῆς ἐστὶν ἡ ἀγάπη*. Das ist fast der gleiche Gedanke wie auf unserer Inschrift. Doch führt diese nicht in jüdische, sondern in christliche Gedankenwelt. Paulus' Lobpreis der *ἀγάπη* 1. Kor. 13 nimmt den Gedanken von der Macht der Liebe auf und führt ihn aus. Die Inschrift stammt demnach von einer Christin, und dies erklärt auch, warum sich der Hauptteil dieser Inschrift des Griechischen bedient. Denn dies bleibt innerhalb des Kuban-Distriktes eine Besonderheit.

Gewiss haben die sowjetischen Ausgrabungen in Mchet'a eine griechisch-aramäische Bilinguis, griechisch beschriftete Gemmen erbracht, und dem war bereits der Fund einer griechischen Inschrift¹ vorangegangen. Aber Mchet'a, südlich des Kaukasus, war Einflüssen aus hellenistischem und kaiserzeitlichem

¹² W. MILLER: a. O. 43 f. § 52 B.

¹ W. DITTENBERGER: OGIS. 1, 586 f. Nr. 379.

Bereich stets zugänglich, Maikop hingegen liegt nördlich des Gebirges, inmitten des Gebietes, das zuvor Ptolemaeus' *Χοῖροι*, überhaupt den Hunnen vor ihrem Ausbruch 375 zugewiesen worden war. Nicht nur der Fundort, auch die türkische Sprache würde sich einer Zuweisung an die Hunnen fügen. Es kommt hinzu, dass man von christlicher Mission unter diesem Volke weiss.

Dabei dürfen die andernorts besprochenen Nachrichten aus der Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor beiseitebleiben. Damals ging die Mission von Armenien aus, und es bleibt zweifelhaft, ob sie sich der griechischen Sprache bediente. Ausdrücklich wird von der Übersetzung der Heiligen Schrift ins Hunnische gesprochen. Weit eher kommt eine ältere Mission in Frage, die mit dem Ausgang des 4. Jahrhunderts beginnt und sich bis in die Anfänge des 5. fortsetzt, mit Attila aber zum Erliegen kommt.² In diese Zeit mag unser Stein gehören. Er bezeugt immerhin, dass diese Mission auch im Heimatgebiet der Hunnen, südlich des Kuban, Fuss fassen konnte.

Um 400 hatten indessen nicht nur die Hunnen nördlich des Kaukasus, sondern auch ihre Vettern weiter östlich, die Hephthaliten, die griechische Schrift kennen gelernt. Die Prägung Šāpūrs II. mit der Aufschrift: *kidara kušana šahi* zeigen, dass unter der Herrschaft dieses Sassaniden die *Οὔροι οἱ Κίδαριται*, die «westlichen» oder, was dasselbe ist: die «weissen» Hunnen und Hephthaliten bereits in der Sogdiane sassen.³ Dieses Volk und ihr Staat — der erste hunnische, der sich feststellen lässt, — haben die Zuwanderung gespeist, die die weiter nach Westen vorgestossenen *Χοῖροι* soweit stärkte, dass sie 375 das gotische Reich stürzen konnten.

Damit erhebt sich die Frage, ob der bisher unverständliche Buchstabe in unserer Inschrift, wenn er denn im griechischen Alphabet der Zeit kein Gegenstück findet, aus den Sonderformen stammen könnte, die das Alphabet der Hephthaliten entwickelt hatte. Dass jenes Zeichen eigener Art gerade im türkischen Teil der Inschrift begegnet, könnte dafür sprechen. Und es könnte sein, dass die hunnischen Teile, die aus dem Reich der Kidariten kommend, zu dem Volksteil am Don vorstiessen, diese Schrift mitgebracht hätten.

Bei R. Ghirshman⁴ und O. Hansen⁵ finden sich die Formen verzeichnet, die die griechische (seleukidische) Kursive unter den frühen Kušan, dann unter den Hephthaliten angenommen und bis zu den handschriftlichen Bruchstücken aus Tuyuq (Ostturkestan) bewahrt hat. Proben der Steinschrift sind erst in jüngster Zeit hinzugetreten. Aus den Grabungen von Surx Kotal, an der Strasse von Kabul nach Mazār-i Šerif gelegen, bildet D. Schlumberger⁶ zwei Blöcke ab, die griechische Beschriftung tragen. Zeitlich gehören sie unter die

² E. A. THOMPSON: A History of Attila and the Huns 37 f.

³ R. GÖBL bei ALTHEIM—STIEHL: Finanzgeschichte der Spätantike 230 f.

⁴ R. GHIRSHMAN: Les Chionites-Hephthalites (1948) 63.

⁵ Bei F. ALTHEIM: Aus Spätantike und Christentum (1951) 86.

⁶ Archaeology 6 (1953), 233 fig. 2.

frühen Kušān und zeigen noch die Unterschiede zwischen *a*, *δ*, *o*, die in den späteren Bezeugungen verwischt sind. Der Ausgräber notiert «the unusual shape of the *epsilon* (on both) and the *nu* (second and fourth letters on the second block)». In der Tat entspricht die Bildung des *ε* genau dem der griechischen Pergamente von Avromān. Aber das vermeintliche *ν* gleicht eher jenem Zeichen, das Hansen als *y* gedeutet hat.

Auf das Vordringen dieses Alphabets nach Westen konnten schon zwei Zeichen der gotischen Schrift führen. Hier war *Θ* *hv* ohne Entsprechung im griechischen, lateinischen und runischen Alphabeth geblieben, und dies galt nicht nur für den Lautwert, sondern auch für den Zahlwert 700.⁷ O. Hansen⁸ hat darauf verwiesen, dass allein *O* = *h* im kušānischen Alphabet sich vergleichen lasse. Schon vorher hatte H. Jacobsohn auch das Zeichen *P* des gotischen Alphabets mit dem entsprechenden in der Schrift der Kušān und Hephthaliten zusammengebracht.⁹ Er hatte in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass der mordwinische Name der Wolga *rav*, *ravo* und damit auch Ptolemaeus' *ῚPā* auf die altind. *Rasā*, avest. *Ranḥā*, ebenso mordwinisches *kal* «Fisch» aus **kola* auf avest. *kara-*, Name eines mythischen, in der Rapha lebenden Fisches, zurückgehe.¹⁰ Jacobsohn hatte daraus mit Recht geschlossen, dass zwischen den Stämmen an der Wolga und den in Ostiran «ein enger Zusammenhang» bestanden habe.¹¹ Ohne auf diese Fragen weiter einzugehen, sei darauf verwiesen, dass der bisher unverständlich gebliebene Buchstabe des Steines von Apscheronskaja sich ohne Schwierigkeit dem Zeichen der hephthalitischen Kursive gleichsetzen lässt, das Hansen als *ī* gedeutet hat.¹²

Wenn diese Beobachtung zutreffen sollte, hätte man, wie zuvor vermutet, *xsēnī* zu lesen. Es läge jenes Adjektiv vor, das im Ossetischen zur Bildung des Genetivs verwandt wurde. Die vorgeschlagene Deutung von *xsēnī yoy*: «der Herrin Totengabe» hätte sich damit bestätigt.

III

Noch ein Wort über die Darstellung.

Kopfbedeckung und Haartracht besitzen, worauf uns B. Kämmerer hinweist, in einem Marmorkopf, ihr Gegenstück, der im Heiligtum von Schami in der Susiane gefunden ist.¹ Er stellt einen bärtigen jungen Mann dar, dessen

⁷ Skeptisch M. H. JELLINEK: Geschichte der gotischen Sprache (1926) 25 f., der versuchsweise an Runisches denkt. Die neueste Darstellung — W. KRAUSE: Handbuch des Gotischen (1953) 60 f. — gibt keine Erklärung.

⁸ Bei F. ALTHEIM: a. O. 83 Anm. 1.

⁹ Arier und Ugrofinnen (1922) 243 f.

¹⁰ a. O. 238 f.; 241. Die Nachweise bei CHR. BARTHOLOMAE: Altiran. Wörterbuch 451.

¹¹ a. O. 242 f.

¹² Bei F. ALTHEIM: a. O. 86.

¹ Abgebildet bei R. GHIRSHMAN: Iran (Pelican Book 1954) pl. 32 b.

Haar ähnlich wie auf unserem Stück bis zum Nacken herunterhängt und nach rückwärts gestrichen ist. Es wird durch eine breite Binde zusammengefasst, an deren vorderen Teil eine emporgerichtete und rückwärts gebogene Ähre oder Blüte angebracht ist. Gerade in diesem bezeichnenden Attribut stimmen der Kopf von Schami und unser Stück überein. Auch die Gliederung des Oberkopfes in breite, parallel verlaufende Streifen ist beiden Darstellungen gemeinsam. Obwohl die Annahme einer flachen Mütze denkbar ist, möchte man eine Form der Frisur vorziehen.

Die Funde von Schami möchte R. Ghirshman, der sich zuletzt dazu geäußert hat, nicht viel nach die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts setzen. Er hält es für eines der von Mithridates I. von Parthien geplünderten elymäischen Heiligtümer.² und gewinnt dadurch 139 v. Chr. als *terminus ante quem*. Ob diese Datierung zutrifft, muss weiterer Erforschung vorbehalten bleiben. In jedem Fall konnte sich die Tracht auch über den genannten Zeitpunkt hinaus erhalten.

Es bleibt noch eine zweite Schwierigkeit. Sollte die vorgetragene Deutung des nichtgriechischen Teiles der Beschriftung sich bestätigen, so liegt ein weiblicher Kopf nahe. Und darauf führt noch eine zweite Beobachtung.

Seit spätachaimenidischer Zeit kennt man die Darstellung von Frauen, die Blüten oder Blütenzweige tragen.³ Unter den Sassaniden⁴ nehmen diese Darstellungen der Zahl nach zu,⁵ und in diesen Motivkreis ordnet sich auch der Kopf ein, der auf unserem Stein begegnet. Die Dargestellte hält mit der Rechten einen beblätterten Zweig empor, dessen oberes Ende zwei gegenständige Blüten einnehmen. Ob es sich um eine Darstellung der Göttin Anahita handle (oder ursprünglich gehandelt habe), soll unerörtert bleiben.

Aber auch bei den Verwandten und Nachfahren der Hunnen pflegt dieser Typus zu begegnen. Die Goldkannen 2 und 7 des Schatzes von Nagy Szent-Miklós⁶ zeigen ihn in verschiedener Ausprägung, und möglicherweise reihen sich ihnen die zahlreichen bronzenen Anhänger zu, die dem Irtysch-Gebiet und dem ehemaligen Permschen Gouvernement entstammen.⁷ Wiederum sollen Deutungsversuche beiseitebleiben. Es genüge, dass auch die Proto-Bulgaren, denen der Schatz von Nagy Szent-Miklós gehörte, das Bild der Frau, die den Blütenzweig trug, gekannt haben.

Auch damit könnte sich unsere Deutung der Inschrift bestätigt haben.

² a. O. 278 f.; vgl. Strabon p. 744 und F. ALTHEIM: Weltgesch. Asiens 2, 60.

³ POPE—ACKERMAN: A Survey of Persian Art 4 (1938) Taf. 124 W und Y. L. L. RINGBOM: Zur Ikonographie der Göttin Ardvī Sura Anahita (1957).

⁴ POPE—ACKERMAN: a. O. Taf. 224 B; I. Ia. SMIRNOW: Argenterie orientale (1909) Taf. XLVI 80; XLVII; R. GHIRSHMAN: Bichapour II (1956) Titelblatt; 58 f. fig. 3—4; pl. VI lt; VII 1—2; XXIX 1.

⁵ N. MAVRODINOV: Le trésor Protobulgare de Nagyszentmiklós. Arch. Hung. 29 (1943) 98 f.; fig. 61—62.

⁶ N. MAVRODINOV: a. O. 99 Taf. V; XI f.

⁷ Gegen A. ALFÖLDI: Cahiers d'archéologie 6 (1952), 43—53 vgl. ALTHEIM—STIEHL: Finanzgeschichte der Spätantike 343 f.

NACHTRÄGE

Nachdem wir diesen Aufsatz geschrieben hatten, kam die Bearbeitung der französischen Gelehrten D. Schlumberger, L. Robert, A. Dupont-Sommer und É. Benveniste (JA 1958, 1 ff.) hinzu. Sie brachte, ausser den Beiträgen der Genannten, in guter Wiedergabe den ausgezeichneten Latex-Abdruck, der J.-M. Casal verdankt wird. Dadurch wurde ermöglicht, in einer Reihe von Fällen die Lesung zu verbessern.

1. *ptytw*. Das gleichlautende Wort des Arsäma-Briefes 13,4 ist inzwischen von G. R. Driver in seiner verkürzten Ausgabe (1957) in *ptstw* geändert worden. *Ptstw* gehört zu avest. *paiti.a-stay-*, *paityā-stay-* «Gehorsam, Botmässigkeit» und *paiti.astō-.vačah-* «dessen Wort Gehorsam findet». Im vorliegenden Fall hätte man **pati-ā-sta-*, **patyāsta-*, abgeleitet von einem Kompositum von *stā-*, und zwar nach Ausweis der Endung *-w* ein Nom. Sing. **patyāstō*. Danach wäre zu übersetzen: 'nt *šgy* *ptstw* «du (warst) in vielfacher Weise gehorsam (wörtlich: ein nahe zur Seite Stehender)». Die Stelle zeigt, daß *-w* tatsächlich den Nom. Sing. eines *a*-Stammes wiederzugeben vermag. Sie spricht für unseren Vorschlag, *ptytw* der Bilinguis als Nom. Sing. **patilō* zu avest. *paitūta-* aufzufassen.

Dieses Ergebnis wäre nach verschiedener Richtung bemerkenswert. Die Nom. Sing. *ptstw* und *ptytw* stehen beide in aramäischen Texten. Die Schreibung von Kasusendungen in den Papyri beschränkt sich freilich auf *dryehwš*, *dryhwš*, *dryeš* = *Dāraya-rahuš*. Sonst gilt die von Schaefer aufgestellte Regel, daß die altpersischen Lehnwörter und Eigennamen entweder endungslos geschrieben oder mit dem Auslaut *-ā* des aramäischen Status emphat. versehen sind. Hingegen bildet es eine Eigentümlichkeit der Bilinguis, daß nicht in allen, wohl aber in der überwiegenden Zahl der Fälle die Auslautschreibung der avestischen und altpersischen Lehnwörter als Kasusendungen aufgefaßt werden können oder, wie im vorliegenden Fall, derart aufgefaßt werden müssen. Dies wird sich an Hand der weiteren Besprechung herausstellen, und bei der abschließenden geschichtlichen Erörterung wird dieser Gegensatz sich als bedeutungsvoll erweisen.

Schreibung der Kasusendung wurde bisher in allen Fällen weder gesehen noch gedeutet. Benveniste macht darin keine Ausnahme, und so lautet denn seine Erklärung von *ptytw* anders. Er läßt *paitūta-* beiseite, erwähnt das parallele *patitay-* im Vorübergehen und entscheidet sich für ein von ihm angesetztes **patitava-* (zu **pati-tav-*, vgl. avest. *paiti. tarah-*). Die avestische Bedeutung wäre «Widerstand leisten», aber Benveniste zieht dem unter Berufung aufs Mittelpersische «dauern» vor. ŠNN 10 *ptytw* wäre dann: «(après une) durée de dix ans», was *δέξα ἐτῶν πληρηθ[έν]των* entspräche. Benveniste bemerkt indessen selbst, daß die Konstruktion bei solcher Annahme schwierig bleibt. Das entscheidende «après» müßte ergänzt werden, womit unklar wird, was die syntaktische Funktion des iranischen Wortes sein soll.

Natürlich kann **BYD* zu *ptytw* gezogen werden: «zehn Jahre lang (wurde) *ptytw* gemacht». Dann hätte man, in aramäischem Gewand, eine Vorwegnahme der mittelpersischen und neupersischen Periphrase mittels *kartan*, *kerden* vor sich. Ältestes Beispiel war bisher *KBYR* 'rest **BYDW* = τὸ πολλὰς νεκας ποιήσαντος der Inschrift von Mehet'a. Doch Siege kann man «tun, machen», aber kann man dasselbe von der Dauer sagen? Es kann doch nur «Schuldbegleichung» = *pat tō* «gemacht» oder «vollzogen» werden. Das rät erneut dazu, unsere Auffassung beizubehalten.

Dann wäre *δέξα ἐτῶν πληρηθ[έν]των* innerhalb der aramäischen Fassung mit ŠNN 10 *ptytw* **BYD* wiedergegeben worden. Sie hätte hinzugefügt, womit diese Jahre erfüllt waren. Es wäre, wie bei *πλήρωμα* und bei *πληροῦν*, *πληρώσασθαι* öfters, eine religiöse Erfüllung und Erfüllung gewesen.

Hingegen sucht Dupont-Sommer **BYD ZY* als «il fut fait que», «il advint que» zu verstehen. Doch mit Recht bemerkt er, die Deutung bleibe zweifelhaft. Auch uns ist keine entsprechende Bedeutung von **bad* bekannt, nicht einmal innerhalb der verzweigten Gebrauchsweise des Syrischen.

Mit der Ablehnung der Deutung Dupont-Sommers bleibt es vorerst bei der kausalen Funktion von *ZY*, die wir in unserem früheren Beitrag vertreten und begründet haben.

Das zweitletzte Wort der ersten Zeile hat Dupont-Sommer richtig *ḲŠYT* statt *ḲŠT* gelesen. An der Auffassung ändert sich nichts.

2. Dupont-Sommer erwägt, *Z YR* als *za'ar* Pa'el zu verstehen. Die Schreibung mit *Yōd* erklärt sich wie die unten behandelten Parallelen *YHWTYR* und *TH ḲSYNN*. Daß das Pa'el nur im Syrischen als «rendre petit, amoindrir» belegt ist, wiegt nicht allzuviel angesichts des jüd.-aram. Af'el gleicher Bedeutung. Und *za'ar* neben *hōbed* wiederholt das Nebeneinander der beiden Stämme. Beidemale wäre «der König» Subjekt, Wechsel desselben also vermieden: «Seitdem hat er die Krankheit vermindert und das Unliebe beseitigt».

Unser Vorschlag *'dušy* = **a-daušya-* wird auch von Benveniste erwogen, aber wegen der altpersischen Lautform (avest. *zaōša-*) verworfen. Grundlos, denn die Aśoka Inschrift von Taxila enthält neben ihren avestischen Wörtern das altpersische *ništāvan-*, und die andernorts behandelte Mörserschrift aus Persepolis gibt avest. *hāvana-* neben einer Reihe altpersischer Appellativa und Eigennamen.

3. Der Beginn lautet nach Dupont-Sommers neuer Lesung: *W-B-KL 'RK' r'm šty*. Sie beseitigt die syntaktische Schwierigkeit, die Levi Della Vida und uns *W'P* bedeutet hatte. Aber sie wirft auch eine neue Schwierigkeit auf. Benveniste schlägt avest. *rāman-* «Ruhe, Friede, Freude» vor, und Dupont-Sommer schließt sich ihm an. In der Tat würde *rāman-* zu *šāti* Inf. gut passen (es ist unnötig, mit Benveniste ein **šāti-* eigens zu konstruieren). Zur Rechtfertigung der Schreibung *r'm* könnte man sich auf den Nom. Sing *rāma* Y. 68, 15 berufen. Trotzdem erheben sich Einwände, und sie sind von solichem Gewicht, daß Benvenistes Deutung entfällt.

Denn einmal wäre die Schreibung von inlautendem *ā* mittels *ā* in dieser Inschrift unerhört. Nirgendwo läßt sich in ihr oder in den anderen aramäischen Aśoka-Inschriften eine solche Schreibung belegen. Dieser Einwand allein genügt, um den Vorschlag zu beseitigen. Auch könnte eine Schreibung *r'm* oder *rm* nur avest. *rāma-* «Grausamkeit» meinen. Zeigt sich doch, daß die Aśoka-Inschrift von Taxila *nšten* = *ništāvan-* schreibt, und danach wäre im vorliegenden Fall **rmn* zu erwarten. Diese Form ist inzwischen als Eigenname auf der Mörserschrift von Persepolis (Z. 2) aufgetaucht.

Eine Deutung aus dem Aramäischen ergibt sich zwanglos. *R'M* = *rā'em* wäre Part. Perf. Akt. zu *rām* «sich erheben». Demnach *W-B-KL 'RK' R'M šty* «und auf der ganzen Erde erhob sich Freude».

Der folgende Abschnitt, von 3 *W'P ZY ZNH* bis 6 Anfang *prbsty* reichend, muß im Zusammenhang betrachtet werden.

Zunächst sind neue Lesungen zu vermerken. Zeile 3 Ende ist *Z'YR* durch den neuen Abklatsch gesichert. Unser Vorschlag *W'SYD* entfällt damit. Zeile 4 liest Dupont-Sommer statt bisherigem *WZY: 'ZY*, muß indessen einräumen, daß sich für diese Form keine annehmbare Deutung ergibt. Der neue Abdruck zeigt, daß Dupont-Sommer einer Täuschung erlegen ist. Der Steinmetz gibt *auslautendem* Nūn ein kräftig ausladendes Oberteil, deutlich in 2 *'DYN*; 3 *MR'N*; 5 *HWYN*; 6 *'NŠN*; 7 *HSYN*. Etwas Ähnliches liegt bei 4 *'THHSYNN* vor: sein Schluß-Nūn hat sich mit dem Oberteil an das folgende Wāw herangeschoben und so den Anschein eines *Ālaf* erweckt (das indessen in der vermuteten Form sonst nicht wiederkehrt). So bleibt es bei *WZY*, das Levi Della Vida gelesen hatte.

Schwieriger ist die Syntax. Dupont-Sommer hat sich das Verständnis der Periode 3 *W'P ZY ZNH-UTHHSYNN* dadurch erschwert, daß er Benvenistes Einfall übernahm, 3 *'P ZY* sei das soghdische Ideogramm, dem er die Bedeutung «et en outre» zuweist. Es ist nicht ersichtlich, wie in einer Inschrift, die keinerlei ideographische Schreibung enthält und enthalten kann (darüber an anderer Stelle), ein Ideogramm möglich sein soll. Auch sieht man nicht ein, wie neben Avestischem und Altpersischem, die beide keine Ideogramme kennen, ein soghdisches Ideogramm denkbar wäre. Dupont-Sommer bemerkt denn auch: «quant à la particule *ZY*, elle nous semble être ici un mot purement explétif, n'ajoutant rien pour la sens à la conjonction *W'P*». In Wirklichkeit zeigt sich, daß mit 3 *W'P ZY* «und auch welche», 4 *WZY* «und welche» und 5 *KNM ZY* «desgleichen welche» drei parallel gebaute Satzgefüge eingeleitet werden.

Im zweiten und dritten Satz stimmt. Dupont-Sommers Auffassung mit der von uns vorgetragenem überein. Das gilt zunächst für die syntaktische Gliederung: *ZY* und *'LK* samt den zugehörigen Verbalformen entsprechen beidemale einander. Weiter freuen wir uns der übereinstimmenden Deutung von *'THHSYNN*, das Levi Della Vida erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Schließlich behandeln beide Sätze bestimmte Gruppen von Menschen — die Fischer und die *āxpatēš* — und zwar jeweils im Vordersatz und Nachsatz. Dagegen stünde man, Dupont-Sommer zufolge, innerhalb des ersten Satzgefüges vor einem Gegenüber des Königs im Vordersatz und aller Menschen im Nachsatz. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich: wenn *ZY*, wie wir zu zeigen versuchten, den Vordersatz einleitet und dessen Subjekt bildet, kann es im Nachsatz nicht durch *KLHM 'NŠN* aufgenommen werden. Freilich fehlt auch *'LK*, das man *ZY* gegenüber nach Analogie des zweiten und dritten Satzgefüges erwarten sollte. So bleibt als einzige Möglichkeit, daß *ZNH* des Vordersatzes dem gleichen Wort im Nachsatz entspricht. Freilich entsteht dadurch eine neue Unklarheit.

Sie betrifft die Wortgruppe *ZNH BMKL' LMR'N MLK'*. Zunächst könnte *ZNH* substantivisch gebraucht sein, wie später im palästinensischen Talmud ausschließ- lich. Sodann sind die Praepositionen *b* und *l* geschieden. Das bei dem Essen Benötigte

steht dem, was für das persönliche Bedürfnis des Königs verwandt wird, zur Seite. Die Übersetzung hätte zu lauten: «Und auch welche das bei dem Essen (Benötigte) für unseren Herrn den König als ein Geringes töteten, wurden in bezug darauf angesichts aller Menschen entwöhnt». ZNH im Vordersatz wird vom gleichen Wort im Nachsatz aufgenommen; Z'YR ist prädikativ gebraucht. Dupont-Sommer führt aus einem Edikt Aśokas an, man haben ursprünglich Hunderttausende von Tieren für die königliche Küche getötet, danach noch drei Tiere (sie sind mit Z'YR gemeint), und auch diese sollten künftig wegfallen.

4 ZNH... 'THHSYNN scheidet sich von 5—6 'THHSYNN MN *prbsty*. Im ersten Fall ist von einer Entwöhnung gesprochen, die ihr Objekt erfaßt: das Töten hört auf. Im zweiten entwöhnt man sich «von der *prbsty* weg». Es könnte dasselbe gemeint sein, wenn es in der griechischen Fassung heißt: *πέπαινανται τῆς ἀρπαγῆς κατὰ δόναμα* (Zeile 9—10). Man wäre dann der Feststellung überhoben, daß «indulgente modération» sich nur auf griechischer Seite finde (was ohnedies die Wahrscheinlichkeit gegen sich hat).

6—7. Auch hier ist Manches übersehen worden. Zuvor muß auf eine Reihe von Einzelheiten eingegangen werden.

Für die Abfolge L'MWHY WL'BWHY erinnert Benveniste an Šāhbāzgarhi: *sadhu matapituṣu* (*mātarica pitarica* Gīrnar) *suśruṣa*. Aber in iranischer Umgebung sollte Dar. Beh. 1, 30 *hamātā hamapitā* gedacht werden, das die gleiche Reihenfolge aufweist. Herodot 2, 30 wendet es zu *ἔοντα πατρὸς καὶ μητρὸς τῆς αὐτῆς*, nimmt also die gleiche Umstellung vor wie die griechische Fassung unserer Inschrift.

Daß *mzyšty* auf doppelte Weise gedeutet werden kann — als Akk. Plur. Mask. eines nach *zvištya*-anzusetzenden **mazištya*- und als avestisches Wort mit der aramäischen Pluralendung -*ayyā* —, wurde bereits gesagt. Zweifelloos entspricht *mzyšty* 'NŠN: *τῶν προσβυτέρων*. Aber im Avestischen heißt *mazišta-*, *masišta-* und im Altpersischen *maθišta-* nie der «Älteste», sondern stets der «Größte». Also ist der Bedeutungswandel nach dem Semitischen erfolgt: syr., jüd.-aram. *rabbā*, arab. *kabīr* meinen den «Großen» sowie den «Älten»; arab. *al-akbar* ist der «Größte» und «Älteste». *Hwptysty* ist Instrum. Sing. gleich *prbsty*, also *hupatyāsti*, was durch die Syntax bestätigt wird: «Durch gute Ermahnung im Interesse (oder: seitens) seiner Mutter und seines Vaters und der Ältesten... (ist) HLKWT». Letztes ist nicht ohne weiteres syr. *helkā* «destin, futurum» gleichzusetzen. Als sonst nicht belegte Neubildung zu *hlaḳ* «attribuit, distribuit» muß das Wort einem besonderen Zweck genügt haben. Es wird avest. *baga-*, *baya-* «günstiges Los, Zuteilung» wiedergeben. Daß dem so ist, zeigt das Ideogramm HLKWNtn = *bāxtan* und wird sich an DYN' noch bestätigen. Damit stellt sich die Frage der Übersetzung.

Dupont-Sommer zufolge hätte sie zu lauten: «Et (règne) l'obéissance à sa mère et à son père et aux gens âgés conformément aux obligations qu'a imposées à chacun le sort.» Und dann fährt er, mit neuem Satz, fort: «Et il n'y a pas de Jugement pour tous les hommes pieux». Da fällt auf, daß das Verbum finitum «règne» und weiter, daß «conformément» hinzugefügt werden müssen, ohne im aramäischen Wortlaut Entsprechung zu finden. Daß unter Ergänzung der Kopula bei Lesung von *hupatyāsti* als Instrum. Sing. die Konstruktion eingerenkt wird, ergab sich bereits. Die richtige Lesung 'SRHY wird Dupont-Sommer verdankt. Leider hat er sie mit einem grammatischen Versehen verknüpft. Das Suffix -*hī* zeigt, daß die Verbalform als 3. Plur. Mask. Perf. zu verstehen ist. Also *asrāhī* mit defective-Schreibung der Endung -*ā*. Die Entsprechung bildet *grky* zu *grh*, was Bauer-Leander mit *gr'ōrkī* umschreiben. 'YK ist nicht zu 'yk zy zu ergänzen: Ahikar 37 f. zeigt, daß vor kurzem, aber vollständigem Satz, wie auch im Syrischen, bloßes 'yk möglich ist: *lmhzh 'yk y'bd* «zu sehen, wie es getan würde». Also: «wie sie (die Ältesten) ihn gebunden haben». Schließlich ist L'YTY DYN' nicht ein Satz, sondern YTY DYN' bildet, wie die Endung des ersten Gliedes zeigt, eine Constructusverbindung: «Bestehen des Gerichts» und ist als solche HLKWT' gleichzusetzen. In HSYN hat Dupont-Sommer glänzend syr. *hasyā* «saint, pieux, religieux» erkannt. Daß LKLHM 'NŠY' zu lesen sei, hatten wir bereits festgestellt; es bestätigt sich angesichts des Gipsabgusses. HSYN, obwohl Stat. absol., gehört zu einem determinierten Substantiv. Doch unterscheidet die Inschrift nach der Bedeutung 'NŠY' «die Menschen» und 'NŠN «*ἄνδρες*, nonnulli» nicht mehr. Stat. absol. bei HSYN darf demnach nicht überraschen, um so weniger, als das Wort eher als Apposition denn als Attribut aufzufassen ist.

Dementsprechend hat die Übersetzung zu lauten: «Und durch gute Ermahnung im Interesse (oder: seitens) seiner Mutter und seines Vaters und der Ältesten, die ihn banden, (ist) gute Zuteilung (= Glück) und nicht Bestehen des Gerichts für alle Menschen, das heißt: für fromme (Menschen).» Im griechischen Text entspricht *τῶν προσβυτέρων παρὰ τὰ πρότερον*, abhängig von *ἐνέγκοι*. Auf die Besonderheit von *παρὰ* hat Robert hingewiesen (S. 17). Doch Cassius Dio 62, 3, 4 (p. 61 Boiss.) zeigt in: *παρὰ τὸ*

ρενομισμένον die Bedeutung «gemäß», die man an unserer Stelle verlangt. *Ἐνίκοος* ist konstruiert mit dem Genetiv wie *ἀκούω* und *ἐνακούω* in den LXX, hat aber gleichwohl *πατρί* und *μητρί* neben sich, was in beiden Fällen nur Dativus commodi sein kann. Der Grieche hat also geschieden: «gehorsam im Interesse von Vater und Mutter und gehorsam den Ältesten». Freier ausgedrückt: man soll Vater und Mutter ehren wie es die Vorfahren geboten haben. Auch im Aramäischen könnte eine ähnliche Scheidung vorliegen. *Hupatyāstay-* ist ein *ti*-Abstractum, das als solches morphologisch zum Part. Perf. Pass. auf *-ta-* gehört. Gleich diesem muß das Wort ursprünglich passivische Bedeutung besessen haben: «gute Ermahnung» war einst ein Ermahnt-Werden, ein Sich-Ermahnen-Lassen. J. Friedrich hat gezeigt, daß die passivische Konstruktion des Part. Pass. mit *l* (*k il li* «getötet wurde er von mir» = «ich tötete ihn») aus dem Altpersischen übernommen wurde (*ima tyā manā krtam* = «dies [ist], was von mir getan [worden ist]»). Diese Übertragung aus der iranischen Syntax in die aramäische scheint sich im Vollzug beobachten zu lassen. Denn *huptysty ... lmyšty* 'NŠN 'YK 'SRHY könnte bedeuten: «durch gutes Ermahntwerden ... seitens der Vorfahren, wie diese ihn gebunden haben». Dort also ein Sich-Ermahnen-Lassen im Interesse (hinsichtlich) der Eltern, hier ein solches *seitens* der Vorfahren gemäß deren Gebot.

8. Der neue Satz beginnt demnach erst mit *ZNH*. Die von uns vorgeschlagene Lesung *WY'WSP* hat sich an Hand des Abklatsches nicht bestätigt. Es bleibt bei *WSP*. Doch auch Dupont-Sommers *y'hōtir* ist unrichtig: es muß wegen des folgenden *r*: *y hōtar* gelesen werden. Wie das *y* in der letzten Silbe zu erklären sei, haben wir gezeigt. Plene-Schreibung von kurzem *e* und *i* ist im späteren Aramäischen nicht ungewöhnlich, und im Mandäischen ist sie regelmäßig durchgeführt. Auch in den Verbal-Ideogrammen des Buch-Pehlevi trifft man auf solche Schreibungen: *YLYDWN* = *zātan*, *YTYBWN* = *nišastan*. Ihnen in einer Inschrift des 3. vorchristlichen Jahrhunderts zu begegnen, ist ebenso überraschend wie aufschlußreich. Das gilt um so mehr, als das Ha'fel von *ytr*, wie gesagt, nicht **hōter*, sondern *hōtar* lautet. Wenn gleichwohl *HWTYR* geschrieben ist, so muß *y* von solchen Fällen her analogisch übertragen worden sein, in denen *e* im Ha'fel gesprochen wurde. Dem entspricht einmal, daß im Jüdisch-Aramäischen *twtyr* (2. Sing. Mask. Impf.) und *nwtyr* (1. Plur. Impf.) geschrieben wurde. Und dem entspricht weiter, daß auf unserer Inschrift in *'TH ISYNN* die gleiche Schreibung vom Ha'fel **HHSYN* = **hahsen* (wo sie legitim ist) auf die reflexive Stammform übertragen wurde. Auch dies läßt sich nur analogisch verstehen, denn gesprochen wurde, wie gesagt: **ithahsanun*.

Solch analogische Schreibungen waren dazu bestimmt, grammatische Zusammenhänge zu veranschaulichen. Sie wurden darum auch dort angewandt, wo in der Sprache kein lautlicher Gegenwert bestand. In den vorliegenden Fällen ist deutlich, daß der innere Zusammenhang von Ha'fel oder Afel und Ithaf'al damit faßlich werden sollte. Bisher hat man nicht beobachtet, daß dergleichen, zweifellos in derselben Absicht gesetzt, auch im Avesta begegnet. Diese Feststellung besitzt um so größere Bedeutung, als nach unserer Ansicht auch das Avesta ursprünglich in aramäischer Schrift aufgezeichnet war.

Avest. *ṭkaēša-* mask. «Lehre» und *ṭkaēša-* mask. «Lehrer» gehören zur Verbalwurzel **kaēš-* «lehren». Vorgeschlagenes *t-* der beiden Nomina ist — etwa im Gegensatz zu *ṭbaēš-*, *dvaēš-*, *dabaēš-* sowie *ṭbaēšah-*, und *dvaēšah-* und Verwandten — ohne etymologische Bedeutung. Nun stand es aber so, daß sämtliche Formen von *kaēš-* palatal anlauteten: *ēōiš-*, *ēiš-*, *ēinah-*. Um den etymologischen und zugleich bedeutungsmäßigen Zusammenhang dennoch lebendig zu erhalten, wurde bei *ṭkaēša-* jener dentale Anlaut gesetzt, der die unter den gegebenen Umständen weitgehendste graphische Angleichung an den Palatal herstellte und jedenfalls an ihn erinnerte (vgl. altpers. *ōiš-piš*, *Teišpiz*). Die dahin gehende Erklärung der avestischen Schreibung wird einem mündlichen Hinweis P. Thicmes verdankt.

Dupont-Sommer erwägt, ob *'WSP* als Adverb zu fassen sei: «encore» und übersetzt: «Cela a été profitable pour tous les hommes et sera encore profitable». Aber die verbale Konstruktion, die doch am nächsten liegt, kommt heraus, wenn man die Bedeutung beider Verben beachtet: «Dies möge Überfluß spenden und möge vermehren, indem es Überfluß spendet». Ein Wunsch am Ende, für das Diesseits bestimmt, nachdem die Verheißung fürs Jenseits im vorangegangenen Satz gegeben war.

J. IRMSCHER

DER STREIT UM DAS BIBELGRIECHISCH

Wenn von den Beziehungen zwischen Altem Orient und klassischem Altertum die Rede ist, so dürfen dabei die sprachlichen Einflüsse, welche zwischen beiden Bereichen wirksam waren, nicht ausser acht gelassen werden. Das Problem ist seit den Tagen der Humanisten erkannt, und im besonderen bei der Charakterisierung der Sprache der Bibel entzündete sich der Streit der Meinungen. Ich möchte in meinem Beitrag weniger auf den Gegenstand dieser Auseinandersetzungen selbst eingehen als vielmehr einen Überblick darüber geben, wie dieser in der Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts behandelt wurde, in einer Epoche also, hinsichtlich deren von einer mit den Methoden moderner Wissenschaft betriebenen Beschäftigung mit der nachklassischen Gräzität nur mit Einschränkung gesprochen werden kann. Mancher wird sich bei dieser Betrachtung an das Lukrez-Wort (l 101) erinnert fühlen: «*Tantum religio potuit suadere malorum*», ein anderer wird entschuldigend darauf hinweisen, dass nur über Um- und Irrwege wissenschaftlicher Fortschritt möglich ist. Und man wird beiden Standpunkten ihre Berechtigung nicht versagen können.

Wenn wir heute von klassischem Griechisch sprechen, so ist das für uns sehr viel weniger ein Werturteil als vielmehr die üblich gewordene Benennung einer bestimmten Stufe der griechischen Sprachentwicklung — ebenso wie das Beiwort in der Verbindung klassische Philologie heute keinerlei Anspruch oder Vorrecht mehr involviert. Diese nüchterne Betrachtungsweise *sine ira et studio* ist indes erst ein Ergebnis eben der modernen Wissenschaft; denn als die erwähnten Epitheta aufkamen, wollten sie durchaus in ihrer vollen Bedeutung verstanden werden und die Philologie *katexochen* bzw. die vorbildliche und musterhafte Form der griechischen Sprache bezeichnen. Wenn die Humanisten das in seiner Substanz nichtchristliche Altertum als die für sie klassische Epoche der Menschheitsgeschichte erkannten, so bedeutete das implizite bereits eine Kampfansage gegen den Geist des — christlichen — Mittelalters. Im philologischen Bereich aber musste die Antithetik offen zutage treten, sobald man einerseits inne wurde, wie stark das christliche Schrifttum der Antike, voran das Neue Testament, gegen die für klassisch genommenen Muster abstach, und

auf der anderen Seite gerade jene Texte durch die Lehre von der Verbalinspiration zum «Worte Gottes» im vollen Wortsinn erhoben wurden. Die aus dieser Antithetik erwachsene Querele hat nicht nur ihre ideen-, sondern auch ihre wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung, insofern sie das Augenmerk auf die Unterschiede zwischen klassischer und biblischer Gräzität lenkte und so die Koineforschung des 19. Jahrhunderts vorbereiten half. Sie sei daher im Folgenden kurz gestreift, zumal sie — unverständlicherweise — seit langem keine zusammenfassende Darstellung erfuhr.

Im Mittelalter war die Kenntnis des Griechischen eine gelehrte Seltenheit, und als die Renaissance das Griechentum für das Abendland neu entdeckt hatte, nahm dieses zunächst bereitwillig und kritiklos alles auf, was ihm in griechischer Sprache zugänglich wurde; Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, traktierte unterschiedslos heilige und profane Autoren, und unter den Texten, die er für den Unterricht drucken liess, findet sich neben Aristophanes' «*Wolken*» der Galaterbrief, begegnen Lukian und Plutarch. Gerichtet war dieser Unterricht — nicht anders als der des Lateinischen — auf Eloquenz und Redefertigkeit, und griechische Briefe, ja griechische Poesien begegnen nicht selten, wobei die religiösen Themen einen breiten Raum einnehmen: die «*Πολιτικῆς Χριστιανῆς Παλαιστίνης ἥτοι ἀγίας ἱστορίας βιβλία ἑννέα*» (Frankfurt 1589) des vielseitigen Laurentius Rhodomanus (1546 bis: 1606), die in heroischen Versen — den griechischen und den lateinischen Text einander gegenübergestellt — die Geschichte Palästinas von der Erschaffung der Welt bis zum Fall von Byzanz und den Tagen des Dichters darstellt, und die «*Capita pietatis et religionis Christianae*» (Leipzig 1546 und öfter) des berühmten Leipziger Professors Joachim Camerarius (1500 bis 1574) seien als Beispiele genannt. Dass solch aktiver Gebrauch der griechischen Sprache zugleich auch den Blick für Stil und Stilunterschiede schärfen musste, liegt auf der Hand; in der Tat stossen wir in jener Epoche nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, welche Conrad Bursian als «das Greisenalter des deutschen Humanismus» bezeichnet hat, mehrfach auf Bemerkungen, die von der beginnenden Auseinandersetzung um die neutestamentliche Gräzität zeugen. Als sich der bereits erwähnte Camerarius die Kritik der Humanisten an dem neutestamentlichen Sprachidiom zu eigen machte, zog der streitbare Lutheraner Matthias Flacius (1520 bis 1575) gegen die gelehrten Epikureer vom Leder, welche buhlerischen Reiz männlicher Kraft und Würde vorzögen; doch war seine Gelehrsamkeit zu gross, als dass er, mochte er auch noch so sehr in der Vorstellung der Verbalinspiration befangen sein, die sprachlichen Realitäten nicht erkannt hätte. Der reformierte Theologe Theodor Beza (1519 bis 1605) glaubte, die (wirklichen und vermeintlichen) Hebraismen im Neuen Testament als Juwelen bezeichnen zu sollen, mit welchen die Apostel ihre Schriften ausgeschmückt hätten, während Heinrich Stephanus der Jüngere (1528 bis 1598), der Schöpfer des «*Thesaurus linguae Graecae*», sie im Vorwort seiner 1576 erschie-

nenen Ausgabe des Neuen Testaments als rhetorische Stilmittel zu erklären versuchte. In das entgegengesetzte Extrem fielen der süddeutsche Lutheraner Aegidius Hunnius (1550 bis 1603), der in den Schwächen der neutestamentlichen Diktion eine bewusste Nachlässigkeit sah, damit der Unglaube nicht der Rhetorik zuschreibe, was dem Wirken des heiligen Geistes verdankt werde, oder Philippe de Mornay (1549 bis 1623), der «Papst der Hugenotten», wie ihn seine Zeit ehrfurchtsvoll nannte, wenn er, gegen gewisse Grammaticuli gewandt, erklärte, gerade die schmucklose Schreibweise der heiligen Autoren sei die angemessenste, welche Gott für solche Inhalte wählen konnte. Gegen Einschätzungen dieser Art, die bei aller Nachgiebigkeit gegenüber den theologischen Forderungen doch den philologischen Tatbeständen Gerechtigkeit zuteil werden liessen, richteten sich die Radikalen der nächstfolgenden Generation. Der in Holland wirkende Philologe Sebastian Pfochen (geboren um 1600) behauptete in seiner 200 Seiten starken «*Diatriba de linguae Graecae Novi Testamenti puritate, ubi quam plurimis, qui vulgo finguntur, Hebraismis larva detrahitur*» (Amsterdam 1629) allen Ernstes die klassische Reinheit des neutestamentlichen Idioms, und Johannes Himmelius in Jena wollte die Grammatiker, dass sie ihre Regeln korrigierten, in die Schulen des Heiligen Geistes geschickt wissen. So klärten sich die Fronten, hie Puristen, da Hebraisten oder, wie sie sich häufiger nannten, Hellenisten.

Die Akme des Streites verbindet sich eng mit dem Namen des Hamburger Polyhistor Joachim Jungius (1587 bis 1657), einem Vorläufer von Leibniz, der als Philosoph und Pädagoge, Grammatiker und Naturwissenschaftler eine bleibende Stellung in der Wissenschaftsgeschichte besitzt. Als Rektor der Gelehrtschule des Johanneums zu Hamburg stellte er im Lehrerkollegium den Antrag zur Diskussion, neben dem Neuen Testament, das bisher als einziger griechischer Text gelesen wurde, auch Profanauforen in den Lektüreplan einzubeziehen, weil die Sprache des Neuen Testaments kein reines Griechisch sei. Da keine Einigung erzielt werden konnte, wurde die Frage für die Disputation am 20. Mai 1637 zur Behandlung gestellt in Thesen, welche Jungius' Gegner, der Gymnasialprofessor Bernhard Werenberg, provokatorisch verschärft hatte. «*Quaestiones: An Novum Testamentum barbarismis scatet? An Lucae evangelium prae ceteris maiorem Graeci sermonis nitorem habeat? ad professionem linguarum pertinent*», lautete die entscheidende These 11. Zwar wurde sie bei der Disputation einstimmig verworfen; trotzdem nahm sie die Hamburger Geistlichkeit zum Anlass eines öffentlichen Tadels für ihren vermeintlichen Urheber und zum — übrigens erfolglosen — Einschreiten beim Rat der Stadt. Jungius verteidigte sich mit einer offensichtlich nicht gedruckten, erst 1863 in einer Abschrift zugänglich gewordenen «Verantwortung». Aus dieser wird ersichtlich, dass die Plänkeleien schon seit dem Jahre 1630 intra muros im Gange waren; im übrigen wendet sich Jungius gegen die kirchlichen Verzerrungen der philologischen Streitfrage und konstatiert unter Berufung

auf Autoritäten alter und neuer Zeit noch einmal ausdrücklich den Unterschied zwischen der «griechischen» und der «hellenistischen» Sprache (S. 25) — gegen Pfochens Opus (S. 28 f.), auf das sich seine Gegner begreiflicherweise gestützt hatten. Doch diese gaben deshalb nicht Ruhe, vielmehr wandte sich das geistliche Ministerium der Hansestadt an die theologische und die philosophische Fakultät der Universität Wittenberg, der Hochburg des orthodoxen Lutherums, und deren Gutachten vom Jahre 1638 fiel denn auch so aus, wie es sich die Antragsteller gewünscht hatten: «Dass Soloecismi, Barbarismi und nicht recht Griechisch in der heiligen Aposteln Reden und Schriften zu finden, ist dem Heiligen Geist, der durch sie redet und geschrieben, zu nahe gegriffen, und wer die Heilige Schrift einiger Barbarismi beziehtiget, wie man heutigen Tages den Barbarismus zu beschreiben pfleget, der begehet nicht eine geringe Gotteslästerung», heisst es darin, wobei der von Jungius verwendete Terminus Hellenismus stillschweigend durch Barbarismus ersetzt wird.

Jungius antwortete mit einer 1639 anonym erschienenen, von Zusätzen des Herausgebers freien Sammlung von Belegstellen: «De stylo s. literarum, et praesertim N. Testamenti Graeci, nec non de Hellenistis et Hellenistica dialecto, doctissimorum quorundam tam veteris quam recentioris aevi scriptorum sententiae», wobei ein Angriff des Wittenberger Theologen Johann Scharf den unmittelbaren Anlass gegeben haben mag. Natürlich blieb die Anonymität des Autors nicht gewahrt, und das Hamburger geistliche Ministerium fand in dem Hauptpastor zu Sankt Katharinen, Jakob Grosse (1592 bis 1652), einen rührigen Wortführer in dem sich immer heller entfachenden Streite. Das Ergebnis der Arbeit eines Dreierkollegiums veröffentlichte er auf 215 Seiten unter dem Titel «Trias propositionum theologicarum Graecum Novi Testam. stilum a barbaris criminationibus vindicantium, et sententiam criticorum Hellenismum propugnantium rectitudini istius nihil derogare, ostendentium», Hamburg 1640. In dieser Schrift wurde die Auffassung vertreten, dass, weil alle Bestandteile und Formen des reinen Griechisch im Neuen Testament zu finden seien, die Schule in ihrem Unterricht auf profane Autoren ohne Not verzichten könne. Jungius nahm davon Abstand, sich weiter an der Querele zu beteiligen; das taten andere für ihn. Immerhin kam durch die Sache das Johanneum in Verruf, so dass Jungius es für angebracht hielt, am 16. Juni 1640 das Rektorat der Anstalt niederzulegen.

Inzwischen war ohne Angabe von Druckort und -jahr eine Jungius gewidmete Streitschrift erschienen, «Innocentia Hellenistarum a Triade propositionum (ut vocantur) theologicarum vindicata», als deren Verfasser sich später der Jenaer Student Daniel Wülfer (1617 bis 1685) bekannte; Grosse antwortete darauf grob mit «Observationes pro Triade observationum apologeticae», Jena 1640. Das rief Johannes Musäus (1613 bis 1681), Professor der Geschichte und Poesie zu Jena, auf den Plan, der sich in einer akademischen Abhandlung «Disquisitio philologica de stylo Novi Testamenti, in qua Da. M. Jacobi

Grossen Trias propos. et Observationes apologeticae modeste examinantur» (Jena 1641) gegen den Hamburger Pastor wandte, in der er die gesicherte Inspiration der Sachen auch ohne die der Worte als möglich bezeichnete. Grosse brachte noch im gleichen Jahr in Hamburg seine Entgegnung «Tertia defensio Triados» heraus, auf welche Musäus Jena 1642 in ausführlichen, dem hamburgischen Senat gewidmeten «Vindiciae pro disquisitione de stylo N. T. adversus M. Jacobi Grossen Defensionem Triadis, ut vocat, tertiam conscriptae» antwortete. Im Vorwort der Schrift wird deutlich herausgestellt, dass das Problem für den Kreis um Grosse keine philologische, sondern eine dogmatische Streitfrage mit handgreiflich praktischen Konsequenzen war: «Existimant enim, si illa opinio» (dass die Inspiration nur auf die Res, nicht auf die Verba bezogen sei) «reciperatur, fore, ut I. Scripturae sacrae certitudo periclitetur, II. discrimen inter fontem et versiones tollatur, III. Scripturae efficacia labascatur et ad Schwencfeldianismum ac aliorum fanaticos errores janua pateat, IV. arma protervum Scripturae contemptorem convincendi vel misere afflictum et tentatum erigendi nobis eripiantur.»

Ob die sich anschliessende «Quarta Triados defensio», Hamburg 1642, Grosse zugehört, ist umstritten. Die religiös-kirchliche Bedeutung der Frage unterstrich der Wittenberger Dogmatiker Abraham Calov (1622 bis 1686), wenn er erklärte: «Quod itaque de soloecismis et barbarismis, de sermone agresti ac rustico, et quae id genus alia sunt dieteria, jactatur in scriptores sacros, id non potest non redundare in ipsum Spiritum Sanctum, qui per ipsum ceu manus suas scripsit», während zur selben Zeit der gefeierte Helmstedter Professor Georg Calixt (1586 bis 1656) sich der Polemik gegen die Hellenisten enthielt und darum bemüht war, seinen Zuhörern den Charakter des neutestamentlichen Idioms zu erklären.

Diese so unterschiedliche Position zweier führenden Theologen der Zeit macht deutlich, wie wenig der Streit als entschieden gelten konnte; er zog vielmehr immer weitere Kreise. In Leiden nahmen die Professoren Daniel Heinsius (1580 bis 1655) und Claudius Salmasius (1588 bis 1653), in jener Epoche hervorragende Vertreter der klassischen Philologie, zu der Querele Stellung. Heinsius, der Schöpfer zahlreicher Klassikerausgaben, nahm seinen Ausgang von Pfochen und, indem er dessen Behauptung der sprachlichen Klassizität des Neuen Testaments verwarf, vindizierte er diesem einen eigenen griechischen Dialekt, den er im Anschluss an Frühere als den hellenistischen bezeichnete. «Si quis ex me quaerat, quam lingua scripserit Evangelista noster, Hellenistica scripsisse dicam. Si quis, qua conceperit quae scripsit, Syriacam fuisse dicam», charakterisiert er das Verhältnis von Sprache und Stil. In England trat Thomas Gataker (1574 bis 1654), ebenfalls ein Philologe, auf den Plan mit seiner «De Novi instrumenti stylo dissertatio, qua viri doctissimi Sebastiani Pfochenii . . . diatribe ad examen revocatur», London 1648, in welcher er durch sorgfältige Interpretation der Belegstellen deutlich macht,

dass mit dem Nachweis der Übereinstimmung einzelner Phrasen der neutestamentlichen Diktion mit solchen bei klassischen Autoren noch nicht deren Klassizität bewiesen ist. In der Schweiz vertrat der Baseler Theologieprofessor Samuel Werenfels (1657 bis 1740) in seiner «Dissertatio de stilo scriptorum Novi Testamenti», ohne das Geringste von der Lehre der Verbalinspiration aufzugeben, die Linie der Hellenisten: «Quod ad linguae puritatem attinet, illam neque Graecorum genio, neque Grammaticorum regulis ubique convenire: quod ad Rhetoricum ornatum, humanam eloquentiam in his libris non esse quaerendam: Neque tamen fastidiendum esse hunc stilum, mereri eum utcumque simplicem, incultum et quandoque, si dicere licet, barbarum, ut plus temporis studiiue ei probe addiscendo impendamus, quam elegantissime ἐλληνίζοντι et ἀπικνωτάτῳ: neque tamen etiam deesse, quae Graecae linguae atque adeo eloquentiae studiosus inde discere atque imitari possit». In Deutschland repräsentierte die Partei der Hellenisten Heinrich Bökler (1610 bis 1672) und in seiner Nachfolge Johannes Olearius (1639 bis 1713): «In hac styli Graeci cum Hebraeo idiomate V. T. congruentia non unam Providentiae Divinae causam rimari, imo admirari licet», während man in Wittenberg die puristische Richtung fortsetzte: Erasmus Schmidius, Johannes Ericus Ostermannus, Balthasar Bebelius, Balthasar Stolberg seien als wichtigste Autoren genannt. In Holland führten nach dem Abtritt der ersten Kämpfer die Epigonen Johannes Vorstius, ein Schüler Jungius', nebst seinem Kritiker Horatius Vitranga und Johannes Leusden den Streit ohne wesentlich neue Gesichtspunkte weiter.

Das Ende des 17. Jahrhunderts bezeichnet wiederum den Abschluss einer Etappe in unserer Querele. Ungeachtet ihrer Brauchbarkeit im Dienste der Inspirationslehre hatte sich die puristische Position als unhaltbar erwiesen, als eine «desperata causa», wie sie ein zeitgenössischer Gegner Pfochens nannte. Die Hebraismen, Chaldaismen, Cilicismen des Neuen Testaments oder wie immer man sonst die sprachlichen Abweichungen bezeichnete, waren eine Realität, mit der sich der Dogmatiker, so gut er eben konnte, abzufinden hatte; die immer neue Beschäftigung mit ihnen, mochte sie auch gelegentlich über das Ziel hinausschiessen, brachte unzweifelhaft neue Resultate für die neutestamentliche Hermeneutik und zugleich für die Geschichte der griechischen Sprache, auch wenn die sich nun herausbildende Theorie einer isolierten sakralen Gräzität des sogenannten Bibelgriechisch und des ihm eigentümlichen «Sprachgeistes» die historische Betrachtung des Sprachgeschehens bis ins 20. Jahrhundert hinein behinderte. So verwundert es nicht, dass gerade zu diesem Zeitpunkt zwei Sammelwerke erschienen, welche einen Teil der auf den Streit bezüglichen Dokumente neu zugänglich machten: die «Syntagmata dissertationum» des Hebraisten zu Franeker, Jacobus Rhenferdus, — mit einer eigenen Abhandlung des Herausgebers über die Phrase ὁ αἰὼν ὁ μέλλον und ihre hebräische Entsprechung הַיָּמִים הַהֵלֶלִים — und des Amsterdamer Geistlichen Taco Hajo

van den Honert. Während Rhenferdius im Vorwort zu seiner — übrigens wertvolleren — Sammlung die Streitfrage als durch Olearius entschieden darstellt, sieht van den Honert, wie die dargebotenen Texte und die *Dedicatio* erweisen, seine Aufgabe darin, «ut styllum Apostoli Pauli Graecum a perversis malevolorum aliquot Criticorum criminationibus vindicem.» Die Fehde sollte also weitergeführt werden. Und sie wurde weitergeführt, und zwar keineswegs nur in Holland. Selbst die Puristen fanden ihre freilich gegenüber früher gemässigteren Parteigänger. Johann Heinrich Michaelis, als Alttestamentler die Seele von August Hermann Franckes Collegium orientale theologicum, in seiner «*Dissertatio philologica de textu Novi Testamenti Graeco*», Halle 1707 und der Engländer Antonius Blackwall in seiner Untersuchung «*The Sacred Classics defended and illustrated*», London 1727 (lateinisch von Christophorus Wollius unter dem Titel: «*Auctores sacri classici defensi et illustrati sive Critica sacra Novi Testamenti*», Leipzig 1736) bemühten sich um einen Kompromiss dergestalt, dass sie zwar Hebraismen anerkannten, trotzdem aber dem neutestamentlichen Stil das Prädikat der Reinheit zugestanden wissen wollten. Auf dieser Basis wäre eine Annäherung der Standpunkte möglich gewesen; die Streiter für die Purität führten jedoch noch ein Nachhutgefecht. Bezeichnenderweise war es auch diesmal ein Wittenberger, Christian Sigismund Georgi. Ordinis philosophici in Academia Vuittebergensi assessor, der in den Jahren 1732/33 eine heftige Fehde mit seinen Leipziger Kollegen Joh. Erhard Knapp und Sigismund Friedrich Dressing ausfocht, wobei die vermeintlichen Latinismen des Neuen Testaments als neues Thema hinzutraten. 1732 erschienen zu Frankfurt «*Vindiciarum Novi Test. ab Ebraismis libri tres, quibus quidquid Ebraismi a Thoma Gatakero, Jo. Vorstio, Jo. Oleario, reliquis Graecae Novi Foederis dictioni est affictum, tum argumentis, tum testimoniis, ex probatissima antiquitate Graeca erutis, diluitur simulque verae nominum ac verborum, particularum, figurarum, phrasium significationes, pondera atque usus excutuntur*», eine 360 Seiten umfassende Zusammenstellung und Würdigung der Belege, die von der Belesenheit ihres Verfassers Zeugnis gibt. Auf die Kritiken antwortete Georgi Wittenberg 1733 mit den aus je drei Büchern bestehenden zwei Teilen seines «*Hierocriticus N. Testamenti sive de stylo Novi Testamenti*» in der Absicht, «ut adversarii praesidiis suis denudentur» und das «*decus dictionis Spiritus S. praestetur incorruptum*». Doch auch solch leidenschaftliche Apologetik vermochte das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zu verhindern. An diesem hatten — das sei unterstrichen — durchaus auch die Puristen ihren Anteil — wir nennen für diese Periode Jo. Conrad Schwarz (1736), Elias Palairer (1752), H. W. van Marle (1758) —; denn ihr Bemühen war im allgemeinen darauf gerichtet, in dem klassischen Schrifttum Stellen aufzufinden, welche die gleichen Wörter und Phrasen enthalten, die im Neuen Testament als Hebraismen gedeutet wurden; dass dabei in Unkenntnis sprachgeschichtlicher Phänomene mancherlei Irrtümer unterliefen, ist nicht

zu verwundern, aber eben diese Irrtümer halfen ja gerade, die vorwissenschaftliche Periode, der unsere Erörterungen gewidmet waren, zu überwinden und ein historisches Verständnis für die Entwicklung der griechischen Sprache von der Klassik zur Koine vorzubereiten.

Am Anfang dieses wissenschaftlichen Weges, den wir nur andeutend verfolgen wollen, steht der Leipziger Professor Joh. Aug. Ernesti (1707 bis 1781), als Philologe und Theologe gleichermaßen wirksam, als akademischer Lehrer einer der berühmtesten seiner Zeit. In seiner *«Institutio interpretis Novi Testamenti»*, 2. Auflage Leipzig 1765, 41 ff. zieht er das Fazit aus den vorangehenden Bemühungen, charakterisiert er die Schreibart des Neuen Testaments als *«hebraeo-graecus»* (S. 46), verweist er auf die Milieugebundenheit der biblischen Autoren. Und im gleichen Sinne lehrten Ernestis Schüler, voran Samuel Friedrich Nathanael Morus (1735 bis 1792), der wie sein Meister der philosophischen und der theologischen Fakultät zu Leipzig angehörte und in seinen Vorlesungen über neutestamentliche Hermeneutik Ernestis Gedanken fortführte. Die nächste Entwicklungsstufe löst das Neue Testament aus seiner Isolierung, stellt sein *«hebraisierendes Griechisch»* (S. VI) zusammen mit der Schreibart *«der Alexandriner und der Apokryphen»* (S. VII) — so nach einer Vielzahl von Detailuntersuchungen aus der Feder verschiedenster Gelehrter die trotzdem misslungene *«Hebräisch-Griechische Grammatik zum Gebrauch für das Neue Testament»* von Philipp Heinrich Haab, Tübingen 1815. Neue Weiten eröffnete der Philologe Frid. Guil. Sturzius mit seinem *«De dialecto Macedonica et Alexandrina liber»*, Leipzig 1808, und die theologischen Autoren folgten seinen Anregungen: Der Göttinger Henr. Planck vermochte mit seinem bedeutenden Antrittsprogramm aus dem Jahre 1810 *«De vera natura atque indole orationis graecae N. T. commentatio»* die alte Zweifrontenstellung endgültig zu überwinden; den neuen Gesichtspunkten trugen die *«Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms»* von Georg Benedikt Winer, 3. Auflage Leipzig 1830, und die *«Grammatik des neutestamentlichen Sprachgebrauchs»* von Alex. Buttmann, Berlin 1859, Rechnung; der vielseitige Johann Gottfried Eichhorn in Göttingen und Henr. Augustus Schott, Vertreter der Rhetorik und Homiletik zu Jena, zogen die entsprechenden Folgerungen für die neutestamentliche Einleitungswissenschaft.

Die Arbeiten, die sich anschliessen, gehören als Materialsammlungen zu einem guten Teil noch der heutigen Forschung an oder bilden die Fundamente, auf welche die modernen Darstellungen sich gründen. Weitere Disziplinen, wie Epigraphik, Papyrologie, Byzantinistik und nicht zuletzt die Neogräzistik nehmen an der neutestamentlichen Philologie teil, die, wie ihr Bahnbrecher Adolf Deissmann gezeigt hat, ihrerseits einen, wiewohl recht wesentlichen Bestandteil der umfassenderen Koineforschung bildet.

В. И. АВДИЕВ

КУЛЬТУРНОЕ НАСЛЕДИЕ ДРЕВНЕГО ЕГИПТА


Египет был издавна связан экономическими и культурными взаимодействиями с народами, населявшими еще в середине II-го тысячелетия до х. э. острова и побережья Эгейского моря. На стенах гробниц Нового Царства изображены данники и торговцы, привозившие в Египет типичные изделия городов крито-микенского круга. В египетских надписях упоминаются «народы моря», в состав которых, возможно входили предки ахейцев и данайцев. Микенская культура континентальной Греции развивалась в некотором взаимодействии с цивилизациями древнего Востока, будучи тесно связана с Египтом и с Финикией. В развалинах греческих городов этого времени были найдены в частности в последние годы различные египетские изделия из стеклянной пасты и фаянса, а также скарабей. В Микенах, в развалинах «Дома щитов» был найден сосуд из египетского «алебаstra», времени XVIII дин. и фаянсовые фрагменты египетского или сирийского типа. В «доме цитадели» была обнаружена египетская или сирийская амфора с изображением обоюдоострой секиры (лабрис), культ которой возможно существовал в Египте в период Древнего Царства. Алебастровый фриз тирийского мегарона был украшен голубой стеклянной пастой египетского типа. В святилище Артемиды Ортии близ Спарты археологи нашли вещи из стеклянной пасты иноземного происхождения, например около 40 скарабеев VII-IX вв. и чисто египетские фигурки, в частности бога Гора и идущего быка, возможно, навкратийского происхождения.* С другой стороны греческие изделия в частности предметы художественной промышленности в большом количестве проникали в Египет. Все эти находки ясно указывают на наличие торговых и тем самым культурных взаимодействий между Египтом и Грецией уже на рубеже между II и I тысячелетием. Эти культурные взаимодействия нашли свое отражение в языке, письменности, литературе, искусстве, философии, отчасти в процессе формирования греческой науки. Этот факт ясно сознавали наиболее образованные и наиболее передовые люди, как на Востоке, в Египте и Финикии, так и на Западе, в Греции.

* *Bullet. Circolo. Kéllon.* LXXVIII. 1954. N1. p. 115; LXXIX, 1955. N1 p. 232.

В эпоху упадка политической мощи Египетского государства, когда в силу обострившихся социальных противоречий и углубившейся классовой борьбы, рухнула империя Рамессидов и в Фивах образовалась теократия во главе с верховным жрецом бога Амона, Закар-Ваал, князь Библа принужден был признать, что все же Египет был древнейшим очагом культуры, откуда свет знания и умения распространился по соседним странам, достигнув Финикии. Приводя эти слова образованного сирийца египетский посол Уну-Амон как бы с законной гордостью отменил высокое развитие древней и самобытной культуры своей родины, а также то обстоятельство, что эта культура оказала цивилизующее влияние на соседние народы. Многие греческие историки, философы, ученые и писатели создавшие, несомненно, более передовую и более высокую античную цивилизацию, ясно сознавали, что греческий мир во многом обязан той замечательной культуре, которую создал древнеегипетский народ. Геродот и Гекатей, Аристотель, Страбон и Платон в своих трудах указали на то наследие, которое египтяне оставили грекам. Относясь с большим уважением к древней мудрости Египта, они сумели подчеркнуть то влияние, которое египетская культура оказала на греческую цивилизацию. Более того, виднейшие представители науки и искусства древней Греции пытались творчески обобщить знания древних египтян и нередко вдохновлялись лучшими произведениями египетского искусства. Даже на закате античной цивилизации греки все же проявляли острый интерес к древнеегипетской культуре, совершая путешествия в страну пирамид вплоть до самой Эфиопии, вводя в художественную литературу египетскую тематику, как мы это видим в интереснейшем романе Гелиодора «Эфиопика».

Культурное влияние Египта на соседние народы северо-восточной Африки, передней Азии и особенно Греции было длительным и многообразным. Оно было тесно связано с укреплением экономических и культурных связей и проявилось в области письменности, литературы, языка, науки, искусства, государственного строя и религии.

В период греческой колонизации греки близко соприкасались как с египтянами, так и с финикийцами. Путешествия по странам Ближнего Востока, ведя оживленную торговлю, организуя свои колонии, в частности в Дельте Нила, образованные греки того времени не могли не обратить внимания на своеобразную письменность восточных народов, в частности египтян и финикийцев. Несомненно, находясь под сильным влиянием историко-религиозной традиции, сохранявшейся и передававшейся жрецами, греческие писатели считали, что египетская письменность является древнейшей в мире письменностью, которую «изобрел» египетский бог Тот, которого египтяне признавали покровителем писцов и богом мудрости. Об этом упоминают Плутарх, Гигин, Гн. Геллий, Сервий, Цицерон, Платон и Тацит. Платон, по древним преданиям долго живший в Египте и общавшийся с

жрецами Гелиополя и Мемфиса, «первый изобрел число, счет, геометрию, астрономию, сверх того игры в шашки и в кости, а также письменность».¹ Тацит, очевидно, полностью признавая эту традицию, утверждал, что египтяне первыми стали изображать свои мысли при помощи изображений животных, т. е. при помощи картинных иероглифов, среди которых часто попадаются фигурки зверей. С некоторой осторожностью он говорит далее, что по мнению самих египтян они являются изобретателями букв. Наконец, Тацит полагает, что финикийцы заимствовали это «искусство» у египтян и передали его грекам.² Эта теория происхождения греческого алфавита долго поддерживалась специалистами. Изучение протосинайских надписей, к сожалению все еще немногочисленных, позволяет считать древнейшую синайскую письменность своеобразным звеном, соединяющим египетскую иероглифику с более поздней и более развитой финикийской алфавитной системой. Конечно, все еще нельзя доказать, что протосинайская письменность появилась в гиксосских канцеляриях, поскольку гиксосские цари во многом восприняли египетскую культуру, в частности иероглифическую письменность. Впоследствии, первые коптские писцы использовали 7 знаков египетской демотики для обозначения некоторых звуков при создании коптского алфавита. Возможно, что демотическое «ша», выросшее из иероглифического знака  сохранилось в видоизмененной форме не только в коптском, но и в некоторых других, иногда более поздних алфавитах. Таким образом, огромная заслуга в создании древнейшей системы письменности, оказавшей несомненное влияние на формирование алфавитной письменности целого ряда соседних и позднейших народов принадлежит египетскому народу. Современные специалисты, изучающие историю древней письменности, имеют возможность, главным образом, на примерах египетской письменности, проследить процесс возникновения развития и распространения в течение четырех тысяч лет сперва примитивного, а потом развитого алфавита, который явился мощным средством для развития культуры и укрепления культурных связей между различными народами древнего мира.

Согласно античной традиции, исторические корни греческой философии восходят к египетской культуре, к той пресловутой египетской «мудрости», к которой сами греки во все времена своей истории чувствовали глубокое и искреннее уважение. Великий греческий философ Аристотель, обладающий грандиозными энциклопедическими знаниями, авторитет которого в течение веков считался непоколебимым, утверждал, что египтяне являются основателями математических знаний.³ Аммиан Марцеллин полагал, что Анаксагор, благодаря «египетской мудрости» мог предсказывать каменный дождь. По мнению Иосифа Флавия «относительно же тех греков,

¹ Платон, Федр. 59 (274 С).

² Tacit. Ann. XI. 14.

³ Aristot. Metaph. I. 1.

которые первые начали философствовать о небесных и божественных предметах, как Ферекид Сиросский, Пифагор и Фалес, все единогласно признают, что они были учениками египтян и халдеев и сами мало писали; их же сочинения греки считают самыми древними и то едва верят, что они были написаны ими». ⁴ Поэтому, уже и раньше многие исследователи находили возможным возводить некоторые истоки ионийской натур-философии к восточным, в частности египетским корням. Наиболее существенным в древнейшей греческой натур-философии является учение о стихиях, или об одной из них, как о первооснове мира и жизни на земле. Эти представления в своей примитивной и элементарной форме можно найти во многих египетских текстах, начиная с довольно глубокой древности и вплоть до того времени, когда установились особенно прочные экономические связи между Египтом и Грецией. Дары природы древний египтянин воспринимал, как все, рожденное плодородной землей, сотворенное божественным небом, будь то сладкое дыхание прохладного ветра или дуновение жизни, как все родившееся благодаря животворной силе первозданной воды и принесенной благодатным Нилом, овеянное в то же время палящим дыханием великого солнца и вечного огня. Поэтому в древнем Египте уже издавна не только возникло, но и было оформлено древнее как мир учение о четырех стихиях. В надписи на стэле Яхмоса, относящейся к XVIII династии говорится: «все прекрасные и чистые вещи, данные небом, созданные землей и принесенные Нилом из его пещеры...». ⁵ А на поздней стэле Меттерниха, столь тщательно изданной и изученной В. С. Голенищевым сохранился традиционный символический рисунок, изображающий, как из знака двух рук бога воздуха Шу подымаются гиероглифические знаки воды и земли. ⁶ Культ воды, священного Нила и бога воды и влаги Озириса уже в эллинистическую эпоху проник в страны населенные греками, найдя свое отражение во многих произведениях греческой литературы. Плутарх, сохранивший обломки древнеегипетского мифа об Озирисе и Изиде писал, что «мудрые жрецы не только называют Нил Озирисом, а море Тифоном, но Озирисом считается у них вся влажная первостихия; ее они считают причиной возникновения и сущности семени». ⁷ Нет никакого сомнения в том, что в основных началах пресловутой египетской мудрости Плутарх видел подлинную истину, открывающую людям тайну природы и жизни. Именно поэтому в начале своего труда Плутарх писал, что «самое великое, что воспринимает человек и самое достойное, что ему сообщает божество — есть истина».

⁴ Ammian. Marcell. XXII. 16, 22; Ioseph. Flav. Contra Apionem I. 2.

⁵ A. H. GARDINER: A stele of the early XVIIIth dynasty. JEA III, 4. p. 256. London 1916.

⁶ W. GOLÉNISCHEFF: Die Metternichstele. 1877. — В. А. Тупаев: Египетская литература. М. 1920. Том. I. Стр. 225.

⁷ Plutarchos, De Iside et Osiride. 33.

И в то же самое время Плутарх в начале своего труда посвященного описанию, изучению и прославлению египетского культа Изиды и Озириса стремится показать, что это чисто философское представление об истине, как реально существующей субстанции мира, вечно воплощающейся в стремлении человека к ее постижению есть исконно египетское представление, воспринятое греческим умом. Ведь, говоря словами Плутарха «Эллинской Изиды является, (также) и Тифон», поскольку Изиды есть богиня справедливости и мудрости, открывающая людям подлинное знание, а подлинными «слугами Изиды» следует считать тех, кто исследует истину.* Из этих, а также из многих других слов Плутарха ясно видно, что в данном случае автор имеет ввиду крайне широко распространенный в древнем Египте культ богини Маат, которая считалась с древнейших времен богиней справедливости и истины, и часто отождествлялась, очевидно, в позднюю эпоху, с богиней Изидой. Уже в Текстах Пирамид отчетливо выражено представление о той справедливости, которая царит и должна царить в мире. В книге Мертвых все эти древние представления получают более яркое выражение, в особенности в 125-й главе, в которой отразилась господствующая идеология, в частности этика. Во многих других текстах описан особый обряд «поднесения истины» тому или иному богу, который обычно должен был совершать фараон. В Берлинском пап. № 3055 сохранилась «глава поднесения истины», которая совершалась в ритуале Амона. Этот обряд имел настолько «твлеченное и общеегипетское значение и столь большое распространение в Египте, что был сохранен даже в Амарнскую эпоху полной перестройки египетской религии. Больше того в эту эпоху ему очевидно было придано особое значение. Поэтому, в связи с широким распространением египетской религии в период Нового Царства, он несомненно оказал некоторое влияние на развитие религиозной философии в соседних странах. Характерно, что этот обряд тщательно изображается на стенах большого храма Птолемеевской эпохи в Эдфу. Вместе со всей системой древнеегипетской религиозной идеологии культ богини Маат проникает и в Нубию, вплоть до священной горы Джебель---Баркал, вплоть до знаменитого города Напаты, где на стене большого храма изображен древний и традиционный обряд «поднесения истины» Амону.** Эта система религиозно-философских взглядов и верований сохраняется вплоть до римской эпохи. На стэле Берл. Музея № 22 468, принадлежащей стратегу Папаса в Дендера, изображен коленопреклоненный фараон подносящий символ или изображение богини Маат богу мудрости Тоту, представленного в виде ибиса и павиана***. Наконец, в позднем тексте Стэлы Меттерниха бог Тот назван «владыкой истины»****

* Plutarch. De Iside et Osiride. Cap. 3.

** Lepsius. Denkmäcler. Abth. IV. Bd. IX. Bl. 44, 47; Abth. V. Bd. X. Bl. 7, 9, 17.

*** W. Spiegelberg. Die Falkenbezeichnung des Verstorbenen in der Spätzeit. A. Z. Bd. 62, 1; S. 33.

**** W. Golénischeff. Metternichstele. 8.

В соответствии с этим Плутарх писал, что «некоторые называют ее (т. е. Изиду, богиню мудрости В. А.) дочерью Гермеса, а другие Прометея, и считают, что этот открыл мудрость и предвидение, а Гермес был отцом грамматики и музыки.»*

Вряд ли в этих словах Плутарха, как и во многих высказываниях Геродота, можно видеть стремление греков эллинизовать идеи, верования, представления и мировоззрение древних египтян. В этом скорее сказывается тот своеобразный, но все же органический греко-египетский синкретизм, который основывался на тех тесных экономических и культурных взаимодействиях, которые связывали в течение более чем тысячелетия египто—сирийский древневосточный мир с эгейско—греческим кругом древнезападной цивилизации.

Греки сумели, творчески обобщив, использовать культурное наследие древневосточного мира, все накопленные тысячелетиями эмпирические знания древних египтян в области математики, медицины и астрономии, а все попытки древневосточных народов осознать необходимость закономерности как в природе, так и в жизни людей превратить в первые еще наивные философские системы. Вполне естественно, что только наиболее передовые люди античного мира, сумев отрешиться от узкого «эллинского» национализма, смогли исторически осознать абсолютную ценность культурного наследия древневосточных народов.

В своей основе древнеегипетское представление о воде, как перво-зданной исконной первооснове мира было воспринято в ранней ионической натур-философии. По словам Аристотеля Фалес «признает за начало воду», м. б. потому, что семя всех животных «имеет влажную природу».⁸ Евдем, ученик Аристотеля, автор истории греческой астрономии и математики, полагал, что Фалес почерпнул свои математические и астрономические познания в Египте». Античная традиция, сохранившаяся во многих источниках утверждает, что Фалес вместе с Солоном долгое время находился в Египте и учился геометрии у жрецов Мемфиса и Фив. Очевидно, в Египте Фалес нашел способ определить высоту одной из пирамид и установил причину нильских разливов. Геродот сообщает, что Фалес сумел предсказать солнечное затмение 28 мая 585 г. Полагали, что именно Фалес, глубоко ценя египетскую мудрость побудил Пифагора совершить путешествие в Египет. Непосредственным учеником и последователем Фалеса был Анаксимандр Милетский, который продолжая старые традиции, путешествовал по Египту, пытаясь использовать культурное наследие древней страны пирамид. Весьма возможно, что в Египте Анаксимандр мог видеть древнейшие топографические карты, образцы которых сохранились до наших дней. Во всяком случае Анаксимандру приписывается честь составления географической

* Plutarch. De Iside et Osiride. Cap. 3.

⁸ Aristot. Metaph. I. 3.

карты, причем греческий философ изобразил поверхность земли, окруженную Океаном, соответственно с древними легендарными и поэтическими представлениями своих соотечественников. Но все же и в данном случае вода мыслилась в качестве первородной космической стихии в полном соответствии с космогоническими представлениями древних египтян.

Основатель Элейской школы Ксенофан возможно один из первых формулировал то учение об исконных стихиях, которые лежат в основе мироздания. Так, он признает, что мир беспределен в своей верхней части в качестве воздуха и своей нижней, в качестве земли. Земля и вода некогда представляли тинистую массу, а затем из них все произошло, так как они были разделены благодаря действию воздуха и солнечного огня. Эти древние тезисы элейской натур-философии во многом возможно исходят из космогонических представлений древних египтян. Так, в одном из Текстов Пирамид говорится о том, что умерший фараон Унис уподобляется огню, который находится или пребывает или носится «над всем воздухом, над всем небом, над всей землей. Потоки в каналах иссушены Унисом.»⁹ Такого рода тексты сохранились от всех эпох египетской истории, отражая существование прочно установленной космогонической теории. Особенно показателен в этом отношении один текст из гробницы Пу-им-Ра, в котором говорится : «Велик тот, кто из земли выходит, который из Ну (первородной воды В. А.) выделяется, который из Нут (богини небесного свода В. А.) исходит, великая сила, которая рождена для Геба» (бога земли В. А.).¹⁰ В этом тексте, относящемся к XVIII династии в обычную мифологическую форму облечено древнее космогоническое учение об основных стихиях, лежащих в основе мироздания.

И этот круг представлений близко перекликается с учением греческого философа Эмпедокла из Агригента, согласно которому стихии являются живыми чувствующими началами, органами, членами божества или божественного тела. Недаром в 6-м фрагменте они названы богами : Зевс — это Эфир, Гера — земля, Аидоней — огонь, а Нэтис — вода. В высокохудожественную форму облакает Эмпедокл свою полумифическую космогонию :

«Так из них все, что есть, слагается в стройный порядок ;
Ими же думает все и чувствует радость и скорби. (107)
Землю землею мы зрим, а воду мы видим водою ;
Эфиром небесный эфир, огонь беспощадный огнем.»¹¹

Огонь издавна считался первородной изначальной стихией в древнем Египте. К глубокой древности восходили космогонические представления

⁹ K. SETHE : *Pyramidentexte*. 324 a—d. Spruch 261.

¹⁰ H. KEES : *Ein alter Götterhymnus als Begleittext zur Opfertafel*. Ac. Z. Bd. 57. SS. 96—97.

¹¹ С. Н. Трубецкой : *Курс истории древней философии*. М. 1910. Том I. Стр. 148.

об «огненном острове», лежащем в глубинах Загробного мира. Весьма возможно, что целый ряд этих представлений, связанных с очень древним культом огня был перенесен из Египта в древнюю Грецию.¹² Во всяком случае представления пифагорейца Филолая о том, что в середине космоса находится огонь -- очаг вселенной, и глубоко разработанная философская космогония Гераклита, в основе которой лежит мысль об огне, как об основе мира и жизни, во многом близки к космогоническим представлениям древних египтян. Особенно характерны в этом отношении те фрагменты Гераклита, в которых учение о первозданном огне соединяется с исконным учением о четырех стихиях и их превращениях. Так, у Климента Александрийского читаем: «Превращения огня: сначала море, море же -- наполовину земля и наполовину престёр. (Это значит, что огонь посредством всеуправляющего) логоса (и бога через воздух превращается в воду -- как бы семя мироздания, которую он называет) морем (из воды же происходит земля и небо и все между ними находящееся. Каким же образом он в обратном направлении восстанавливается и возжигается, он разъясняет так: «море мерами разлагается по тому же логосу, какой и прежде был до возникновения земли.»¹³ По мнению Гераклита стихии, последовательно уничтожаясь, переходят одна в другую. «Из смерти земли рождается вода, из смерти воды рождается воздух, из смерти воздуха, -- огонь и наоборот.» К этим словам Гераклита, несомненно, близки слова магического папируса Гарриса: «Превращается вода в пламенное дыхание перед тобою.»¹⁴ В другом позднем тексте сохранившемся на базе из черного базальта в коллекции Инджанджан говорится: «Огонь, исходящий из воды -- Огонь вышедший из воды.»¹⁵ И в том и в другом случае в этих надписях скрывается мысль о той внутренней взаимосвязи, которая внутренне соединяет основные первородные стихии. Эти первоначальные натур-философские представления, тесно связанные с древним религиозным мировоззрением, нашли свое отражение и в греческом искусстве: На одной вазе, относящейся к I-му веку, сохранилось изображение богини победы -- Ники над пылающим огнем алтаря.¹⁶ Эти древние представления о четырех могущественных стихиях, лежащих в основе мироздания, сохранились в религиозных воззрениях, в философии и в литературе многочисленных народов и в последующие времена. В частности в литературном произведении средневековой Персии, в трактате «Спасет-Намэ» (XI в.) говорится о том, как по приказу Маздака «говорил огонь», но в то же время сомневающийся в его могущественности

¹² В. И.: Огонь в древнеегипетской религии. Ленинград 1929.

¹³ Clem. Strom. V. 105 (II. 396, 14).

¹⁴ H. LANGE: Magischer Papyrus Harris. Kopenhagen 1927. S. 50—51.

¹⁵ E. DRIOTON: Religion et magie. Revue de l'Egypte ancienne. Vol. I. p. 134 135. Paris 1925.

¹⁶ BENDORF: Griechische und sicilische Vasenbilder. Taf. 48. I.

и истине его слов восклицает: «Кроме огня есть еще вода, земля, воздух.»¹⁷ Учение о 4 стихиях сформулировано в этих словах с предельной краткостью.

Целый ряд других греческих философов был тесно связан с Египтом и с египетской культурой. О Демокрите Абдерском сообщают, что он долго путешествовал, был в Египте, где изучал геометрию и астрономию, в частности в Мемфисе был посвящен в тайны алхимии. В своей книге о «Священных писаниях Вавилона» он, как предполагают, сообщал о своих сношениях с египетскими гарпедонаптами, т. е. жрецами, которые совершали обряды, связанные с измерением земли при постройке храмов. Наконец, Демокриту приписывается особый труд, посвященный Мероэ, столице эфиопов на Верхнем Ниле.¹⁸

Внимательное изучение пифагорейского учения и всей соответствующей традиции ясно указывает на то, что эта своеобразная философия, порой переплетающаяся с религиозным мировоззрением, восходит в своих глубоких корнях к древнему востоку, в частности к древнему Египту. Еще Исократ отметил, что Пифагор «первый перенес философию» из Египта в Грецию, изучив у своих египетских учителей целый ряд наук. По мнению Исократа египетские жрецы достойны похвалы за то, что они изобрели медицину и много сделали в области астрономии и математики, в частности геометрии. Вместе с тем Исократ указывает, что египетские жрецы «занимались философией, которая устанавливает законы и изучает природу бытия».¹⁹ В этих сжатых и точных словах Исократ правильно отметил наиболее крупные достижения египтян в области накопления математических и астрономических знаний и в то же время подчеркнул роль древнейшей греческой философии, впервые систематически обобщившей теоретические знания восточных народов, в первую очередь египтян. Можно предполагать, что основатель пифагорейского учения довольно близко подошел к источникам египетского знания. Так, Антифонт (Диоген Лаэртский VIII, 3) утверждает, что Пифагор изучил египетский язык, получив доступ к египетским храмам, наиболее почитаемым в стране, где жрецы его посвятили в свое тайное учение. Плутарх в своем «Трактате об Изиде и Осирисе» высказывает близкое к этому мнению, полагая, что Пифагор в качестве ученика гелиопольского жреца Ойнуфиса подражал символическому и таинственному учению египтян. Именно поэтому большинство пифагорейских правил, облеченных в энигматическую форму, ничем не отличается от так называемых «иероглифических писаний».²⁰ Наконец, и Аммиан Марцеллин признавал, что Пифагор «усвоил эту мудрость» египтян, которая по его мнению распространилась по всему миру.²¹ Правда, одновременно с этим античная тради-

¹⁷ Восток. Сборник II. М. 1935. Стр. 161.

¹⁸ Th. Porcher: *Orient und griechische Philosophie*. S. 6—7.

¹⁹ Isocrat. *Busiris*. 9—11.

²⁰ Plutarch. *De Iside et Osiride* 10.

²¹ Ammian. Marcell. XXII. 16, 19—21.

ция указывает на то, что Пифагор многому учился у вавилонян, у персидских жрецов, у индийских брахманов, наконец, у финикийцев. Однако, как известно, глава пифагорейцев, убедившись в том, что финикийцы, многое заимствовали в Египте, обратился к первоисточнику «восточной мудрости», к египетским жрецам Гелиополя, Мемфиса и Фив, иными словами обратил особенное внимание на наиболее полное ознакомление с культурой древнего Египта. По преданию Пифагор пробыл для этой цели в Египте 22 года и заимствовал у египтян учение о монаде, символику чисел, аллегорическую форму изложения, наконец, культовые предписания относительно пищи и соблюдения чистоты. Геродот, по некоторым причинам не называя имени Пифагора, все же достаточно ясно пишет о том, что египтяне первые высказали учение о бессмертии и переселении души человека и что «некоторые эллины» излагали это учение, как свое собственное.²² Нет ничего удивительного в том, что религиозно-философский монотеизм, со времен Эхнатона распространившийся в соседних странах, связан с учением о монаде, как первопричине бытия; еще более ясно, что символика чисел, связанная с примитивно-религиозным восприятием первых математических знаний, несомненно, восходит к пресловутой «таинственной мудрости» египетских жрецов. О культовых предписаниях относительно пищи и соблюдения чистоты древних египтян сообщал еще Геродот. Впрочем и в Книге Мертвых, и в предписаниях Тутмоса III жрецам и во многих других египетских источниках мы найдем любопытные указания на обрядовую чистоту египтян, столь резко отмеченную Геродотом.²³ Идея бессмертия души с большой силой выражена была в египетской религии во все периоды ее истории. Что же касается пифагорейского учения о переселении душ, то она, очевидно, восходит к древнеегипетским религиозным верованиям в том, что душа умершего может после смерти принимать внешнюю форму животного или растения, как это видно из различных религиозных текстов, в частности Книги Мертвых.²⁴ Таким образом, нет никаких сомнений в том, что многие элементы пифагорического учения восходят к древнему Египту.

В греческой литературе сохранились воспоминания о том, в какой мере Платон был связан с Египтом. Так, например, Страбон рассказывает как он сам видел в Гелиополе те дома, в которых жили Платон и Евдокс, проводившие в Египте около 13 лет. Одновременно с Платоном учениками египетских жрецов считались пифагорец Симмий и Эллопион. Источники указывают даже имена египетских жрецов, гелиопольского жреца Сехнуфиса и мемфисского жреца Хонуфиса, у которых учился Платон. Миф о Пеннии и Поре, рассказанный в «Пире», признавали легендой египетского происхождения. Наконец, Страбон, говоря о пребывании Платона и астро-

²² Herodot. II. 123.

²³ Herodot. II. 37.

²⁴ Книга Мертвых гл. 81, 83-88.

нома Евдокса в Египте, тут же сообщает о том, что египетские жрецы ревностно сохраняли в тайне свои знания небесных явлений, но все же, очевидно, у них были заимствованы некоторые элементы календарной системы. Так, по мнению Страбона «позднейшие астрономы» получили эти сведения от людей, которые перевели труды египетских жрецов на греческий язык.²⁵ Впрочем сам Платон утверждал, что в Египте были изобретены «числа, счет, геометрия, астрономия . . . , а также письменность».²⁶

Но пожалуй особенный интерес представляет рассуждение Платона о государственной регламентации искусства и художественно-религиозной пропаганды в древнем Египте, которое возможно, стоит в тесной связи с утопической и весьма консервативной теорией Платона об идеальном государстве. Так, в «Законах» Платон утверждает, что египтяне выставляли в храмах художественные произведения, которые должны были служить образцами «прекрасных телодвижений», причем государственная власть или религиозный авторитет запрещали вводить какие-либо новшества или изменения. По мнению Платона этот закон касался не только живописи или ваяния, но также и мусического искусства. Таким образом, египетское искусство в течение десяти тысяч лет оставалось неизменным. Платон, особенно подчеркивает, что в Египте с незапамятной древности «путем твердых законов» были установлены «бодрящие песни», которые считались божественного происхождения и приписывались Изиде. Конечно, теперь мы склонны считать резким преувеличением абсолютную неизменность египетского искусства. Однако, прочное сохранение в течение тысячелетий древних канонов и преемственная, традиционная передача не только сюжетов и тем, но и основных элементов формы должны были казаться египетским писателям, художникам и философам проявлением того «благого консерватизма», которое ставилось в тесную связь с регламентирующей ролью государства и религии в области различных видов искусства.²⁷ В условиях древнейшего рабовладельческого общества древнего Египта получили развитие те религиозные верования и та идеология, которые, несомненно были близки к идеалистической философии древней Греции и которые могли оказать некоторое воздействие на формирование философской идеи античного мира. Поэтому и Платон и Аристотель, и Гераклит и Ксенофан могли с одной стороны отразить развитие древневосточной религиозной философии, а с другой стороны вдохновляться теми своеобразными идеями, которые не только в Гомеровскую, но и в эллинистическую эпоху проникали в греческий средиземноморский мир.

Но с другой стороны и в древневосточных странах, в частности в Египте жизненный опыт, особенно богатый в эпохи обостренной социальной борьбы,

²⁵ Страбон, География XVII., I, 29.

²⁶ Платон, Федр. 59.

²⁷ Платон. Законы. Кн. II. 656-657.

должен был неизбежно привести к скептицизму и к сомнению в истинности тех религиозных верований и догматов, которым учили жрецы. Следы этого растущего скептицизма сильно чувствуются в «Беседе разочарованного со своей душой», а также в знаменитом «Поучении Ипувера».

Вместе с тем, развитие положительных знаний и начатков науки заставило передовых людей того времени, постепенно освобождающихся от тесных пут религиозно-магического мировоззрения, вдумываться в смысл и значение природных явлений, в действие основных первичных стихий. Именно все эти процессы обнаруживаются в древнем Египте в периоды больших восстаний бедняков и рабов. Возможно, что именно с этим связано постепенное освобождение сознания человека от угнетающего влияния древней традиционной религии, исконного религиозно-магического мировоззрения, обрядности и застывшей мифологии, постепенно теряющей свою народную поэтическую сущность.

Вполне естественно, что прогрессивный опыт древнеегипетской культуры был широко использован мыслителями и писателями античного мира.

Можно привести еще множество примеров, указывающих на то большое и разнообразное влияние, которое древний Египет оказал на культуру древней Греции. Многие египетские слова, понятия и термины проникли в древнегреческий язык. Замечательные произведения египетской литературы не могли не оказать некоторого воздействия на формирование литературного творчества древних веков. Египетское искусство саисского времени было тесно связано с художественным творчеством древней Греции. На основе большого количества накопленных веками эмпирических знаний в области математики, астрономии и медицины начала формироваться греческая наука, создавшая первые научные гипотезы и теоретические построения. Поэтому нет ничего удивительного в том, что и греческая философия, столь много давшая мировой культуре могла многое заимствовать в предшествующей творческой деятельности восточных народов, в частности народа древнего Египта.

Ведь только используя богатое культурное наследие древневосточного мира смогли греки в сравнительно краткий исторический срок создать свою замечательную цивилизацию. Передовые люди древней Греции всегда с большим уважением относились к культурному творчеству и культурному наследию древнего востока, в особенности Египта. Они ясно понимали, сколь многим они обязаны культурным достижениям народов северной Африки и Передней Азии. И потому страшными, научно необоснованными и ярко тенденциозными кажутся в свете исторических фактов и исторической традиции мнения некоторых европейских ученых, пытающихся отрицать влияние древневосточной культуры на формирование греческой цивилизации. Ибо только тот может создать большие культурные ценности и великую самобытную цивилизацию, который творчески переработав, использует бога-

тое культурное наследие, как современных ему, так и предшествующих народов, внесших свой вклад в сокровищницу мировой культуры.

Zusammenfassung

Griechische Historiker, Philosophen, Gelehrte und Schriftsteller unterstrichen in ihren Werken den Einfluß, den die ägyptische Kultur auf die griechische Zivilisation ausgeübt hat. Sie versuchten, die Kenntnisse der alten Ägypter schöpferisch zu verallgemeinern und begeisterten sich oft an den besten Werken der ägyptischen Kunst. Sogar während des Niedergangs der antiken Zivilisation zeigten die Griechen noch immer reges Interesse für die alte ägyptische Kultur, bereisten das Land der Pyramiden bis nach Äthiopien, haben in die schöne Literatur ägyptische Themen aufgenommen, wie das zum Beispiel in dem sehr interessanten Roman «Aithiopika» von Heliodoros der Fall war.

Der kulturelle Einfluss Ägyptens auf die benachbarten Völker Nordafrikas, Vorderasiens und Griechenlands hielt lange an und war sehr tiefgehend und vielseitig. Er stand in enger Verbindung mit der Verstärkung der ökonomischen und kulturellen Beziehungen und äußerte sich auf dem Gebiet des Schrifttums, der Literatur, der Sprache, der Wissenschaft, der Kunst, des Staatsaufbaus und der Religion.

Nur durch die Ausnutzung des reichen Kulturerbes der alten östlichen Welt konnten die Griechen in verhältnismässig kurzer historischer Frist ihre wunderbare Zivilisation schaffen. Die fortschrittlichen Menschen des alten Griechenland haben sich immer mit grosser Hochachtung dem kulturellen Schaffen und dem Kulturerbe des alten Orients, insbesondere Ägyptens, gegenüber verhalten. Sie haben klar erkannt, wie sehr sie den kulturellen Errungenschaften der Völker Nordafrikas und Vorderasiens verpflichtet sind. Darum erscheinen die Meinungen einiger europäischer Wissenschaftler, die den Einfluss der altorientalischen Zivilisation zu negieren versuchen, im Lichte der historischen Tatsachen und der historischen Traditionen gesehen als wissenschaftlich unbegründet und äusserst tendenziös. Denn grosse kulturelle Werte und eine eigenartige Zivilisation kann nur ein Volk schaffen, das das reiche Kulturerbe sowohl der zeitgenössischen, als auch der vorangegangenen Völker, die die Schatzkammer der Weltkultur bereichert haben, schöpferisch verarbeitet und ausnutzt.

SASSANIDISCHE UND SPÄTRÖMISCHE BESTEUERUNG

Die sowjetische Forscherin M. Pigulewskaia¹ und — unabhängig von ihr — F. Altheim² haben schon öfters die Verwandtschaft des spätsassanidischen Steuersystems, namentlich seit der Reform Chusrô Anošarvân's, und des spätrömischen Systems der Iugatio-Capitatio hervorgehoben und diese Übereinstimmung auf die Übernahme des spätrömischen Steuersystems seitens der sassanidischen Regierung zurückgeführt. Diese grundlegende Erkenntnis der hervorragenden Forscher gilt als Ausgangspunkt unserer Erörterung, das Verhältnis, den Unterschied sowohl als die Entstehung der beiden Steuersysteme auch in ihren Einzelheiten genauer zu bestimmen.

Zunächst wollen wir die Ergebnisse der genannten Forscher kurz zusammenfassen. Qavâdh I. (488—531) und Chusrô Anošarvân I. (531—578) haben in ihrem Kampf gegen die Aristokratie der Grossgrundbesitzer eine neue Katastrierung des Landes verordnet und damit in Zusammenhang die Grundsteuer, die *harâğ*³ statt einer jeweiligen perzentuellen Belegung der aktuellen Ernte in einer vorausbestimmten Summe, auf Grund des bebauten Areals, der Zahl der Ölbäume, der Dattelbäume und der am Grundbesitz lebenden Arbeitskräfte bestimmt. Die Verwandtschaft des zweifachen Systems der *harâğ* (Grundsteuer) und iugatio einerseits, und der *ğizya* (Kopfsteuer) und capitatio andererseits springt in die Augen und wird von den genannten Forschern sowohl in der prinzipiellen Gleichheit des zugrundeliegenden Systems, wie auch in Einzelzügen — z. B. Zahlung in drei Raten —⁴ beobachtet.

¹ PIGULEWSKAJA : K voprosu o podatnoj reforme Chosroa Anoservana (V. D. I. 1937, 141—153); dies.: Vizantija i Iran na rubeze VI i VII vv. (M. 1946), pp. 220 ff.

² F. ALTHEIM : Ein asiatischer Staat I. 39 ff.; ders.: Finanzgeschichte der Spätantike 40 ff.

³ Wir benützen den als Quelle dienenden arabischen Chronisten folgend diese Termini in jenem Sinne, wie sie seit dem II. Jhrh. II. ausgestaltet wurden. Zur Wandlung und Entwicklung der arabischen Terminologie des Steuerwesens : EdI I. 968 (s. v. *kharadj*); I. 1097 s. v. *djizya*; LØKKEGAARD : Islamic Taxation 131 ff.

⁴ PIGULEWSKAJA : Vizantija i Iran p. 225; ALTHEIM : Ein asiatischer Staat p. 40 ; NB.: die Bezahlung in drei Raten kommt auch im arabischen Steuerwesen solcher Gebiete vor, auf die sich das spätrömische Steuerrecht niemals bezogen hat, cf. LØKKEGAARD : op. c. 109, Spuler : Iran in frühislamischer Zeit 456 ; OBERMEYER : Die Landschaft Babylonien, p. 236 n. 2. I).

Es sei mir erlaubt, zur Einleitung der prinzipiellen Diskussion einige Einzelfragen zu berühren.

a) Die sassanidische Kopfsteuer, die *ġizya*, betrug laut Angaben des Tabari⁵ 4—12 Dirhem *ka-qadri ikthâri 'rraġuli va-iglâlihi*. Altheim⁶ bezieht die Infinitive *ikthâr* und *iglâl* entgegen der Übersetzung Nöldeke's nicht auf das Vermögen der besteuerten Person, sondern auf ihre Arbeitskraft, und erblickt darin eine Verwandtschaft mit der, ebenfalls die Arbeitskraft zugrundelegenden *capitatio*. Diese Auffassung können wir nicht teilen *ad* (1.) aus lexikographischen Gründen: die Verbe *akthara* bzw. *aqalla* beziehen sich m. W. in absolutem Sinne auf Angaben des Vermögens, bzw. des Einkommens, nicht aber auf die Arbeitskraft⁷; *ad* (2.) aus logischen Gründen: die Grundtendenz des neuen Steuersystems ist einen beständigen Steuersatz zu schaffen, und wird eben deswegen nicht subjektiv-unbeständige Faktoren zugrunde legen. Auch trotz der theoretisch-logisch begründeten Beweisführung Altheims ist es sehr gut möglich, dass Leute unter 20 und über 50 Jahren nicht steuerpflichtig waren. Die diesbezüglichen Aussagen Tabari's und Dinawari's⁸ sind eindeutig. Das römische Steuersystem Syriens, wo die Kopfsteuer nur zwischen 14—65 Jahren galt,⁹ sowie die römische Laographie in Aegypten, wo ungefähr dieselben Altersgrenzen waren,¹⁰ und auch der strenge Census des Galerius a. 306 im ganzen Orient, der laut Angaben des Lactantius ebenfalls an gewisse Altersgrenzen gebunden war, die allenfalls seitens der Behörden unbeachtet blieben¹¹ — gelten alle als überzeugende Parallelen zu der sassanidischen Verfügung. Zwischen 20 und 50 Jahren ist aber die Arbeitskraft keiner erwähnenswerten Schwankung ausgesetzt, jedenfalls nicht in solchem Masse, dass das einer nuancierten Besteuerung zugrunde liegen könnte. Vergessen wir weiterhin nicht, dass die überwältigende Mehrheit der besteuerten Personen der niedrigsten Kategorie mit 4 Dirhem zugehörte, was nur dann erklärlich ist, wenn wir in dieser Gruppe die grösste Masse der kleinen Landwirte sehen.¹² Eine überzeugende Parallele bietet auch die frühislamische Besteuerung Irans, die — wie

⁵ Tabari: *Annales* ed. de Goeje I. 960, 7; NÖLDEKE: *Gesch. der Araber u. Perser* unter den Sassaniden p. 241.

⁶ Ein asiatischer Staat p. 39.

⁷ LANE I. 2593 s. v. *kthr* IV: «he brought, he did, he said much etc.» hat diesen Sinn mit dem acc. des Subst. verbale des betreffenden Verbs. «He became rich, he abounded in property etc.» auch absolut. Zum Sinne des *akthara* richtiger: DOZY: *Supplément* II. 445: «être riche et non pas enrichir».

⁸ Tabari op. c. I. 926, 12; Dinawari: *Kitâb al-aġbâr at-tivâl* p. 73, 5.

⁹ Dig. L. 15, 3 (Ulpianus), cf. JONES: *JRS* 1953, p. 51.

¹⁰ JOHNSON: *ESAR* II. 531 ff; DÉLÉAGE: *La capitation du Bas-Empire* p. 46. LOT: *Nouvelles recherches sur l'impôt foncier* p. 30. — Zur aegyptischen Laographie neuesten: EVANS: *The poll-tax in Egypt* (Aegyptus 1957, 259—265).

¹¹ Lactantius: *De mortibus persecutorum* cap. 23: *aestimabantur aetates singulorum, parvulis adiciebantur anni, senibus detrahebantur*. — Das hat nur so einen Sinn, wenn die «parvuli» und die «senes» sonst steuerfrei waren.

¹² NÖLDEKE: op. c. p. 246 n. 2.; PIĞULEWSKAJA: op. c. p. 223.

bekannt¹³ — an das sassanidische System anknüpfte, und die Höhe der *ġizya* dem Vermögenszustand der besteuerten Personen anpasste: Arme bezahlten 12 dirhem pro Jahr, die «Mittelklasse» 24 drh., die Reichen 48 drh.¹⁴

Gegen diese Tatsachen können m. E. die aprioristisch ein logisch durchgearbeitetes System postulierenden Erwägungen Prof. Altheims nicht standhalten. Die — unberücksichtigt der Arbeitskraft — festgelegte materielle Nuancierung der Kopfsteuer war nichts Anderes, als eine zwiefach progressive Besteuerung, die den Bodenbesitz von zwei Seiten her — unvermittelt durch den *harāġ*, vermittelt durch die *ġizya* finanziell ergreifen wollte. Dadurch wird aber ein Grundpfeiler der Analogie zwischen *ġizya* und *capitatio* hinfällig.¹⁵

b) Die grundlegend wichtige Erkenntnis, dass sowohl das spätrömische als das spätsassanidische Steuersystem anstatt der jährlich wechselnden Steuereinnahmen (gemäss der jeweiligen Ernte) mit einem voraus bestimmten Einnahmehudget rechnen wollte, trifft den prinzipiell wichtigsten Begegnungspunkt der beiden Systeme.^{15a} Hinsichtlich der Methode der Vorausbestimmung ergeben sich jedoch schwerwiegende Unterschiede. Das wichtigste neue Element in Anōšarvān's *harāġ* war — wie der von Tabari zitierte *kâtib* das schon treffend bemerkt hatte¹⁶ — die Vorausbestimmung und somit die Feststellung der *Steuersumme*, während die *jugatio* anstatt dessen eine feste *Steuerunterlage* schuf. Die alle 15 Jahre stattfindende Indiction konnte nur den Wert des zu steuernden Besitzes bzw. Zahl und Arbeitswert der Personen feststellen, die Steuersumme selbst wurde jedoch durch die jährlich wiederkehrende und variable Steuerausreibung (*delegatio, diatagma*) und das dazugehörige, detaillierende *brevion* bestimmt.¹⁷ Durch dieses elastische System konnten die Steuer jährlich, den staatlichen Bedürfnissen gemäss bestimmt, bzw. erhöht werden. Laut Themistius wurden die Steuer der östlichen Provinzen binnen eines Menschenalters von Constantin bis auf Valens aufs zwiefache erhöht.¹⁸ Umgekehrt konnte Julian der Abtrünnige in Gallien ohne am Steuersystem selbst etwas zu ändern, den ein *Caput* betreffenden Steuer soll von 25 Solidi auf bloss 7 verringern.¹⁹

¹³ SPULER: Iran in frühislamischer Zeit p. 454: «Das Fortbestehen des mittelpersischen Grundsteuersystems ist uns nur für das Zweistromland quellenmässig belegt». cf. FIGULEWSKAJA: op. c. p. 223.

¹⁴ SPULER: op. c. p. 451.

¹⁵ FIGULEWSKAJA op. c. p. 222 übernimmt die traditionelle Deutung Nöldekes, postuliert aber dennoch die Übernahme des diocletianischen Steuersystems seitens Chusrô.

^{15a} SESTON: Dioclétien et la tetrarchie p. 281: «Mais la plus grande nouveauté de la capitation de Dioclétien fut en définitive ceci: jusqu'alors le fise s'emparait de sa part dans les revenus des contribuables... Désormais, pour une catégorie de sujets, les paysans, un cote fiscale est créé dans l'abstrait, le caput... (gesperrt von mir — H.)

¹⁶ Op. c. I. 961, 7.

¹⁷ LOT: Nouvelles recherches, p. 45.

¹⁸ Or. VIII, p. 113 der Pariser Edition (a. 1684).

¹⁹ Amm. Marc. XVI. 5, 14.

Altheim wies zwar mit Recht darauf hin,²⁰ dass, unbeachtet der theoretischen Fixierung, die Steuersätze auch unter den Sassaniden fortlaufend erhöht wurden — das konnte aber, abweichend vom römischen Vorgang, nicht durch die, dem System inhaerente Elastizität, sondern durch die unverschleierte Erhöhung der Forderungen erreicht werden. Die zwei Steuersysteme sind also — trotz weitgehender analoger Erscheinungen — in dieser Hinsicht grundsätzlich verschieden.

c) Noch weiter führt uns ein dritter, ebenfalls prinzipieller Unterschied. Kopf- und Bodensteuer sind im Sassanidischen Reich sowohl ihrem System und ihrer konkreten Zahlenmässigkeit gemäss von einander unabhängig, während das charakteristische Element der diocletianischen Steuerreform eben in der Einheitlichkeit, in der Additionabilität der durch zwiefache Besteuerung erreichten Summen liegt, und eben diese Einheitlichkeit, der gleiche Wert der einzelnen iuga und capita, gibt das Wesen, das «principium differentiationis» der spätrömisch-frühbyzantinischen Besteuerung, alledem anderen System gegenüber.²¹ Hier ist es nicht angebracht, die summenmässige Identität von iugum und caput weitläufig beweisen zu wollen. M. E. wird sie — auch entgegen der jüngst erhobenen Zweifel von A. Segré²² und A. Déléage²³ — in *theoria* genügend erwiesen durch den, caput und iugum als aequivalente Begriffe behandelnden Sprachgebrauch des C. Th.,²⁴ in *praxi* bezüglich Galliens durch die Angaben des Panegyricus von Eumenius,²⁵ bezüglich Kleinasiens

²⁰ Op. c. p. 40 f.

²¹ OSTROGORSKY: Das Steuersystem im byzantinischen Altertum (Byzantion 1931, 229—240) «Die von Diocletian geschaffene und die ganze frühbyzantinische Zeit hindurch geltende Steuerordnung ist dadurch gekennzeichnet, dass die Kopf- und Grundsteuer hier zu einem einheitlichen System vereinigt erscheinen (gesperrt von mir — H.). Noch eindringlicher z. B. PIGANIOL: La capitation de Dioclétien (Rev. Hist. CLXXVI [1935], p. 11).

²² Studies in Byzantine Economy: Jugatio and capitatio (Traditio 1945, p. 124).

²³ La capitation du Bas-Empire, p. 148: «Pas plus qu'en Égypte on ne rencontre en Syrie le moindre rapport entre l'impôt personnel et l'impôt foncier». Die von DÉLÉAGE für seine These angebrachten Beweise sind jedoch nicht überzeugend:

a) C. Th. XVI, 2, 26 (a. 381) handelt nicht über die Capitation, sondern über *munera personalia* der Hüter der heiligen Plätze, wie es auch aus dem Kontexte erhellt: «*Quis enim eos capite census patiatur esse devinctos, quos necessario intellegit supramemorato obsequio mancipatos?*» Cf. auch den Kommentar des Gothofredus.

b) C. I. XI, 55, 1 kann «capitatio» nicht als «taxe de fourrage» erklärt werden. Hier ist über die mit iugatio verbundenen capitatio die Rede. Zur falschen Interpretation von DÉLÉAGE s. die kritischen Bemerkungen von Lot: Nouvelles recherches... p. 24 ff.

c) Die zahlreichen, an die pf. pt. Orientis gerichteten Reskripte zur Steuererhebung (z. B. C. Th. VII, 20, 4; XI. 1, 14; XI. 3, 5; XIII. 11, 9 etc.), sowie die im ganzen Oriens einheitlich durchgeführte Steuererhebung Galerius' beweisen zur Genüge, dass diese in der Praefectura Orientis nach einheitlichen Prinzipien durchgeführt wurde; da daher in Kleinasien 1 caput jedenfalls = 1 iugum war (cf. N. 26), muss dasselbe auch in Syrien der Fall gewesen sein.

²⁴ C. Th. XI. 20, 6 (a. 430 ad pf. pt. Or.): *eorum iugorum sive capitum, sive quo alio nomine nuncupantur...*. — Iustinianus Nov. 17, 8: τῶν ζυγοκεφάλων ἢ ιούγων ἢ ιουλίων (?) ἢ ὅπως δήποτε ἀν αὐτὰ χόρων καλοῖεν... cf. auch Salvianus: De gub. dei V. 8.

²⁵ Panegyriques latines ed. Galletier VIII (V) 11, 3 (die bisher allgemein angenommene Autorschaft des Eumenius wird von Galletier bezweifelt).

durch die Kataster von Astypalaia,²⁶ wo *gés zyga* (= *iuga*), *anthrôpôn kephalai* (= *capita*, bzw. *capitatio humana*) und *zôôn kephalai* (= *capitatio animalium*) einheitlich in *zygokephalai* (= *capita iugorum*) additiert werden.²⁷ Um zur sassanidischen Besteuerung zurückzukehren — das zwiefache System des *harâj* und *ġizya* enthält nichts von dieser, in höchstem Masse charakteristischen inneren Einheit des spätrömischen *iugatio-capitatio*, und ist in dieser Hinsicht eher mit jenen Steuersystemen verwandt, in denen Kopf- und Bodensteuer von einander unabhängige Einheiten bilden, so z. B. im mittelbyzantinischen System von der *synone* und *kapnikon*²⁸ oder des vordiocletianischen Steuersystems von Syrien, mit seinem, ebenfalls unabhängigem *tributum capitis* und *tributum soli*.²⁹ Wichtiger als alldiese sind aber die Folgerungen, die wir aus dem früh-sassanidischen Steuersystem, dem unvermittelten Vorläufer der Anôšarvân-schen Reform, schöpfen können.

II

Ausser den, von Prof. Altheim herangezogenen arabischen Urkunden stehen uns bezüglich des frühsassanidischen Steuersystems eingehendere Angaben zur Verfügung in der talmudischen, und — in kleinerem Masse — in der syrischen hagiologischen Literatur. Namentlich die talmudischen Angaben waren der Forschung bisher ja nicht unbekannt. Forscher der orientalischen Steuersysteme, wie Nöldeke³⁰, Rostovtzeff,³¹ Løkkegaard³² und Heichelheim,³³ — um nur einige zu nennen — haben sie, wenigstens in grossen Zügen, gekannt, aber wegen ihrer Verschwommenheit und unzulänglicher Präzision keine Möglichkeit gesehen, aus ihnen weitgehende und sichere Folgerungen zu ziehen. Forscher, die sich speziell mit dieser Frage eingehender befassten, wie Newman³⁴ und Soloduh³⁵ sind auf weitgehend gegensätzliche Resultate gekommen. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich z. B. Rostovtzeff — dessen Ansicht als

²⁶ I. Gr. XII/3, 180—182, neuestens kommentiert von JONES: *Census records of the Late Roman Empire* (J. R. S. 1953, 49—64).

²⁷ Die Annahme LOTS, die astypaläischen Urkunden seien vordiocletianisch (*Nouvelles recherches...* p. 33, n. 1.) ist durch die Ergebnisse JONES' gegenstandslos geworden, und ruht auf der falschen Lesung ζν(=ζνγá=iūgera) statt ζκ(=ζυγοκεφάλαι)

²⁸ OSTROGORSKY: *Byzantion* 1931, p. 232; «An die Stelle der gegenseitigen Verknüpfung der capitatio und der iugatio tritt eine getrennte Erhebung der Kopf- und der Grundsteuer». Cf. auch E. STEIN: *Hist. du Bas-Empire* II. p. 200 n. 2.

²⁹ Laut Appianos: *Syr.* VIII. 50 war die Grundsteuer in Syrien *ἐκατοστὴ τοῦ τιμήματος ἐκάστῳ* also 1% des Wertes — unabhängig vom jeweiligen Ertrag. Ebenso die Steuer nach den Weingärten: 15 sheqel pro Einheit. Jedenfalls gab es auch eine perzentuelle Besteuerung (nach Josephus: *Ant.* XIV, 10, 6 durchschnittlich 12½%). Cf. HEICHELHEIM in *ESAR* IV 231 ff.

³⁰ *Gesch. der Araber u. Perser* p. 241 n. 1.

³¹ *Social & Economic Hist. of the Hellenistic World* pp. 468, 1434.

³² *Islamic Taxation...* p. 125 ff.

³³ *Op. c.* p. 224.

³⁴ *Agricultural Life of the Jews in Babylonia* pp. 161—186.

³⁵ Ю. А. СОЛОДУХО: *Podati i powinnosti v Irace v III—V. vv. naschej Eri* (Sow. Vostokovedenie V [1948] 55—72).

typisch betrachtet werden kann — höchst zurückhaltend äussert: «die Angaben des Talmud . . . ergeben kein zusammenhängendes, verständliches Bild . . . jedenfalls ist es schwer zu unterscheiden, ob die *Tasqâ* des Talmud eine Pacht oder eine Steuer war, und ob sie in Naturalien oder in Geld bezahlt wurde. Das Problem wird noch durch die Erwähnung eines «Königsanteiles» weiter kompliziert, der die gleiche, oder auch eine zusätzliche Zahlung gewesen sein kann.»³⁶

Ich glaube jedoch, bei diesem «non liquet» dennoch nicht steckenbleiben zu müssen. Der babylonische Talmud unterscheidet *drei* Abgaben der babylonischen Juden,³⁷ u. z. zwei Bodenabgaben: *Tasqâ*³⁸ und *manthâ de-malkhâ* (= aram. «Königsanteil»), und eine Kopfsteuer (*Krâgâ*). Die etymologische Verwandtschaft und der seltsame semantische Gegensatz zwischen aram. *Krâgâ* (Kopfsteuer) und arab. *ḥarâğ* (Bodensteuer) wurde schon längst beobachtet, und teils aus dem Griechischen,³⁹ teils aus dem aramäischen⁴⁰ erklärt. Von unserem Standpunkte aus ist aber schwieriger die Frage über den Zusammenhang und Unterschied der beiden Bodenrenten (oder Steuer): *tasqâ* und *manthâ de-malkhâ*. M. E. ist es gewiss — entgegen der Theorie Soloduho's — dass die zwei Ausdrücke zwei, verschiedentlich gestaltete Abgaben bedeuten.⁴¹ Laut dem Talmud⁴² mussten die Steuereintreiber an der Tenne warten und das ihnen gebührende Quantum des Königsanteiles forttragen. Dies entspricht im allgemeinen dem Vorgang der laut unseren Quellen unter Qavâdh I. geltenden Steuereintreibung. *Tasqâ* hingegen konnte — oder musste — in Geld, und in einer vorausbestimmten Summe bezahlt werden. Bemerkenswert ist auch, dass die *Tasqâ* von den Bodenbesitzern eines grösseren Komplexes (aram. *Bâghâ*)⁴³ kollektiv, unter gegenseitiger Verantwortung⁴⁴ bezahlt wurde, und

³⁶ a. a. O. p. 365.

³⁷ FIGULEWSKAJA: op. c. p. 224 erwähnt derer nur Zwei: *tasq* und *karaga*.

³⁸ Aus gr. *τάσις* mit Metathese, cf. KRAUSS: Gr. u. lat. Lehnwörter I. 114, § 207., cf. LØKKEGAARD: op. c. 125, mit weiterer Literatur.

³⁹ gr. *χοράγιον, χορηγία* > k'râgâ > harâğ.

⁴⁰ aram.: *halâk* > k'râga > ḥarâğ cf. HENNING: Orientalia 1935, 295 ff, SPULER: op. c. p. 454.

⁴¹ Die Hauptunterschiede sind die Folgenden:

a) *Tasqâ* wird unabhängig vom Ertrag bezahlt — *manthâ de-malkhâ* gemäss dem jeweiligen Ertrag;

b) T. ist eine pars quanta — m. d. m. eine pars quota;

c) T. wird in Geld bezahlt, jedenfalls in Geld umlösbar — m. d. m. in Naturalien;

d) Auf Nichtbezahlung der t. folgt Einbeziehung des Besitzes — m. d. m. kann auch rückständig bezahlt werden (cf. b. Gittin 58b, b. Baba k. 113b, b. Baba m. 73b). SOLODUHO (a. a. O.) bemerkt nur den Unterschied bezüglich der Geld- bzw. Naturalzahlung, und sieht darin zwei Seiten ein- und derselben Abgabe.

⁴² b. Baba k. 113 b.

⁴³ s. 82 (Gitt. 58 b, b. Baba b. 54 b) cf. LEVY: Aram. u. Neuhebr. Wörterbuch s. v.: 'Gau, Marktflecken, Complex von Feldern.'

SOLODUHO: a. a. O.: чей-либо комплекс земельных угодий.

BARTHOLOMAE: Altiranisches Wb. s. v. *bag-*: 'als Anteil zuweisen';

STEINGASS: Persian—English Dictionary s. v. *bagh*: 'garden';

BROCKELMANN: Lex. Syriacum s. v. *bagha*.

⁴⁴ Zur iranischen Dorfgemeinschaft unter den Sassaniden vgl. FIGULEWSKAJA: Goroda Irana. p. 174 ff; zur gegenseitigen Steuerverantwortung: NEWMAN: op. c. p. 163 f.

dadurch erhielten die wohlhabenden Mitglieder der Steuergemeinschaft die Möglichkeit, durch Bezahlung des Steueranteils ihrer ärmeren Genossen auch die Nutzniessung ihrer Güter zu erwerben⁴⁵ — ein Vorgang, den wir mutatis mutandis durch die Reden des Libanios auch bezüglich des frühbyzantinischen Syriens kennen.⁴⁶ Ein gewisser Giddol b. Re'ulaj hat nach talm. Angaben⁴⁷ in den 370-er Jahren die *Tasqâ*-Steuer seiner ärmeren Genossen für drei Jahre voraus bezahlt und dadurch für diesen Zeitraum den Ertrag ihrer Felder erworben. *Tasqâ* konnte also nur eine fixierte und in Geldwert bestimmte, jedenfalls in Geld unlösbare («adaerierbare») Steuer bedeuten — sonst wäre die Bezahlung für drei Jahre im voraus glatt unmöglich.

Noch ein Unterschied: *Mantâ de-malkhâ* wird augenscheinlich als reine Bodensteuer betrachtet, *tasqâ* jedoch als, dem König zu bezahlende Bodenrente, durch deren Bezahlung Jahr für Jahr die Nutzniessung der fraglichen Felder gesichert wird. «Die Krone hat entschlossen, dass jener den Boden benützt, der die *tasqâ* bezahlt» — lautet ein Ausspruch des frühen 4. Jh. (Abbaj, gest. a. 338).⁴⁸ «Jedes Feld ist für die *tasqâ* beanschlagt und nur wer sie bezahlt, darf es benützen» — sagt einer der Weisen im ausgehenden 4. Jrh. (R. Aši).⁴⁹ Beachtenswert ist auch, dass eine gewisse Kategorie der Felder zur Bezahlung der *tasqâ* nicht verpflichtet war.⁵⁰ Diese Kategorie wird als *ar'â qanjâ* (oder *qannâjâ*) bezeichnet. Den unklaren Ausdruck übersetze ich zu Grunde des Syrischen *qanâjâ* = Käufer als «gekauft», d. h. in vollwertigem Eigentum sich befindende Erde.

Dem oben ausgeführten entsprechend finden wir Unterschiede auch hinsichtlich der Rückstände: bei *tasqâ* waren solche einfach unmöglich, da durch das einmalige Ausbleiben der Rente auch die Nutzniessung verloren ging; bezüglich *mantâ de-malkhâ* konnten rückständige Bezahlungen auch in späterem Zeitpunkt stattfinden.⁵¹

Tasqâ und *mantâ de-malkhâ* können laut alldem — entgegen der Meinung Soloduho's — nicht identisch sein. Sehr unwahrscheinlich ist aber auch, dass sie zusätzliche Abgaben für denselben Bodenbesitz bedeuten könnten.⁵² Ganz gewiss ist, dass eine bestimmte Kategorie auf *tasqâ* nicht verpflichtet war und sinngemäss nur den Königsanteil zu bezahlen hatte. Alles spricht dafür, dass die zwei Sorten von Bodenabgaben auf zwei verschiedenen Kategorien des

⁴⁵ v. b. Baba b. 55a über das Verfahren der jüdischen גרמי (Grossgrundbesitzer und augenscheinlich Steuerpächter).

⁴⁶ Lib. Or. 54, 22 (sie borgen Geld den verarmten Curialen); Or. 48, 38 (sie kaufen ihre Felder auf); Or. 32, 8 (sie rauben die Armen aus).

⁴⁷ b. Gittin 58 b (Ein Zeitgenosse dieses Vorganges war R. Papa, gest. a. 378).

⁴⁸ b. Baba b. 54 b.

⁴⁹ b. Baba m. 73 b. — Gewisse Felder sogar für Übernahme der *Tasqâ*-Verpflichtung in Miete gegeben (b. Nedarim 46b), cf. SOLODUHO: a. a. O. p. 59, n. 8.

⁵⁰ b. Baba m. 110a ט"ז ט"ז ט"ז ט"ז ט"ז (die Emendation des schwer verständlichen ט"ז in ט"ז (colonia), cf. NEWMAN op. c. p. 166, n. 1. ist m. E. hier unangebracht).

⁵¹ b. Baba k. 113b, bei NEWMAN op. c. p. 167.

⁵² Der Talmud erwähnt die zwei Abgaben nie zusammen.

Bodenbesitzes lasteten. Diese Kategorien konnten nicht regionell verschieden sein — wenigstens innerhalb der Landschaft Babylonien nicht —, denn die Juden bewohnten einen einheitlichen, nicht sehr ausgedehnten Bezirk im mittleren Mesopotamien.⁵³ Der Unterschied musste *staatsrechtlich* bestimmt sein. Die einzig mögliche Lösung ist m. E. die folgende: *tasqā* war die Bodenrente der königlichen Felder (*chōra basiliké*),⁵⁴ *mantā de-malkhā* die, dem König gebührende Steuer der freien Bauer, oder im allgemeinen: aller, nicht auf königlichem Gebiet lebender Personen. Wenn in den Diskussionen des bab. Talmuds die *tasqā* eine weit grössere Rolle spielt, so ist das damit zu erklären, dass der grösste Teil der babylonischen Juden auf königlichem Land, in geschlossenem Rahmen — ähnlich der *katoikoi* im Seleukidischen Reich — sich niederlassen musste. Allenfalls muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass *tasqā* hauptsächlich oder lediglich in den Krongütern Mesopotamiens bezahlt wurde, und deshalb eben im talmudischen Schrifttum erwähnt wird.

Der oben ausgeführten Gedankengang wird gewissermassen durch die Praxis der frühislamischen Besteuerung bestätigt, die — wie bekannt — auf ehemaligem sassanidischem Gebiete sich hauptsächlich auf Fortsetzung der wohlbewährten Methoden beschränkte.⁵⁵ Das islamische Steuerrecht kennt zwei Haupttypen für die Berechnung der Bodensteuer:⁵⁶ *misāḥa* — eine fixierte Summe entsprechend der Fläche des gesamten, oder (nach anderer Prozedur) nur des bebauten Areals, und *muqāsama* — eine jährlich wechselnde Quantität, entsprechend der jeweiligen Ernte. *Misāḥa* entspricht also der talmudischen *tasqā* und der sassanidischen Besteuerung *nach* der Reform des Anōšarvān, *muqāsama* jedoch der *mantā de-malkhā* und der frühsassanidischen Besteuerung. Nun, die Quellen zeigen einerseits, dass das *misāḥa*-System vorzüglich im Iraq vorherrschend war — das heisst, in jenen Gebieten, auf die sich die talmudischen Angaben beziehen,⁵⁷ andererseits, dass der frühe Islam eine *tasq* benannte Bodensteuer kannte. Dieser terminus technicus wurde nur allmählich durch den allgemein üblich gewordenen *ḥarāḡ* verdrängt.⁵⁸ *Tasq* — (= aram. *tasqā*) hatte aber den Charakter der späteren *misāḥa*!⁵⁹ Das beweist die allgemeine Gültigkeit und Weiterleben dieser aus dem Talmud bekannten Steuer.

⁵³ OBERMEYER: op. c., Kartenbeilage.

⁵⁴ Über sassanidisches Königsland: ALTHEIM: op. c. p. 11.

⁵⁵ SPULER: op. c. p. 451, LØKKEGAARD: op. c. p. 58, 126.

⁵⁶ Die *muqāṭa'a*, von SPULER als selbständiger Typus aufgefasst (a. a. O. p. 457) scheint mir eine Spielart der *misāḥa* I. (fixierte Summe nach dem gesamten Areal) zu sein, cf. LØKKEGAARD: op. c. 115, und 108 ff.

⁵⁷ LØKKEGAARD: op. c. p. 113: «we are told, that the *misāḥah* was confined in Arabic times to a region not extending far beyond the Tigris». — Unter Maṣṣūr (754—775) forderten die Bewohner Iraqs Einführung der *muqāsama* anstatt der *misāḥa* (ebda). Dieselben Forderungen in der Gegend von Kūfa s. ebda p. 124.

⁵⁸ LØKKEGAARD: p. 126, OBERMEYER: op. c. 221, n. 3.

⁵⁹ «Thus something suggests, that the word (*tasq* — H.) to some extent has been reserved for the *misāḥah* impost that was taken over from the Sasanids» (LØKKEGAARD: p. 126).

Bemerkenswert ist auch, dass *tasqâ* auch in den, von Juden bewohnten babylonischen Städten nach den Häusern und Bädern zu bezahlen war.⁶⁰ Dass diese Institution nicht allgemein war, geht aus dem Schweigen anderer — namentlich der syrischen Quellen, z. B. der Vita des hl. Symeon bar-Çabba hervor⁶¹ — die nur über eine Kopfsteuer, nicht aber Boden- bzw. Haussteuer der städtischen handel- und industrietreibenden Bevölkerung wissen.⁶² Da die babylonischen, von Juden, d. h. als landsfremd betrachteten Elementen bewohnten Städte als «königliche Städte» galten,⁶³ kann die städtische *tasqâ* rechtlich als Rente für Benutzung des königlichen Bodens betrachtet werden — ähnlich dem viel diskutierten byzantinischen *aerikon*.⁶⁴

Das Bild des früh-sassanidischen in Babylonien gültigen Steuerwesens, wie es nun im Lichte der talmudischen Angaben erscheint, bestätigt wiederum neuerseits das wichtige Erkenntnis Prof. Altheims⁶⁵ über das Dasein zweier, verschiedener Bereiche der sassanidischen Staatslandschaft: einerseits der unmittelbaren Königsgewalt unterliegenden Ländereien — deren Besitzer zur *tasqâ* verpflichtet waren — andererseits solcher, auf die die Zentralgewalt und das königliche Eigentumsrecht sich nur mittelbar auswirkte; die hier lebenden Besitzer hatten die *mantâ de-malkhâ*, den Königsanteil zu bezahlen. Der Talmud gibt keinen Nachweis dessen, dass die mit *mantâ de-malkhâ* besteuerten Felder in Händen des gutsbesitzenden Adels gewesen wären: aber der Ausdruck selbst kann darauf hinweisen, dass nur ein Teil (*mantâ*) der Abgaben nach diesen Feldern der königlichen Schatzkammer zufiel.

Kehren wir aber zur *tasqâ* zurück. All das, was wir darüber wissen, entspricht ganz überraschend der *ḥarâğ* des Chusrô Anōšarvân. Beide sind eine, in festem Geldwert bestimmte, jedenfalls in Geld umlösbare, vom jeweiligen Ertrag unabhängige Steuer, deren Dasein die pünktlich genug datierbaren Aussagen des bab. Talmuds vom 3. Jh. bis zum 5ten — also Jahrhunderte vor der sassanidischen Steuerreform — historisch unanfechtbar bezeugen.

⁶⁰ b. Nedarim 46b, 62b, b. Baba k. 88a. — über eine Haussteuer in der römischen Provinz Syria (Antiocheia und Jerusalem) s. HEICHELHEIM; ESAR IV. 236; in Kleinasien: Cicero: Ep. ad fam. III. 8, 5: *exactio . . . capitum atque ostiorum*.

⁶¹ Patr. Syriaca II. 726–734. — Die Chronik von Séert (Patr. Orientalis V. 260 f) spricht über die Kopfsteuer (*ḥarâğ*, hier = aram. *k'raga*) der christlichen Städtebewohner.

⁶² Nach FIGULEWSKAJA: Goroda Irana. p. 250 bezahlten die Städtebewohner nur Kopfsteuer *מס ראש* und «Zoll» *מס מכר*, genauer: eine Gewerbesteuer für Handwerk und Handel. In demselben Sinne sind auch ALTHEIMS Angaben über die städtischen «Zölle» zu verstehen (op. c. II, 43).

⁶³ Über königliche Städte im sassanidischen Reich: ALTHEIM: op. c. 23 ff, FIGULEWSKAJA: Goroda Irana p. 151 f., 176, cf. noch: Hist. Nestorienne (Patr. Orientalis VII, 124 f. über die Städte Qavadh's I. — Selbstverständlich waren nicht alle Städte des sassanidischen Reiches «Königsstädte». Ein Teil, die «alten» — bereits unter den Arsakiden, bzw. den Seleukiden bestehenden Städte hatten gewisse Autonomie, die nur stufenweise und vielleicht auch nicht vollkommen vernichtet worden ist.

⁶⁴ Zum byz. Aerikon als Gebäudesteuer cf. E. STEIN: op. c. II. 443 f.

⁶⁵ Op. c. p. 11. — S. auch SPULER: op. c. 443 ff, der im frühislamischen Iran den «unmittelbaren» Kronbesitz von den «eximierten Gebieten» unterscheidet.

Über die Kopfsteuer, die *krâgâ* möchte ich mich kürzer fassen, da das Weiterleben dieser Kopfsteuer in sich keine Kontroverse bietet. Diese Steuer wurde von jeder selbständigen Existenz — Männern und Witwen — bezahlt, aber gewisse begünstigte Kategorien, so die Magier (*ʿabdê de-nurâ*) wurden von ihr befreit.⁶⁶ Wenn wir daher erfahren, dass laut Tabari gewisse Gesellschaftsgruppen von der *ġizya* des Anôšarvân befreit wurden, so müssen wir das nicht mit der Analogie der *capitatio* erklären,⁶⁷ sondern auch darin Weiterleben und Weiterentwicklung älterer Institutionen sehen. Die Kopfsteuer wurde von den örtlichen Behörden ausgehoben, von den Christen z. B. durch den Bischof,⁶⁸ von den Juden durch eine Kommission aus 7 Mitgliedern.⁶⁹ Grundlage der Kopfsteuer war das Vermögen: das bestätigt ebenfalls die früher vorgetragene Interpretation des *ikthâr* und *iqâl* der arabischen Quellen.

III

Quod erat demonstrandum: im Sassanidischen Reich waren auch vor der Reform des Chusrô Anôšarvân die grundlegenden Züge seines Systems, u. zw. Kopf- und Bodensteuer, — die letztere auf den königlichen Feldern mit in Geldwert festbestimmten Summen — vorhanden. Die Neuerung bestand also nicht in der einfachen Übernahme der römisch—byzantinischen *jugatio-capitatio*, sondern darin, dass der König im Rahmen seines Kampfes gegen die politische Macht der Aristokratie jenes System der pacht-artigen Besteuerung, die bislang gemäss der von Marx⁷⁰ in klassischer Weise charakterisierten altorientalischen Besitzverhältnissen auf unmittelbar königlichem Gebiet eingeführt wurde, nun als allgemeingültige Institution im ganzen Reich ins Leben rief, und dadurch praktisch — wenn auch nicht deklarativ — das charakteristisch altorientalische, auch vom Begründer der sassanidischen Dynastie angenommene Prinzip des primär herrscherlichen Grundeigentums wieder herstellte. In seiner Neuerung erkennen wir also nicht lediglich eine finanziell-administrative Massnahme zwecks Erhöhung der königlichen Einnahmen, sondern einen prinzipiell wichtigen wirtschaftspolitischen Schritt zur Herstellung der uralten Rechte der orientalischen Despotie.⁷¹ Dieser prinzipiell-politische Zug

⁶⁶ b. Nedarim 62 b. — Selbst unter arabischer Herrschaft waren «Priester und Mönche» von der Kopfsteuer befreit (SPULER: op. c. 451).

⁶⁷ ALTHEIM: op. c. p. 40.

⁶⁸ Patr. Syriaca II. 726.

⁶⁹ b. Sanhedrin 25b — 26a.

⁷⁰ MARX: Grundrisse der Kritik der polit. Ökonomie, DVB p. 376 f, cf. WELSKOPF: Die Produktionsverhältnisse im Alten Orient und in der griechisch—römischen Antike p. 108 ff.

⁷¹ Demgemäss wären ALTHEIMS Ausführungen op. c. 166 ff über den Gegensatz zwischen der Politik des Anôšarvân I. und Ardašêr zu modifizieren. Die *Grundprinzipien* blieben dem oben ausgeführten zufolge dieselben. S. auch Tabari op. c. 898, 4 ff., NÖLDEKE: Gesch. der Araber u. Perser p. 165: «Er (Anôšarvân I. — II.) studierte das Leben des Ardašêr, seine Briefe und Richtersprüche, nahm sie zum Vorbild und ermahnte die Leute, sie auch dazu zu nehmen».

der Reform erklärt den erbitterten Einspruch der Vornehmen — dessen Schärfe auch durch die anekdotische Schilderung Tabaris durchschimmert⁷² — und seine, ebenfalls durch den prinzipiellen Gegensatz bestimmte, radikale Unterdrückung.

IV

Aus einer, von Altheim abweichenden Auffassung der spätsassanidischen Steuerreform ausgehend können wir zur Annahme seiner im allgemeinen formulierten Feststellung über die «überraschende Konstanz»⁷² in den Verwaltungs- und Steuersystemen der einander ablösenden Regierungen in Iran zurückkehren. Vielleicht dürfen wir aber in der Konkretisierung dieser sehr wahren Feststellung noch einige Schritte weitergehen.

Das II. Buch des pseudoaristotelischen Oikonomikos weist in seiner bekannten Behandlung der *oikonomia satrapikē*⁷³ eine auffallende, bisher nicht genügend erläuterte Zwiespaltigkeit der Einnahmen auf: die Einnahmen «*apo tēs gēs*» werden *ekphorion* und *dekatē* benannt,⁷⁴ die nach dem Viehstande: *epikarpia* und *dekatē*, die «übrigen» Einnahmequellen: *epikephalaion* und *cheirônaxion*. Was nun die Benennung der Bodeneinkünfte betrifft, ist *ekphorion*, wie bekannt, in der ptolemäischen Terminologie jene feste Pachtsumme, die die bäuerlichen Pächter den Grundbesitzern oder dem Staat bezahlen mussten.⁷⁵ Darin müssen wir also — Rostovtzeff folgend⁷⁶ — eine festbestimmte «*pars quanta*» sehen, im Gegensatz der «*pars quota*» bezeichnenden *dekatē*. In der «satrapischen Ökonomie» konnte das als staatliche Einnahmequelle nichts anderes bedeuten, als die, der Staatsbehörde zu bezahlende Bodenrente der *laoi basilikoi*, der auf königlichem Gebiet (*chōra basilikē*) lebenden Bauerpächter, während *dekatē* die prozentuell bestimmte Abgabe des freien Besitzes bedeutete. Inwiefern die feste Steuersumme eine allgemeine oder nur auf gewisse Bereiche bezogene Institution des Seleukidischen Reiches war, bleibt weiterhin ungeklärt,⁷⁷ wie auch der reale Inhalt der prozentuell bestimmten *dekatē*.⁷⁸ Prinzipiell wichtig ist jedoch, dass eben diese Zweiheit der *tasqā* als

⁷² Op. c. p. 6; cf. auch TARN: *Hell. civilisation*³ p. 128.

⁷³ Ausführlich behandelt bei ROSTOVTZEFF: *Soc. & Econ. Hist. of the Hell. World* 440 ff, ALTHEIM: op. c. 5 ff.

⁷⁴ Oikonomika II. 1, 4 (1345b). — ROSTOVTZEFF sieht mit Recht im Ausdruck *ἐκφόριον ἢ δεκάτη* die Benennung zweier, verschiedener Einnahmequellen.

⁷⁵ ROSTOVTZEFF: op. c. p. 279, 1382 n. 88.

⁷⁶ Op. c. p. 466.

⁷⁷ Op. c. p. 468: «About the System of land taxation that prevailed in Babylonia in Hellenistic Times nothing is known». — Dass aber das erstere (*epikephalaion*) die Abgabe der auf Krongut lebenden *laoi*, das letztere die der kleruchen war, hält der Autor p. 562 für sehr wahrscheinlich. Die bekannten Ausführungen des Antonius bei App. B. C. V. 4 darüber, dass die Römer in der Provincia Asia die lästigen fixen Abgaben auf prozentuelle vertauscht haben, rücken diese Wahrscheinlichkeit nahe zur Sicherheit. Die als besonders bedrückend empfundenen Abgaben lasteten naturgemäss auf der rechtlich am meisten unterdrückten Bevölkerung.

⁷⁸ Die *dekate* müsste nicht notwendig den Zehntel des Ertrages, sondern konnte als erstarrter Terminus auch andere, prozentuell festgestellte Abgaben bedeuten. Laut

pars quota, und *mantâ de-malkhâ* als pars quanta auch im sassanidischen Steuersystem ihre Geltung bewahrt haben. Dasselbe gilt auf die zwei Arten von Viehabgaben, *epikarpia* als feste, *dekatê* als prozentuelle Abgabe.⁷⁹ Epikephalaion als auf die ländliche, und cheirônaxion als auf die städtische-handwerkliche Bevölkerung aufgebürdete Kopfsteuer findet ihre Fortsetzung ebenfalls im sassanidischen Iran. In Anbetracht dieser, gewissermassen hypothetischen aber vielleicht nicht unwahrscheinlichen Analogien können wir mit Recht über die «Konstanz» der in Mesopotamien gültigen, und Jahrhunderte lang in ihren grossen Linien unveränderten Steuersysteme reden.

I. Macc. 10, 30, bezahlten die palästinensischen Juden $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ ihrer Ernte, und doch konnte Demetrios II. in seinem Steuernachlass dieselben Abgaben (I. Macc. 11, 35) als *dekatai* bezeichnen.

⁷⁹ ROSTOVZEFF : op. c. p. 445. — Wenn wir in *epikarpia* die Abgaben der auf Königsland ihr Vieh weidenden Hirten sehen, so ist das Schweigen über *eunomia* verständlich.

LES RAPPORTS DE PROPRIÉTÉ DANS LA CHINE ANCIENNE

Au cours des débats sur les problèmes de la délimitation des périodes de l'histoire chinoise, nombreuses opinions intéressantes et de grande valeur se sont fait entendre, beaucoup de questions de détail ont été résolues, cependant que les problèmes fondamentaux sont restés en suspens, comme par exemple : à quel moment faut-il situer le commencement et la fin de l'antiquité chinoise, sa société est-elle une société esclavagiste ou bien quelque formation particulière, d'où faut-il compter l'époque du féodalisme chinois etc.

L'auteur, dans ce qui suit, explique quelques conclusions importantes de son étude concernant les problèmes des conditions de la propriété foncière dans la Chine de l'époque Tcheou (voir : *Acta Antiqua* VI (1958) 3—4, pp. 245—300).

La Chine de l'époque Tcheou ignore le critère formel le plus important de la propriété foncière privée : l'achat et la vente de la terre. Les nombreuses données relatives à l'aliénation du sol, à la base desquelles certains parlent de propriété privée féodale du sol, ne prouvent point l'existence de la propriété foncière privée, vu qu'elles ne portent jamais sur l'aliénation de caractère privé du sol, mais toujours sur l'aliénation de l'usufruit (à savoir de l'impôt). Le roi fait don des «terres» à ses hauts-fonctionnaires qu'il revêt d'une fonction, en tant que bénéfice de celle-ci, chose qui est tout à fait naturelle, le but principal de la «fonction» étant à cette époque-là la perception des impôts et leur remise partielle au roi. D'une part ce sont donc le roi et ses fonctionnaires, les aristocrates qui détiennent l'usufruit des terres, d'autre part ce sont les paysans qui possèdent les terres d'une manière directe, afin de les cultiver. Il s'agit ici de deux manières de possession et de même que dans toutes les formes de l'aliénation du sol celle-ci repose toujours sur des bases communautaires : les aristocrates ne peuvent prétendre aux impôts des paysans qu'en tant que représentants, de fonctionnaires publics de la grande communauté — jadis tribale — et les paysans ne peuvent cultiver la terre qu'en tant que membres des petites communautés de village. En haut et en bas les personnes privées ne sont que des détenteurs, le vrai propriétaire, celui à qui la terre appartient pour lui-même, est la communauté. Il est évident qu'à l'époque

Tcheou nous ne pouvons donc pas parler de la propriété foncière privée, mais selon la définition de Marx, de la forme asiatique de la propriété foncière, dans laquelle la condition première de la possession est l'appartenance à une communauté.

Cette forme de la propriété foncière jette les fondements d'une économie d'impôts dans laquelle il n'y a pas de ville au sens strict du mot, la capitale des principautés n'est que la résidence du roi où les impôts affluent. Cette économie patriarcale basée sur la division de travail de famille accuse des traits sociaux pareils à ceux du féodalisme, mais ce serait un élargissement inadmissible de cette catégorie de parler de féodalisme, la propriété foncière féodale étant une propriété privée par excellence, puisque l'appartenance à la communauté n'est pas une condition première de la possession de l'individu, tout au contraire, c'est précisément comme propriétaire foncier privé que l'individu devient membre de la «communauté» de l'État féodal.

Voyons si cette société peut être considérée comme une formation esclavagiste. Marx caractérise la forme antique de la propriété foncière en disant qu'il y est donné comme point de départ une communauté patriarcale dont cependant certains sont exclus. Ceux-ci s'acquièrent comme personnes privées des biens et finalement des terres pour devenir en leur qualité de propriétaires privées, membres de la nouvelle communauté en voie de formation. Autrement dit : une des caractéristiques les plus importantes de la société antique c'est la lutte de la forme ancienne, communautaire de l'exploitation avec sa forme de propriété privée, lutte qui, bien entendu, aboutit à la victoire des propriétaires privés. C'est ce qui forme la base du fait connu que l'histoire politique de l'antiquité est celle des luttes incessantes de l'ancienne et de la nouvelle aristocratie. Quant à la Chine, à l'époque Tcheou n'existe pas encore la propriété foncière privée, et — comme l'auteur a cherché à démontrer dans une autre étude écrite en 1955 (F. Tökei, *Die Formen der chinesischen patriarchalischen Sklaverei in der Chou-Zeit : Opuscula Ethnologica Memoriae Ludovici Bíró Sacra*, Budapest 1959) — on ne découvre aucune trace de la propriété privée des esclaves non plus, les esclaves sont en propriété communautaire et en possession privée tout comme les terres. C'est pourquoi, à l'avis de l'auteur, la société de la Chine à l'époque Tcheou ne peut pas être appelée une formation antique, esclavagiste.

Est-il donc besoin de supposer une nouvelle forme fondamentale qu'il faut distinguer et de la communauté primitive et de la société esclavagiste, de même que de la société féodale, comme l'ont fait les partisans de la théorie du mode de production dit asiatique? Non. D'abord, parce que dans l'époque précapitaliste une quatrième forme de la propriété foncière est en principe inimaginable, la forme germanique étant l'inverse de la forme asiatique, et la forme antique renfermant — de façon tout à fait abstraite — la forme asiatique en lutte avec la forme germanique. La forme de propriété

asiatique n'est rien d'autre que la propriété communautaire primitive qui par la suite de l'engorgement du développement s'est maintenue aussi chez les peuples agriculteurs et a embrassé différentes formes — plutôt aristocratique ou plutôt démocratique — de décomposition, sans toutefois passer brusquement à la forme antique. Or sans l'hypothèse d'une nouvelle forme fondamentale de la propriété foncière on ne peut guère parler d'une formation fondamentale asiatique séparée. Si on le fait tout de même, ce ne sont pas seulement les catégories de la philosophie d'histoire marxiste qui seront dépouillées de leur véritable contenu, mais encore toute espèce de catégories scientifiques, comme cela s'est produit dans le cas du professeur Karl A. Wittfogel. Dans son nouveau livre (*Oriental Despotism, A Comparative Study of Total Power* : New Haven, Yale University Press, 1957) il ne parvient à établir un certain ordre apparent dans la matière exposée dans un esprit absolument antihistorique qu'aux prix de réflexions subjectives et de tours de main de journaliste.

La société de l'époque Tcheou est une formation non fondamentale, de caractère transitoire qui se situe entre la communauté primitive et la société antique. Ses conditions des classes ont également un caractère transitoire. Le pouvoir d'État n'érase pas les organisations patriarcales, et si oui, ce n'est que celles qui par leur intérêts locaux lui sont importunes et seulement pour les ramplacer par d'autres organisations communautaires patriarcales secondaires et tertiaires qui servent encore davantage les intérêts de l'aristocratie des fonctionnaires. De cette façon-là il se produit un engorgement du développement social, le système patriarcal s'organisant et se raffermissant d'une manière inouïe dans une société d'agriculteurs où ce système était depuis longtemps anacronistique. En conséquence de cet engorgement survient une déformation considérable et dans le domaine des rapports humains et dans celui des formes de la conscience sociale, la civilisation qui se développe devient difforme, équivoque. Ce sont de toute évidence ces sociétés-là que Marx avait désigné par l'expression très juste d'«enfants prématurés» de l'histoire de l'humanité.

Ce n'est qu'en analysant la forme «asiatique» de la propriété dans la société de l'époque Tcheou, et en ne perdant jamais de vue ce fait fondamental que l'on pourra comprendre les particularités de la civilisation de la Chine ancienne. Et si l'on en tient compte, les phénomènes insuffisamment expliqués jusqu'à ce jour de la littérature et de la philosophie de l'époque Tcheou, nous révèlent leur vrai contenu. Mais au lieu de ceux-ci l'auteur voudrait maintenant indiquer quelques-uns des problèmes de la deuxième moitié de l'antiquité chinoise, l'époque de la dynastie Han qui ne peuvent être compris qu'à l'aide de l'analyse mentionnée.

Telle est en premier lieu l'interprétation du rôle historique de Ts'in Che Hoang-ti. Nous savons ce qu'il a fait : il a fait abattre les murs séparant

les anciennes principautés et a commencé à faire construire le Grand Mûr, il fit fondre les armes de principautés et a organisé une armée unie et combattive. Il a fait brûler les livres confucianistes et élevé au rang d'idéologie officielle les doctrines du fa-kia, le légisme, qui opposait les points de vue pratiques de la législation humaine aux principes patriarcaux. A la base de ses gestes on le considère en général comme le créateur de l'État chinois uni, mais bien souvent on l'appelle aussi le destructeur barbare de l'ancienne civilisation. Il y a des données selon lesquelles Ts'in Che Hoang-ti s'appuyait sur l'aristocratie urbaine et essayait de liquider l'ancienne propriété communautaire. Le rôle de la civilisation urbaine était encore toujours insignifiant dans les pores de l'économie fiscale patriarcale, ce qui a fait que cette tentative importante contenait elle-même beaucoup d'éléments patriarco-despotiques, d'autre part qu'elle était condamnée à un échec prématuré. Le règne de Ts'in Hoang-ti — l'époque de la tyrannie en Chine, qui a créé le premier véritable État chinois, était la plus grande tentative de la Chine ancienne à faire sortir la société chinoise de son engorgement asiatique et d'en faire une société antique.

A l'époque de la dynastie Han, succédant à celle de Ts'in Che Hoang-ti, on risque de se voir totalement désorienté en face du chaos des luttes de classe si l'on ne tient pas compte du problème des rapports de propriété. Une partie des sinologues considère cette époque comme la deuxième étape de la société esclavagiste, l'autre partie comme la première étape du féodalisme. En vérité cependant les empereurs de la dynastie Han réalisent un compromis entre l'aristocratie ancienne et nouvelle, entre l'économie patriarcale et de propriété privée. La civilisation urbaine prend un essor jusqu'alors inconnu, et l'importance du commerce, de la propriété foncière privée et de l'esclavage privé s'accroît proportionnellement. Au moment où le danger que l'aristocratie urbaine s'empare du pouvoir risque de devenir menaçant, les empereurs ont recours à des décrets refoulant le commerce, limitant la possibilité des descendants des commerçants d'entrer dans les fonctions et de faire une carrière politique. La nouvelle aristocratie préfère donc de produire elle-même des arbres généalogiques patriarcaux, de s'acquérir des fonctions publiques en s'intégrant à l'économie fiscale patriarcale. De cette manière la propriété foncière (et d'esclaves) asiatique et celle proprement dit antique s'entrelacent et vivent en lutte continue, mais en même temps aussi en symbiose. La tyrannie chinoise n'a fait accéder au pouvoir la nouvelle aristocratie ni sur le plan économique, ni sur le plan politique, elle n'a pas pu liquider l'engorgement asiatique, elle n'a pas créé une société esclavagiste antique au vrai sens du terme. Et pourtant cette époque a encore moins de commun avec le féodalisme qu'en avaient les époques précédentes. Elle représente tout de même le point culminant de l'antiquité chinoise et se rapproche le plus des sociétés esclavagistes européennes. A la base de l'analyse des rapports de propriété, le despotisme patriarcal

de l'époque Tcheou ne peut pas être considéré comme une première étape — peu développée — de la société esclavagiste, tandis que l'époque Han, bien que représentant le degré supérieur du développement de type ancien en Chine, doit l'être en tout cas, vu qu'elle n'est pas capable de faire sortir la société chinoise de son engorgement millénaire déjà à cette époque.

Au milieu du règne de la dynastie a eu lieu le coup d'État de tout point de vue retrograde de Wang Mang. On lit parfois des jugements qui révèlent une tendance à interpréter le «partage des terres» et d'autres «réformes» défendant apparemment les intérêts des paysans comme des mesures progressistes. Il est pourtant évident que ces «réformes» de Wang Mang, qui visaient la restauration intégrale du système fiscal patriarcal, servaient en réalité les intérêts de l'ancienne aristocratie. L'échec même de l'usurpation en témoigne clairement : la dynastie Han se sert du soulèvement populaire déclenché contre Wang Mang et rétablit son pouvoir avec l'assistance des masses insurgées constituées par le peuple citadin, les commerçants et les esclaves, ainsi que les paysans pressurés par les fonctionnaires du régime de fiscalité de Wang Mang.

En partant de la conception esquissée on peut s'expliquer les traits particuliers du féodalisme chinois qui sous l'effet des forces rétractives patriarcales reste en arrière du féodalisme européen à peu près comme l'antiquité chinoise de l'antiquité européenne.

Selon l'avis de l'auteur, l'analyse de Marx concernant les formes de propriété foncière précapitaliste, pourrait — malgré son caractère abstrait — se révéler extrêmement féconde, et il serait temps que dans les différents domaines des recherches relatives à l'antiquité, elle tienne davantage le rôle du fil conducteur théorique.

L. BARKÓCZI

ETHNISCHE ZUSAMMENSETZUNG DER PANNONISCHEN BEVÖLKERUNG AM ENDE DES II. UND IN DER ERSTEN HÄLFTE DES III. JAHRHUNDERTS

Die Personennamen bilden ein bedeutendes Quellenmaterial für die Erforschung der pannonischen Geschichte; ihre methodische Bearbeitung vermag einen wesentlichen Beitrag zu der Klärung der ethnischen Verhältnisse in dieser Provinz zu liefern.

Es liess sich schon im Laufe der bisherigen Forschungen beobachten, dass man in der Grenzprovinz Pannonien wohl mit ziemlich weitgehenden ethnischen Veränderungen im Laufe der ersten vier Jahrhunderte u. Z. rechnen darf.

Man kann die Geschichte dieser Provinz — sowohl unter historischem als auch unter ethnischem Gesichtspunkt — in drei grosse Perioden einteilen.¹ Die erste von diesen ist die Zeit von der Besetzung des Gebietes bis zu den Kriegen des Marcus Aurelius an der Donau. Das Namensmaterial aus dieser Periode ist schon bearbeitet worden.² Die zweite grosse Periode umfasst die Zeit von den Donau-Kriegen des Marcus bis zu der Tetrarchie bzw. bis zu dem Zeitalter Konstantins des Grossen. Aus dieser zweiten Epoche kann man das Namensmaterial nur bis zu der Mitte des III. Jahrhunderts verfolgen, da es aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so gut wie keine inschriftlichen Denkmäler mehr gibt. Die dritte grosse Periode erstreckt sich von der Tetrarchie bzw. von dem Zeitalter Konstantins des Grossen bis zu dem Zeitpunkt, als die Provinz aufgegeben wurde. Aus der Zeit von der Mitte des III. Jahrhunderts ab bis zum Aufgeben der Provinz gibt es kein genügendes Inschriftenmaterial mehr, um ein ethnisches Bild entwerfen zu können, und darum ist man in dieser Zeit schon auf das blossе Material der Gräberfelder angewiesen.

Jene kleineren Etappen, die man innerhalb der erwähnten grossen Perioden noch nachweisen könnte, brachten keine ernsten und weitgehenden ethnischen Veränderungen mit sich.

¹ Diese Perioden wurden schon in meiner Bearbeitung der Geschichte von Intercisa behandelt, wo ich jedoch hauptsächlich nur den Limes berücksichtigte. Vgl. Intercisa II AH XXXVI (Budapest 1957) 503 ff.

² A. Mócsy: Die Geschichte der pannonischen Bevölkerung bis zu den Markomannenkriegen. Manuskript zur Zeit im Druck.

Wie gesagt, ist das Namensmaterial bis zu dem Donau-Krieg des Marcus Aurelius im Jahre 175 schon bearbeitet worden. Eine Darstellung der Geschichte der Bevölkerung in dieser Provinz vom J. 175 ab bis zum Aufgeben des Gebietes wird durch den Verfasser dieser Zeilen vorbereitet.³

In diesem kurzen Referat möchte ich auf Grund des Namensmaterials eine Skizze darüber entwerfen, aus welchen Bestandteilen sich die pannonische Bevölkerung in der erwähnten Epoche zusammensetzte.⁴

Der Krieg des Marcus Aurelius an der Donau war eine wichtige Station im Leben dieser Provinz. Er schloss jene erste grosse Periode der pannonischen Geschichte ab, die nicht erst mit der römischen Besetzung sondern noch mit jenen Völkerbewegungen des I. Jahrhunderts v. u. Z. begann, die auch einen bedeutenden Faktor in der Ausgestaltung des ethnischen Bildes der Provinz bildeten.

Die römische Expansion hat dieses ethnische Bild nur noch ergänzt. Die planmässige militärische Besetzung, die Schöpfung der westpannonischen Veteranen-Kolonien, die Einstromung der italischen Bürger und Händler, die ständige unmittelbare Verbindung mit Italien, sowie damit gleichzeitig auch die neue Situation der Eingeborenen, brachten von Schritt zu Schritt jene Bevölkerung zustande, die bis Marcus Aurelius — von unwesentlichen Veränderungen abgesehen — erhalten blieb.

In 169 und in den darauf folgenden Jahren wühlten die Einbrüche der Quaden, Markomannen und Sarmaten das Leben in der ganzen Provinz auseinander. Die versteckten Münzfunde,⁵ die dem Limes entlang und aus dem Inneren der Provinz zum Vorschein kommen, die Brandschichten, die man anlässlich der Ausgrabungen beobachten kann,⁶ sowie die parallelen Angaben der schriftlichen Quellen zeigen, dass ein grosser Teil der Bevölkerung zu dieser Zeit ausgerottet wurde.⁷ Das normale Leben begann auf diesem Gebiet erst in den Jahren um 175 herum von neuem.⁸ Man ersieht die Vernichtung der früheren Bevölkerung und das Herankommen einer neueren u. a. auch aus dem Namensmaterial.

Ich musste selbstverständlich — um das Namensmaterial für historische Schlüsse benutzen zu können — sowohl das ganze pannonische Inschriften-

³ L. BARKÓCZI: Die Geschichte der pannonischen Bevölkerung von den Markomannenkriegen bis zum Aufgeben der Provinz. Die Arbeit ist schon in einem ziemlich vorgeschrittenen Stadium.

⁴ Die Aufzählung und Veröffentlichung des Quellenmaterials, d. h. in diesem Fall die Aufzählung der Namen, würde so viel Raum in Anspruch nehmen, dass sie den Rahmen dieses kurzgefassten Referates sprengen würde; darum musste ich sie für meine künftige Arbeit vorbehalten. Im folgenden gebe ich nur einen kurzen Überblick über einen Teil meiner endgültigen Arbeit.

⁵ Vgl. darüber L. BARKÓCZI: *Intercisa* II 507 ff.

⁶ Ebd. 511 ff.

⁷ Ebd.

⁸ L. BARKÓCZI: *Intercisa* I AH XXXIII (Budapest 1954) 53.

material bearbeiten und die Denkmäler genau datieren, als auch die Nomina und Cognomina nicht nur für sich im einzelnen sondern auch gruppenweise prüfen.

Es brauchte eigentlich schon die Besprechung jener Methode, die ich in der Namensanalyse zur Geltung brachte, eine ganze selbständige Untersuchung, die ich hier natürlich nicht bieten kann. Ich möchte diesmal nur so viel vorausschicken, dass ich die Namen, die in Pannonien vorkommen, nicht nur bestimmte, sondern ausserdem auch in jeder einzelnen Provinz einer statistischen Prüfung unterwarf. Dies zeitigte in manchen Fällen sehr brauchbare Ergebnisse. Wichtige Angaben erhielt ich zu der Bestimmung aus der Bewegung der Truppen und Vexillationen, sowie aus der Beobachtung: in welcher Umgebung die einzelnen Namen auftraten, wie sie topographisch verbreitet waren. Nicht weniger wichtig waren auch die Fragen der Bürgerrechtsverleihungen.

Auf Grund solcher Beobachtungen und unter Berücksichtigung des Zustandes in den Jahren vor 175 versuchte ich die Zusammensetzung der Bevölkerung in der erwähnten Epoche zu bestimmen. Bemerken muss ich noch, dass hier kein Unterschied zwischen Soldaten und Bürgern, Familien und Einzelpersonen gemacht wird, ich behandle diese alle zusammen.

Es liess sich an den Namen zeigen, dass das Zahlenverhältnis der eingeborenen Bevölkerung bis zu der Zeit des Marcus überwiegend war; ihre Stämme und Zivitäten liessen sich gut umgrenzen.⁹

Abgesehen von einigen, die sich zu derselben Zeit hier aus Noricum, Dalmatien, Nord-Afrika und aus dem Orient vorfanden, setzte sich die Bevölkerung von Pannonien neben den Eingeborenen aus Italikern und aus Okzidentalern zusammen.

Unter ständiger Berücksichtigung der Zustände vor 175 kann man auf Grund des Namensmaterials aus der Zeit nach 175 über die Eingeborenen, über die grossen italischen und ähnlich benannten orientalischen Familien, über die Personen mit kaiserlichem Nomen, und über jene Individuen, deren Familiennamen sich in diese häufigen Gruppen nicht einteilen lassen, folgendes sagen.

Man findet Eingeborenen mit einem einzigen Namen und Peregriner-Recht, die es bis zu dem letzten Drittel des II. Jahrhunderts noch häufig gab, auf den epigraphischen Denkmälern aus der Zeit nach 175 kaum noch.

Die Zahl der Nachkommen der grossen italischen Familien, die in der Zeit vor 175 als Veteranen und Zivil-Leute, oder auch als aktive Soldaten in Pannonien lebten, verminderte sich bedeutend.

So findet man in Westpannonien keine Lucretii und Statii mehr, die es in den beiden ersten Jahrhunderten noch gab.

Ähnlich verschwinden auch die Clodii, Fabii, Iunii, Iuventii, Naevii,

⁹ Vgl. A. Mócsy: o. c.

Tullii und Vettii. Jene auffallend wenigen Personen, die in der Zeit nach 175 in Ostpannonien diese Familiennamen führen, sind Orientalen und Nordafrikaner. Es dürfte nur ein Clodius in Aquincum und eine Tullia von Westpannonien italischer Abstammung gewesen sein.

Die Marii in der Zeit nach 175 in Westpannonien und in Siscia sind keine Italiker mehr, sie stammen aus Noricum, während die Personen mit denselben Namen in Pannonia Inferior Orientalen sind. Varii und Salvii kommen nach 175 nur in vereinzeltten Fällen vor, und auch von diesen ist der eine ein Mann aus Noricum. Man kann das Fortleben einiger Barbii, Attii, Lucillii, Postumius, Servilii und mehrerer Caesii nachweisen.

Man kann das Fortleben auch der Cassii in Westpannonien belegen, ja man begegnet ihnen nach 175 auch in Ostpannonien. Dasselbe gilt auch für die Atilii, Caesernii, Octavii, Terentii und Vibii. Man findet aber unter den Caesernii und Vibii in Ostpannonien auch mehrere Orientalen. Es mag auch der Octavius in Brigetio ein Orientale sein.

Sehr bevölkert war die Gens der Cornelii und Petronii, die nach 175 sowohl in West- als auch in Ostpannonien vorkommen. Es gibt unter den Cornelii in Ostpannonien auch Orientalen und Nordafrikaner, und unter den Petronii auch Okzidentalern.

Es leben in Westpannonien die Licinii weiter, während zu gleicher Zeit nach 175 in Pannonia-Inferior auch Licinii orientalischer Herkunft auftauchen. Ähnlich ist es auch im Falle zahlreicher Personen mit den Familiennamen: Antonius, Aemilius und Titius. Man findet neben den orientalischen Aemilii in Pannonia Inferior auch einen Aemilius aus dem unteren Germanien, während es unter den Titii auch schon im II. Jahrhundert Orientalen gibt.

Dasselbe gilt auch für die Annii und Pompei. Die Annii erscheinen in Ostpannonien im III. Jahrhundert und alle sind Orientalen, während die Pompei entweder orientalischer oder nordafrikanischer Herkunft sind.

Es leben in Westpannonien die Longinii, Sempronii und Apulei weiter. Ein Apuleius ist in Ostpannonien nach 175 wahrscheinlich ein Orientale.

Es gibt solche Gentes, die von einigen Fällen abgesehen nach 175 häufig werden; so die Caecilii, die Orientalen und Nordafrikaner sind, und die zahlreichen Domitii orientalischer Herkunft.

Prüft man die Einwohner mit kaiserlichem Nomen, so fällt es gleich auf, wie viele Iulii — ungefähr 200 — und Claudii — ungefähr 90 Personen — es in dieser Provinz gibt, im Verhältnis dazu, wie dieselben Namen im I. und II. Jahrhundert vertreten waren.

Das Fortleben der früheren Iulii lässt sich in einigen Fällen nachweisen, aber ihre Mehrheit kam aus Nordafrika und aus dem Orient. Es gibt weniger solche Iulii, die aus den benachbarten Provinzen nach Pannonien kamen. Man findet sehr viele von ihnen in der Umgebung der drei Legionslagerplätze, in Carnuntum, Brigetio und Aquincum.

Die Bearbeitung des frühen Namensmaterials zeigte, dass es wenig Claudii in dieser Provinz gibt. Ihre Zahl nahm nach 175 bedeutend zu, aber es gibt nur wenige darunter, die eventuell etwas mit den früheren Claudii zu tun haben. Man begegnet in Westpannonien eher okzidentalischen Claudii, während sie in Ostpannonien überwiegend Nordafrikaner und Orientalen sind, aber es gibt unter ihnen einige auch aus Westpannonien und aus dem Westen. Sie kommen am häufigsten, ebenso wie die Iulii, in der Nähe der drei Legionslagerplätze vor.

Bedeutend nahm nach 175 auch die Zahl der Flavii zu ; wir kennen ungefähr 100 Personen mit diesem Namen. Viele sind von diesen westpannonischer Herkunft, während man in dem östlichen Teil der Provinz neben den Westpannoniern auch viele Orientalen findet. Es gibt hier wenig Flavii aus den benachbarten Provinzen. Auch ihre Anzahl ist in der Nähe der Legionslagerplätze am häufigsten.

Die Spuren der Bürgerrechtsverleihungen von Trajan lassen sich auch im III. Jahrhundert noch nachweisen. Die Mehrheit der Ulprii entstammt aus Westpannonien und aus anderen Teilen der Provinz ; von den früheren trifft man mehrere auch in Ostpannonien. Neben diesen findet man auch Orientalen, und in kleinerer Anzahl solche aus den benachbarten Provinzen und aus dem Westen. Die Inschriften erwähnen ungefähr 110 Personen mit diesem Namen. Sehr nimmt die Anzahl der Ulprii in der Nähe der Legionslagerplätze zu.

Ungefähr ähnlich verhält es sich auch mit den Aelii ; ihre Anzahl geht auf die 163. Man begegnet je einer bedeutenden Gruppe von ihnen in Carnuntum, Brigetio und Aquincum. Sie sind grösstenteils Westpannonier und Orientalen. Es lässt sich aber sowohl in West- als auch in Ostpannonien auch das Weiterleben der altansässigen Aelii nachweisen. Ausser ihnen kamen einige Aelii wahrscheinlich auch aus Norditalien und aus den benachbarten Provinzen.

Die Spuren der Bürgerrechtsverleihungen von Septimius Severus lassen sich hauptsächlich in Ostpannonien beobachten. In Westpannonien findet man ausser Carnuntum nur spärliche Fälle dafür. Die Bürgerrechtsverleihung steht im engen Zusammenhang mit der Erhebung von Carnuntum, Aquincum und Brigetio auf den Rang einer colonia bzw. auf den eines Munizipiums. Auch in Westpannonien findet man hie und da eingeborene Septimii, aber viel mehr gibt es von ihnen in Ostpannonien. Ihre Anzahl ist beachtenswert, ungefähr 138 Personen. Um die erwähnten drei Legionslagerplätze gibt es hauptsächlich pannonische Septimii, und Orientalen ; in Brigetio trifft man einige von ihnen auch aus Nordafrika.

Am zahlreichsten sind in Pannonien nach 175 die Aurelii, insgesamt 509 Personen. Einerseits infolge der Verfügungen von Marcus Aurelius, andererseits aber auch infolge der Constitutio Antoniniana von Caracalla erstreckte sich die Bürgerrechtsverleihung auf die ganze Provinz. Aber selbst diese scheinbar geschlossene Gruppe ist lange nicht einheitlich.

Man findet in dem westlichen Teil der Provinz verhältnismässig selten einige Aurelii. Diese sind zum Teil altansässige Einwohner, zum Teil neueingewanderte Orientalen, ja es gibt auch einige von ihnen mit barbarischen Namen, wie Dasius, Tato, Glabrio, usw.

Die Zahl der Aurelii in Carnuntum, Brigetio und Aquincum nimmt sehr zu. Diese sind hauptsächlich Eingeborenen und Orientalen. Die Mehrheit der Aurelii meldet sich in Ostpannonien. In Aquincum begegnet man auch einer süd-thrakischen Gruppe mit diesem Namen. Ausserdem erscheinen mehrere im Komitat Fejér mit frischen barbarischen Namen. In Intercisa bekamen syrische Aurelii Bürgerrecht von Marcus. Südlich von Aquincum lassen sich eingeborene, thrakische und in bedeutender Zahl cotinische Aurelii nachweisen, mehrere von ihnen führen frische barbarische Namen.

Ausser den Angeführten findet man nach 175 unter der Bevölkerung mit nicht-kaiserlichem Namen auch viele Valerii, ungefähr 69 Personen. Sie kommen im allgemeinen in geschlossenen topographischen Einheiten vor. Grössere Gruppen findet man von ihnen in Carnuntum, Brigetio, Aquincum, Poetovio und Savaria. An allen diesen Stellen gab es auch schon vor 175 viele Valerii. Mehrere von ihnen sind Nachkommen der früheren italischen Valerii. In Ostpannonien lassen sich Valerii westpannonischer Herkunft nachweisen, aber es gibt unter ihnen auch Orientalen und Okzidentalern.

Neben allen diesen gibt es auf den epigraphischen Denkmälern noch mehr als 400 Personennamen, die sich in keine der erwähnten Gruppen einreihen lassen. Sie kommen entweder nur einmalig vor — und das ist der häufigere Fall —, oder sie lassen sich in zwei, drei, vier Fällen beobachten. Manchmal gibt es auch mehrere Personen mit demselben Namen innerhalb derselben Familie. Unter diesen gibt es auch solche Italiker, die schon aus der Zeit vor 175 bekannt sind. Solche Namen sind — um nur die wichtigeren zu erwähnen : Acilius, Aebutius, Alfius, Calventius, Cominius, Fannius, Fuficius, Metilius, Rubrius, Torius ; von den Südgalliern : Eppius und Verrius ; von den Nordafrikanern : Antistius, Caelius, Elvius, Furnius und die auch vor 175 bekannten Gargilius, Grannius, Magnius, Memmius und Sittius.

Der grösste Teil der Nomina — ausser den erwähnten — sind völlig neu und aus der Zeit vor 175 nicht bekannt. Diese sind Norditaliker, Okzidentalern, Nordafrikaner, Dalmatiner und Orientalen.

Es geht aus dem Gesagten hervor, dass sich das ethnische Bild der Provinz nach 175 bedeutend veränderte. Das Fortleben der früheren eingeborenen Bevölkerung lässt sich im Kreise der Flavii, Ulpri und Aelii in der ganzen Provinz nachweisen, aber solche geschlossene Gruppen wie vor 175 kommen nicht mehr vor. Um nur ein Beispiel zu nennen : das Fortleben der boischen Gruppe mit Flavischem Bürgerrecht aus der Ödenburg—Leitha-Gegend lässt sich kaum an ein-zwei Beispielen nachweisen.

Am deutlichsten sieht man das Fortleben der Eingeborenen auf dem Gebiet dem Limes entlang. Hier begegnet man in der Tat grösseren Gruppen von Eingeborenen, aber ihre Mehrheit ist hier doch nicht altansässig, und sie kommt nicht einmal von der unmittelbaren Nähe des Limes, sondern sie entstammt aus dem Inneren der Provinz und aus Westpannonien. Die Kriege unter Marcus verwüsteten vor allem den Limes und seine unmittelbare Nähe; besonders die Bevölkerung von Pannonia Inferior litt darunter, während der westliche Teil der Provinz den Krieg verhältnismässig leichter überlebte und mehr Menschenmaterial zur Auffüllung des Militärs und der Zivilbevölkerung am Limes entlang zur Verfügung zu stellen vermochte. Es lösten sich also die geschlossenen Gruppen der Eingeborenen auf. Die eingeborene Bevölkerung hat sich — von dem Zwang der Dienstpflicht abgesehen — wohl gern um jene militärischen Zentren gesammelt, die vielversprechend waren und sich am Ende des II. Jahrhunderts wieder zu entwickeln begannen. Infolge des Lichterwerdens der eingeborenen Bevölkerung und infolge ihrer Ortsveränderung hörten auch die Stammes- und Civitas-Organisationen *de facto* auf. Sie werden nach 175 kaum noch in ein-zwei Fällen genannt.

Dazu mag auch die Tatsache beigetragen haben, dass Marcus Aurelius freigiebig unter den Eingeborenen das Bürgerrecht verlieh; dafür gibt es Belege. Eingeborenen Peregrinern mit einem Namen begegnet man nach 175 kaum noch; nur eine kleinere Gruppe von ihnen ist aus dem Komitat Komárom bekannt, sowie vereinzelt Personen von den östlichen und übrigen Teilen der Provinz. Wir sind allerdings der Meinung, dass sich mit der Bürgerrechtsverleihung des Septimius Severus jene Periode abschloss, in der der Kaiser noch Bürgerrecht jenen Eingeborenen-Gruppen verlieh, die unter Marcus Aurelius kein Bürgerrecht erhielten. Man findet auch die Mehrheit der Eingeborenen des Severus-Zeitalters am Limes entlang, aber man begegnet ihnen vereinzelt auch in der ganzen Provinz, doch frische barbarische Namen kommen kaum noch vor.

Die eingeborene Bevölkerung ist auch nach 175 nicht einheitlich. Viele liess man unter Marcus besonders nach Ostpannonien vom linken Donau-Ufer her hinübersiedeln. Von diesen findet man die Cotiner in geschlossener Gruppe, und unter ihnen gibt es auch viele frische barbarische Namen. Ähnliche frische barbarische Namen findet man noch in der Umgebung von Siscia und in Westpannonien. Diese erhielten das Bürgerrecht unter Caracalla infolge der *Constitutio Antoniniana*.

Auch die Zahl der Italiker verminderte sich sehr. Die grossen italischen Familien hörten entweder völlig auf, oder sie setzten sich in einigen Fällen fort. Es gibt zwar auch solche, die in grösserer Zahl weiterleben, aber häufiger sind die Fortsetzer der Gens keine Italiker und Westpannonier mehr, sondern Orientalen und Nordafrikaner, oder teilweise solche Leute, die aus den benachbarten Provinzen nach 175 übersiedelt wurden.

Unter der Bevölkerung mit kaiserlichem Nomen fallen — wie gesagt — gleich auf den ersten Anblick die vielen Iulii und Claudii auf, nachdem es in den beiden ersten Jahrhunderten nur wenig Leute mit diesen Namen in der Provinz gab. Die vielen Iulii und Claudii nach 175 darf man mit den verhältnismässig unbedeutenden Bürgerrechtsverleihungen der Julisch—Claudischen Dynastie in dem westlichen Teil der Provinz nicht in Zusammenhang bringen. Man findet die überwiegende Mehrheit der neuen Iulii und Claudii in der Umgebung der drei Legionslagerplätze, und es lässt sich nachweisen, dass ihr grösster Teil aus Nordafrika, ein anderer vom Osten her, aus Dalmatien, Noricum und Italien und vom Westen her kam.

Das Erscheinen der Nordafrikaner wurde hier schon unter Antoninus Pius ermöglicht, als jene pannonischen Truppen, die an der Niederwerfung des Maurus-Aufstandes beteiligt waren, viele Nordafrikaner mit sich hierher brachten. Bedeutende nordafrikanische Gruppe kam nach Pannonien auch als jene Vexillation der legio III Augusta, die unter Marcus an der Donau-Front kämpfte, nicht zurückgeschickt, sondern zur Auffüllung des Militärs in pannonische Legionen eingeteilt wurde. Das fiel übrigens schon Ritterling auf. Auch die cohors Maurorum kam unter Marcus Aurelius in ihr Lager von Százhalombatta. Es ist auch wahrscheinlich, dass eine Abteilung der II. Adiutrix, oder vielleicht auch die ganze Legion unter Septimius Severus übergangsweise in Afrika war.

Von der Zeit des Marcus Aurelius ab, hielten sich pannonische Truppen anlässlich der verschiedenen Feldzüge immer öfters im Orient, in den verschiedenen Provinzen, auf, woher sie dann später viele Orientalen mit sich zurück brachten. Darum findet man unter den Personen mit kaiserlichen Namen, aber auch unter denen mit nicht-kaiserlichen Namen so viele Orientalen. Solche sind viele von den Iulii, Claudii und Flavii, einige von den Ulpii, Aelii und Septimii, und sehr viele von den Aurelii. Ja, unter Marcus Aurelius kam auch eine eingeschlossene orientalische Truppe, die cohors Hemesenorum nach Intercisa, während eine andere cohors unter Alexander Severus ihren ständigen Lagerplatz in Ulcisia Castra bekam.

Die Truppen, die vom Osten her über Thrakien nach Hause zurückkehrten, brachten auch viele Thraker mit sich, denen man besonders in Aquincum, aber auch an anderen Stellen der Provinz begegnet. Selbstverständlich kamen mit dem Militär auch zahlreiche Zivil-Leute nach Pannonien.

Es darf auch nicht vergessen werden, dass eine Vexillation der II. Adiutrix an dem alamannischen Krieg unter Caracalla teilnahm, und die legio XIII Gemina sich unter Septimius Severus in Italien aufhielt. Ausserdem kamen die Vexillationen der legio I. adiutrix und diejenigen der legio II. adiutrix in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts auch nach Norditalien.

Westliche und norditalische Elemente lassen sich zu dieser Zeit in Pannonien, wenn auch nicht in grosser Zahl aber doch nachweisen.

In kleinerer Zahl findet man hier auch Leute aus den benachbarten Provinzen, aus Noricum und Dalmatien ; ja, in der Zeit, als die dazischen Legionen übergangsweise nach Pannonien versetzt wurden, kann man auch dazische Elemente in Westpannonien nachweisen.

Man legte auch in dieser Zeit — wie man es aus Gesagten ersieht — das Hauptgewicht auf den Limes, und die Verbindungen des Militärs beeinflussten entscheidend die Ausgestaltung der Bevölkerung in der Provinz. Selbstverständlich gab es ausserdem auch eine natürliche Einwanderung, besonders von Händlern und Handwerkern. Aber nach 175 bildeten die Eingeborenen des I. und II. Jahrhunderts kein Übergewicht mehr in der Provinz. Auch die Zahl der Italiker und der westlichen Elemente verminderte sich fühlbar.

Neben die Eingeborenen, deren Zahl vermindert wurde, liess Marcus Aurelius eine geschlossene Gruppe der Cotiner in der Provinz, in Ostpannonien ansiedeln. Ausser diesen lässt sich auch eine Bevölkerung von nordafrikanischer und orientalischer Herkunft in bedeutender Zahl nachweisen. Italiker, und das Menschenmaterial der benachbarten Provinzen sind in der angegebenen Zeitspanne nicht in bedeutender Zahl vertreten.

Von der Mitte des III. Jahrhunderts ab wurde die Berührung mit dem Osten infolge der Kriege an der unteren Donau unterbrochen, und es verstärkten sich wieder die Verbindungen mit den westlichen Provinzen.

Man wird selbstverständlich neben den Inschriften auch das Fundmaterial der Gräberfelder aus der erwähnten Periode nicht vernachlässigen dürfen. Auch das Material der Gräberfelder wird zur Zeit gerade bearbeitet, und man kann schon jetzt behaupten, dass auch die Ergebnisse, die von dieser Arbeit zu erwarten sind, die Schlüsse aus dem Inschriftenmaterial nicht verändern. Jene kleineren sarmatischen und germanischen Bestandteile, die man auf Grund des Gräberfeldmaterials nachweisen kann, bildeten keine bedeutenden Gruppen neben den erwähnten ethnischen Faktoren.

PANNONIEN IN DER ZEIT DER ANFÄNGE DER KRISE DES RÖMISCHEN REICHES

Es wird kaum jemand bestreiten, dass die Frage der sogenannten Krise des römischen Imperiums eines der wichtigsten Probleme der antiken Geschichte ist. Es ist wohl bekannt, dass sich mit diesem Thema schon viele Forscher beschäftigt haben. Trotzdem aber kann man das ganze Problem schwer als gelöst und durchforscht bezeichnen.

In der letzten Zeit haben diese Thematik vor allem die sowjetischen Forscher behandelt. Die Diskussion, die unlängst an den Seiten des *Vestnik drevnej istorii* geführt wurde, hat nicht nur viele bis jetzt noch strittige Fragen hervorgehoben, sondern auch den Weg zu ihrer Lösung gezeigt.¹ Es ist klar genug, dass man eine allgemeine Darstellung des Verlaufes der Krise, die sich vor allem an die allgemeinen (literarischen, juristischen) Quellen stützt, als den Ausgangspunkt zur weiteren speziellen Forschung braucht. Dabei soll aber betont werden, dass das Gesamtbild des Verlaufes der Krise nur aus speziellen monographischen Arbeiten über die einzelnen Gebiete des Reiches, die sich auf eine gründliche Analyse (vor allem des archaeologischen, epigraphischen und numismatischen Materials) stützen werden, entstehen kann.

Ich habe mich in der letzten Zeit bemüht mit einem bescheidenen Baustein an diesem grossen Bau teilzunehmen, in dem ich mich mit den Anfängen der Krise vor allem an Hand der konkreten Geschichte Pannoniens beschäftigt habe.² Pannonien fiel nämlich im System des römischen Limes an der Donau eine besonders bedeutungsvolle Rolle zu. Dieses Gebiet verband die Provinzen der oberen und der unteren Donau, an seiner nördlichen Grenze siedelten die Quaden, an der Ostgrenze die sarmatischen Jazygen, zwei Stämme, die zu den stärksten Widersachern und den gefährlichsten Gegnern der Römer gehörten. Zum Unterschied von den unwegsamen norischen und rätischen Gebirgsregionen bildete Pannonien ein geeignetes Aufmarschgebiet für die Angreifer.

Die Bedeutung Pannoniens im System der römischen Verteidigung zeigte sich insbesondere zur Zeit der ausbrechenden Krise des römischen Imperiums.

¹ *Vestnik drevnej istorii* 1953, 2; 3, 1954, 2; 3; 4, 1955, 1; 3; 4.

² P. OLIVA: *Pannonie a počátky krize římského impéria* (Pannonien und die Anfänge der Krise des römischen Reiches), im Druck.

Es ist daher durchaus klar, dass auch für die Untersuchung dieses grundlegenden Problems der Geschichte des römischen Kaiserreiches das Studium der Geschichte Pannoniens in der Zeit des Prinzipats von ganz besonderer Bedeutung ist. Hierzu tritt noch der Umstand, dass Pannonien verhältnismässig spät dem römischen Reich angegliedert wurde. Deshalb erhielten sich dort auch länger als im überwiegenden Grossteil der übrigen römischen Provinzen die alten Formen der Stammesordnung, die Sklaverei schlug hier keine allzutiefen Wurzeln. Das zeigte sich notwendigerweise in der Entwicklung dieser Provinz zur Zeit der beginnenden Krise des römischen Imperiums, die im wesentlichen eine Krise der auf die Sklaverei begründeten Volkswirtschaft war.

Meine Arbeit musste sich freilich auf die vorhandenen Arbeiten über Pannonien — vor allem auf die ungarischen — stützen. Es ist wohl bekannt, dass für die Geschichte und Kultur Pannoniens vor allem die wissenschaftliche und organisatorische Tätigkeit Alföldis von einer ausserordentlichen Bedeutung war. Alföldi ist der Verfasser einer grossen Zahl von Studien, und zwar historischer, archäologischer (auch kunsthistorischer), epigraphischer und numismatischer, die häufig wertvolle Resultate in der Interpretation und Analyse der einzelnen Sphären des Lebens der Bevölkerung Pannoniens bieten. Er begnügte sich jedoch nicht mit einer analytischen Untersuchung einzelner Erscheinungen, sondern bestrehte sich auch um ein synthetisches Bild der Geschichte Pannoniens im Altertum. Gleichzeitig muss jedoch Alföldis idealistische Konzeption einer Kritik unterzogen werden. Diese Konzeption zeigt sich in allen seinen Arbeiten und vielleicht am ausdrucksvollsten in seiner Studie über die Krise des römischen Reiches im III. Jahrhundert³ und in neuester Zeit in seinem Vortrag auf der Konferenz über den römischen Limes.⁴

In den letzten Jahren sind schon mehrere Studien erschienen, die von neuen methodischen Standpunkten ausgehen. Es sind vor allem die Arbeiten der ungarischen Forscher, in denen die wirtschaftlich-gesellschaftliche Entwicklung berücksichtigt wird. Es ist bestimmt auch die Aufgabe der ungarischen Historiker und Archäologe die Geschichte Pannoniens zu schreiben. Meine Aufgabe war freilich viel bescheidener. Ich wollte nur zeigen, wie sich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Pannoniens in dem II. und in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts verändert haben. In einem kurzen Aufsatz kann ich nicht gründlich die Ergebnisse meiner Arbeit, die — wie sich schon aus der Natur des Quellenmaterials ergibt — eher in manchen Details als in dem Gesamtbild beruhen, darstellen. Ich versuche hier nur über die Änderungen in der Wirtschaft Pannoniens in der erwähnten Zeitperiode ein paar Worte zu sagen :

³ A. ALFÖLDI : La grande crise du monde romain au III^e siècle, *Antiquité classique* 1938, S. 5, 18.

⁴ A. ALFÖLDI : The Moral Barrier on Rhine and Danube, *The Congress of Roman Frontier Studies* 1949, Durham 1952, S. 1—16.

In der Landwirtschaft finden wir, dass die Soldaten einen Teil des Bodens des der Legion gehörigen Gebietes in Pacht erhielten. Diese Massnahme sollte vor allem die Versorgung der zahlreichen Militärverbände in Pannonien sichern. Die landwirtschaftliche Produktion machte sichtlich weitere Fortschritte. Noch für das IV. Jahrhundert haben wir einen Bericht über die Getreideausfuhr aus Pannonien.⁵

In der handwerklichen Produktion kann nach den Markomannenkriegen nach einem gewissen Niedergang eine weitere Entfaltung zumindest in einigen Zweigen festgestellt werden. So besitzen wir z. B. Beweise über die Erzeugung einiger Arten von Bronzegefässen.⁶ Gleichzeitig wurden Metallerzeugnisse nach Pannonien insbesondere aus den westlichen Provinzen eingeführt.⁷ In der Töpferei zeigt sich jedoch ein Niedergang. So verringerte sich nach den Markomannenkriegen die Zahl der Werkstätten, die im Gebiete von Aquincum arbeiteten, und zugleich verschlechterte sich auch die Qualität der Produkte.⁸ Ein künstlicher Rückgang ist auch an den Töpfereierzeugnissen (*terra sigillata*) festzustellen.⁹ Aus dem III. und IV. Jahrhundert gibt es Belege über die Existenz von Werkstätten für Kunstgegenstände in einigen pannonischen Städten, jedoch die Qualität der Produkte ging auch hier zurück.¹⁰ Im Zeitabschnitt nach den Markomannenkriegen ist auch eine gewisse Entfaltung der Bautätigkeit zu bemerken.¹¹ Es wurden insbesondere Wege ausgebessert, die in erster Reihe militärischen Zwecken dienten.¹² Die militärische Bedeutung Pannoniens ist auch aus späteren Beweisen über die Existenz von Werkstätten für militärische Ausrüstung ersichtlich.¹³ Aus der Regierungszeit der Severen besitzen wir verhältnismässig zahlreiche Beweise über die Tätigkeit der Kollegen, insbesondere in den Städten am Donaulimes.

⁵ Vgl. J. PRISTER : Pannonien in politisch-geographischer Betrachtung, Ungarische Jahrbücher 1928, S. 150 f.

⁶ A. RADNÓTI : Die römischen Bronzegefässe von Pannonien (Diss. Pann. II 6), Budapest 1938, S. 117—119.

⁷ L. NAGY : Gazdasági élet, in : Budapest története II 2, Budapest 1942, S. 660 f.; I. SELLYE : Les bronzes émaillés de la Pannonie romaine (Diss. Pann. II 8), Budapest 1939, S. 34, 38.

⁸ L. NAGY : La maison du collège des pompiers de la ville civile d'Aquincum, Laureac Aquincenses II 1941 (Diss. Pann. II 11), S. 221; derselbe : Művészetek, in : Budapest története I 2, S. 635 f.

⁹ Vgl. E. SWOBODA : Carnuntum, Wien 1953², S. 120, 124.

¹⁰ M. SEPER : Jedan nalaz keramike iz Siska, Arheološki vestnik V 1954, S. 305—319; A. HEKLER : Kunst und Kultur Pannoniens in ihren Hauptströmungen, Strena Buliciana, Zagreb-Split 1924, S. 118; L. NAGY : Pannonisch-römische dekorative Stuccofriese, Archaeológiai Értesítő 1927, S. 306—310; A. SCHÖBER : Die römischen Grabsteine von Noricum und Pannonien, Wien 1923, S. 224.

¹¹ L. NAGY : Geschlossener Fund von Zimmermannswerkzeugen in Museum von Aquincum, Budapest Régiségei XII 1937, S. 307 n.; vgl. auch E. RITTERLING : Legio, RE XII 2, Sp. 1446.

¹² Vgl. zuletzt S. SOPRONI : Kiadatlan pannóniai méréföldkövek, Archeológiai Értesítő 1951, S. 45 und J. FITZ : Útjavítások Aquincum és Mursa között, AErt 1956, S. 198.

¹³ Not. occ. IX 16.

In dieser Zeit unterhielt auch Pannonien Handelsbeziehungen mit anderen Teilen des Imperiums. Abgesehen vom Handel mit den westlichen Provinzen (Gallien, römisches Germanien) stehen auch Belege für Handelsbeziehungen Pannoniens mit den östlichen Reichsgebieten zur Verfügung, aus denen zu dieser Zeit Kaufleute und Soldaten kamen.¹⁴ Im grossen und ganzen ist jedoch ein Abschwächen der Handelsbeziehungen Pannoniens zu anderen Teilen des Imperiums festzustellen, wovon unter anderem auch der Niedergang der Tätigkeit des sogenannten illyrischen Zollsystems zeugt.

Ein gewisser wirtschaftlicher Aufschwung Pannoniens nach den Markomannenkriegen muss in hohem Grade dem Umstande zugeschrieben werden, dass in dieser Zeit die militärische Bedeutung dieses Gebietes wesentlich anstieg. Es ist kein Zufall, dass der Aufschwung insbesondere in wichtigen militärischen Zentren ersichtlich ist und dass an ihm in hohem Masse Zuwanderer aus anderen Teilen des Imperiums, vor allem aus dem Osten, beteiligt waren.¹⁵ In der Zeit nach den Markomannenkriegen traten in den Produktionsverhältnissen Änderungen ein. Wie schon A. Mócsy gezeigt hat, kann in Oberpannonien ein unvermitteltes Absinken der Zahl der Beweise über die Existenz von Sklaven und Freigelassenen bemerkt werden, während im nordöstlichen Gebiet (im nördlichen Teil Niederpannoniens), das der wichtigste Teil der militärischen Verteidigung an der Mitteldonau war, eine Entfaltung der auf Sklaverei beruhenden Produktionsbeziehungen festzustellen ist. In Oberpannonien wird die Sklaverei in der Landwirtschaft wahrscheinlich durch das Kolonat ersetzt. Es ist interessant, dass in der späteren Zeit (zweite Hälfte des IV. Jahrhunderts) Sklaven aus Pannonien ausgeführt wurden.¹⁶

Als Beleg für die steigende militärische Bedeutung Pannoniens kann auch eine ganze Reihe von Berichten angeführt werden, die dafür zeugen, dass zur Regierungszeit der Severen die Donaugrenze in Pannonien häufig bedroht war. Gleichzeitig stieg auch die Zahl der militärischen Sonderverbände (*beneficarii, speculatores, frumentarii*), deren Aufgabe es war, für Ordnung innerhalb der Provinzen zu sorgen und gegen die wachsende Tätigkeit der «Räuber» einzuschreiten.

Es kann also festgestellt werden, dass in der Zeit vor den Markomannenkriegen in Pannonien, ebenso wie in anderen römischen Provinzen, ein wirtschaftlicher Aufschwung vor sich ging. Pannonien jedoch schlug diesen Weg

¹⁴ Vgl. V. PÁRVAN: Die Nationalität der Kaufleute, Breslau 1909, S. 108, 112; M. P. CHARLESWORTH: Trade Routes and Commerce of the Roman Empire, Cambridge 1924, str. 275; J. DOBIÁŠ: Orientální vlivy v římském Podunaji, *Bidlivý sborník*, Praha 1928, str. 27–29; A. ALFÖLDI: Aquincum városa és a római világbirodalom, in: Budapest története I 1, Budapest 1942, S. 324.

¹⁵ L. NAGY: A szír és kizásziak vonatkozású emlékek a Duna középfolyása mentén, *AErt* 1939, S. 116 ff.; F. FÜLEP: Epigraphie, in: *Intercisa I*, Budapest 1954, S. 250–258.

¹⁶ A. MÓCSY: Die Entwicklung der Sklavenwirtschaft in Pannonien zur Zeit des Prinzipates, *Acta Antiqua* IV 1956, S. 221–250.

später ein als z. B. die westeuropäischen Provinzen (Gallien, Hispanien, römisches Germanien). Darum können — insbesondere in Niederpannonien — zu dieser Zeit erst die Keime der Entwicklung der Sklavereiverhältnisse verfolgt werden. Zu Ende des II. und in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts u. Z. erfolgte in Niederpannonien ein gewisser weiterer Aufschwung der wirtschaftlichen Entfaltung und ein Ansteigen der Beziehungen des Sklaventums. In Oberpannonien zeigte sich in dieser Ära bereits ein Niedergang der auf Sklaverei beruhenden Produktion. Die Trennungslinie entspricht allerdings nicht genau der politischen Grenze zwischen den beiden pannonischen Provinzen. Die römischen Stützpunkte im Donaulimes nahmen dieselbe Entwicklung in Oberpannonien wie in Niederpannonien. Dies gilt vor allem für Brigetio, das bis zur Regierungszeit des Caracalla zu Oberpannonien gehörte, und zum Teil auch für Carnuntum, das zwar einer der wichtigsten Orte an der alten «Bernsteinstrasse» war, jedoch zugleich auch ein wichtiger Stützpunkt am römischen Limes. Weiters muss in Betracht gezogen werden, dass die niederpannonischen Städte, die an wichtigen Wegen im Süden lagen und verhältnismässig bald in Beziehungen zu den Mittelmeergebieten standen (z. B. Sirmium oder Mursa), sich in ihrer Entwicklung den oberpannonischen Städten annäherten. Man kann daher sagen, dass im westlichen und südlichen Teil Pannoniens die Merkmale der Krise ausdrucksvoller zum Vorschein traten als auf dem Abschnitt des Donaulimes.

Die wirtschaftliche Entfaltung des Donaugebietes in Pannonien war jedoch nur vorübergehend. Der politische und wirtschaftliche Niedergang, den das ganze Reich im III. Jahrhundert durchmachte, äusserte sich auch in den Städten des Donaugebietes. In unruhigen Zeiten war ausserdem die Donaugrenze häufig durch feindliche Einfälle bedroht.

Man kann sagen, dass Pannonien von der Krise des römischen Imperiums ebenso wie andere Reichsgebiete ergriffen wurde. Hierbei erfuhr jedoch in der ersten Phase dieser Krise, d. i. zu Ende des II. und zu Beginn des III. Jahrhunderts, das Donaugebiet Pannoniens einen vorübergehenden Aufschwung. Diese Tatsache wird vor allem durch die spezifischen Bedingungen erklärt, die mit der erstrangigen Bedeutung des Limesabschnittes an der mittleren Donau zusammenhingen. Ein gewisser wirtschaftlicher Aufschwung in dieser Region wurde auch dadurch ermöglicht, dass das Donaugebiet Pannoniens in seiner Entwicklung zurückgeblieben war und deshalb von der Krise nicht in dem Masse und so plötzlich ergriffen wurde wie andere höher entwickelte Teile des römischen Reiches.

T. NAGY

DIE MILITÄRBEZIRKE DER VALERIA NACH DER NOTITIA DIGNITATUM

Das 33. Kapitel der Notitia dignitatum in partibus Occidentis über den Valerischen Ducatus ist sehr fragmentarisch und lückenhaft überliefert worden. Besonders lückenhaft sind die Eintragungen über die beiden Legionen der Valeria, die den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bilden. Es geht z. B. aus dem Text der Notitia hervor, dass der Befehlshaber des oberen Bezirkes (*pars superior*) der legio I adi. in Brigetio residierte,¹ aber man sucht umsonst in dem Valeria-Kapitel der Notitia das Kommando des entsprechenden unteren Bezirkes (*pars inferior*) derselben Legion. Es ist zwar zuletzt vermutet worden,² dass trotz des überlieferten Textes der Notitia im Lager von Cirpi nicht der Praefectus der legio II adi., sondern derjenige des eben vermissten unteren Bezirkes der I adi. residiert hätte,³ diese Ansicht ist jedoch sehr anfechtbar. Es wäre zwar denkbar, dass ein späterer Abschreiber des Archetypus der Notitia die Nummer der Legion unrichtig für II anstatt für I gelesen hätte. Aber wäre in der Tat in dem ursprünglichen Text der Notitia der Name der legio I adi. zu lesen gewesen, so müsste auch die Eintragung über Cirpi — ähnlich wie in den übrigen Präfecten-Listen der Donaugegend — entweder unmittelbar nach der Eintragung über Brigetio, oder nach derjenigen über Alisca stehen.⁴ Man wird jedoch im folgenden sehen, dass die Angabe über Cirpi sich aus dem gegenwärtigen und die endgültige Redaktion widerspiegelnden Textzusammenhang der Notitia nicht herausheben lässt. Ausserdem hat die vorgeschlagene Lösung auch andere Schwierigkeiten. Aus dem Gebiet von Cirpi, dem Lager von Dunabogdány,⁵ haben die bisherigen Ausgrabungen kein epi-

¹ Not. dign. Occ. XXXIII 51 (SEECK p. 194).

² D. VAN BERCHEM: L'armée de Dioclétien et la réforme constantinienne, Paris 1952, p. 96 n. 6.

³ Not. dign. Occ. XXXIII 56.

⁴ Cf. Occ. XXXII 44—48 (Pannonia II); XXXIV 37—41 (Noricum ripense); Or. XXXIX 29—34 (Scythia); XL 30—35 (Moesia II). Die Liste von Dacia ripensis (Or. XLII 31—39) widerspiegelt eine spätere Entwicklung und darum gehört sie nicht hierher.

⁵ Es machte viel Kopfzerbrechen im Zusammenhang mit der Identifikation, dass das It. Ant. 266, 11 (ed. CUNTZ) die Cirpi mansio, die zweifellos mit dem Lagerplatz von Cirpi in der Notitia identisch ist, XII m. p. entfernt von Uleisia castra erwähnt, wo diese

graphisches Material zutage gefördert, das auf die hiesige Anwesenheit der legio I adi. oder irgendwelcher Truppen aus ihr im IV. Jahrhundert hinweisen würde. Bekannt ist dagegen von diesem Gebiet aus später Zeit ein solcher Stempelziegel der legio II adi. (mit dem Stempel : II LEG A),⁶ der sonst nicht vorkommt, und der eben darum wahrscheinlich an Ort und Stelle hergestellt wurde. Der erwähnte Stempelziegel könnte also dafür zeugen, dass in Cirpi in der Tat eine Truppe der legio II adi. im Laufe des IV. Jahrhunderts stationierte, so wie man es in der Notitia liest. Dagegen weiss man heute noch keine befriedigende Antwort auf die mit Recht gestellte Frage : ob dann das Kommando des unteren Bezirkes der legio I adi. aus dem Schematismus im Laufe des IV. Jahrhunderts gestrichen, oder ob es nur infolge einer Nachlässigkeit der Abschreiber aus dem Text herausgelassen wurde.

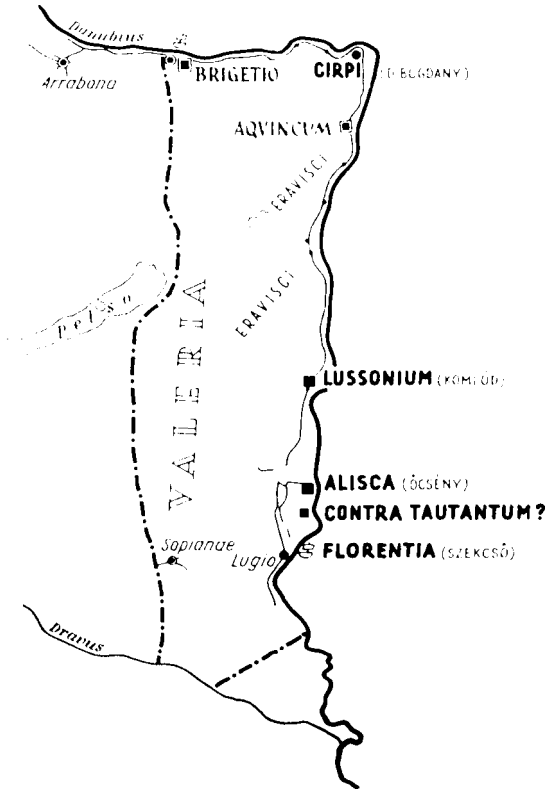
Aber nicht allein die Angaben über die Legion von Brigetio sind in der Notitia mangelhaft; ähnlich sind auch jene sechs Eintragungen, die die legio II adiutrix erwähnen. Dieser Passus heisst in der kritischen Ausgabe von Seeck folgendermassen :

- 52 (1) praefectus legionis secundae adiutricis cohortis *quintae* partis superioris, Aliscae.
- 53 (2) praefectus legionis secundae adiutricis partis inferioris, Florentiae.
- 54 (3) praefectus legionis secundae adiutricis (tertia) partis superioris, Acinco.
- 55 (4) praefectus legionis secundae adiutricis, in castello contra Tautantum.
- 56 (5) praefectus legionis secundae adiutricis, Cirpe.
- 57 (6) praefectus legionis secundae adiutricis, Lussonio.

Entfernung in der Wirklichkeit nicht mehr als VIII–IX m. p. betragen kann. Nach einer Ansicht von FRÖHLICH (Arch. Ért. XIII 1893,45), der diese Frage bisher am ausführlichsten behandelte, soll das It. Ant. die Entfernung fälschlich geschätzt haben. Dieser Meinung folgte auch BÁ. K. im Ókori Lexikon (= Lexikon des Altertums) von Petz. SZALAY (Arch. Hung. X 1933 9–10) hielt die Angabe des It. für keinen Irrtum, sondern er erwartete die Lösung der Frage von neuen Ausgrabungen. SOPRONI Arch. Ért. 1954 52 war geneigt in dem neu aufgedeckten Lager von Visegrád Cirpi zu vermuten. In der letzten Zeit (Pest megye régészeti emlékei. Pest megye Műemlékei = Die archäologischen Denkmäler des Komitates Pest. Die Kunstdenkmäler des Komitates Pest I 1958 38) hält er die Angabe des It. für einen Abschreibefehler. Ohne Problem behandelten die Frage : PATSCH : RE III 2585 53, K. MILLER : Itineraria Romana, Stuttgart 1916, 428 und GRAF, Übersicht der antiken Geographie von Pannonien 1936 101. — Wir glauben, dass die oft nachweisbaren irrtümlichen Entfernungsangaben des It. Ant. darauf zurückzuführen sind, dass derjenige, der diese Angaben zusammenstellte, eine Landkarte benutzte, an der man nicht alle Stationen wiederfand, bzw. die Entfernungen nicht genau zu messen waren. (Selbst die neueren Forscher fanden XII m. p. entfernt von Ulcisia castra sehr verschiedene Punkte : Kis Villámhegy, Höhe von Kisoroszi, Visegrád) Auch die späteren Abschreiber machten hier und da Fehler. Aber selbst wenn die Entfernungsangabe des It. zwischen Aquincum-Ulcisia Castra VIII (anstatt der richtigen VIII) m. p. auf das Konto der Abschreiber fiel, so kann man doch den anderen Irrtum Ulcisia Castra-Cirpi XII (anstatt VIII) m. p. kaum mehr mit einem Verschreiben erklären.

⁶ SZILÁGYI : Acta Arch. II 1952 196.

Schon Mommsen hat scharfsinnig bemerkt,⁷ dass die mittelalterlichen Abschreiber der Notitia in der Aufzählung der Militärbezirke der Valeria und der übrigen Donauprovinzen die Abkürzung des Archetypus *coh. V* fälschlich als *coh(ortis) quintae* auflösten, anstatt der richtigen Auflösung: *coh(ortium) quinque*. Aber es entging der Aufmerksamkeit des Begründers der spätkaiser-



zeitlichen Militärgeschichte, dass in dem valerischen Ducatus ebenso paarweise die Eintragungen über die legio II adi. zusammengehören, wie in den Fällen von Pannonia II, Scythia oder Moesia II, in denen die Notitia stellenweise noch die Militärbezirke der konstantinischen Zeit bewahrt hatte. Statt dessen glaubte er, dass die Eintragungen der Notitia über die sechs verschiedenen Lagerplätze jene letzte Phase der Zerstückelung der legio II. adi. widerspiegeln, in der die einzelnen Legionsabteilungen voneinander organisatorisch schon völlig unabhängig geworden, als selbständige Truppen an den verschiedenen Punkten des valerischen Limes ihren Dienst leisteten. Gegen dieses

⁷ TH. MOMMSEN : Das röm. Militärwesen seit Diocletian (Ges. Schriften VI 223/1).

sozusagen statische Bild erhoben sich zwar hie und da Einwände,⁸ aber im allgemeinen scheint die spätere Forschung die Ansicht übernommen zu haben, dass die legio II. adi. im Laufe des IV. Jahrhunderts unter sechs verschiedenen Kommandos zerstückelt am valerischen Limes stationierte.⁹

Wäre jedoch diese Ansicht stichhaltig, und müsste man in der Tat zu derselben Zeit mit sechs verschiedenen Abteilungskommandaturen einer und derselben Legion rechnen, so wäre es auch zu erwarten, dass man auch die einzelnen Präfecturen ebenso in geographischer Reihenfolge von Norden nach Süden bekommt, wie auch die *cuneus*-, *equites*- und *auxilia*-Formationen in der Notitia in derselben geographischen Reihenfolge nacheinander aufgezählt werden.¹⁰ Aber der Text der Notitia gibt statt dessen etwas anderes. Man findet den nördlichsten Praefectus, denjenigen von Cirpi-Dunabogdány in der Liste auf der 5. Stelle. Dagegen nehmen die beiden südlichsten Präfecturen Alisca-Öcsény und Florentia-Szekeső in der Liste die beiden ersten Plätze ein, aber auch diese in einer solchen Reihenfolge aufgezählt, dass man gar nicht daran denken kann: man hätte diesmal eventuell in umgekehrter Reihenfolge, von Süden nach Norden zu kommend, die einzelnen Präfecten aufzählen wollen.

Gegen die Annahme, dass die Gesamtheit der Eintragungen irgendeinen gleichzeitigen Zustand widerspiegeln sollte, spricht auch folgendes: von den sechs Praefectus-Residenzen bekommen nach der Notitia Aquincum und Contra Tautantum nur Legionsabteilungen. An beiden Stellen sollen also im Laufe des IV. Jahrhunderts nur Legionsabteilungen stationiert haben, während an den Lagerplätzen von Alisca-Öcsény und Florentia-Szekeső neben den Legionsabteilungen noch je eine *cohors* bzw. eine *equites*-Formation erwähnt werden.¹¹ In den beiden letztgenannten Lagern können also nicht im ganzen IV. Jahrhundert Legionsabteilungen stationiert haben, sondern — wie es später ausführlicher begründet wird — erst im zweiten Drittel des IV. Jahrhunderts wurden hier die frühere *cohors* bzw. *equites*-Formationen abgelöst. Noch später wurde Legions-Präfecten-Residens Cirpi-Dunabogdány und Lussonium-Kömlöd. In Cirpi hatte nämlich vor dieser Zeit eine *equites*- und dann eine *auxilia*-, während in Lussonium zuerst eine *equites*- und eine berittene *cuneus*-Formation ihr Lager.¹² Man wird also statt einer Gleichzeitigkeit mehrere Schichten in der Praefectus-Liste des Valeria-Kapitels vermuten dürfen, die auf drei verschie-

⁸ Z. B. D. VAN BERCHEM, loc. cit.

⁹ R. GROSSE: Röm. Militärgesch. von Gallienus bis zum Beginn der byzantinischen Themenverfassung, Berlin 1920 31. SZILÁGYI: Bud. Tört. (= Die Geschichte der Stadt Budapest) I 1942 515—516. ENSSLIN, RE XXII,2 1954 1328.

¹⁰ Not. dign. XXXIII 24—28; 29—45; 46—50. Die Auxilien-Liste erwähnt zwischen Ad Herculem — Pilismarót und Contra Aquincum den Lagerplatz Pone Navata (BÖCKING: Pon(t)ic Navata): er ist also zwischen Pilismarót und der Gegenfestung von Pest zu suchen. (Völlig irrtümlich ist die Lokalisierung bei GRAF: o. c. 110: Komitat Tolna, Újberekpuszta.) Ob die Notitia in diesem Fall nicht den Namen des Lagers von Visegrád bewahrte?

¹¹ Not. dign. Occ. XXXIII 63. 43. (SEECK: p. 193—4.).

¹² Not. dign. Occ. XXXIII 33. 49. 40. 26.

«lene Epochen hinweisen. Man darf in diesem Zusammenhang in der Tat mit Nesselhauf «von der komplizierten Schichtenlage in der Notitia dignitatum» sprechen.¹³ Wir wollen nach diesen sozusagen äusserlichen Argumenten die fragliche Stelle der Notitia selbst unter einer anderen, textkritischen Gesichtspunkt genauer ins Auge fassen.

Man darf die erste von den Eintragungen über die Präfekten der legio II adi. als vollständig ansehen. Diese Eintragung berichtet, dass sich die Kommandantur des oberen Bezirkes (*pars superior*), der unter fünf Legions-Kohorten aufgeteilt war, in einer Zeit in Alisca-Öcsény, Szigetpuszta aufhielt.¹⁴ Wir möchten gegen einige neuere Ansichten¹⁵ betonen, dass der Legionspräfekt, der in der Notitia erwähnt wird, nicht nur Oberbefehlshaber jenes Lagerplatzes (in diesem Fall Alisca), in dem er seine Residenz hatte, sondern auch derjenige eines grösseren Bezirkes war. Die Ausdrücke des Valeria-Kapitels *pars superior* und *pars inferior* bedeuten dasselbe, wie in den Präfektenlisten der Provinzen Scythia und Moesia II¹⁶ die Ausdrücke *pedatura superior* und *pedatura inferior*. Man darf den Unterschied der Benennungen vielleicht darauf zurückführen, dass die Abkürzungen des Archetypus *p. sup.* und *p. inf.* durch die späteren Abschreiber wohl verschiedenartig aufgelöst wurden. — Um zu dem Text der Notitia zurückzukommen, lokalisiert die nächste Eintragung der Präfektenliste die Kommandantur des entsprechenden unteren Bezirkes in dem Lagerplatz von Florentia-Szekcső, nur sie erwähnt nicht die Zahl der Kohorten dieses Bezirkes. Aber ein Vergleich mit den Militärbezirken in der unteren Donau-egend, in Scythia und Moesia II, zeigt eindeutig, dass diese zweite Eintragung mangelhaft ist. Einem oberen Militärbezirk mit fünf Kohorten entsprach nämlich zur Zeit der Constantinus-Dynastie auf dem Gebiet dem Limes entlang immer notwendigerweise auch ein unterer Bezirk ebenso mit fünf Kohorten. Der Ausdruck *cohortium quinque* durfte also auch in der ursprünglichen Eintragung über den praefectus von Florentia-Szekcső nicht fehlen; wahrscheinlich fiel er nur infolge eines Versehens späterer Abschreiber aus.

Wie bekannt, gliederten sich jene *legiones ripenses* — die auf frühkaiser-

¹³ H. NESSELHAUF: Die spätröm. Verwaltung der gallisch-germanischen Länder, Berlin 1938 38.

¹⁴ Die Eintragung des It. Ant. 244, 4 (ed. CUNTZ) «Alisca ad latus» lässt sich nicht, wie man wollte, auf zwei Ortsnamen (Alisca-Szekszárd und Ad latus-Öcsény) zerlegen. Der Ausdruck «Alisca ad latus» lässt sich eher mit solchen Ausdrücken im It. Ant. wie Lugio oder Campona usw. «in medio» vergleichen; auf Grund dieser Parallelen wird man unseren Ausdruck dahin erklären dürfen, dass Alisca «seitwärts» von der Hauptstrassenlinie liegt. (So richtig schon bei GRAF 109, der dennoch in Unkenntnis der Topographie Alisca Szekszárd gleichsetzte.) Ausser der Meilenzahl spricht auch der Ausdruck «seitwärts» dafür, dass Alisca wohl der Lagerplatz Öcsény, Szigetpuszta (Gábormajor) war; es liegt ja am Ende einer Abzweigung der Limes-Strasse. Von der Richtigkeit dieser letzteren Identifikation überzeugt auch der mit guten topographischen Kenntnissen geschriebene Aufsatz von CSALOG: Arch. Ért. 1941 103.

¹⁵ Vgl. oben, in der Anm. 9 angegebene Lit. Dagegen richtig schon D. v. BERCHEM: op. cit. 100.

¹⁶ Not. dign. Or. XXXIX 30–34; XL 31–35 (SEECK 87).

zeitliche Gründungen zurückgehen — abweichend von den Formationen *pseudo-comitatenses* und *comitatenses* auf zehn Kohorten.¹⁷ Nachdem sich also aus dem Text der Notitia die Kommandantur einer Abteilung der legio II adi. aus fünf Kohorten in Alisca-Öcsény, und diejenige einer anderen Abteilung von ihr ebenso aus fünf Kohorten in Florentia-Szekeső nachweisen lässt, ist es offenbar, dass die übrigen Eintragungen der Notitia über die weiteren vier Abteilungskommandanturen der legio II adi. nicht aus derselben Zeit, wie die vorigen stammen können, sondern sie gehen denjenigen zeitlich entweder voraus, oder sie widerspiegeln spätere Verhältnisse. In der Tat erwähnt die dritte Eintragung wieder eine Kommandantur des oberen Bezirkes der legio II adi. in Aquincum. Aber die späteren Abschreiber sahen nach dem Namen der Legion wohl noch eine Nummer. Dafür spricht entschieden die Tatsache, dass man in den spätmittelalterlichen Handschriften nach dem Namen der Legion das ausgeschriebene Zeitwort *tertia* liest, das Seeck aus seiner kritischen Ausgabe entfernte. Und doch ist dies Wort eine wertvolle Angabe, aus der man schliessen darf, dass in dem Archetypus bzw. in jenem verlorenen Exemplar der Notitia, das die mittelalterlichen Abschreiber lasen, in unzialer oder semi-unzialer Schrift wohl noch die Abkürzung *coh. V* (*cohortium quinque*) stand; von dieser Abkürzung waren wohl nur die zweite Hasta des Buchstaben *h* und die etwas schräg gezogenen beiden Linien der Zahl «fünf» zu entnehmen. Diese drei kleinen annähernd vertikalen Linien mag der Abschreiber für die Zahl «drei» gehalten haben, und dementsprechend schrieb er das Zahlwort «*tertia*» aus.¹⁸ Es darf also mit grosser Wahrscheinlichkeit vermutet werden, dass die Eintragung über die Kommandantur in Aquincum ursprünglich ähnlich wie die beiden vorangehenden hiess:

Praefectus legionis secundae adiutricis [cohortium quinque], partis superioris, Acinco.

Billigt man diese Rekonstruktion, so bedarf die nächste Eintragung, die nur besagt, dass der Praefectus der legio II adi. in der Festung von Contra Tautantum residierte, einer Ergänzung in zwei Richtungen. Einerseits gehörte nämlich zu jenem oberen Militärbezirk, dessen Zentrum Aquincum war, notwendigerweise auch ein unterer Bezirk derselben Legion. Es dürfte also aus der ursprünglichen Eintragung der Ausdruck *pars inferior* nicht fehlen. Anderer-

¹⁷ *Veget.* ep. r. m. II 8 (ed. LANG) und dazu GROSSE: op. cit. 35.

¹⁸ Dieser Vermutung widerspricht auch die Tatsache nicht, dass der Text der Notitia in dem *cod. Spirensis*, der seitdem verloren ging, aber im Jahre 1542 noch vorhanden war, in angelsächsischen Minuskeln geschrieben stand (POLASCHEK RE XVII (1937) 1102). Der Archetypus bzw. seine unmittelbaren Abschriften konnten selbstverständlich noch eine andere Schreibart benutzen. Für den Archetypus kommt die unziale, für die alten Abschriften die semi-unziale Schrift in Betracht. S. zu der Frage J. MALLON, *L'écriture de la chancellerie impériale romaine*, Université de Salamanque 1948. R. MARICHAL, *L'écriture latine de la chancellerie impériale*. (Aegyptus, XXXII (1952), 336—).

seits, besass der obere Bezirk fünf Kohorten, so musste dementsprechend organisationsmässig auch der untere Bezirk fünf Kohorten besitzen.

Die bisher behandelten ersten vier Eintragungen der Notitia müssen also die Militärbezirkseinteilungen der legio II. adi. zu zwei verschiedenen Zeitpunkten widerspiegeln, da es unmöglich ist, eine Legion, die insgesamt nur 10 Kohorten besitzt, auf vier Abteilungen mit je fünf Kohorten zu zerstückeln. Die Kohorten der Legion waren in beiden Epochen zu je einem oberen und unteren Bezirk eingeteilt. Die Kommandantur des oberen Bezirkes residierte zu einer Zeit in Alisca-Öcsény und zu einer anderen Zeit in Aquincum. Das Kommando des unteren Bezirkes war zu einer Zeit in Florentia-Szekeső, während es zu einer anderen Zeit in der Festung Contra Tautantum residierte, die irgendwo an dem unteren Limes-Abschnitt des Komitates Tolna zu suchen wäre.¹⁹

Nach dem Gesagten ist es kaum noch fraglich, dass die kurzen Eintragungen der valerischen Präfektenliste in den Punkten 5. und 6., wonach der eine Befehlshaber der legio II adi. in Cirpi, also in dem oberen Bezirk, der andere in Lussonium, in dem unteren Bezirk zu finden wäre, die Erinnerung an eine neuere, dritte Umordnung der Militärbezirke aufbewahrt hatte. Berücksichtigt man jedoch die allgemeine Tendenz der Entwicklung, so ist es sehr wahrscheinlich, dass im letzten Drittel des IV. Jahrhunderts, also in der Zeit, aus welcher nach unserer Vermutung die Eintragungen neben den Ortsnamen Cirpi und Lussonium stammen, die einzelnen Legionsabteilungen an den verschiedenen Punkten des Limes schon selbständige militärische Einheiten waren, und dass sich die Befehlsgewalten der beiden Bezirkskommandanten nur noch dem Namen nach auf alle Truppen der Legion erstreckten. Damit zusammen lockerte sich wohl auch der Zusammenhang der beiden Bezirke. Es erklärt sich auch wohl mit dieser vorgeschrittenen Phase des Zerstückelungsprozesses, dass die Notitia bei diesem zeitlich spätesten Präfektenpaar nur noch einfach über *praefectus legionis* spricht und nicht den Befehlshaber des oberen und unteren Bezirkes mit je fünf Kohorten (*praefectus legionis cohortium quinque*) unterscheidet.

¹⁹ Die bisherigen wichtigsten Ansichten darüber: WOSINSZKI: Tolna vármegye az őskortól a honfoglalásig (= Das Komitat Tolna von der Urzeit bis zu der Landnahme) 1898 652: Öcsény-Szigetpuszta gegenüber; diese Ansicht übernahm auch J. KURUCZ: Római nyomok a pannóniai Duna-limes balpartján (= Römische Spuren am linken Ufer des pannonischen Donau-Limes) Komárom 1914 71. — Die Vermutung von GRAF 134/2, dass nämlich Contra Tautantum ein Verschreiben für Contra Aquincum wäre, ist unannehmbar, da Contra Tautantum nicht in den oberen, sondern in den unteren Legionsbezirk gehörte, und darum nördlicher als Lussonium nicht gesucht werden kann. — Der Vorschlag von D. VAN BERCHEM (op. cit. 97/3), wonach Contra Tautantum mit der Festung Contra Florentiam identisch wäre, ist unwahrscheinlich, da der Ort Szekeső ausser den Namen Lugio und Florentia kaum auch noch einen dritten römerzeitlichen Namen besass. Am wahrscheinlichsten ist noch die Vermutung von Wosinszki; dafür sprächen auch jene Reste einer Pfahlbrücke, die man in der Nähe von Öcsény bei niedrigem Wasserstand noch sieht; aber dagegen spricht die Tatsache, dass der Name von Alisca im Laufe des IV. Jahrhunderts nicht verändert wurde.

Bisher wollten wir zuerst mit einer rein äusserlichen und dann auch mit einer auf Textkritik gestützten Argumentation nachweisen, dass die Eintragungen der Notitia über die legio II adi. die Militärbezirksorganisationen drei verschiedener Epochen widerspiegeln. Eine weitere Frage ist nun, wie sich die übereinandergelagerten Textschichten zeitlich voneinander trennen liessen, mit anderen Worten: welche von den paarweise verbundenen Abteilungskommandanturen die früheren, und welche die späteren sind.

Die untere zeitliche Grenze, den Terminus *«a quo»* bildet selbstverständlich das Zeitalter der Tetrarchie, in dem die einzelnen Legionen des Limes noch nicht bleibend geteilt waren. Die provisorischen Abteilungs-Vexillationen kehrten zu dieser Zeit noch nach gelöster Aufgabe zu der Stammformation zurück, die auf dem alten Lagerplatz der Legion stationierte. Dass es auch im Falle der legio II adi. so war, ersieht man daraus, dass daselbst, wo später die einzelnen Abteilungskommandanturen waren, also in den Lagern von Cirpi, Lussonium und Florentia zur Zeit der Tetrarchie nach der Notitia noch *equites*-Formationen stationierten. Die Reiter-Formationen könnten zwar taktisch die Legion ergänzen, aber die beiden Militärgattungen liessen sich im IV. Jahrhundert innerhalb eines und desselben Lagers nicht unterbringen.

Die obere zeitliche Grenze wäre das Ende des IV. Jahrhunderts. Nach dem Tode des Theodosius I. wurde die Truppenliste des valerischen Ducatus nicht mehr verändert.²⁰ Diese wohlbekannte Tatsache lässt sich auch mit einer bisher noch nicht benutzten kleinen Beobachtung unterstützen. Man findet nämlich nach der Notitia in denjenigen Donauprovinzen, in denen es noch einen Grenzschutz im ersten Drittel des V. Jahrhunderts gab, an der Stelle der früheren Legionseinheiten *milites*-Formationen. So stationierten z. B. in der Provinz Scythia in Noviodunum am Lagerplatz der legio I Iovia die *milites primi Constantini*, und in Troesmis an dem früheren Lagerplatz der legio II Herculia die *milites secundi Constantini*.²¹ Man degradierte auf dem Gebiet von Moesia I die früheren Legionsabteilungen zu Erkundungstruppen (*milites exploratores*).²² Dagegen wurde in Pannonia superior die Mannschaft der Legionen von Carnuntum und Vindobona zur Schiffsmannschaft der Donau-Flotte.²³ Die Notitia widerspiegelt diese Phase der Entwicklung im V. Jahrhundert für den Fall der Valeria nicht mehr; das ist auch leicht verständlich, denn die Limesorganisation wurde hier infolge der Völkerbewegungen in den Jahren um 400 herum völlig vernichtet.

Für das Entstehen der valerischen Präfekten-Liste in der Notitia kommen also nur jene 70 Jahre in Betracht, die den grössten Teil des IV. Jahr-

²⁰ Zu der Datierung der pannonischen Kapitel der Notitia s. ALFÖLDI: *Ungarische Geschichte* II (1926) 72, POLASCHEK: *op. cit.* 1090.

²¹ *Not. dign. Or.* XXXIX 23, 25 (SEECK: p. 87).

²² *Not. dign. Or.* XLI 34–37 (SEECK: p. 93). Vgl. VAN BERCHEM *op. cit.* 93.

²³ *Not. dign. Occ.* XXXIV 26, 27 (SEECK: p. 197).

hundreds zwischen der Alleinherrschaft von Constantin I. einerseits und dem Tode des Theodosius I. andererseits ausfüllen. Innerhalb dieser zeitlichen Grenzen bildet die erste wichtige Etappe die Militärreform Constantins I. Im Rahmen dieser Reform wurde auch die erste grosse Umorganisation der Limes-Truppen (der *ripenses*) in den Donaprovinzen durchgeführt. Aus dieser Reorganisation heben wir diesmal die folgenden Züge hervor.

Der grösste Teil der *equites*-Formationen wurde bei dieser Gelegenheit aus dem Limes-Gebiet entfernt; diese Soldaten wurden in den endgültig organisierten *exercitus comitatensis* eingeteilt; darauf hat zuletzt im Zusammenhang mit Pannonien van Berchem hingewiesen.²⁴ Um die zurückgelassenen *ripenses*-Formationen aufzufüllen, hat man neue und lokale milizartige *auxilia*-Formationen aufgestellt. Durch solche wurden z. B. in dem Limesgebiet der Valeria die *equites Dalmatae* der Lagerplätze von Ad Herculem-Pilismarót und Cirpi-Dunabogdlány abgelöst.²⁵ Andererseits zerstückelte man die früher einheitlichen Legionen dem Limes entlang, und man verteilte die kleineren Truppen (mit eins-zwei Kohorten) auf jene Lagerplätze, die die *equites*-Formationen verliessen und die die neuen *auxilia* nicht völlig besetzen konnten. Das einheitliche Kommando der zerstückelten Legionen lebte nur noch im Namen weiter. Der Schematismus des valerischen Ducatus gibt diesen *praefectus legionis* bei Transaquincum an.²⁶ Nach der neuen Organisation zerfielen die verteilten Legionsabteilungen in je einen oberen und unteren Bezirk, und wie an der Spitze der Ducati der unteren Donau die *praefecti ripae cohortium quinque* standen, so bekamen auch diese Bezirke je einen Kommandanten mit dem Titel: *praefectus legionis cohortium quinque*. Die Einteilung auf zwei Militärbezirke bestand in dem valerischen Ducatus bis zum Ende des IV. Jahrhunderts, mindestens bis zu der Herrschaft von Valentinian I. Aber der Ort der einzelnen Bezirkskommandanturen wechselte dabei.

Man wird das Kommando des oberen Bezirkes der legio II adi. in der ersten Zeit in Aquincum, und dasjenige des unteren Bezirkes in der Festung Contra Tautantum suchen. Die Notitia gibt bei keinem dieser Orte irgendwelche andere Truppen an; es stationierte also im ganzen IV. Jahrhundert in diesen beiden Lagern je eine Abteilung der Legion. Da die übrigen Präфекturen nachweisbar späteren Ursprungs sind, darf man die frühesten Bezirkskommandanturen in Aquincum und in Contra Tautantum vermuten. Es kommen als frühere Bezirkskommandanturen weder Cirpi-Dunabogdlány noch Lussonium-Kömlöd in Betracht. Denn zur Zeit der Constantinus-Dynastie stationierte auf dem früheren Lagerplatz noch eine Truppe mit dem Namen *auxilia Fortensia*,

²⁴ D. VAN BERCHEM: op. cit. 93. Vgl. ALFÖLDI: op. cit. I 88. Über die erwähnten Verfügungen des Constantin I. schreibt missbilligend Zosimos (II 34, 3, ed. MENDELSSOHN): ὁ Κωνσταντῖνος, τῶν στρατιωτῶν τὸ πολὺ μέρος τῶν ἐσχατῶν ἀποστήσας κτλ.

²⁵ Not. dign. Occ. XXXIII 46: *auxilia Herculensia*, Ad Herculem. 49: *auxilia Fortensia*, Cirpe (sic).

²⁶ Not. dign. Occ. XXXIII 65 und dazu GROSSE, op. cit. 150.

während den Lagerplatz von Lussonium eine Reitertruppe mit dem Namen *cuneus equitum Constantianorum* innehatte.²⁷ Ebensowenig können auch Alisca-Öcsény und Florentia-Szekeső die frühesten Präfektensitze gewesen sein. Nach Alisca versetzt die Notitia eine cohors mit unbekanntem Namen.²⁸ Es geht dabei aus einem Vergleich der Truppenlisten der Valeria und der Pannonia II hervor, dass die Kohorten-Listen dieser beiden Provinzen in der Notitia keine Neuorganisationen, sondern Namen von Auxiliar-Kohorten schon aus der Zeit vor der Tetrarchie sind.²⁹ Die cohors von Alisca ist sozusagen die Erbin einer frühkaiserzeitlichen Auxiliar-Formation.

Es stationierte im Lager von Alisca-Öcsény nachweisbar bis zu der Mitte des III. Jahrhunderts die cohors I Noricorum.³⁰ Diese Truppe wurde im dritten Viertel des III. Jahrhunderts mit *damnatio memoriae* bestraft und aufgelöst. Möglicherweise hat man aber später auch die cohors I Noricorum, ebenso wie die aus ähnlichem Grunde aufgelöste legio III Augusta,³¹ wieder aufgestellt. Mag nun die namenlose cohors von Alisca nur eine Erbin der alten cohors I Noricorum oder auch ihre Wiederauflebung sein, sie war allerdings schon zur Zeit der Tetrarchie eine bestehende Truppe. Die Militärreform Constantins hat diese alten Auxiliar-Kohorten nicht in den *exercitus comitatensis* eingeteilt (man findet ihre Namen nicht unter den Fusssoldaten-Truppen, die dem *magister peditum* untergeordnet wurden); sie beließ sie auch weiterhin unter den *ripenses*-Formationen. So mag auch die namenlose cohors von Alisca ihren alten Platz auch nach der Neuorganisation des Grenzschatzes unter Constantian beibehalten haben. Frühestens in den mittleren Jahrzehnten des IV. Jahrhunderts kam jedoch schon eine Truppe der legio II adi. auf denselben Platz. Gleichzeitig damit versetzte man — nach dem Zeugnis der Notitia — auch das Kommando des oberen Bezirkes nach Alisca. Wohl zu derselben Zeit versetzte man auch das Kommando des unteren Bezirkes von Contra Tautantum nach Florentia-Szekeső. Es lässt sich vorläufig noch nicht im einzelnen begründen, warum die beiden Abteilungskommandanturen so nahe nebeneinander untergebracht wurden. Möglicherweise dachte man dabei auch an den Schutz des Verwaltungszentrums Sopianae-Pécs. Am liebsten würde man die Umorganisation Constantius II. zuschreiben, der — wie bekannt — nach jahrelangen Quaden- und Sarmaten-Kriegen das Grenzgebiet der Valeria einer neuen Regelung unterwarf. Aber die Einzelheiten sind bedauerlicherweise heute noch nicht bekannt. So gut wie nichtssagend ist das, was man darüber bei Ammianus

²⁷ Not. dign. Occ. XXXIII 26 und 49.

²⁸ Not. dign. Occ. XXXIII 63: tribunus cohortis, Alescae.

²⁹ Not. dign. Occ. XXXII 53: tribunus cohortis tertiae Alpinorum Dardanorum... 57: tribunus cohortis tertiae Alpinorum, Sisciae. 59: tribunus cohortis primae Thracum civium Romanorum, Caput Basantis. Zu der Frage siehe schon NESSELHAUF: op. cit. 47–8. Cf. G. L. CHEESMAN: The Auxilia of the roman imperial Army, Oxford 1914, p. 143, n. 3.

³⁰ Siehe darüber und zum folgenden T. NAGY: Arch. Ért. 1940 52.

³¹ RITTERLING: RE XII 1501.

(XIX 11 17) liest : *digestis pro securitate limitum, quae rationes monebant urgentes. Constantius Sirmium rediit* (im Frühling des Jahres 359).

Die späteste Variante der Militärbezirksorganisation der Valeria wird in der Notitia durch die Eintragung Cirpi-Lussonium vertreten. Im Lager von Lussonium stationierte zur Zeit der Constantinus-Dynastie noch eine Reitertruppe mit dem Namen *cuneus equitum Constantianorum*.³² Ich hoffe in einem anderen Zusammenhang schon gezeigt zu haben,³³ dass der erwähnte *cuneus* nach der Regierungszeit des Constantius II. Lussonium verliess, und nach Intercisa kam, wo er den *cuneus equitum Dalmatarum* ablöste. An seine Stelle konnte also frühestens in den sechziger Jahren des IV. Jahrhunderts eine Abteilung der legio II adi. bzw. damit zusammen vielleicht auch das Kommando des unteren Bezirkes der Legion nach Lussonium gekommen sein. Es ist beinahe sicher, dass jene neue Verteilung der Limes-Truppen, die in dem Valeria-Kapitel der Notitia durch die spätesten Eintragungen vertreten wird, unter Valentinian I. dem letzten grossen Reformator des pannonischen Grenzschutzes, erfolgte. Vielleicht ist es kein Zufall, dass das Kommando des oberen Bezirkes jetzt vom mittleren Limes-Abschnitt zum Donau-Knie, nach Cirpi-Dunabogdány versetzt wurde. Man versuchte unter Valentinian I. diesen Donau-Abschnitt besonders sorgfältig zu befestigen.³⁴ Der letzte grosse pannonische Kaiser bestrafte von diesem Gebiet, als von einer mit mehreren Verteidigungslinien befestigten Operationsbasis aus die Quaden des linken Donau-Ufers im Jahre 375.³⁵ Diese Tatsache hebt die strategische Bedeutung des erwähnten Limesabschnittes hervor, und damit dürfte auch die Verlegung des Abteilungskommandos nach diesem Frontabschnitt zusammenhängen.

Diese verhältnismässig spät hervortretende Bedeutung von Cirpi-Dunabogdány wird auch durch die Ergebnisse der Ausgrabungen daselbst nicht widerlegt.³⁶ Ein Ergebnis dieser Grabungen war das Aufdecken jener inneren Festung, womit man in den siebziger Jahren des IV. Jahrhunderts das sog. Steinlager ergänzte, und die in der Literatur meistens als selbständiger «burgus» behandelt wird. Dieser angebliche «burgus» hat jedoch die Bauten des II. Steinlagers nicht durchschnitten, ja man baute seine südlichen Ecken unmittelbar an die Mauer des II. Steinlagers.³⁷ Der Neubau lässt sich eher als ein etwas grösserer Turm auffassen, den man zur Befestigung des Steinlagers an der von

³² Sieh oben die Anm. 27.

³³ T. NAGY : Arch. Ért. 1955 236. Vgl. ALFÖLDI : op. cit. I 90.

³⁴ Siehe zusammenfassend S. SOPRONI : Pest megye régészeti emlékei (= Die archäologischen Denkmäler des Komitates Pest) 38. Man erwartet von dem Verfasser die ausführliche Beschreibung dieses Limes-Abschnittes.

³⁵ *Ammianus* XXX 5. 13-14. — Ausführlich schrieb darüber ALFÖLDI : Bud. Tört. I. 685.

³⁶ SZALAY : Arch. Hung. X 1933 11. Zu der zeitlichen Trennung der einzelnen Perioden siehe PACLOVIC : Il limes romano in Ungheria (Quaderni dell'impero. Il limes romano, IV) 1938 9-10.

³⁷ SZALAY : op. cit. 12 und Taf. VI. Abb. b-c.

dem Feind bedrohten Seite errichtete. Es war nur eine Vermutung, dass man gleichzeitig mit der Errichtung dieses «burgus» die übrigen Teile des Steinlagers verlassen hätte, und diese Vermutung wurde durch die bisherigen Ausgrabungen nicht erhärtet. Im Gegenteil, jene Stempelziegel aus der Zeit des Valentinian, die man in den verschiedenen Teilen des Lagers fand,³⁸ legen eher den Gedanken nahe, dass auch sonst im Lager gebaut wurde. Wohl erwartet man noch genauere Auskünfte in dieser Beziehung von den weiteren Ausgrabungen, aber man darf schon jetzt einen Zusammenhang zwischen den Bauten der Valentinianus-Zeit in Dunabogdány einerseits, und dem Verlegen des Abteilungskommandos nach dieser Stelle andererseits, wohl mit Recht vermuten.

Es wurde oben versucht, das Problem der Militärbezirke in der Valeria auf Grund jener Angaben zu beleuchten, die man in der Notitia findet. Das Vorgetragene fasste ein Kapitel aus einer grösseren Arbeit über die pannonischen Militärbezirke zusammen.

³⁸ CIL III 10679 : Ap. Luppi ord. — III 10681 : Lupicinus, trib. — SZILÁGYI : Inscr. teg. Pann. (Diss. Pann. II 1 1932) S. 98 : Caris. trib. — PAULOVICS : op. cit. 10 erwähnt gestempelte Ziegel mit dem Namen des «Frigeridus dux» aus den Mauern des «burgus». Man findet diese nicht in der letzten Zusammenstellung der Stempel aus der Valentinianus-Zeit (SOPRONI : Arch. Ért. 1958 53).

T. SZENTLÉLEKY

DIE AUSGRABUNGEN DES ISIS-HEILIGTUMS VON SAVARIA

Im Jahre 1955 kamen im Gebiet der einstigen Stadt Savaria (heute Szombathely) anlässlich der Erweiterung eines modernen Magazins, römervzeitliche Marmorblöcke mit Reliefs zum Vorschein. An ihrem Profil war zu erkennen, dass sie zum Gesims eines grösseren römischen Gebäudes gehört haben mochten. Die zur Bestimmung der Funde und Aushebung der Blöcke durchgeführten Probegräben zeitigten bald überraschende Ergebnisse. In 3 m Tiefe lagen 18 riesige Marmorblöcke mit dem Gewicht dreiviertel—anderthalb Tonnen. Aus ihrer Lage konnte geschlossen werden, dass die Blöcke einst zu einem annähernd ost—westlich orientierten Gebäude gehörten und von dessen Nordfassade herabgestürzt waren. Im Laufe der Ausgrabungen im Jahre 1956 liessen sich Lage und Masse des Gebäudes feststellen.

Die Marmorreliefs zeigten uns, dass wir die Reste des ehemaligen Iseums gefunden hatten. Die Ausgrabungen im Jahre 1956 haben das Zentralheiligtum und den davor stehenden Altar freigelegt. Das Gebäude des Heiligtums war nordost—südwestlich orientiert, 16,5 m lang und 9,5 m breit. Eine 3 m breite Vorhalle führte zur Cella, die in zwei Räume geteilt war. Infolge späterer Verwüstungen war nur der Fussboden des Kellers unversehrt. Die Mauern waren an vielen Stellen bis zu beträchtlicher Tiefe abgetragen. Von der Höhe des Restes der Vorhalle konnten wir auf das ehemalige Fussbodenniveau schliessen. Grosse Terrazzo-Stücke fielen auf den Kellerboden. Kleinere Wände gliederten den Keller in lange, schmale Räume. Die etwa 60 cm breiten, kleinen Wände, die auf die Grundmauern des Kellers gesetzt sind, dienten zur Unterstützung des Terrazzo-Fussbodens. Die Luftangriffe im Jahre 1945 versehrten die 2 m unter der Erdoberfläche liegenden Ruinen der nordwestlichen Ecke, so dass nur die letzte Steinschicht des Fundaments übrigblieb.

Das Gebäude stand auf einem Podium. Seine Grundrissgliederung ist dieselbe, wie diejenige der Isis-Heiligtümer schon in der Zeit der Republik, im II. Jahrhundert v. u. Z. Es führte wohl eine Treppenreihe hinauf bis zu der Tür der Cella, aber diese Treppenreihe nahm wohl nicht die volle Breite der Fassade, sondern nur das mittlere Drittel von ihr ein. Man sieht die charakteristische Lösung der Eingänge von Isis-Heiligtümern an den Wand-

gemälden von Herculaneum, an dem Iseum von Pompei, an der Lehmrelief-Tafel des Haterius-Grabes und an den kaiserzeitlichen Isis-Heiligtümern von Noricum.

Die Treppenreihe führte wohl innerhalb der Vorhalle hinauf. Man fand nach der Aufdeckung nur ein Drittel von der nord—östlichen Seite der Grundlegung der Vorhalle unversehrt; die Grundlegung der süd—östlichen Seite wurde schon früher anlässlich einer Steingewinnung zerstört. Man sieht an den Profilen der Versuchsgruben die Spuren einer tiefen Eingrabung. Infolge der starken Wühlungen wurde jeder Schluss auf die einstige Lösung des Mittelteiles verunmöglicht; aber auch das Fehlen einer Steingrundlegung spricht für die Annahme, dass die Treppenreihe wohl innerhalb der Vorhalle hinaufführte. Man begegnet einem ähnlichen Grundriss auch im Falle des Isis-Heiligtums von Flavia Solva, neben dem heutigen Leibnitz am Frauenberg.

Der Grundriss des zentralen Heiligtums von Megaron-Typ mit zwei Zellen und Vorhalle zeigt viele ähnliche Züge, wie die Isis Noreia-Heiligtümer, so besonders wie der Grundriss des schon erwähnten Heiligtums am Frauenberg und des anderen in Hohenstein.

Der Eingang und der davor stehende Altar spielten eine wichtige Rolle in den Kulthandlungen. Nach den erhaltenen Darstellungen (beide Wandgemälde von Herculaneum, das Relief des Haterius-Grabes u. a. m.) stand der Oberpriester bei der Darbringung des Opfers von dem Eingang der Cella oben an der Treppenreihe. Von ihm rechts und links nahmen die übrige bei der Kulthandlung behilflichen priesterlichen Personen mit je einem Sistrum in der Hand Platz, während die Verehrer der Gottheit rechts und links vom dem Altar auf dem mit Schotter bedeckten Boden des inneren Hofes standen.

Die von der Hauptfassade herabgestürzten Marmorblöcke lagen an beiden Seiten des Altars. Auf der Photographie des Platzes sieht man noch einige Stücke des Gesimses vor der Fassade in situ.

Die von der Fassade herabgestürzten Marmorblöcke lagen grösstenteils unberührt neben dem Altar, da sie durch die letzte, aus dem 5. Jh. stammende römerzeitliche Schicht bedeckt wurden. Nur vor dem südöstlichen Abschnitt der Fassade konnten Spuren von Beschädigungen beobachtet werden. Aus den Profilen ist zu ersehen, dass hier früher schon grössere Ausgrabungen erfolgten, wobei auch einige Marmorblöcke entfernt wurden. Von hier dürfte jener, mit Relief verzierte Marmorblock stammen, der seit dem 18. Jh. als «Anubis-Stein» in der Literatur bekannt ist, und der nach langer Wanderschaft am Ende des vergangenen Jahrhunderts in das Savaria-Museum der Stadt Szombathely gelangte.

Auf Grund der aneinander passenden Steine lässt sich die vertikale und auch die horizontale Gliederung der Fassade rekonstruieren. Nur die Front allein war mit Marmor verkleidet; die Gesimse der Ecken und der Seitenwände waren bloss aus Kalkstein.

Ein stark profiliertes, etwa um einen halben Meter hervorspringendes Kranzgesims aus weissen Marmor schloss die Haupt-Front ab.

Die Ummantelung aus Marmor war 9 m lang. Die Seitenpfeiler und zwei Säulen teilten die Fassade in drei Teile. Das Kranzgesims, das 50 cm hervorragte, folgte dieser Struktur.

Unmittelbar unter dem Kranzgesims verlief der mit Reliefs verzierte Fries in 9,5 m Länge und 90 cm Höhe. Er ist, abgesehen von einigen Stücken, die ergänzt werden können, mit Hilfe der vor zweihundert Jahren ausgegrabenen Fragmente völlig zu rekonstruieren.

Der dreifachen vertikalen Gliederung entsprach die Hauptinschrift im mittleren Feld; nur die Buchstaben SAC sind zu entziffern. Sie mögen als ISIDI SAC ergänzt werden. Darunter mochte noch eine Reihe der Inschrift folgen, aus der jedoch nur die Hasta der letzten Buchstaben zu sehen ist.

Um die Hauptinschrift herum war eine Umrahmung, die für die Steinmetzarbeit der 2. Jh.-s u. Z. in Noricum und Pannonien charakteristisch ist. An beiden Seiten folgten dann — infolge der vertikalen Gliederung etwas ausladend — je eine Darstellung der Victoria. Beide Figuren standen in Nischen. Wir besitzen nur die auf der nordöstlichen Seite stehende Figur. Auch die Victoria war in demselben Rahmen; in ihrer Rechten hält sie einen Kranz zur Hauptinschrift, auf ihrem herabhängenden linken Arm ruht ein Palmenzweig. Das vorne tief heruntergelassene Gewand ist geknotet. Ihr Haar, die Flügel, die Körperfalten und die des Gewandes sind mit roter Farbe bemalt. Der nordöstlichen Ecke zu folgt eine längliche Fläche, auf der in einem einfachen, profilierten Rahmen die auf dem Hund Sothis reitende Isis, und vor ihr die Gestalt der Fortuna-Abundantia zu sehen sind. Das Haar der Isis flattert offen in vielen Strähnen; majestätisch blickt sie vor sich hin, mit der Rechten schüttelt sie das Sistrum, in der Linken hält sie einen Fruchtkorb. Sie sitzt auf dem Hund Sothis, der, wie wir ihn aus den Münzdarstellungen seit der Zeit des Hadrian gut kennen, nach rechtsläuft und zurückblickt.

Man hat den Eindruck, als belebten sich die Worte des Dio Cassius, des einstigen hervorragenden Statthalters von Savaria über das römische Isis-Heiligtum.

Infolge der Aderung des Marmors erscheint unmittelbar vor dem Hund Sothis eine markante Linie, doch sie gehört nicht zur Darstellung: sie ist nur ein Fehler im Stein. Die vor dem Hund stehende Fortuna-Abundantia hält in ihrer Rechten Pateren, in der Linken ein Füllhorn.

Dem mit dieser Szene verzierten Feld entsprach südöstlich der Hauptinschrift der vor 200 Jahren ausgegrabene Stein mit der Darstellung des Anubis. In der Mitte steht, in der Maske des Anubis, der zu Anubis gewordene Priester; in seiner Linken hält er einen Palmenzweig. Rechts vor ihm ist die Gestalt der Isis-Hygieia zu sehen, links schliessen je eine, mit Nischenreliefs verzierte, und der vertikalen Gliederung entsprechend etwas ausladende

Fläche das Gesimsfried ab. Die nordöstliche Ecke ist kaum beschädigt. Hier steht Mars-Harpocrates in einer Haltung, die damals schon seit sechs Jahrhunderten kanonisiert war. Seinen zurückgeworfenen Chlamys hält der über die Schulter geworfene Gladius zusammen. Seine Linke ruht auf einem trapezförmigen Schild, mit seiner Rechten stützt er sich auf eine, mit der Spitze nach unten gerichtete Lanze. Die mit Relieffries verzierte Fassade der Vorhalle springt etwa 50 cm hervor; der Fries setzte sich auch hier fort. Auf der Nordseite, die wir kennen, stand ein auf Knöppel gestützter Hercules. Man hat es hier nicht mit dem Helden der überwuchernden Muskeln zu tun, sondern mit jener schlanken Gestalt, die seit Commodus und für die Zeit der Severer charakteristisch ist.

Die Steinmetzwerkstatt, die die Reliefs des Marmorfrieses herstellte, war in der Literatur Pannoniens auch bisher schon bekannt. Auf Grund der Sarkophage, auf denen Namen von Konsulen eingemeißelt sind, lässt sich die Wirkungszeit der Werkstatt auf die Jahre zwischen 190—210 u. Z. setzen. Charakteristisch sind die in Noricum und in Pannonien zu dieser Zeit gebräuchlichen spiralenförmigen Umrahmungen, die keltische Einflüsse widerspiegeln, ferner, dass einzelne Figuren in Nischen untergebracht werden. Die Reliefs sind nicht so sehr linear vereinfacht, wie die durchschnittlichen Provinzialarbeiten, doch bleiben sie in der Qualität weit hinter den Erzeugnissen der rutinierten italischen und in den südlicheren Provinzen wirkenden Steinmetzwerkstätten zurück.

Das Gesims-Fries zeigt unvergleichliche Szenen des mit Kaiserkult vermischten pantheistischen Isis-Glaubens vom Ende des II. Jahrhunderts, der ausserdem auch noch von den lokalen Kulturen stark beeinflusst war.

Unter dem Fries der Fassade folgte ein reich gegliedertes Zwischengesims; ein mit Weinreben und Kantharen verziertes Architrav-Fries bot dem mit Marmor verkleideten Frontteil den Abschluss. Dass an beiden Seiten des Einganges Pfeiler waren, ersieht man aus dem Grundriss und aus der Umrahmung der mit Reliefs verzierten Fläche des Eck-Architravfrieses über dem Eingang. Zwei Kalksteinsäulen gliederten die Fassade in drei Teile. Ihre Basis aus Kalkstein liegt noch in situ im Boden.

Das Dachwerk war mit Tegula-Platten bedeckt. Die Imbrexe waren bei dem Gesims mit löwenköpfigen Antefixe aus gebranntem Lehm abgeschlossen.

Das Boden-Niveau des Hofes wurde in der Umgebung des Heiligtums einmal erhoben, und dann errichtete man bei den Seitenwänden des Gebäudes ein vier Meter breites Erdenpodium. In der Nähe des Altars wurde das gestampfte Schotter-Niveau anlässlich kleinerer Planierungen zweimal um einige cm. höher aufgeschüttet.

Man konnte bei den Ausgrabungen in den Jahren 1957—1958 auch die Grenzen des Temenos des Iseums bestimmen. Auf drei Seiten zeigten sich sogar die Abschlussmauern, doch auf der vierten — der westlichen — stehen

noch neuzeitliche Gebäude im Wege der weiteren Grabungen ; diese werden jedoch bald abgerissen. Die kürzere Seite des Temenos ist 40 m, die längere über 60 m lang. Anlässlich neuerer Ausgrabungen konnte festgestellt werden, dass sich an der Längsseite des Temenos eine Reihe von Räumlichkeiten befand. Sie sind je $4,5 \times 5,5$ gross. Die nordöstliche Grenzmauer ist monumentaler angelegt : hier muss man mit einer Reihe grösserer Bauten rechnen.

Innerhalb des Temenos stand in der Achse des Sanktuariums, südöstlich vom Altar eine grosse Säulenhalle. Die letzten Tage der Ausgrabung warfen ein Licht auch auf die Bestimmung dieser Säulenhalle. Das Temenos bestand nämlich aus einem äusseren, einfacheren und einem inneren, grösseren und prächtigeren Hof. In der Mitte dieses prächtigen Hofes stand der Bau des bereits ausgegrabenen Heiligtums mit dem Altar davor. Die Säulenhalle war der Porticus zwischen dem inneren und dem äusseren Hof. Sie stand in der Längsachse des Zentralheiligtums.

Die Profile verrieten, dass im Laufe des 18. Jhs. hier gegraben wurde. Zwei grosse Säulen des Porticus lagen unversehrt in situ, über ihnen wurde im 6 Jh. u. Z. die Grube eines wahrscheinlich germanischen Frauengrabes eingegraben. Die charakteristischen Grabbeigaben sind bronzene Armringe, eine schwarze Perlenschnur und ein Knochenkamm dessen gezähnte Enden nicht sehr tief eingesägt sind.

Der Durchmesser der Säulen beträgt 90 cm ; sie sind aus Basalt, der aus dem nahe liegenden Sághegy stammt. Die drei Basaltsäulen, die seit Ende des vergangenen Jahrhunderts vor dem Museum stehen und ähnliches Format sowie gleiche Ausarbeitung zeigen, dürften aus früheren Ausgrabungen an dieser Stelle stammen.

Auch die südöstliche Ecke wurde in den letzten Tagen der Ausgrabung freigelegt ; sie wurde im 4. Jh. vergrössert.

Der südöstlichen Wand des Temenos schlossen sich aussen grössere Räumlichkeiten an ; ihr Boden war mit Terrazzo verputzt und in ihrer Schicht lagen sehr viele Hauskeramik-Scherben. Dort wurden — nach einer Schuttschicht — über dem Terrazzo-Boden Häuser mit Lehmewurf gebaut. Die hier gefundene Keramik weist darauf hin, dass die Gebäude mit Lehmewurf, die später abgebrannt sind, Ende des 4 Jhs. und im 5 Jh. benützt waren.

Nach dem Zeugnis des nicht-gestörten, unversehrt erhaltenen germanischen Grabes aus dem 6. Jahrhundert zeigten zu dieser Zeit sowohl das Heiligtum wie auch seine Umgebung schon das Bild der völligen Verwüstung. Das Grab wurde in jene Schuttlage vertieft, die die gewaltigen Säulen verdeckte.

Auch in den Gräben, die wir ausserhalb der nordwestlichen Seite zogen, sind Spuren von kleineren Anbauten zu erkennen.

Das Iseum lag neben dem aus Savaria nach Sopianae führenden Weg in etwa 500 m Entfernung südlich vom Forum der Stadt. Es lag im Überschwemmungsgebiet zwischen zwei kleinen Flüssen, Gyöngyös und Perint.

An der Schichtenfolge ist zu erkennen, dass das Gebiet jedesmal vom Schlamm der Überschwemmungen bedeckt wurde, wenn keine städtische Siedlung mit ihren öffentlichen Werken die Wasserregulierung sicherte. Die Schlammschichten schliessen die einzelnen Perioden günstig ab. Dieser Teil der Stadt zählte erst nach dem Errichten des Iseums zu den inneren Bezirken von Savaria. Nach der römischen Eroberung, in der Mitte und am Ende des 1. Jhs., standen hier kleine Hütten, ihre Pfostenlöcher sieht man in der untersten Schicht. Die hier gefundene Keramik, Glaswaren aus Syrien und aus Italien, ferner padanische Sigillaten helfen uns bei der zeitlichen Orientierung. Infolge einer grösseren Überschwemmung mochte diese Hüttensiedlung zugrunde gegangen sein.

Während des 2. Jhs. standen hier wahrscheinlich Häuser mit Wänden aus Lehmewurf die oft renoviert wurden, bis endlich die ganze Siedlung einer Feuersbrunst zum Opfer fiel. In der Schuttschicht der abgebrannten Häuser befanden sich frühe südgallische Sigillaten. Schüsseln vom Typ D 37 kommen nur ganz selten vor. Eine neue Schlammschicht bedeckt danach das Gebiet. In diesem Boden wurden dann planmässig die Grundmauern des Iseums angelegt. Zu dieser Zeit wurden auch die Fluss-Betten von Perint und Gyöngyös reguliert, und das Gebiet wurde ausserdem noch gegen Überschwemmungen gesichert; das Temenos war mit einer mehrere Meter dicken, in die Erde vertieften Betonmauer umgeben. Es scheint, als ob die heidnischen Symbole im 4. Jh. vernichtet worden wären, auch wurde die kleineren, zu Kultzwecken dienenden Gebäude des Temenos abgerissen, doch nach Aussage der Schuttschichten wurden die grösseren Gebäudegruppen auch weiterhin benützt. Auch die Marmorreliefs mochten der Verwütung im 4. Jh. zum Opfer gefallen sein. Wahrscheinlich ging das Gebäude infolge des Erdbebens im Jahre 450 u. Z. zugrunde: die Risse in den Mauern und verworfenen Schichten legen diesen Schluss nahe.

Im Laufe der Ausgrabungen von zwei Jahren kamen ausser den Baudenkmalern auch viele Fundobjekte zum Vorschein. Bemerkenswert ist das Fragment einer kleinen Votivstatue, der Torso der einander umarmenden Figuren von Amor und Psyche mit feingeschnittenen, weichen Körperformen. Er dürfte zu einer Votivfigur der Venus gehört haben. Auch das grosse, aus Bronze gegossene Gefäss, das bisher für Fruchtkorb gehalten wurde und das eigentlich der obere Teil eines Füllhornes ist, könnte eventuell zur Kultfigur gehört haben.

Neben den Seitenwänden des Gebäudes lagen Antefixe aus gebrannten Ton mit Löwenköpfen. Ein reiches Material an Lampen kam aus der römischen Aufschüttungsschicht ans Tageslicht. Auch Volutenlampen kommen hier vor, doch überwiegen die Firmenlampen. Skalpelle aus Bronze, Würfel aus Elfenbein, eine Haarnadel mit einem Menschenkopf am Ende und noch viele andere Funde bereichern ausser den Baudenkmalern unser Wissen über die römische Kultur in Savaria.

A. SALAČ

EIN HYMNUS AUF DEN WEIN

(INTERPRETATION EINES HELLENISTISCHEN KUNSTWERKES)

Das Kunstwerk, welchem dieser Aufsatz gewidmet ist, ist unter dem deutschen Namen «trunkene Alte» allgemein bekannt; es gibt zwei antike Kopien, eine in der Münchener Glyptothek, eine andere im Museo Capitolino, sogar das griechische Töpferhandwerk hat sich dieses Motivs bemächtigt, um figürliche Vasen zu bilden.

Das Exemplar der Münchener Glyptothek ist von A. Furtwängler¹ beschrieben worden; seine Zeilen sind das Beste, was bisher darüber geschrieben worden ist. Ich kann nicht anders als diese Beschreibung — mit Auslassung des für uns nicht wichtigen — hier wiederholen.

«Statue vom parischen Marmor, hoch 0,92 Es sind ergänzt: der rechte Arm von der Mitte des Oberarmes, die linke Schulter mit den anschließenden Teilen von Oberarm, Brust und Rücken bis zum Gürtel herab, ferner ein kleines Stück am linken Schlüsselbein, der linke Fuss mit dem Gewande darüber, am Kopfe die Nase; doch ist die tief eingesenkte Nasenwurzel alt; der Kopf ist gebrochen doch zugehörig.² — In Lebensgrösse ist hier ein altes Weib gebildet, das am Boden hockt und im Schosse eine grosse Weinflasche hält, krampfhaft fest, als ihren einzigen Schatz und ihre ganze Wonne. Wie verückt blickt sie empor, um im nächsten Augenblicke einen neuen tiefen Schluck zu tun. Die Linke umklammert den Bauch der Flasche, die verlorene Rechte hielt den engen Hals gefasst. Das Gefäss hat eine uns aus den keramischen Funden wohlbekannte Form, die aber erst in der hellenistischen Zeit aufkommt. Die Schulter der Vase ist mit einem Epheukranze geschmückt. Die Alte trägt einen gegürteten Chiton, der ihr an der rechten Schulter herabgerutscht ist und von einer Spange gehalten wird. Über die linke Schulter und um den Unterkörper ist ein Mantel geschlungen. Am vierten Finger der linken

¹ Beschreibung der Glyptothek . . . zu München, 1900 p. 362 ff. No 437.

² Wir sehen, dass die Kopie relativ gut erhalten ist, was auch für das wichtigste, den Kopf, gilt; bei der Kopie des Museo Capitolino ist der Kopf nicht zugehörig. Unsere Abbildung stellt einen ergänzten Gypsabguss im 3/4 Profil rechts sehend dar; eine Reproduktion der kapitolinischen Kopie in kleinem Ausmasse und in der Vorderansicht, für welche das Werk sicher nicht bestimmt war, findet man in dem Kataloge *The Sculptures of the Museo Capitolino* (Oxford 1912) Taf. 18 no. 8.

Hand trägt die Alte einen Ring und ihre Ohrläppchen sind zur Aufnahme von zierenden Ohrringen durchbohrt. Ihre Haare sind hinten aufgenommen; die vordere Hälfte des Kopfes deckt ein Kopftuch, das einer ebenfalls in der Zeit nach Alexander auftretenden Mode entspricht. . . . Mit rücksichtsloser Wahrheit ist die Hässlichkeit des Alters geschildert. In dem geöffneten Munde sieht man einige Zahnstummel. Die Wangen sind eingefallen und dicke Runzeln bedecken Gesicht, Hals und Brust. Auch der Körper der alten Trinkerin ist abgemagert und die Knochen treten an der rechten Schulter in hässlicher Weise heraus; das eingefallene Fleisch der Brust bildet gegen den Oberarm zu eine Reihe Falten. So abschreckend hässlich, ja widerlich alle diese Einzelheiten sind, so hat der Künstler doch durch den packenden geistigen Ausdruck des Ganzen und den überlegenen Humor, der über dem Werke schwebt, den Beschauer zu versöhnen, ja hinzureissen verstanden. Das Werk war schon im Altertum berühmt; wir besitzen eine zweite Kopie im kapitolinischen Museum, die aber des antiken Kopfes entbehrt.»

Ich wiederhole: Eine ausgezeichnete Beschreibung, mit einer liebevollen Aufmerksamkeit auch aufs kleinste Detail, mit ebenso ausgedehnten wie tiefen Sachkenntnissen von einer sehr gewandten Feder geschrieben. Und doch vermissen wir heute — nach fast 60 Jahren — etwas in dieser Meisterarbeit, und zwar: Welchen Sinn und welchen Zweck hat das Monument? Mit anderen Worten: Was hat der Künstler gewollt und gedacht, als er dieses seltsame Kunstwerk gebildet hat? Der Lösung einer solchen Frage kann uns nur die dialektische Methode näher bringen, d. h. die Aufdeckung der inneren Gegensätze und Unstimmigkeiten, die an dem Werke haften und eine Erklärung dringend heischen. Ich will diese Punkte hier zusammensetzen:

1. Die Alte «hockt am Boden», eine zum Weintrinken zwar sichere, aber doch wenig bequeme Stellung.

2. Sie «hält im Schosse eine grosse Weinflasche, krampfhaft fest, als ihren einzigen Schatz und ihre ganze Wonne». Das Weib ist sicher keine vornehme Dame — als solche könnte sie einfach nicht am Boden sitzen — sie ist auch keine reiche Frau, aber sie ist ganz gut, ja vielleicht für das Weintrinken in einer Hausstube zu gut gekleidet, sie hat sogar Schmucksachen bei sich, also ist sie keine Bettlerin. Wie kommt es, dass sie die volle Weinflasche «als ihren einzigen Schatz und ihre ganze Wonne» festhält, wenn doch der Konsumwein (Retzinato) in Griechenland kein seltener Genuss ist? Und von wem ist ihr «einziger Schatz» bedroht?

3. Die Weinflasche ist für den einzigen Trinker zu gross und ohne ein Trinkgefäss sicher unbequem zum Trinken.

4. Nach Furtwängler's Beschreibung hat die Alte schon getrunken und blickt «wie verzückt empor, um im nächsten Augenblicke einen neuen tiefen Schluck zu tun.» Wenn die Alte ihre Weinflasche so hält, als wollte sie diese mit dem ganzen Körper gegen jeden Konkurrenten verteidigen, so wäre es



Abb. 1

äusserst unvorsichtig von ihr, zu trinken. Bei einem Schluck könnte man ihr die Flasche am leichtesten wegnehmen. Die Weinflasche ist sicher voll zu denken — eine leere Weinflasche legt man einfach weg oder zerbricht sie aus Übermut.

5. Die Alte «blickt wie verzückt empor», öffnet dabei den Mund und lässt ein Paar Zahnstummel sehen. Dem Detail des offenen Mundes hat ein Archäologe einen ganzen Aufsatz gewidmet; trinkt die Alte nicht, so ist diese Einzelheit anders zu erklären.

Und der Sinn des Ganzen: ein Grabmal? ein Porträt? ein Genrebild?

Wir haben von der Weinflasche gesprochen; allgemein wird sie mit dem griechischen Termin *λάγυνος* genannt. Das Wort erscheint zum erstenmal bei Stesichoros in dem Adjektivum *τρυλάγυνος*, wo es sichtlich ein Mass bezeichnet. Seit dem Anfange der hellenistischen Zeit kommt das Wort häufiger, um schon bei Plautus in einer lateinischen Form *lagoena*, *laguna* (oder ähnlich) zu erscheinen.³ Über das griechische Wort hat G. Leroux ein Büchlein veröffentlicht: *Lagynos. Recherches sur la céramique et l'art ornamental hellénistiques* (Paris, E. Leroux 1913). S. 73 hat der Autor die Exemplare der plastischen Vase in der Form der trunkenen Alten zusammengestellt: 2 in Athen, 1 in dem Museum Alaoui aus Bulla Regia, 1 im Louvre aus Italien, 1 im Museum von Mykonos, in einem Grabe auf Rheneia gefunden.

Wir haben fünf Widersprüche in der Beschreibung des Kunstwerkes konstatiert; keine von der drei vorgelegten Interpretationen — ein Grabmal, ein Porträt, ein Genrebild — kann diese Widersprüche erklären. Die zwei ersten Möglichkeiten scheiden wir einfach aus Gründen der Pietät und der Schicklichkeit aus. Für die dritte müssen wir einen Impuls ausserhalb des Kunstwerkes selbst suchen.

Schlagen wir die Komödien des Plautus, und zwar ein von den weniger gelesenen Stücken, den *Curculio*,⁴ auf. Zuerst eine kleine Einführung: Der junge Phaedromus ist in ein Mädchen — Planesium — verliebt, das in der Macht eines *Leno* ist und in seinem Hause sich befindet, jedoch noch unverheiratet ist. Der *Leno* ist nämlich krank und bleibt in der Pflege des Heiligtums des Aesculapius, welches neben seinem Hause steht.⁵ So bleibt sein Haus geschlossen und das Mädchen jungfräulich. Phaedromus hat festgestellt, dass Planesium der Obhut eines alten Weibes, Leaena genannt, anvertraut ist, die dem Weingenusse sehr ergeben ist. Das Haus ist gesperrt, die «Besucher» kommen nicht, so findet Leaena keine Trinkgelegenheit und kein Trinkgeld. Wie

³ Der Vokalismus der lateinischen Form bereitet Schwierigkeiten, doch niemand von den führenden Linguisten hat beide Formen auseinanderreissen wollen (vgl. WALDE³ — HOFMANN LEW I p. 752, ERNOUT — MEILLET DELL 1932 S. 493.)

⁴ *Curculio* — der Mehlwurm — wird mit sprechendem Namen der Parasit des jungen Phaedromus genannt.

⁵ Man denkt sofort an Epidauros mit seinem berühmten Heiligtum, den Wunderkuren — *ἰατρεῖα* —, seinem grossartigem Theater und namhaften Festen.

die junge Liebe schon erfindsam ist, so lässt Phaedromus eine grosse Flasche mit gutem Weine füllen und kommt damit in der Nacht zu dem Hause des *Leno*. Dort sagt er (V. 76 Lindsay)

*Anus hic solet cubare custos ianitrix,
nomen Leaenaest, multibiba atque merobiba.*

Sein Sklave Palinurus bemerkt :

*Quasi tu lagoenam dicas, ubi uinum Chium
solet esse. Phaedromus : Quid opust uerbis? uinosissima est;
eaque extemplo ubi <ubi> uino has conspersi fores,
de odore adesse me scit, aperit ilico.*

Palinurus fragt dann (V. 82) :

Eine hic cum uino sinus fertur?

Der Wein wird also nicht in dem gewöhnlichen Gefässe, der Amphora, getragen, sondern in einem anderen, wahrscheinlich grösseren Gefäss [V. 85 : *si quid super illi (= Leanae) fuerit, id nobis sat est*], welches von einem Sklaven (puer — V. 75) mit einem *sinus* verhüllt gebracht wird. Phaedromus benetzt mit dem Weine die Türpfosten und die Schwelle des Hauses ; diese Operation hat einen blitzartigen Erfolg. Die Alte, durch den *Bouquet* des Weines gereizt, rezitiert einen wahren Hymnus auf den alten Wein : (V. 96 ff.) :

*Flos veteris uini meis naribus obiectust,
eius amor cupidam me huc prolicil per tenebras.
ubi ubi est, prope me est. euax, habeo!
salve, anime mi, Liberi lepos.
ut ueteri' uetu' tui cupida sum.
nam omnium unguentum odor prae tuo nautea est,
tu mihi stacta, tu cinnamum, tu rosa,
tu crocinum et casia es, tu telinum,
nam ubi tu profusu' s. ibi ego me peruelim sepultam.
sed quom adhuc naso odos opsecutust meo,
da vicissim meo gutturi gaudium etc.*

Im V. 114. stellt sich der bisher unsehbare Phaedromus als Gott Liber vor, gibt dann das Gefäss dem alten Weibe, das nach einer ganz kleinen Libation an die Göttin Venus, deren Altar vor der Tür des Hauses steht, sich mit der Flasche — sicher auf den Boden — setzt und dem ersehnten Genusse sich voll ergibt. Phaedro-

mus findet endlich den Mut dazu, der Alten seine Sehnsucht zu gestehen. Sie verspricht ihm das Mädchen zu bringen. Der entzückte Phaedromus sagt der Alten (V. 139) :

*Tibine ego, si fidem seruas mecum, uineam pro aurea statua statuam,
quae tuo gutturi sit monumentum.*

Über das griechische Original, welches dem Plautinischen Stücke zugrunde liegt, wissen wir leider nichts. Ist das Raten erlaubt, so möchte ich darauf hinweisen, dass in der Aulularia des Plautus der alte Geizhals Euclio, wenn er seine goldreiche *Aula* verloren glaubt, mit ebensolchem überschwenglichen Ausgusse seiner Verzweiflung Ausdruck gibt.

Den Trauergesang des Euclio nach dem Verschwinden des Schatzes können wir noch lesen (V. 713) :

*Perii, interii, occidi. quo curram? quo non curram? tene, tene. quem? quis?
nescio, nil uideo, caecus eo atque equidem quo eam aut ubi sim aut qui sim
nequeo cum animo certum inuestigare. opseco ego uos, mi auxilio,
oro, optestor, sitis et hominem demonstretis, quis eam apstulerit.
quid ais tu? tibi credere certum est, nam esse bonum ex uoltu cognosco.
Quid est? quid ridetis? noui omnis, scio fures esse hic compluris,
qui uestitu et creta occultant sese atque sedent quasi sint frugi.
hem, nemo habet horum? occidisti. dic igitur, quis habet? nescis?*

*heu me miserum, misere perii,
male perditu', pessume ornatus eo:
tantum gemitu et mali maestitiaequae
hic dies mi optulit, famem et pauperiem.
peritissimus ego sum omnium in terra;
nam quid mi opust uita, [qui] tantum auri
perdidi, quod custodiui
sedulo? egomet me defraudau
animumque meum geniumque meum;
nunc co alii laetificantur
meo malo et damno. Pati nequeo.*

Der Genius von Molière hat es verstanden, dieser Szene (L'Avare, Acte IV Scène VII) ein neues Leben einzuhauchen. In meiner Jugend habe ich das Glück gehabt, den grossen Komiker Jindřich Mcšna in dieser Rolle gesehen und gehört zu haben; ich erinnere mich lebhaft, dass die Zuschauer, die gewöhnt waren, sofort zu lachen, als Mcšna nur die Bühne betreten hat, bei dieser Szene allmählich zu lachen aufhörten — diese unermessliche Steigerung der Leidenschaft war eher tragisch als komisch zu empfinden.

Einen Tropfen von diesem tragischen Einschlag können wir auch der «trunkenen Alten» zugestehen.

Ich fasse nochmals kurz zusammen :

a) Die alte trunksüchtige Leaena ist Dienerin — allem Anscheine nach die *einzig* Dienerin — im Hause des *Leno* Cappadox. In dem «Geschäfte» kommt sie öfters zu gutem Tropfen und zum Trinkgeld, aber — seit ihr Herr krank ist und das «Geschäft» still steht — ist sie durstig.

b) Darum wird von ihr der Duft des guten Weines mit so überschwänglichen Worten begrüsst und die Gabe des Phaedromus so hoch geschätzt.

c) Phaedromus kennt die Alte und lässt ein grosses Gefäss bringen, um länger mit der Geliebten plaudern zu können in der Zeit, wo die Wärterin trinkt.

d) Leaena wirkt in der Szene als nächtliche Türhüterin ; bei der Haustür ist sicher kein Sessel vorhanden, so muss sie sich mit dem Gefäss an den Boden setzen ; wir können begreifen, wenn sie auch ihren Mantel an hätte, weil die Nacht in Griechenland ziemlich frisch sein kann.⁶

Vergleichen wir unsere Zusammenfassung mit den fünf Punkten, wo wir S. 2 f. innere Widersprüche an der Statue der «trunkenen Alten» festgestellt haben. Ich meine, alle die Widersprüche haben ihre Erklärung gefunden.

Den ersten Impuls hat ihr Schöpfer gewiss von der Bühne gebracht, eben bei der Szene der Weinanbetung.⁷ Ein Maler hätte vielleicht diese Szene, so wie sie gespielt wurde, auffangen und zu einer Illustration arrangieren können ; für einen Bildhauer existierte keine solche Möglichkeit. Er musste zuerst die Handlung in einen Moment zusammenraffen, was nicht ganz gelungen ist, weil es nicht ganz gelingen konnte. Psychologisch gehört der Theaterszene sicher die Palme ; der Duft des alten, guten Weines reizt die Sinne der Alten zu der grössten Spannung, bekommt sie schon die Gabe des *Liber* in ihre Hände, so fängt sie sofort an zu trinken. Sonst hat der Bildhauer seine überaus schwierige Aufgabe meisterhaft gelöst.

Wie ich schon gesagt habe, kennen wir nichts von dem griechischen Vorbilde des Curculio des Plautus. Die *Aulularia* wird dem Menandros ohne jede Bürgschaft zugeschrieben ; sollen wir auch bei dem stark veränderten Curculio an ein Menandrosstück als Vorbild denken? An diese Frage gibt es vorläufig keine Antwort.

In welche Zeit ist die Entstehung des Originals der «trunkenen Alten» zu setzen? Dabei sind die griechischen Theaterverhältnisse zu berücksichtigen. Das Original des Curculio, vielleicht für das Theater von Epidauros geschrieben,

⁶ Das Wichtigste war sicher die Vorliebe des Bildhauers für die Darstellung der reichen Falten des schweren Wollstoffes.

⁷ Wie die Szene auf der griechischen Bühne regiert worden ist, wissen wir leider nicht.

kann allem Anschein nach der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts gehören. Die neuen Theaterstücke wurden nicht jahrelang gespielt, sodass wir die Entstehung der «Trunkenen Alten» nahe an die Erstaufführung des *Curculio* rücken müssen.

Die Chronologie der hellenistischen Kunst ist bekanntlich sehr unsicher. Unser Hauptgewährmann ist hier der ältere Plinius, der jedes Kunstsinnes bar und nur an seine Quellen angewiesen war. Kurze Geschichte der griechischen Bildhauerei (XXXIV 49 ff.) schliesst er § 51 mit der Olympiade CXXI ab und fügt im § 52 noch dazu: *cessavit deinde ars ac rursus Olympiade CLVI revixit*. Plinius glaubt also an eine Lücke in der Geschichte der griechischen Bildhauerei von Olympiade CXXI bis zur Olympiade CLVI, also 35 Olympiaden oder 140 Jahre. Das ist einfach unglaublich und nur dadurch zu erklären, dass er in seinem Quellenmaterial nichts über diese Epoche gefunden hat, eben weil es keine Quellen für diese Epoche gegeben hat. Das gibt zu denken, kann natürlich hier nicht behandelt werden. Speziell über die trunksüchtige Alte lesen wir noch eine Notiz bei Plinius XXXVI 32: *nam Myronis illius, qui in aere laudatur, anus ebria est Zmyrnae in primis incluta*. In diesem Satze, der sichtlich erst als Nachtrag im fertigen Zusammenhang eingelegt ist, betrachtet Plinius das Bildwerk als dem grossen Myron gehörig. Darin hat Plinius in unseren Zeiten fast keinen Beifall gefunden, eine einzige Stimme ausgenommen. Gewöhnlich wird an einen Irrtum des alten Plinius gedacht, der den bekannten Künstler mit einem weit weniger berühmten späteren Homonymen verwechselt hat.⁸ Andere haben an einen anderen Irrtum des Plinius gedacht: In der *Anthologia Palatina* lesen wir zwei Epigramme (VII 455 des Leonidas, VII 353 des Antipatros Sidonios), wo gesagt wird, dass auf dem Grabe der trunksüchtigen alten Maronis eine marmorne attische *κόλυξ* gestanden hat. Plinius hätte also den Namen Maronis mit dem Genitive des Namens Myron verwechselt, vielleicht auch vom Grabmal unrichtige Vorstellung gehabt, was mir doch unwahrscheinlich dünkt.

Die «trunksüchtige Alte» ist ein realistisches Werk; der Künstler hat die Schönheit der Wahrheit geopfert, das Hässliche der Alten und das Abstossende der Handlung fast zu Karrikatur gesteigert. Analogien dieser Richtung, deren Bedeutung Furtwängler als erster herausgefühlt und hervorgehoben hat, finden wir, wenn wir nur datierte Werke in Betracht nehmen, eher in der Poesie als in der Bildhauerei. Ich denke besonders an den Mimendichter Herondas, dessen Mimen der Entstehung der «trunkenen Alten» vielleicht gleichzeitig sind; es ist erwähnenswert, dass bei dem Dichter, der den *μῆμος γυναικεῖος* mit Vorliebe gepflegt hat, keine «trunksüchtige Alte» erscheint.

⁸ G. LEROUX: *Lagynos* p. 101: «La statue d'une vieille femme ivre qui tient un de ces vases (c'est-à-dire *λάγυρος*) dans ses bras, si elle est bien l'œuvre de Myron le Jeune, doit être rapportée à la même époque.» — Nous ne savons d'ailleurs presque rien sur le — ou les — sculpteur homonyme, rien du tout sur l'œuvre qu'il produisait.

Über die «trunkene Alte» hat zuletzt G. Lippold in grossem Zusammenhange kurz gehandelt (Handbuch der Archäologie. Fünfte Lieferung 1950 S. 322 u. Anm. 4—6). Seine Datierung (c. 250 v. u. Z.) ist nicht näher begründet, nur das Sitzen am Boden wird erwähnt. Habe ich mit meiner Verbindung der Plautus' Szene mit dem Bildwerke recht, so müsste das Kunstwerk etwa um ein Paar Jahrzehnte hinaufrücken. Ist es zulässig? Das Werk ist so statisch wie möglich; der ganze Körper ist zusammengedrungen und unbewegt (G. Lippold spricht vom «festgeschlossenem Block des Körpers»), der Ausdruck und die Bewegung ist im erhobenen Kopfe konzentriert. Das Alles scheint natürlich, nicht raffiniert zu sein.

DIE GESTALT DES TYRANNEN POLYKRATES BEI HERODOT

Einem Programmpunkt seines im Prooimium und an anderen Stellen des Werkes manifestierten «Planes» entsprechend wendet sich Herodot häufig besonders grossen und denkwürdigen Leistungen (den *ἔργα μεγάλα τε καὶ θαυμαστά*: Provim.) der griechischen oder ausserhellenischen Geschichte zu. Im wesentlichen von der Epik überkommene Denk- und Anschauungsformen¹ haben beim Aufgreifen und bei der Behandlung solcher Thematik Pate gestanden, denn mit ihr dringt auch die Kategorie des Rühmens der Grosstaten als wesentliches, teilweise sogar als Hauptanliegen in die eigentlich eben erst entstehende griechische Historiographie ein; damit ist streng genommen ein Postulat aufgestellt, das neben dem wissenschaftlichen auch einen ethischen Grundzug hat, wodurch die Gefahr einer Verzeichnung besonders gross wird. Schon die Tatsache, dass grosse Leistungen bei Herodot und in der antiken Historiographie überhaupt fast ausschliesslich an «bedeutende» Einzelpersönlichkeiten gebunden sind,² weist uns auf die sozialgeschichtliche Problematik des «Leistungspostulates» und der Ruhmeserhebungen hin und erbringt fast gleichzeitig einen «Beweis» dafür, dass hier eine — meist bereits quellenmässig bedingte — Entstellung auf Kosten der schöpferischen Taten der breiten Volksmassen vorgenommen worden ist — in deren Psyche, Charakter und Daseinsbedingungen auch Herodot³ nur sehr ungleichmässige und oberflächliche Einblicke genommen hat.⁴ Man kann allerdings auch sagen, dass der Ethno-

¹ Vgl. hierzu neuere Arbeiten wie G. STEINGER: Epische Elemente im Redenstil des Herodot, maschinschr. Diss. Kiel 1957 (Etwa mit dem richtigen Hinweis auf die Kleos-Gesinnung usw.). Forscher wie NILSSON (Geschichte der griechischen Religion I, 1955², 759) gehen so weit, Herodot als den letzten grossen Epiker zu bezeichnen.

² Neben der Historiographie ist für diese Frage natürlich vor allem die antike Biographie aufschlussreich: eine gewisse Umwertung beginnt eigentlich erst mit den Heiligen- und Mönchswiten der Spätantike, wo die Verchristlichung auch ein gewisses Mass von «Demokratie» mit sich bringt (allerdings ist diese Frage mit grosser Vorsicht zu behandeln).

³ Trotz vieler günstiger Voraussetzungen wie der Erfahrung und Weltoffenheit des ionischen Ethnographen.

⁴ Thukydides ist auch in dieser Hinsicht ein gutes Stück über den «Vorgänger» hinausgewachsen (vgl. vor allem die Hinweise bei H. -- J. DIESNER: Wirtschaft und Gesellschaft bei Thukydides, Halle/S. 1956, bes. im Schlusskapitel).

graph Herodot zwar, wie es etwa der ägyptische oder der skythische Logos zeigen, angeregt durch das viele Selbsterlebte und Selbstgesehene, intensive Einblicke bis in die kleinsten Details der von ihm geschilderten Völker (seiner Zeit)⁵ zu geben imstande ist — was er auch häufig zuverlässig und nüchtern-realistisch tut —, dass es aber der Historiker Herodot, den man nicht unbedingt mit Jacoby als Produkt des Ethnographen anzusehen braucht, nicht so versteht, das bei seiner ethnographischen Forschungstätigkeit «Geübte» auch historiographisch anzuwenden. Gewiss ist dies auch durch die von Herodot selbst oft getadelte Qualität des Quellenmaterials mit bedingt, wesentlicher scheint aber doch die Tatsache zu sein, dass ihn eben τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων — und ich verstehe diese Wendung hier im Sinne einer wertungsfreien Berichterstattung über die allgemeine Menschheitsgeschichte — weniger interessieren als die ἔργα μεγάλα τε καὶ θωμαστά⁶ und die Frage δὲ ἥν αἰτίην ἐπολέμησαν ἀλλήλοισι. Schon die Unbestimmtheit des ersten Gliedes dieses Prooimium-Finalsatzes zwingt ja zur Aufmerksamkeit — und es tritt sichtbar hinter den als Steigerung gemeinten und schärfer definierten folgenden Gliedern zurück, die ein Programm enthüllen, das an vielen Stellen des Werkes deutlich aufgenommen und durchgeführt wird. Dass die griechischen Tyrannen, die ohnehin in den von Herodot geschilderten Perioden der hellenischen Geschichte — als Vertreter der älteren Tyrannis — keine unbedeutende Rolle gespielt haben, auch in seinem Werk eine beachtliche Stellung innehaben, erklärt sich zum Teil aus dem vorher Gesagten, nämlich aus der Tendenz zur Verherrlichung von Grosstaten. Allerdings ist a priori anzumerken, dass die besondere Hervorhebung der Polisbürgerfreiheit — eines von Herodots primären Anliegen⁷ — der Hochschätzung der Tyrannen im Wege steht. Hinzu treten «negative» Erlebnisse seiner eigenen Familie mit den karischen Tyrannen von Halikarnass und Berichte, die er allerorten — auch auf Samos — über die oft sehr dubiose Grundlage der Leistungen der Tyrannen erhalten haben muss. Wie sich an der Sosiklesrede (V, 92) zeigt, war die ihm erschlossene Überlieferung über die Tyrannen teilweise sogar eindeutig negativ; in günstigen Fällen ist sie positiven und negativen Berichten gemischt, wie seine Würdigung der Peisistratiden oder auch des Polykrates zeigt, wobei letzterer in einer besonde-

⁵ Auch hierzu scheinen allerdings noch viele Fragen offen zu sein; die Geschichte der einzelnen Barbarenvölker ist — schon durch die Quellen- und Interpretationslage bedingt — oft noch fehlerhafter als die griechische; selbst die Zuordnung, nicht nur die Interpretation der Primärquellen, etwa der Inschriften, ist oft falsch.

⁶ Die man, worüber bereits ein Blick in den POWELL (= A Lexicon to Herodotus, Cambridge 1938) belehrt, nicht mit manchen Kommentaren im wesentlichen nur auf die Bauwerke einschränken darf (s. etwa den Kommentar von Stein, 1⁵), so sehr diese auch dazu gehören (dagegen m. E. zu Unrecht etwa M. Pohlenz, Herodot, Leipzig—Berlin 1937, 3 A. 1).

⁷ Dass sie ein primäres Anliegen ist, hat man mit Recht immer wieder—teilweise unter Betonung neuer Aspekte—hervorgehoben, vgl. etwa M. POHLENZ, a. a. O., besonders 120 ff., ders., Griechische Freiheit, Heidelberg 1955, passim, H. STRASBURGER: Herodot und das perikleische Athen (= Historia 4/1955, 10 ff.).

ren Zwielfältigkeit zu stehen scheint, aus der sich für uns jedoch mannigfache Perspektiven ergeben. Ausserdem wird der Eindruck erweckt, dass Herodot den Tyrannen Polykrates in eine Erfolgs- und Schicksals-Entwicklungslinie hineinkomponiert, die vor allem vom historiographischen — weniger vielleicht vom historischen — Interesse aus ähnlich aufschlussreich ist wie etwa die Entwicklungslinien des Dareios oder Xerxes — von Gestalten also, die im Gesamtgefüge des Herodotwerkes eine freilich ungleich grössere Rolle spielen. Die Betrachtung dieser Linie kann für die Methode Herodots, historische Persönlichkeiten von Bedeutung zu behandeln, zu aktualisieren und in das Gesamtbild seines Werkes einzufügen, von beachtlichem Gewicht sein. Wir beginnen die Untersuchung von der Schlusswürdigung in III, 125 aus, wo es heisst: *Πολυκράτης δὲ πάσης συμβουλῆς ἀλογίῃσας ἔπλεε παρὰ τὸν Ὀροίτα, ἅμα ἀγόμενος ἄλλους τε πολλοὺς τῶν ἐταίρων, . . . ἀπικόμενος δὲ ἐς τὴν Μαγνησίην ὁ Πολυκράτης διεφθάρη κακῶς, οὔτε ἐωντοῦ ἀξίως οὔτε τῶν ἐωντοῦ φρονημάτων ὅτι γὰρ μὴ οἱ Συρηκοσίων γενόμενοι τύραννοι, οὐδὲ εἰς τῶν ἄλλων Ἑλληνικῶν τυράννων⁸ ἀξίός ἐστι Πολυκράτει μεγαλοπρεπεῖην συμβληθῆναι.* «Polykrates» Glück und Ende^{8a} könnte man unter Berücksichtigung und Einschluss per Amasisnovelle (III, 40 ff.) und der anderen Polykratespartien über diese durchaus nicht negative, sondern in vielem lobende Schlusswürdigung setzen, die das tragische und unangemessene Ableben eines der grössten griechischen Tyrannen schildert. Immerhin — diese vergleichsweise recht panegyrische Würdigung steht nicht allein und ist wohl auch nicht ausgeglichen. Es reicht auch nicht ganz aus, das aus dem Solon—Kroisos—Logos und von anderwärts sattsam bekannte Motiv vom Neid der Götter⁹ einzuführen — wenngleich es III, 40 dem «Polykratesfreunde» Amasis in den Mund gelegt wird —, um das tragische Ende des Grossen selbst nur von der herodoteischen «Problemstellung» aus verständlich zu machen. Allerdings bleibt mindestens

⁸ Ich übersetze folgendermassen: Polykrates schlug unvernünftigerweise allen (wohlgemeinten) Rat in den Wind und fuhr mit zahlreichen Begleitern zu Oroites... Polykrates aber nahm nach seiner Ankunft in Magnesia ein elendes Ende, wie weder seine Person noch seine Gesinnung es verdiente. Denn abgesehen von den syrakusanischen Tyrannen ist auch nicht einer der griechischen Tyrannen (= Herrscher!?) wert, mit Polykrates an Glanz und Grösse verglichen zu werden.

^{8a} Vgl. die Hinweise bei POHLENZ: Herodot, bes. 75 ff. M. E. unterschätzt POHLENZ aber das Thema «Polykrates» bzw. «Polykrates' Glück und Ende» etwas zu sehr gegenüber den Themen «Geschichte von Samos» und «Spartanerfeldzug gegen Samos» (der seine Bedeutung als erstes Unternehmen der Lakedaimonier gegen Asien gerade in herodoteischer Sicht natürlich behält), da die Themen eben eng miteinander verbunden sind. Wesentlich ist gerade gegen POHLENZ' Einordnung der Hinweis, dass das Thema «Polykrates» vor allem dem zweiten Programmpunkt des Prooimiums entspricht, während die beiden anderen Themen auf den ersten und besonders auch auf den dritten Programmpunkt zugeschnitten sind.

⁹ Vgl. die interessanten Ausblicke bei NILSSON, a. a. O. 762, besonders den Hinweis auf die volkstümlich-anthropomorphistische Anschauung, dass den Göttern eben auch «menschliche Gefühle negativer Qualität» («Neid», «Rache» usw.) zugeschrieben werden. Wichtige Hinweise gibt jetzt auch die Dissertation von W. STAHLBRECHER: Die Motivation des Handelns bei Herodot (Hamburg 1952, maschinenschr.).

«ein Rest von metaphysischer Ausdeutung des polykratischen Schicksalswechsels für Herodot verbindlich : vielleicht aber nur deshalb — und das wäre für seine gesamte Psychologie und Charakterschilderung von Belang —, weil sich die profangeschichtliche Kausalkette aus sich heraus nie hinreichend befriedigend schliessen liess.¹⁰

Man kann über den Umfang dieser metaphysischen Ausdeutung gerade bei der Polykratesgestalt sehr im Zweifel sein, denn ihre «charakterologische Entwicklung» ist bei Herodot wohl mindestens so starken Schwankungen ausgesetzt wie es die Geschichte des wirklichen Polykrates in der Dynamik des politischen Alltagskampfes gewesen ist. Diese beiden «Stränge» sind natürlich irgendwie eng verbunden, wenn Herodot auch wechselweise den Realpolitiker oder den von gewissen metaphysischen Kräften und Mächten bestimmten Polykrates innerhalb seines «historischen Gemäldes» in Erscheinung treten lässt — den einen in nüchterner Berichtform, den anderen meist in dramatisch gestalteten Partien. Oft ist daher die mit der sonstigen samischen «Zeitgeschichte» in die Persergeschichte unter Kambyzes einbezogene Behandlung des Polykrates überraschend nüchtern. Besonders am Anfang stellt sie sich als schlicht und wirklichkeitsnah dar : fast nur das Allernotwendigste erfahren wir (III, 39) über Erringung und Festigung der Herrschaft, wenn gleich aus dieser Schilderung klar hervorgeht, dass der schnell an Macht zunehmende Polykrates ein besonders befähigter Kopf sein muss, der jeden Zufall und Glücksumstand bedenkenlos für sich ausnützt. Selbst aus der Amasis—Polykrates-Novelle (III, 40—43) mit ihrer weithin noch archaisch-schlichten Ethik und Religiosität, die in schroffem Widerspruch zur Weltgewandtheit und Herrschsucht des wirklichen Despoten Polykrates steht, blickt der politische Alltag in Form zwischenstaatlicher Beziehungen und religionspolitischer Massnahmen hervor, die wir etwa aus des Tyrannen ökonomischer Fürsorge für das Inselheiligtum von Delos kennen. Oft wird dieser «Realismus» allerdings vage und fragwürdig, so, wenn Herodot III, 43 das ägyptisch-samische Bündnis «durch Amasis statt durch Polykrates gelöst werden lässt,¹¹ obwohl er III, 44 ausführlich die freiwillige Hilfe des samischen Tyrannen bei Kambyses' Ägyptenfeldzug hervorhebt, die eine Rekonstruktion des wirklichen Vorganges geradezu provoziert. Die vordergründige Tendenz der Amasisnovelle — näm-

¹⁰ Diese Probleme sind bisher nicht mit der nötigen Konsequenz angegriffen worden, so fruchtbare Ansätze sich auch hier und da — vor allem etwa bei Strasburger — immer wieder finden. Man stellt den erwähnten und andere Widersprüche immer einmal heraus, rechtfertigt sie dann aber letztlich damit, dass Herodots «Sehweise die der älteren Griechen überhaupt» gewesen sei oder mit ähnlichen Argumenten. Ich sehe nicht, wie man bei solchem Konservativismus grundsätzlich jemals über das «Selbstverständnis» (beispielsweise Herodots) hinausgelangen kann, das festzustellen zwar wichtig, aber doch nur der erste Schritt historischer und historiographischer Arbeit ist.

¹¹ Vgl. etwa F. K. KIENITZ : Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrh. vor der Zeitwende, Berlin 1953, 33 ; TH. LENSCHAU : Artikel Polykrates (= RE XXI, 2, 1730).

lich die Warnung des Polykrates — wird durch diese Entscheidung ausserdem ad absurdum geführt, da der um das «Glück» des Verbündeten «besorgte» Ägypter zunächst selbst stirbt und Ägypten der Eroberung anheimfällt, was seine Warnungen und seinen Freundschaftsbruch nachträglich eigentlich als Hybris erscheinen lässt.^{11a}

Freilich — ein Signal für die baldige Peripetie in Polykrates' Geschick ist die Amasisgeschichte auch, zumal der «Aufstieg» des Tyrannen mit den Kapiteln 39—43 im wesentlichen abgeschlossen ist und III, 44 bereits eine bedrohliche Wendung des bisher ungetrübten Glückszustandes bringt: der aus der Meuterei der samischen Hilfsflotte für Kambyzes resultierende spartanische Angriff zeichnet sich mit 45 am politischen Horizont ab, und wir können hier beobachten, wie die innere und ein Teil der äusseren Opposition gegen den Thalassokraten zusammenwächst und ihn schon fast an den Rand des Abgrundes führt. Kriegslisten retten ihn jedoch aus dieser verzwickten Situation, und seine Herrschaft steht — jedenfalls nach Herodot — unerschüttert da, als der persische Statthalter Oroites, in dessen kurzgefasste Lebensgeschichte die letzte Phase des Polykrates eingeflochten ist (III, 120—129), Intrigen gegen ihn zu spielen beginnt. Die notwendigerweise wohl rein politische Aktion des persischen Satrapen gegen den ihn bedrohenden oder mindestens belästigenden Inselherrscher, der nach der Eroberung Ägyptens durch Persien für die Weltmacht von keinem Nutzen mehr war, wird von Herodot nach seiner üblichen Arbeitsweise personengeschichtlich und ethisch aufgefasst. Gekränktes Ehrgefühl oder gar Eitelkeit wird als der eine, der Wunsch, sich als tapferer «Gefolgsmann» des Grosskönigs zu zeigen, als der andere der möglichen Gründe¹² für Oroites vernichtenden Anschlag auf Polykrates angegeben. Irgendeine samische Tradition, die Grösse wie Hybris des verbliebenen Tyrannen noch in gleicher Weise im Gedächtnis hatte, muss dieser Auffassung Pate gestanden haben, denn der Samierfreund Herodot zeichnet gerade die wechselnden Schicksale der Insel und ihrer profilierten Männer besonders getreu auf.¹³ Die Konfrontation Oroites-Polykrates, die Herodot vor der eigentlichen Begegnung durch Hinweise auf ihr Wesen und ihre Handlungsmotive vornimmt, muss aber tatsächliche Charakterzüge der beiden Kontrahenten enthalten, die bei ihrer Begegnung bedeutungsvoll waren. Während schon Oroites — allerdings im

^{11a} Der Tod des Amasis (vgl. III, 10) und die Eroberung Ägyptens wird hier allerdings gar nicht berührt, was immerhin bemerkenswert ist, denn der Leser der entsprechenden Partien war hierüber doch bereits informiert, konnte sich über die Vernachlässigung dieser Tatsachen in der Amasisgeschichte aber nur wundern.

¹² Zur Rolle des auch für diese Stelle wichtigen Begriffes *αἰτίη* vgl. neuerdings J. L. MYRES: Herodotus, Oxford 1953, bes. 55 ff. und die oben erwähnte Arbeit von STAHLBRECHER, *passim* (grundlegend vor allem Kap. 3).

¹³ Vgl. die rückhaltlos lobende Anerkennung der samischen Leistungen (nach BRUNS' im Prinzip richtigen Ansatz (vgl. auch STRASBURGER: a. a. O., 4 f.) doch schon eine «Ausnahme») an Stellen wie III, 60; 139. Auch III, 39; 125; 55; IV, 87 f.; 152; V, 112; VIII, 85 und andere sind in diesem Zusammenhang wichtig.

Rahmen seines Untertanentums¹⁴ — Stolz und Herrschsucht entwickelt, neben denen sich eine gewisse Prunkliebe betätigt haben wird, scheinen dieselben Eigenschaften auch dem «Selbstherrscher» Polykrates — allerdings ins Riesenhafte gesteigert — anzuhaften. Nicht umsonst betont der Historiker etwa III, 122, dass Polykrates *ἐστὶ πρῶτος τῶν ἡμεῖς ἴδμεν Ἑλλήνων ὃς θαλασσοκατέειν ἐπενόηθη*; die Stelle erhält durch die Verwendung der *πρῶτος*-Formel besonderes Gewicht.¹⁵ Das hier wie auch schon III, 39 (ff.) plastisch illustrierte Machtstreben wird in mancher Hinsicht durch Hinweise auf Polykrates' Geldgier (III, 123) und Prachtentfaltung¹⁶ verdeutlicht. Diese «Eigenschaften» und «Streben» brachten den Tyrannen — wie Herodot bei Schilderung der Endphase (125 ff.), nicht allerdings für die Zeit des Machthöhepunktes (39—56) zugibt — in Schwierigkeiten, in die wir allerdings keinen lückenlosen Einblick nehmen können: schildert der Historiker doch die innenpolitischen Komplikationen nur vage im Zusammenhang mit der Meuterei der samischen Hilfsflotte für Kambyses, während er die aussenpolitischen etwas öfter (39; 44 ff.; 120 ff.), einigermaßen deutlich allerdings auch nur bei Betrachtung des lakedämonischen Feldzuges, wiedergibt; die finanziellen Schwierigkeiten, die, wie in der Endphase der meisten Tyrannen, so wohl auch in der des Polykrates von schwerwiegendster Konsequenz gewesen sind,¹⁷ werden nur ganz indirekt — am ehesten noch in der fingierten Mitteilung des Oroites an Polykrates — vermerkt.

All diese Probleme treten also nicht in ihrem vollen Umfang in Erscheinung, und selbst die weithin wirkende Herrscherpersönlichkeit des samischen Tyrannen mit ihrem ungemessenen Machtstreben, ihrem sich in Prachtentfaltung äussernden Geltungsbedürfnis und ihrer gesellschaftlich-politischen Pleonexie kommt weder positiv noch negativ voll zur Geltung. Ihre eigentliche historische Bedeutung wird infolge einer zu sehr aufs Personengeschichtliche und Individualpsychologische eingegengten Betrachtung nicht voll transparent, zumal der «Glückswechsel» in Polykrates' Schicksal sogar zu einer schemati-

¹⁴ Ich weise in diesem Zusammenhang auf meinen Aufsatz «Bürger und Untertan bei Herodot. 1. Die Demaratgestalt» (= WZ Greifswald, Ges.—Sprachw. Reihe 4/5, Jg. V, 1955/56, 403 ff.) hin, der durch Versagen des technischen Apparates des Herausgebers leider nicht ganz in der entsprechenden Form publiziert wurde.

¹⁵ Hierzu bereits gute Hinweise im SCHMID—STÄHLIN (I, 2, 567 A. 9).

¹⁶ Die zum Teil auch — s. allerdings unten — den Bewohnern von Samos zugute kam, da viele bei den Bauten Beschäftigung fanden oder an dem damals fluktuierenden samischen Handel Anteil nahmen (vgl. etwa Athenaios XII, 540); natürlich ging die Nutznissung der Samier an dem zeitweiligen Aufschwung unter dem Tyrannen im wesentlichen auf Kosten der in den verschiedensten Formen beraubten Nachbarstaaten (s. schon Herodot III, 39!!).

¹⁷ LENSCHAU liest (a. a. O. 1733) aus dem Bericht über die Bestechung der Spartaner (III, 56), den Herodot allerdings doch selbst anzweifelt, eine generelle Finanznot und demgemäss Münzverschlechterung in Polykrates' Endphase heraus. Ein Beweis ist hiermit nicht zu erbringen, aber die schon von Lenschau betonten Verpflichtungen gegenüber Persien, die Verluste im Spartanerkrieg u. anderes müssen Polykrates tatsächlich in Geldnot gebracht haben.

schen Einordnung zwingt, die wir mindestens an folgendem fassen können : nach Aussage der Amasisgeschichte, auf die mittelbar in den Warnungen vor Oroites und unmittelbar im «Nachruf» (125 Ende) zurückgegriffen wird, muss Polykrates wegen des Götterneides (besonders 40) und des ihm beschiedenen Schicksals (besonders 43) untergehen. Von (der Notwendigkeit) eigener Verschuldung als Ursache des Unterganges ist hier keine Rede — der «Kausalzusammenhang» ist hier ein ausschliesslich «metaphysischer». Die eigentliche Behandlung der Schlussphase, die zu etwas genauerer Beleuchtung der treibenden Kräfte und Motive zwingt, verdeutlicht allerdings eigenes Verschulden des Tyrannen : wie der «Durchschnittsherrscher» bei Herodot zunächst vernünftig — und oft auch gut — handelt, allmählich aber Sophrosyne und Synesis verliert, an deren Stelle meist Begierden wie Hybris und Pleonexie treten, so auch Polykrates.¹⁸ Angeblich ist gerade auch die Handlung, in deren Auswirkung sein tragischer Tod erfolgt, nämlich die Fahrt zu Oroites, eine Tat der *ἄλογίη*, so sehr wir natürlich der Meinung sind, dass sie nüchternster politischer Erwägung entsprang und insofern ein logisch begründetes und verständliches Vorgehen darstellte. Herodot, dem es in gewisser Hinsicht, vor allem bei Schilderung dieser Endphase, darum gehen musste, die Polykratesgeschichte, vor allem den «Glückswechsel» auch profanhistorisch zu verankern, ist aber quasi gezwungen, *ἄλογίη* und Geldgier als Motive des Handelns einzuführen, die — in Synthese mit den Warnungen, erst des Amasis, dann der höfischen Umgebung des Polykrates, vor allem seiner Tochter, — auf eine gewisse Selbstschuld des Tyrannen an seinem Untergang verwiesen. Die Selbstschuld reicht allerdings nicht aus, um den Untergang auch voll zu rechtfertigen : gehört Polykrates bei Herodot doch nicht zu den Gestalten, die ein Gott als *αἴτιος* völlig zum Schlechten hin verwandelt hätte.¹⁹ Daher auch die im ganzen lobende Schlusswürdigung, aber auch der Hinweis auf die Voraussage des Glückswechsels durch Amasis (125 Ende) und der Bericht über die Bestrafung des Oroites für die an Polykrates begangene Tat (126ff.).

Es bleibt für Herodot ein gewisses Staunen über das harte und *unangemessene* Schicksal des Polykrates bestehen, das mit dazu beiträgt, dass gerade dieser Tyrann als einer der «tragischen Helden» unseres Historikers erscheint. Gleichzeitig gehört Polykrates aber, was uns noch wesentlicher dünkt, zu den Männern, deren grosse und stauenswerte Taten sich Herodot als ein Hauptthema seiner *ἱστορίας ἀπόδεξις* bereits nach Aussage des Prooimiums vorgenommen hatte. So werden ja auch seine militärischen und politischen Fähigkeiten und Leistungen — etwa die Machtergreifung,²⁰ die Thalassokratie

¹⁸ Diese Termini tauchen (s. auch bei Powell) bei Herodot an sich selten auf, im Zusammenhang mit Polykrates, soweit ich sehe, überhaupt nicht. Jedoch ist die Sache vorhanden ; gute Hinweise grundsätzlicher Art gibt auch hierzu Stahlenbrecher, bes. 108 ff.

¹⁹ An diesem Punkte kann ich STAHLBRECHER nicht ganz folgen (S. 68).

²⁰ Hierzu wäre neben III, 39 und 120 etwa Polyain., I, 23, 2 von Belang.

oder die fast stets überlegene Diplomatie — immer wieder herausgestellt; auch die samischen Bauleistungen dieser Periode werden immerhin in eine gewisse Verbindung mit dem Tyrannen gebracht, wenn es auch wunder nimmt, dass Polykrates in dem bekannten Bericht III, 60 nicht genannt wird, da diese Werke mit grösster Wahrscheinlichkeit in seine Herrschaftsperiode hineingehören.²¹ All diese das gewohnte Mass überschreitenden Leistungen, die der persönlichen Einsatzfreudigkeit des Tyrannen in der Tat wesentlich zu verdanken sind, haben Herodot ausser den erwähnten Gründen offenbar vermocht, von einer schärferen Kritik an Polykrates abzusehen, wie er sie an anderen Tyrannen — etwa den Kypseliden oder auch Peisistratiden — als selbstverständlich übt. Jedenfalls gehen die negativeren Bemerkungen über Person, Charakter und Taten des Tyrannen, die meist nur ganz sacht eingestreut sind, zuerst in dem glanzvollen Leistungsbericht und dann in der Erörterung über sein Glück und sein Unglück unter — einer Kategorie, die Herodot im Hinblick auf andere (griechische!) Tyrannen bzw. Herrscher kaum interessiert. Selbst Polykrates' Zynismus und Grausamkeiten, etwa die Tötung und Verbannung der Brüder (III, 39) oder die Massnahmen gegen die unzuverlässigen Untertanen (III, 45) werden nur berichtweise kurz vermerkt, nicht aber verurteilt. Eine Kritik handfesterer Prägung kann man am ehesten noch aus der an späterer Stelle eingefügten Maiandriogeschichte (III, 142—148) herauslesen, da Herodot diesem den Polykrates überlebenden Statthalter sehr negative Worte über die Tyrannis des «Vorgängers» in den Mund legt und ihn die Isonomie ausrufen lässt. Diese Kritik kommt aber nicht mehr voll zur Geltung, denn die Schlusswürdigung in III, 125 hatte ja bereits ein abschliessendes Urteil über Polykrates gegeben.

Hier und auch im ganzen — das bestätigt selbst die auf das Angebot des Maiandrios folgende Resonanz und das weitere Schicksal dieses Emporkömmlings — erscheint Polykrates als überragender Politiker und Tatmensch, dessen Ende tragisch, weil mindestens teilweise unverschuldet und seinem glanzvollen Leben sogar völlig unangemessen ist. Diese Grundeinstellung lässt Herodot naturgemäss wiederum dei Phronemata des rigorosen Tyrannen unangemessen und weitgehend unbegründet verherrlichen und ihm eine Megaloprepeie zusprechen, die uns angesichts der schroffen Ausbeutung der Untertanen und der parasitären Heimsuchung der Nachbargebiete auch nicht als passende Kennzeichnung erscheint.²² Von da aus wäre für uns, aber etwa auch schon für

²¹ Vgl. LENSCHAU: a. a. O. 1731.

²² Phronemata und Megaloprepeie des Tyrannen werden selbst in der den Glückswechsel so drastisch vorausnehmenden Amasisgeschichte noch lobend hervorgehoben, wie besonders die patriarchalisch-freundschaftliche Behandlung des Fischers zeigt. Wie man an der Gegensätzlichkeit der Aussagen sieht (Polykrates III, 42 volksfreundlich, 44 ff. rigoros gegen (offenbar starke) innere Opposition, 142 nach dem Tode Maiandrios als «Tyrann» entlarvt, 142 Ende, durch angesehenen Gegner Maiandrios' indirekt wieder rehabilitiert; sein Zynismus in III, 39 Ende, wie überhaupt die aus der nüchternen Betrachtung bzw. Aufzählung seiner Taten in den die Amasisgeschichte unmittelbar

thukydideische Geschichtsdeutung, die herodoteische Polykratesgestalt brüchig geworden, da wir ihr nicht so sehr aus den Realitäten, sondern vielmehr aus gewissen schriftstellerischen Tendenzen und Eigenheiten, aus religiös-ethischen Überzeugungen und aus historiographisch zweifelhaften Kategorien konstruiertes Gerüst²³ weitgehend als unhistorisch bezeichnen müssen. Immerhin gibt auch Herodot — und das dürfte für viele ähnliche Fälle gelten — wenn man von dem doch imposanten historischen Gemälde absieht, teilweise innerhalb seiner widerspruchsvollen Argumentation so viele Ansätze zu fruchtbarer historischer Kritik, dass er zusammen mit den dürftigen anderen Quellen die Herstellung eines im wesentlichen realistischen Polykratesbildes ermöglicht.

umgebenden Partien (39 und 44 ff.) hervorgehende Charakterisierung lassen seine moralische «Leistung» negativer erscheinen als die Parenthese III, 40—43 zugeben will), hat sich die Legende offenbar sehr bald—jedenfalls vor Herodot — des lohnenden Polykratesstoffes bemächtigt und teilweise offenbar ein idyllisches Bild dieses so tragisch endenden Herrschers entworfen, dem wenig Realität zueignen kann; höchstens noch sind gewisse Einzelzüge des wirklichen Volkslebens in diese Geschichte eingeflossen, über die auch How—Wells (I, 1912, 268) urteilt: «...the whole story is a folk tale, and the details can hardly be pressed».

²³ Es sei nochmals auf das Kleos-Prinzip, auf das besondere Interesse an den Erga megala etc. hingewiesen.

D. PIPPIDI

ARISTOTE ET ARISTOPHANE

A PROPOS D'UN LIVRE SUR LA THÉORIE ARISTOTÉLIQUE DE LA COMÉDIE

Il est des problèmes que les philologues ont parfois tendance à susciter uniquement pour se donner le plaisir de les résoudre. Il en est ainsi de la question de savoir à quel genre d'exemples Aristote a-t-il pu avoir recours pour illustrer sa théorie du comique dans la partie perdue de la *Poétique*, ou, pour parler plus clairement, quel rapport a-t-il pu y avoir entre cette théorie et l'oeuvre d'Aristophane, par exemple?

A cette question les réponses n'ont pas manqué, depuis le temps que l'on s'efforce de reconstituer la pensée du Stagirite sur la comédie. Dans un livre paru entre les deux guerres — travail utile, mais dont les mérites m'ont toujours paru surfaits¹ — M. Lane Cooper en cite quelques-unes, — en général défavorables à l'auteur des *Oiseaux*, — et c'est pour protester contre un jugement qu'il estime infondé qu'il prend la peine de consacrer tout un chapitre à reviser l'opinion de ses prédécesseurs. Cet examen — je préfère l'avouer sans détour — ne me paraît pas convaincant. Aussi n'hésité-je pas à y revenir, pour en faire l'objet de quelques observations, d'autant plus volontiers que personne, à ma connaissance, n'a jusqu'ici pensé à en relever la faiblesse.

Pour commencer, voici l'appréciation que M. Cooper croit devoir reprocher à un critique de la taille de S. H. Butcher : « On peut douter du fait qu'Aristote ait eu conscience du génie et de la puissance d'imagination d'Aristophane »²; et voici également la phrase qu'il trouve reprehensible dans l'introduction à la *Poétique* aristotélique d'Ingram Bywater : « Si sa théorie de la comédie nous était parvenue, nous aurions probablement trouvé qu'elle convenait mieux à la Comédie Nouvelle qu'à l'oeuvre d'Aristophane »³. J'ai à peine besoin d'observer que si la première peut à la rigueur prêter à confusion, en ce qu'elle semble s'appliquer à la sensibilité artistique d'Aristote plutôt qu'à ses vues théoriques sur la comédie, la deuxième est aussi claire et précise

¹ An Aristotelian Theory of Comedy. With an Adaptation of the Poetics and a Translation of the Tractatus Coislinianus, Oxford, 1924.

² Aristotle's Theory of Poetry and Fine Art⁴, London, 1927, p. 380.

³ Oxford, 1909, p. IX. Cf. J. BERNAYS : Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama, Berlin, 1880, p. 150.

que possible. Ceci n'empêche M. Cooper de l'entendre comme s'il y était question des mérites littéraires du comédiographe, ce qui lui fait considérer comme un devoir de défendre Aristophane contre une affirmation qui lui paraît injuste, et qui le serait en effet, si elle avait la portée que lui attribue le savant américain.

Ce qui en résulte, c'est que, tout le long de l'étude de M. Cooper, on éprouve l'impression qu'aucun de ses arguments ne porte. Ils semblent en quelque sorte étrangers à la question, et ils le sont si bien qu'à aucun moment de la démonstration on ne parvient à saisir le lien qui les rattache au sujet. Ni la méthode qui consiste à compter le nombre de fois que le nom d'Aristophane apparaît dans les écrits du philosophe, pour en déduire le degré de familiarité avec son oeuvre, ni celle d'aligner les jugements favorables à cette oeuvre portés par des critiques aussi éloignés les uns des autres que Platon et Quintilien, Cicéron et St. Jean Chrysostome (sans parler de Sir Thomas Elyot, promu pour la circonstance «an Aristotelian in spirit and training»,⁴) n'ont rien à voir avec la seule question qui aurait dû retenir l'attention de M. Cooper et qui est celle de savoir dans quelle mesure une pièce comme les *Acharniens*, par exemple, était faite pour illustrer la conception aristotélique de la comédie. Il règne ainsi, d'un bout à l'autre du chapitre, une permanente confusion entre l'intérêt possible (et même probable) d'Aristote pour les créations de la Comédie Ancienne et sa théorie du drame, qui ne dépend aucunément de son goût littéraire et qui n'est jamais discutée. L'auteur paraît oublier que l'admiration de Platon pour Homère et son penchant pour le théâtre ne l'ont pas le moins du monde empêché d'exercer contre l'un et l'autre la rigueur de sa critique.⁵ Et il paraît oublier également que l'absence de toute mention de la poésie lyrique dans la *Poétique* ne veut pas dire non plus qu'Aristote soit resté réfractaire à ce genre littéraire ou qu'il ait tenu en peu d'estime Sapho et Pindare! La seule question que M. Cooper eût dû prendre en considération est ainsi la seule à laquelle il n'a jamais touché. Et ce n'est pas sans une gêne compréhensible qu'après avoir rappelé des vérités aussi élémentaires, je me vois contraint d'y ajouter des éclaircissements qui ne le sont pas moins.

Quiconque a été amené à lire avec un peu d'attention la *Poétique* n'a pas manqué d'être frappé par l'importance attribuée — parmi les éléments constitutifs du drame — à ce qu'Aristote appelle la *παραγμάτων σύστασις* ou le *μῦθος* : l'enchaînement des faits ou le sujet. Cette importance découle normalement de la conception qui fait de toute création poétique l'imitation ou la représentation d'une réalité idéale, d'une réalité *possible* selon les lois

⁴ L. COOPER : Op. cit., p. 39.

⁵ Rép., X 595 b 9 : *καίτοι φίλια γέ τίς με καὶ αἰδώς ἐκ παιδὸς ἔχουσα περὶ Ὁμήρου ἀποκωλύει λέγειν...* Cf. L. A. STELLA : *Influssi di poesia e d'arte ellenica nell'opera di Platone*, Historia, VI, 1932, pp. 433—472 ; VII, 1933, pp. 75—123 ; D. BASSI : *Platone e i poeti drammatici*, Dioniso, VIII, 1940 pp. 124—130.

du vraisemblable et du nécessaire. Le drame étant tout particulièrement une imitation de la vie,⁶ et le but de chaque vie, — pour parler avec notre auteur, — «une certaine manière d'agir, non une manière d'être»,⁷ la tendance à faire de l'intrigue «le principe et l'âme»⁸ de toute tragédie comme de toute comédie n'est que naturelle. M. Cooper ne l'ignore pas qui, dans un autre chapitre de son livre, va jusqu'à écrire : «De même que dans la poésie tragique ou épique, de même dans la comédie Aristote paraît avoir considéré l'intrigue ou l'économie de l'ensemble comme étant le principal élément quantitatif ou constitutif, celui dont dépendent tous les autres...».⁹ Malheureusement, cette judicieuse constatation ne l'empêche nullement de supposer que la théorie de la comédie, telle qu'elle figurait dans la partie perdue de la *Poétique*, aurait été «suffisamment élastique» pour embrasser à la fois les productions de l'Ancienne et de la Nouvelle Comédie,¹⁰ ni de conclure — il ne prend pas la peine de nous dire sur quels indices — qu'à coup sûr l'idéal du Stagirite en matière de comédie a dû être «un compromis» entre les qualités des meilleures pièces de l'ancien et du nouveau répertoire.¹¹

Sauf le respect dû au distingué auteur de tant de travaux sur l'esthétique des Anciens, parler ainsi c'est oublier qu'aux yeux d'Aristote, pour arriver à la forme évoluée qui était la sienne au IV^e siècle, la comédie — aussi bien que la tragédie — avait connu une évolution,¹² à partir des grossières improvisations dites «chants phalliques»¹³ et en passant par des métamorphoses qu'au moment où il écrivait la *Poétique* il avouait ne plus pouvoir reconstituer.¹⁴ De la forme la plus récente de la comédie, le philosophe ne nous dit pas, comme il le fait de la tragédie de son temps, si elle lui paraissait avoir atteint le terme final de ses transformations, cette *φύσις* idéale que toute chose aspire à réaliser.¹⁵ Il nous en dit cependant assez sur le drame en général, ainsi que sur la parenté de la tragédie et de la comédie, pour qu'en appliquant à cette dernière quelques-uns de ses jugements sur la première, nous puissions être sûrs d'interpréter correctement sa pensée.

Or, ainsi qu'il a été remarqué plus haut, Aristote ayant enseigné que la poésie doit être avant tout imitation de faits (*πράγματα*), et en second lieu seulement imitation de sentiments (*πάθη*) et de caractères (*ἥθη*) il apparaît

⁶ 1450 a 16—17.

⁷ 1450 a 18—19.

⁸ 1450 a 38.

⁹ Op. cit., p. 47 (6). De même, p. 53.

¹⁰ Op. cit., p. 26 : we should expect from him a theory elastic enough to embrace the excellences of each type of comedy, both «the old» and «the recent»...

¹¹ Op. cit., p. 27 : «Perhaps his ideal in comedy would be a compromise between the best of the earlier and the best of the later plays.»

¹² 1449 a 9 ; 1449 b 3.

¹³ 1449 a 11.

¹⁴ 1449 b 3—5.

¹⁵ 1449 a 14—15: καὶ πολλὰς μεταβολὰς μεταβαλοῦσα ἡ τραγῳδία ἐπαύσατο, ἐπεὶ ἔσχατην αὐτῆς φύσιν... Cf. *Physics*, II 194 a 28 ; *Metaph.*, IV 1015 a 10.

que selon sa manière de se représenter le devenir des formes littéraires, la transformation de celles-ci se serait produite dans le sens d'une importance toujours plus grande attribuée à la fable ou au contenu. Cela est si vrai que, dans une affirmation de portée générale, il n'hésitera pas à proclamer que «le poète doit être artisan de fables (τῶν μύθων) plutôt qu'artisan de vers (τῶν μέτρων), vu qu'il est poète à raison de l'imitation et qu'il imite des action (ποιητὴς κατὰ τὴν μίμησιν ἐστίν, μιμεῖται δὲ τὰς πράξεις)».¹⁶ Mais cela ressort également d'un passage concernant la tragédie, dans lequel, ainsi qu'il arrive souvent à notre auteur, en parlant de poésie tragique, il vise le drame en général. «La tragédie — est-il dit dans ce texte important¹⁷ — imite *non pas les hommes* mais une action et la vie (μίμησις ἐστίν σὺν ἀνθρώπων ἀλλὰ πράξεως καὶ βίου) car le bonheur et l'infortune sont dans l'action et la fin de la vie est une certaine manière d'agir, non une manière d'être; et c'est en raison de leur caractère que les hommes sont tels ou tels, mais c'est en raison de leurs actions qu'ils sont heureux ou le contraire. Donc les personnages *n'agissent pas pour imiter les caractères* mais ils reçoivent leurs caractères par surcroît et en raison de leurs actions; de sorte que *les actes et la fable sont la fin de la tragédie*; et c'est la fin qui en toutes choses est le principal (τὰ πράγματα καὶ ὁ μῦθος τέλος τῆς τραγωδίας· τὸ δὲ τέλος μέγιστον ἀπάντων)».

Ces lignes sont suffisamment claires pour se passer de commentaire. Il ne ressort qu'en raison de la conception qui faisait du drame la forme la plus élevée à laquelle la poésie pût atteindre et, dans le drame lui-même, admirait la réalisation toujours plus parfaite d'un processus d'imitation visant à porter sur la scène une action *possible* selon les lois du vraisemblable et du nécessaire, l'auteur de la *Poétique* était prédisposé à apprécier tout particulièrement les comédies dont la structure offrait le plus de ressemblance avec le drame idéal. En d'autres termes, plus dans une comédie il y avait d'intrigue ou d'action, plus elle a dû lui paraître approcher du drame-type tel que nous venons de le décrire, plus elle a dû lui apparaître parfaite.¹⁸

Or, à cet égard, quelle est la position d'Aristophane par rapport aux auteurs contemporains du Stagirite, précurseurs de la Comédie Nouvelle en voie de constitution? — Sans s'arrêter à des spéculations sur la structure de ses comédies perdues, il est certain que, dans la partie de son oeuvre qui nous est parvenue, — et qui doit être la plus représentative, — la part du sujet dans l'ensemble de chaque pièce est moins importante que celle des divertis-

¹⁶ 1451 b 27—29. Cf. 1460 a 6—8 et Plat., *Phaed.*, 61 b : ἐννοήσας ὅτι τὸν ποιητὴν δέου... ποιεῖν μύθους.

¹⁷ 1450 a 16—23. A la ligne 17, je suis la leçon traditionnelle : καὶ εὐδαιμονία καὶ κικλιδιμονία ἐν πράξει ἐστίν, en négligeant les conjectures de VAHLEN, acceptées par M. HARDY (Paris, 1932), à qui j'emprunte la traduction en la modifiant. Pour l'idée que le bonheur est activité, familière à Aristote, cf. *Phys.*, II 197 b 4 : ἡ δὲ εὐδαιμονία πράξις τις· εὐπραξία γάρ — et *Eth. Nicom.*, A, 1098 a 16, b 21.

¹⁸ En dehors des textes cités, cf. encore 1450 b 3—4; 1450 b 23—24; 1450 b 25—26; 1453 b 11—13.

sements qui, à chaque pas, viennent interrompre le déroulement de l'intrigue. C'est là un fait sur lequel la plupart des critiques sont d'accord,¹⁹ et si M. Cooper croit pour son compte devoir s'éloigner de ce qu'il est obligé d'appeler «a common opinion», il nous permettra de ne pas partager l'assurance qui le pousse à trouver cette opinion erronée. «La donnée fondamentale de chaque pièce d'Aristophane — fait-il observer à ce propos — est une grande idée comique, qui en détermine les détails; encore plus que la richesse d'imagination avec laquelle il parvient à la mettre en scène, c'est celle-ci qui révèle la force de son génie».²⁰ Cela est si vrai, qu'il ne viendra à l'idée de personne de le mettre en doute. Mais cela n'a rien à voir avec le problème qui retient notre attention, et écrire une pièce sur une «idée comique» ce n'est pas toujours construire cette pièce de manière à répondre aux exigences d'une doctrine selon laquelle, pour qu'une comédie approche de l'excellence, il ne suffit guère qu'elle ait une intrigue, mais il faut de plus que cette intrigue soit menée conformément à des règles qui, dans la *Poétique*, font l'objet des prescriptions les plus minutieuses. Qu'il y ait une «idée comique», et par conséquent un sujet, dans les *Cavaliers* ou dans *Lysistrata*, qui songera à le nier? Reste à savoir si ce sujet est de ceux dont le philosophe estime qu'ils ne commencent ni ne finissent à un point pris au hasard,²¹ et dont il prend soin de préciser que, puisqu'ils sont l'imitation d'une action, cette action doit être «une et entière»?²²

On connaît trop l'importance de cette «règle», telle qu'elle a été formulée pour la première fois dans la théorie aristotélique du drame, pour qu'il faille insister. Je dirai simplement qu'elle envisage le sujet comme un cadre idéal à l'intérieur duquel les gestes des héros déterminent des conséquences qui s'enchaînent avec la rigueur d'un raisonnement. Sur le plan esthétique, cette rigueur équivaut à la cohérence, sans laquelle il ne saurait y avoir de véritable oeuvre d'art; sur le plan logique, à un syllogisme propre à la poésie,²³ analogue à l'enthymème de la rhétorique et fait pour exprimer — sinon la vérité ou l'absolu — ce *possible* ou ce *probable* qui suffisent à rendre plausibles les êtres et les événements d'un monde imaginaire.²⁴

La règle qui régit les caractères des personnages est la même que celle qui régit l'intrigue; ce qu'elle vise tout particulièrement, c'est encore *le*

¹⁹ A titre d'exemple, TH. ZIELINSKI : *Die Gliederung der altattischen Komödie*, Leipzig, 1885, pp. 30—32; J. DENIS : *La comédie grecque*, Paris, 1886, I, pp. 275; F. M. CORNFORD : *The Origin of the Attic Comedy*, London, 1914, pp. 198—199; Q. CATAUDELLA : *La poesia di Aristofane*, Bari, 1934, pp. 68 et suiv.

²⁰ *Op. cit.*, p. 49.

²¹ 1450 b 32—34. Cf., en outre, 1453 a 12; 1453 b 4—6.

²² 1451 a 31—32. Sur l'unité et l'intégrité du sujet, voir également 1451 a 16—19 et 1450 b 27.

²³ «*Poësis syllogismus est compositus ex imaginativis*» dira, sur les traces d'Aristote, l'Anonyme cité par MARGOLIOUTH : *Analecta Orientalia ad Poeticam Aristotelem*, London, 1887, p. 23.

²⁴ Cf. D. M. PIPPIDI : *La formation des idées littéraires dans l'Antiquité*, (en roumain), Bucarest, 1944, pp. 99—100.

nécessaire ou le vraisemblable, «de façon qu'il soit nécessaire ou vraisemblable que tel personnage parle ou agisse de telle façon, qu'après telle chose il se produise telle autre». ²⁵ A leur tour, «des dénouements de fable doivent résulter du caractère des héros, et non d'une intervention divine», ²⁶ ce qui revient à dire que, sauf dans des cas exceptionnels, «dans l'enchaînement des faits il ne doit se mêler aucun élément irrationnel». ²⁷

L'insistance avec laquelle Aristote revient sur cette dernière proposition, en précisant tantôt que la place de l'irrationnel est dans l'épopée, ²⁸ tantôt que des fables de cette sorte ne devraient même pas être prises en considération, ²⁹ est significative de l'attitude du Stagirite à l'égard du fantastique, élément dont il n'est pas sans reconnaître l'emprise sur le spectateur, mais qu'il voudrait voir rejeter par les auteurs dramatiques, au point de recommander à ces derniers de «préférer l'impossible qui est vraisemblable au possible qui est incroyable (*προαιρείσθαι τε δεῖ ἀδύνατα εἰκότα μᾶλλον ἢ δυνατὰ ἀπίθανα*). ³⁰ Dans ces conditions, l'hypothèse de M. Cooper selon laquelle, de toutes les pièces d'Aristophane, ce seraient les *Oiseaux* qui auraient eu le plus de chances de plaire au philosophe, ³¹ a pour elle très peu de vraisemblance ; et ce n'est certes pas l'argument qu'un zoologiste comme l'auteur du *De incessu animalium* n'aurait pu rester indifférent aux connaissances ornithologiques déployées par le poète, ³² qui nous fera changer d'opinion.

Il y a cependant un autre aspect de la question qu'il convient de ne pas perdre de vue, si l'on veut résoudre objectivement le petit problème soulevé par le savant américain : c'est ce qu'on pourrait appeler la «théorie» de l'universel poétique, telle qu'elle se lit au chapitre IX du *Περὶ ποιητικῆς* et qui, en expliquant le peu de goût d'Aristote pour la satire individuelle, permet d'imaginer le genre de comique qui aurait emporté ses suffrages. D'après cette théorie, — formulée, comme on sait, sous forme de comparaison entre la poésie et l'histoire, — l'historien et le poète ne différencieraient pas «par le fait qu'ils font leurs récits l'un en vers, l'autre en prose», mais, au contraire, «en ce que l'un raconte les événements qui sont arrivés, l'autre des événements qui pourraient arriver (*τὸν μὲν τὰ γενόμενα λέγειν, τὸν δὲ οἷα ἂν γένοιτο*)». Ce qui découle de cette première constatation, c'est que «la poésie est plus philosophique et d'un caractère plus élevé que l'histoire ; car la poésie exprime plutôt le général, l'histoire le particulier (*ἡ μὲν γὰρ ποίησις μᾶλλον τὰ καθόλου,*

²⁵ 1454 a 33—36.

²⁶ 1454 a 37—1454 b 1. Ici encore je m'éloigne de l'édition HARDY, en lisant : *ἐξ αὐτοῦ δεῖ τοῦ ἡθους*, avec GUEDEMAN et ROSTAGNI.

²⁷ 1454 b 6. Cf. 1454 b 2—5.

²⁸ 1460 a 13.

²⁹ 1460 a 34.

³⁰ 1460 a 26—27.

³¹ Op. cit., p. 27 : «If Aristophanes is both «old» and «new», the *Birds* might be thought to combine the largest number of his excellences on either side».

³² Op. cit., p. 40 : «Could the zoologist Aristotle have overlooked the exact and far-reaching knowledge of ornithology displayed in the *Birds*?»

ἡ δ'ἱστορία τὰ καθ' ἑκαστον λέγει), — ce qui signifie que l'une fera parler ou agir un personnage doué d'un certain caractère ainsi qu'il est vraisemblable ou nécessaire qu'agisse ou parle n'importe quel homme du même caractère dans les mêmes circonstances, tandis que l'autre se contente d'enregistrer «ce qu'a fait Alcibiade ou ce qui lui est arrivé».³³

La matière que ces phrases assignent comme domaine propre à la poésie ce seraient donc — ainsi qu'il m'est arrivé de l'écrire³⁴ — des possibilités permanentes de la nature humaine : les virtualités psychiques d'une humanité non pas réelle, mais exemplaire. Dans le bien comme dans le mal, les hommes ou les femmes chantés par les poètes doivent atteindre à un niveau représentatif de l'humanité tout entière ; dans le bien comme dans le mal, semblables à chacun de nous, ils doivent nous dépasser par l'harmonie des traits et la stature morale. Ceci est vrai pour la tragédie, dont les héros, au lieu d'être comme tous les hommes, sont plutôt tels que tous les hommes devraient être;³⁵ ceci l'est également pour la comédie, dont les personnages doivent revêtir un caractère de généralité qui les fasse eux aussi représentatifs à leur manière.

Sans s'être jamais étendu longuement là-dessus, dans la partie conservée de la *Poétique*, Aristote en dit cependant assez pour que nous puissions reconstituer facilement sa pensée. C'est ainsi qu'après avoir suggéré qu'à ses origines la poésie se serait divisée suivant le caractère propre des poètes (les uns — «à l'âme élevée» — imitant les actions des hommes de mérite, les autres, — «vulgaires», — celles des hommes vils), il laisse entendre que les premières manifestations de la Muse comique auraient été des «blâmes» (*ψόγοι*), autant dire des attaques personnelles provoquées par des comportements ou des attitudes répréhensibles aux yeux de la société.³⁶ Ces attaques, composées dans le mètre iambique, auraient duré jusqu'à ce qu'un poète de génie, l'auteur du *Margitès*, montra à ses contemporains la voie de l'avenir, en leur faisant admirer le premier l'ébauche d'une comédie. «Au lieu de composer des blâmes, — nous est-il dit de lui, — il fit une imitation dramatique du ridicule (*οὐ ψόγον ἀλλὰ τὸ γελοῖον δραματοποιήσας*): car le *Margitès* est aux comédies ce que l'*Iliade* et l'*Odyssée* sont aux tragédies».³⁷

Quelle que soit la valeur de ces informations sur les débuts du théâtre en général et du théâtre comique en particulier, — qu'il suffise de dire qu'Aristote attribue la paternité du *Margitès* à Homère et qu'une bonne partie de la critique rejette ses reconstructions comme dénuées de fondement historique,³⁸—

³³ 1451 b 1—7 ; 10—11.

³⁴ La formation des idées littéraires, pp. 91—92.

³⁵ 1460 b 32—34. Cf. 1461 b 12—13.

³⁶ 1448 b 24 et suiv.

³⁷ 1448 b 34—1449 a 2.

³⁸ Voir mon commentaire à la traduction de la *Poétique* (en roumain), Bucarest, 1940, pp. 106 et suiv.

elles ont du moins ce mérite de nous faire connaître les vues du philosophe sur un sujet des plus importants. Tout particulièrement, elles montrent avec quelle cohérence il avait envisagé le problème des origines du drame et comment — historiquement aussi bien que théoriquement — il en faisait dater l'apparition du moment où un rudiment d'action — un *μῦθος* ou un *λόγος* — était venu remplacer les simples réécitations du chœur. Pour nous en tenir à la comédie, l'honneur d'avoir fait ce pas décisif reviendrait, selon notre auteur, à Épicharme, auquel il attribue expressément le mérite d'avoir été le premier à composer des fables : *μῦθους ποιεῖν*, — suivi de près par son contemporain Phormis.³⁹ Cependant le simple fait d'avoir bâti des intrigues n'aurait pas suffi à assurer à ces précurseurs la réputation de premiers auteurs de comédies, si, en même temps que ce mérite, ils n'avaient eu celui de conférer aux incidents choisis pour être portés sur la scène le caractère de généralité propre aux créations de la poésie, lequel, seul, les distingue des incidents de la vie quotidienne. A ce point de vue, une mention spéciale est décernée par Aristote Cratès, dont il rapporte qu'« abandonnant la forme iambique (autant dire : la comédie faite d'attaques personnelles), il eut l'idée de traiter des *sujets généraux* et de composer des fables (*καθόλου ποιεῖν λόγους καὶ μῦθους*) »;⁴⁰ mais on peut dire que cette condition est sousentendue chaque fois que, dans son traité, il est question de tragédie ou de comédie, au point que, pour illustrer la théorie de l'universel poétique, dont nous avons dit un mot plus haut, il ne trouve pas de meilleur exemple que celui de la comédie précisément, à propos de laquelle il fait observer que ce n'est « qu'après avoir constitué la fable au moyen d'actions vraisemblables que les poètes attribuent à leurs personnages des noms propres pris au hasard, au contraire des poètes iambiques qui composent sur des personnalités ».⁴¹

Les quelques précisions qui précèdent suffisent à nous faire comprendre vers quel genre de comédie se portait l'intérêt d'Aristote. Elles permettent également d'entrevoir l'abîme qui, dans sa pensée, séparait cette comédie d'une oeuvre comme celle d'Aristophane, toute imprégnée de l'atmosphère de crise appesantie sur Athènes depuis le commencement de la guerre du Péloponèse, toute tendue vers un redressement moral qu'elle ne se lasse d'appeler, encore que sans espoir. C'est ce qui lui donne l'accent âpre, presque douloureux, qui la distingue de toutes les oeuvres comiques de la littérature universelle, c'est ce qui fait aussi qu'issue de l'actualité, elle en conserve l'empreinte jusque dans sa structure : les sujets qu'elle affectionne sont empruntés aux vicissitudes de la Cité au cours des années qui virent s'effondrer son premier

³⁹ 1449 b 5—6.

⁴⁰ 1449 b 7—9. Cf. Aristoph., *Eq.*, 537—539 : οἷας δὲ Κράτης ὀργῆς ὑμῶν ἡρέσχετο καὶ στυφελιγμούς, [ὅς] ἀπὸ σμικρῆς δαπίνης ὑμᾶς ἀριστίζων ἀπέπεμπε, ἀπὸ κομιβοτάτου στόματος μᾶλλον ἀστείοντάς ἐπινοίας . . .

⁴¹ 1451 b 11—14.

empire maritime ; les idéaux qu'elle défend s'inspirent des aspirations d'une partie de la société athénienne, émue au spectacle de la patrie entraînée à la ruine ; ses personnages s'appellent Socrate et Eschyle, Euripide et Cléon. Il suffit de rapprocher cette dernière circonstance des lignes de la *Poétique* qui font à l'auteur de comédies comme une obligation de se distinguer des poètes iambiques, *en ne composant pas sur des individualités*, pour se rendre compte que, quelle qu'ait pu être l'admiration qu'à d'autres titres Aristote n'a sans doute pas manqué d'éprouver à l'égard d'un génie comme celui d'Aristophane, il y avait, entre sa conception du comique et la comédie de ce dernier, trop d'éloignement, pour qu'on puisse douter dans quelle direction allaient ses préférences.⁴²

Or, précisément, cette conception du comique (que des textes cités précédemment nous ont permis d'entrevoir dans ses lignes essentielles) se trouve formulée avec une netteté remarquable dans une définition qui achève d'éclairer l'incompatibilité entre l'art réfléchi, rêvé par le philosophe, — inspiré par la vie et visant à en donner l'impression,⁴³ — et le jaillissement de la fantaisie aristophanesque, faisant de la réalité un prétexte à d'éblouissantes improvisations et la déformant jusqu'à la caricature. Selon cette définition, la comédie qui, comme on l'a vu, serait « l'imitation d'hommes de qualité morale inférieure », n'aurait nullement pour but d'imiter « la totalité des aspects offerts par une nature inférieure », mais « ceux-là seulement qui font du ridicule une partie du laid (*οὐ μέντοι κατὰ πᾶσαν κακίαν, ἀλλ' ἂ τοῦ αἰσχροῦ ἐστὶ τὸ γελοῖον μόριον*) ».⁴⁴ A son tour, le ridicule est défini par le même texte comme « un défaut et une laideur qui ne provoque ni douleur ni dommage (*ἀμάρτημά τι καὶ αἴσχος ἀνώδυνον καὶ οὐ φθαρτικόν*) », ce qui signifie que, dans la pensée du Stagirite, les traits de la comédie ne devraient normalement viser ni les vices et les défauts particulièrement graves (contre lesquels il existe d'armes autrement efficaces), ni les petites misères de l'existence, contre lesquelles il serait à la fois malséant et inhumain de sévir. Qu'est-ce à dire sinon que, dans le choix et l'exploitation des thèmes comiques, Aristote voudrait voir intervenir ce même sentiment de *philanthropie* dont il fait ailleurs une condition essentielle de l'émotion tragique⁴⁵ et qui, dans le cas de la comédie, devrait servir à la fois de frein et de justification du rire qu'elle provoque ?⁴⁶ Et qu'est-ce à dire encore sinon que (ainsi qu'il a été remarqué avec raison)⁴⁷ cette limita-

⁴² Ceci n'empêche nullement M. COOPER d'écrire — avec quelle raison on s'en doute : « To suppose that the critic must have condemned the poet for insufficient generalization of his comic material is pure inference. » (Op. cit., p. 21).

⁴³ 1450 a 16 et suiv. Cf. *Phys.*, II 194 a 21 ; *Meteor.*, IV 381 b 6.

⁴⁴ 1449 a 31 — 34. A la ligne 32 *ἀλλ' ἂ* est une leçon de Castiglioni, suivie par ROSTAGNI. M. HARDY conserve l'*ἀλλ'* à des manuscrits.

⁴⁵ 1452 b 38 et mon Commentaire à la *Poétique*, pp. 129 — 130, où l'on trouvera également la bibliographie du sujet.

⁴⁶ Cf. Cic., *De or.*, II 58 : « parcendum maxime est (in ridendo) caritati hominum... » et les observations de ROSTAGNI : La *Poetica* de Aristotele, Torino, 1934, p. LI.

⁴⁷ ROSTAGNI : Op. cit. p. 17.

tion du ridicule de la part du philosophe correspond moins à l'état *réel* de la comédie, au moment où il écrivait la *Poétique*, qu'à ses propres vues théoriques, destinées à trouver leur application avec l'éclosion de la Comédie Nouvelle?

Ainsi, de quelque manière qu'on le considère,⁴⁸ le petit problème littéraire soulevé par M. Cooper ne paraît comporter d'autre solution que celle précisément contre laquelle il s'est imprudemment insurgé : l'examen attentif de la *Poétique* ne laisse point de doute quant aux préférences d'Aristote en matière de comédie, et ces préférences ne sont guère favorables à l'auteur de *Lysistrata*. Qu'il ait raison ou non, c'est là une question qui n'a pas à nous préoccuper aujourd'hui. Tout au plus peut-on ajouter qu'en ce domaine encore il s'est fait l'interprète lucide du goût de son temps, et que l'évolution ultérieure de la comédie allait confirmer la justesse de son intuition.

⁴⁸ A ce qui précède, on pourrait ajouter que la liberté de langage d'Aristophane n'a pas dû non plus être du goût d'Aristote, à en juger d'après la distinction qu'à une autre occasion il établit entre l'*αἰσχρολογία* et l'*ὑπόνοια*, et qu'il illustre par l'exemple de l'Ancienne et de la Nouvelle Comédie : ... ἡ τοῦ ἐλευθερίου παιδιὰ διαφέρει τῆς τοῦ ἀνδραποδάδους, καὶ αὖ τοῦ πεπαιδευμένου καὶ ἀπαιδευτού· ἴδοι δ' αὖν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν· τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἡ αἰσχρολογία, τοῖς δὲ μᾶλλον ἡ ὑπόνοια· διαφέρει δ' οὐ μικρὸν ταῦτα πρὸς εὐσχημοσύνην . . . (*Eth. Nicom.*, A 14, 1128 a 20—25).

R. GÜNTHER

DIE ENTSTEHUNG DER SCHULDSKLAVEREI IM ALTEN ROM

I. WIRTSCHAFTLICHER UND POLITISCHER RÜCKSCHLAG IN ROM. (AUSGANG DES 6. BIS ZUM 4. JH. V. U. Z.)

Unerlässliche Voraussetzung für das Erstarken Roms im 6. Jahrhundert war die ausgezeichnete wirtschaftsgeographische Lage der Stadt, die im Schnittpunkt bedeutender Handelsverbindungen lag. Rom wurde durchquert von einer viel befahrenen Strasse, die vom Meer in die Sabiner Berge führte: es lag an der Strasse des etruskischen Nord—Süd-Handels, die von Etrurien nach Kampanien über Rom ging. Auch auf dem Tiber wurden Waren aus dem faliskischen Gebiet und von weiterher nach Rom gebracht.¹ Die Vormachtstellung über Latium während der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts kam hinzu. Solange die etruskische Herrschaft in Mittelitalien und Kampanien gefestigt blieb, war Roms Stellung als Teilhaber etruskischer Macht in Latium gesichert.

Eine Wende kündigte sich in den letzten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts an. Etruskern wie Karthagern war im griechischen Handel eine gefährliche Konkurrenz erwachsen. Zwar gelang es beiden Völkern vereint, die Phokaier zu besiegen, die von Alalia auf Korsika verdrängt wurden.² Doch schon um 524 misslang ein zweiter Schlag, den die Etrusker gegen die Griechen von Cumae zu führen gedachten. Die Stadt widerstand dem Angriff; sie konnte ihre Stellung nicht nur behaupten, sondern 506 unter der Führung des Tyrannen Aristodemos die Etrusker bei Aricia vernichtend schlagen. Kurz zuvor (510/509) war die mit den Etruskern verbündete Stadt Sybaris in Bruttium von den Krotoniaten vernichtet worden. Offenkundig hatte Etruriens Vormachtstellung einen Rückschlag erlitten.

Etruriens Niedergang zog nicht sogleich auch den von Rom nach sich. Solange die Stadt am Tiber von etruskischen Königen beherrscht war, wirkte sich die beginnende Abnahme des etruskischen Einflusses im westlichen Mittelmeer nicht merklich aus. Anders wurde es nach der Vertreibung der Tarquinier. Es zeigte sich, dass damit einige der genannten Voraussetzungen für Roms bisherige Blüte an Bedeutung verloren. Rom ging mit den etruskischen Herrschern auch des etruskischen Hinterlandes verlustig. Die Nord—Süd-Verbin-

¹ Über die frühen Verkehrswege vgl. L. A. HOLLAND : *Transact. Proceed. Amer. Phil. Ass.* 80 (1949), 288 f.; 294 f.; 298 f.; 300 f.; 309; 313; 317.

² F. ALTHEIM : *Röm. Gesch.* 2 (1953), 102 f.

dung trat zurück ; die Ost—West-Strasse wurde von Etruskern und aufsässigen Latinern, die das Regiment Roms abwarfen, unsicher gemacht. Nicht genug damit, verwandelte sich das etruskische Hinterland über Nacht in feindliches Territorium. Veii und Fidenae fingen den faliskisch-römischen Tiberhandel ab ; der Latinerbund trat in Waffen gegen Rom.³ Genug : wirtschaftliche und politische Veränderungen brachten einen Rückschlag.

Die ausgehende Königszeit fiel zusammen mit dem Erstarken des römischen Geschlechteradels.⁴ Die Annahme ist begründet, dass sabinische Geschlechter an der Vertreibung der Tarquinier beteiligt waren. Sabiner, wie die Valerier, Fabier und Claudier stellten nach Errichtung der Adelsrepublik zahlreiche Konsuln. Auch Attus Navius, Gegenspieler des älteren Tarquinius, war sabinischer Herkunft.⁵ Darüber hinaus mag es etruskische Geschlechter gegeben haben, die sich dem Königtum entgegenstellten. Roms sagenhafter Befreier, L. Iunius Brutus, trägt einen etruskischen Gentilnamen, vielleicht auch ein Cognomen gleicher Herkunft.⁶

Wie weit sich zunächst noch römisches Herrschafts- und Einflussgebiet erstreckte, zeigt der erste Staatsvertrag zwischen Karthago und Rom. Polybios datiert diesen Vertrag in das erste Jahr der Republik.⁷ Oft bestritten,⁸ darf diese Datierung heute als angenommen gelten.⁹ Nach diesem Vertrag beansprucht Rom die Städte Ardea, Antium, Aricia,¹⁰ Circei und Tarracina. Der Vertrag mit der karthagischen Seemacht nennt fast ausschliesslich das Küstenland von Latium. Doch andere Orte im Hinterland mögen noch dazu gehört haben ; im Falle von Satricum lässt es sich beweisen.¹¹ In die Aufzählung sind Orte einbegriffen, die kurz danach, infolge des Vordringens der Volsker und Aequer nicht mehr zum römischen Einflussbereich zählten wie Circei, Antium und Tarracina. Damit bestätigte sich die polybianische Datierung auch von dieser

³ A. PIGANIOL : Hist. de Rome⁴ (1954), 50 f.; F. ALTHEIM : a. O. 117.

⁴ U. v. LÜBTOW : Das römische Volk (1955), 176 f.; 180 f.

⁵ Hierzu schon A. SCHWEGLER : Röm. Gesch. I (1853), 695 ; vgl. L. A. HOLLAND : a. O. 313.

⁶ Vgl. etr. *iunici* CIE 79 (Volaterra) ; ausserdem *Iunius* in F. ALTHEIM : Röm. Religionsgesch. I (1930 Slg. Gösch), 99 f.; Gesch. d. Lat. Sprache (1951), 239 ; zur Erklärung von *Brutus* ist etr. *prutesa* (Sohn des *prutu*) CIE 2138 (Clusium) mehr zu beachten als Paul. Fest. p. 31M : *Brutum antiqui gravem dicebant*. Dazu W. SCHULZE : Zur Geschichte lat. Eigennamen, (1904) 131 ; 97 ; 327.

⁷ Polyb. 3, 22 f.

⁸ Th. MOMMSEN : Röm. Chron. (1859) 320f., der der livianischen Überlieferung folgt ; E. KORNEMANN : Röm. Gesch. 13 (1954), 71 ; 75 ; 84 ; 96f. datiert den Vertrag in das erste Jahrzehnt nach 400.

⁹ H. NISSEN : Jahrb. Klass. Phil. 95 (1867), 321f.; O. MELTZER : Gesch. d. Karthager (1879) I, 172f.; weitere Literaturangaben bei F. Schachermeyr, Rh. Mus. 79 (1930), 350 Anm. 1 ; F. ALTHEIM : Epochen d. Röm. Gesch. I (1934), 99 Anm. 17 ; L. WICKERT : Klio 31 (1938), 349f.; R. L. BEAUMONT : Jour. Rom. Stud. 29 (1939), 73f.; M. DAVID : Symbolae ad ius et historiam antiquitatis pertinentes... van Oven ded. (1946) 231f.; F. ALTHEIM : Röm. Gesch. 2 (1953), 111f.

¹⁰ F. ALTHEIM : a. O. 112.

¹¹ F. ALTHEIM : a. O. 113.

Seite her, und der Vertrag wird in die letzten Jahre des 6. Jahrhunderts gerückt.¹²

Nach dem Sturz des Königtums suchten zuerst etruskerfreundliche Familien innerhalb Roms, den vertriebenen Tarquinius gewaltsam wiedereinzusetzen. Noch hoffte man, auf ausländische militärische Interventionen zugunsten des Vertriebenen verzichten zu können. Den herrschenden Kreisen Roms gelang es jedoch, die Verschwörung niederzuschlagen.¹³ Das ehemalige tarquinische Eigentum wurde den minderbemittelten Schichten der römischen Bevölkerung zur Plünderung überlassen oder dem *ager publicus* zugeschlagen.¹⁴

Danach waren es — der Überlieferung zufolge — Veii und Tarquinii, die als erste dem vertriebenen Tarquinier militärisch zu Hilfe eilten.¹⁵ Sie wurden in der Nähe des Waldes Arsia geschlagen.¹⁶

Darauf habe sich der etruskische Herrscher von Clusium, Porsenna, der tarquinischen Sache angenommen. In der Tat, so scheint es, wurde Rom von Porsenna erobert.¹⁷ Besitz von eisernen Waffen und Geräten — mit Ausnahme des Ackergerätes — wurde den Römern untersagt. Die Insignien der Herrschaft¹⁸ mussten dem Sieger ausgeliefert und Geiseln gestellt werden. Auch etruskische Kriegsschiffe hatten, einer Notiz des Livius zufolge, mit in den Kampf eingegriffen.¹⁹ Nichts spricht jedoch dafür, dass Rom zerstört worden sei. Ein geschwächtes, aber erhaltenes Rom war den Etruskern eine sichere Stütze ihrer Landverbindungen nach Kampanien. Darüber hinaus hat sich in der literarischen Überlieferung keine Nachricht darüber erhalten, ob ein neuer König zeitweilig wieder eingesetzt oder die Etruskerherrschaft erneuert wurde. Die Ursache lässt sich vermuten: 506/507 erlitt das Heer der Etrusker vor Aricia durch Cumae eine Niederlage. Rom war wieder frei.²⁰

In diesen schweren Wirren sah Rom in den unteritalischen Griechen seine natürlichen Verbündeten gegen die Etrusker. Vorübergehend suchte man bei ihnen Schutz und Unterstützung gegen den mächtigen Feind im Norden. Zwar war Rom so weit geschwächt, dass es sich nicht an dem Kampf von Cumae gegen die Etrusker beteiligen konnte.²¹ Dennoch bedeuteten die griechischen Erfolge, vor allem die Siege von Himera und Cumae 474, sicher eine fühlbare

¹² F. ALTHEIM: a. O. 112f.

¹³ Dion. Hal. 5, 10, 4; 5, 13, 1; vgl. Plut. Popl. 4—7.

¹⁴ Liv. 2, 5, 1f; so auch Cic., de rep. 5, 2, 3; Dion. Hal. 3, 1; Serv., Aen. 9, 274; Fest. p. 329M. *sacculares*.

¹⁵ Liv. 2, 6, 2f.

¹⁶ Zu Arsia als etruskisches Gentiliz vgl. W. SCHULZE: a. O. 127; 561.

¹⁷ Tac., hist. 3, 72; Plin., n. h. 34, 139; Nach Dion. Hal. 5, 65, 3 müssen den Etruskern Bedarfsgüter des täglichen Lebens und Waffen gegeben werden, um den Frieden zu erkaufen.

¹⁸ Dion. Hal. 3, 61. 1.

¹⁹ Liv. 2, 11, 1f; vgl. R. VIGHI: Rend. della R. Accad. Lincei, Ser. 6 vol. 8 (1932), 367 ff.

²⁰ F. ALTHEIM: a. O. 116 f.

²¹ F. ALTHEIM: a. O. 117.

Entlastung für Rom, wenn auch über gemeinsame Aktionen nichts bekannt geworden ist. Vielleicht haben sich im sagenhaften Untergang des fabischen Geschlechts an der Cremera Spuren eines gemeinsamen griechisch-römischen Kampfes gegen die Etrusker erhalten, zumal diese 476 — also kurz vor der Schlacht bei Cumae — bereits wieder im Besitz des Ianiculum waren.²² Der griechische Seesieg vor Cumae lähmte vollends den etruskischen Seeraub im Tyrrhenischen Meer. Vorübergehend kam es zu einer wirtschaftlichen Anlehnung an das Griechentum in Unteritalien und Sizilien. Im ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts, angeblich 491/490, soll eine römische Gesandtschaft nach Sizilien zum Tyrannen Gelon von Syrakus abgegangen sein, die sich um eine Getreidelieferung bemühte.²³ Die Getreidelieferungen trafen in Rom ein, obwohl römische Verbannte in Cumae die Schiffe aufzuhalten versucht hatten.

Roms innen- und aussenpolitische Schwäche nutzten die Latiner aus und bildeten eine antirömische Vereinigung unter der Führung von Tusculum mit eigenem Bundesheiligtum.²⁴ Ausserdem gehörten Aricia, Lanuvium, Lavinium, Cora, Tibur, Pometia und Ardea zum Bund.²⁵ In einer sagenhaften Schlacht am See Regillus wurden die Latiner besiegt.²⁶ Endgültig wurden die Feindseligkeiten aber erst um das Jahr 493 beendet, als Rom durch seinen Konsul Sp. Cassius Longinus mit den Latinern einen Bündnisvertrag abschloss.²⁷ Sicher hat das Vordringen eines gefährlichen gemeinsamen Gegners, der Volsker und Aequer, die erneute beiderseitige Verständigung erleichtert.

Dieser Vertrag vereinigte wieder Römer und Latiner. «Rom begann sich aus dem tiefen Sturz seiner äusseren Macht, der nach der Vertreibung der Tarquinier eingetreten war, langsam zu erholen.»²⁸ Im Vertrag, der leider nur im Auszug überliefert ist, versichern sich Römer und Latiner ewigen Frieden, keiner von beiden darf auswärtige Feinde herbeirufen oder ihnen den Durchmarsch gestatten. Wird ein Vertragspartner von einem Gegner angegriffen, so soll der andere mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln Beistand leisten. Ausserdem erhielt der Vertrag Bestimmungen über das Gerichtswesen, über die Verteilung der Beute, die zu gleichen Teilen geteilt werden sollte, sowohl über den Oberbefehl im Kriege. Die Latiner durften im Kriegsfall keine Trup-

²² Liv. 2, 51, 2 f.

²³ Liv. 2, 34, 2 f.; ebenso Dion. Hal. 7, 2; vgl. F. ALTHEIM: a. O. 114; T. J. DUNBABIN datiert diesen Handel in das Ende des 5. Jh.; The Western Greeks (1948), 193; 216; 254; 410.

²⁴ F. ALTHEIM: a. O. 117 Anm. 226.

²⁵ Cato, orig. frg. 58 Peter.

²⁶ Liv. 2, 19, 3.

²⁷ F. ALTHEIM: a. O. 118 f.; M. GELZER: RE 12, 955 f.; G. DEVOTO: Hist. Mundi 3 (1954), 393; E. KORNEIMANN datiert den Vertrag in die Zeit unmittelbar vor 358, a. O. 113; K. J. BELOCH: Röm. Gesch. (1926), 186 f. bezweifelt die Echtheit des Vertrages. Fragmente des Vertrages sind erhalten bei Cic., Balb. 23, 53; Dion. Hal. 6, 95; 8, 15, 2; Liv. 2, 33, 4; Fest. p. 166, 24 M.

²⁸ F. ALTHEIM: a. O. 120.

pen unter eigenem Oberbefehl gegen den Feind führen. Allerdings konnte Rom Ausnahmen gestatten.²⁹

Im Rahmen einer militärischen Oberleitung beliess Rom den Latinern verschiedene Freiheiten, namentlich rechtlicher Art. Insofern mag sich der *foedus Cassianum* vom älteren latinisch-römischen Bündnisabkommen unterscheiden haben,³⁰ den die literarische Überlieferung Servius Tullius zuschreibt und der auf dem Aventin im Dianatempel aufbewahrt wurde. Zusätzlich wurden 486 die Herniker mit in den Vertrag aufgenommen.³¹ Die Heeresverpflichtungen wurden zu gleichen Teilen untereinander aufgeteilt.³²

Der neue Bund war durch gemeinsame Nöte bedingt. Latiner, Römer wie Herniker hatten schwer unter den Angriffen der mächtig herandrängenden Gebirgsstämme der Volsker und Aequer zu leiden.³³ Verschiedene Male drangen sie bis zu den Toren Roms vor und konnten nur unter Aufbietung aller Kräfte zurückgeschlagen werden.

Namentlich waren es volskische Stämme, die seit etwa 500 v. u. Z. aus den Lepinischen Bergen, dem Mündungsgebiet des Trerus in die Liris im Süden Latiums nach allen Seiten vordrangen. Im Norden drückten sie gegen Signia und in das Gebiet nördlich von Velitrae, gegen Ecetra im Gebiet der Aurunker, die sie fast völlig vernichteten, im Westen gegen Pometia und Cora. An der Küste eroberten sie das gesamte Gebiet zwischen Antium und Tarracina. Erst in Tibernähe wurde ihr Vordringen bei Lavinium gehemmt. Die Volsker herrschten von Tarracina bis nach Bovillae und Labicum und drängten die Römer wie die Latiner auf einen schmalen Streifen Landes zusammen.³⁴

Die Aequer bedrängten Rom und Latium von Norden her; oft trugen sie gemeinsam mit den Volskern ihre Angriffe vor. Vor allem die Herniker, deren Wohnsitze zwischen dem Trerustal und dem Tal des oberen Anio wie in einer Zange zwischen Aequern und Volskern lagen, waren ihren räuberischen Überfällen ausgesetzt. Zeitweilig waren die Aequer sogar Herren des Algidus in der Nähe von Tusculum sowie der Stadt selbst und stiessen bis in das Weichbild von Rom vor.³⁵

Jahrzehnte hindurch befand sich Rom in einer gefährlichen Zwickmühle. Nennenswerte aussenpolitische Erfolge waren kaum zu verzeichnen, wenn man vom Cassianischen Vertrag absieht. Ein Umschwung bahnte sich erst in der

²⁹ Dion. Hal. 8, 15, 2.

³⁰ Dion. Hal. 4, 26, 5.

³¹ Liv. 2, 41, 1.

³² Liv. 3, 22, 4.

³³ Liv. 3, 6, 4; ähnlich 3, 10, 8 f.; 4, 51, 7.

³⁴ Zu Signia: Liv. 1, 56, 3; 2, 21, 7; Ecetra: Dion. Hal. 6, 32, 1 vgl. Chr. Hülsen, RE 10, 1907; Pometia, Cora: Liv. 2, 16, 8; Velitrae: Dion. Hal. 3, 41, 5; Lavinium: Dion. Hal. 8, 21, 1 f.; zur Coriolansage vgl. F. CORNELIUS: Unters. z. früh. röm. Gesch. (1940) 102; Bovillae: Dion. Hal. 8, 20, 1.

³⁵ F. ALTHEIM: Röm. Gesch. 2 (1953), 257 f.; 333 f.; G. DEVOTO: a. O. 393 f.; A. PIGANIOL: a. O. 50 f.

zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts an. Latium war auf ein enges Gebiet zwischen Tiber und den Albaner Bergen zusammengeschumpft und nur mit Mühe vermochte man die eigene Unabhängigkeit zu bewahren.

Der politische Rückschlag zog einen kulturellen Niedergang nach sich. Für kurze Zeit suchte man Anlehnung am griechischen Kulturbereich. Der 493 geweihte Tempel zu Ehren der Dreierheit Ceres, Liber und Libera wurde von zwei griechischen Künstlern geschmückt. Hinter Ceres, Liber und Libera verbergen sich Demeter, Dionysos und Kore, griechische Gottheiten, die nicht mehr durch etruskische Vermittlung, sondern durch direkte Beziehungen zu den unteritalischen und sizilischen Griechen in Rom heimisch wurden.³⁶

Der griechische Tempel der Mater Matuta in Satricum, der bald nach 500 zum dritten Male erneuert wurde, gibt die Richtung des griechischen Einflusses an, wie er dann Rom erreichte.³⁷ Doch dieser griechische Einfluss war von kurzer Dauer. Aequer und Volsker versperrten den Römern den Weg nach Süden; kurz nach 450 v. u. Z. begann der Druck der Samniten gegen Capua. In der Keramik blieben in Rom und Latium archaisierende Gefäße gebräuchlich. Zur Zeit des letzten Tarquiniers war noch ein griechisches Buch, das die sibyllischen Sprüche enthielt, übernommen worden.³⁸ Ein besonderes Kollegium, die *IIviri sacris faciundis*, beschäftigte sich mit den Sprüchen. Das Arvallied, in die ersten Jahre der Republik gehörig, zeigt im Inhalt wie in der Form griechische Einwirkung.³⁹ E. Norden hat es deshalb direkt als *carmen Graecanicum* bezeichnet.⁴⁰ Aber aller weiterer griechischer literarischer Einfluss brach dann ab.⁴¹ Von etwa 400—300 gibt es in Mittelitalien keinen, oder doch nur sehr stark geminderten griechischen Kultureinfluss.

Dieser Hiatt, wie diese Erscheinung zum ersten Male von F. Altheim bezeichnet wurde, trifft nicht nur für den griechischen kulturellen Einfluss zu, sondern betrifft auch die Bereiche des materiellen Lebens in Rom. Seit etwa 500 v. u. Z. nahm der griechische Import unaufhaltsam ab. Die römischen Ausgrabungen zeigen für den Hauptteil des 5. Jahrhunderts ein gänzlich anderes Bild. Im Vergleich zu den Funden des 6. Jahrhunderts kann man praktisch von einer erschreckenden Fundleere sprechen. Kein Esquilinggrab kann ohne Vorbehalt in die Zeit zwischen etwa 500 und 350 datiert werden.⁴² Zwei Vermutungen stehen sich gegenüber: G. Pinza nahm an, dass ein Teil der Esquilingräber auch in das 5. Jahrhundert datiert werden könnten.⁴³ Die Gräber des ausge-

³⁶ F. ALTHEIM: a. O. 139 f.; 114; Röm. Religionsgesch. 2 (Slg. Gösch. 1956, 28 f.)

³⁷ F. ALTHEIM: a. O. 139.

³⁸ F. ALTHEIM: Röm. Religionsgesch. 1 (1951), 165.

³⁹ F. ALTHEIM: a. O. 165 f.; Gesch. d. lat. Spr. 468 f.

⁴⁰ E. NORDEN: Aus altrömischen Priesterbüchern (1939) 253.

⁴¹ F. ALTHEIM: Röm. Religionsgesch. 1 (1951), 255 f.; Röm. Gesch. 2 (1953), 137 f.; 316; 355; Rom und der Hellenismus 103 f.; zuletzt in *MNHMHΞ XAPIN* (Gedenkschrift P. Kretschmer 1956), 2.

⁴² I. S. RYBERG: An Archaeological Record of Rome (1940), 51.

⁴³ G. PINZA: Bull. Comm. Arch. Comun. 41 (1912), 25 f.

henden 6. und der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts seien nicht genau zu trennen, da die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts keine neue Technik in der keramischen Produktion sowie keine neuen keramischen Typen hervorbrachte. Dies sei ein Ergebnis von Roms vorübergehender Isolierung vom etruskischen wie auch vom griechischen Bereich. Aus diesen Gründen sah er sich veranlasst, etwa 40 Esquilingraber dem ausgehenden 6. und der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts zuzuordnen.⁴⁴

Diese Hypothese wurde von v. Duhn angegriffen.⁴⁵ Er vermutete, dass die Gräber des 5. Jahrhunderts noch nicht entdeckt seien, möglicherweise weil sie in der weiteren Entfernung der städtischen Hügel angelegt wurden. Er meinte, die von G. Pinza genannten 40 Esquilingraber enthielten keine Grundlage für die Annahme einer Spätdatierung; diese Gräber wiesen zum Teil sehr alte keramische Überreste auf, die dem 7. und 6. Jahrhundert zuzuweisen seien.⁴⁶

Demgegenüber bemüht sich die neuere Forschung, die Ursachen für das Fehlen von Esquilingravern in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts aus der politisch-kulturellen und wirtschaftlichen Lage Roms zu jener Zeit zu erklären.⁴⁷ G. Pinza's Vermutung verdient in einer Hinsicht besondere Beachtung: ein neuer Stil und eine neue Technik in der keramischen Produktion sowie in den Bronzearbeiten setzte in Rom erst gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts ein, als Rom in engere Verbindung trat mit der wirtschaftlich aufblühenden campanischen Landschaft.⁴⁸ Somit erweist es sich als durchaus möglich, dass in der Esquilinnekrropole Gräber auch der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts angehören, obwohl die von G. Pinza genannten 40 Gräber anscheinend nicht zu diesen gehören. Aber ältere Ausgrabungsberichte über die Esquilingraber sind so unvollständig geblieben, dass eine scharfe Trennung zwischen dem ausgehenden 6. und der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts in der Tat nicht vorgenommen werden kann.⁴⁹

Obwohl nur wenige archäologische Zeugnisse in das 5. Jahrhundert datiert werden können, nimmt I. S. Ryberg an, dass die Esquilinnekrropole das ganze 5. Jahrhundert hindurch benutzt wurde.⁵⁰ Diese wenigen Zeugnisse entstammen sporadischen Funden aus Gräbern des 4. und 3. Jahrhunderts. Grabsitten und Grabformen veränderten sich nicht in diesen zwei Jahrhunderten. Darüber hinaus sind die Unterscheidungsmerkmale ungeklärt, die eine Trennung der Keramik des ausgehenden 6. Jahrhunderts von der ersten Hälfte des 5. Jahr-

⁴⁴ I. S. RYBERG: a. O. 51.

⁴⁵ v. DUHN—MESSERSCHMIDT: *Italische Gräberkunde* 2 (1939), 481 f.; vgl. 41. Säflund, *Le mura di Roma repubblicana* (Acta Inst. Rom. Reg. Succ.) 1 (1932), 149.

⁴⁶ I. S. RYBERG: a. O. 51.

⁴⁷ I. S. RYBERG: a. O. 51.

⁴⁸ H. GUMMERUS: RE 9, 1444 f.

⁴⁹ I. S. RYBERG: a. O. 51 f.

⁵⁰ I. S. RYBERG: a. O. 52 f.

hunderts zulassen. Einige attische rotfigurige Vasen und Terrakottafiguren heben sich von den Funden des 6. Jahrhunderts ab; sie gehören indessen erst in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts.⁵¹ Gegenstände, die Verwahrungsorten für Votivmaterialien (Quirinal) sowie sporadischen Funden vom Esquilin, Comitium, der Umgebung des Lapis Niger als auch der Regia entstammen,⁵² bestätigen das gewonnene Bild. Mit Ausnahme gelegentlicher attischer Ware sind alle Funde des 5. und des frühen 5. Jahrhunderts Überreste oder Nachahmungen älterer Stilarten, wie des italisch-geometrischen, des proto-korinthischen und korinthischen, der einheimischen *Buccheroware* oder des schwarzfigurigen Stils, die bereits seit der Königszeit in Rom bekannt waren.

Die Seltenheit attischer rotfiguriger Keramik im 5. Jahrhundert ist nicht allein auf Rom beschränkt. Gleiches findet sich in latinischen und faliskischen Orten.⁵³ Ausgrabungen in Praeneste, wo sich die Gräber ebenfalls über einen langen Zeitraum erstreckten, erbrachten für das 5. Jahrhundert nur drei rotfigurige Vasen und keine neuen Typen einheimischer Keramik. Ausgrabungen in Gaii, Caracupa, Satricum, Ardea, Pratica di Mare, Capena, Narce, Falerii, Corchiano, Nepi, Vignanello, Orbetello, Sovana, Rignano Flaminio, Bieda, Pitigliano und Caere ergaben das gleiche Bild.⁵⁴ Auch in Etrurien verdrängte im 5. Jahrhundert der attisch-rotfigurige Stil nicht die älteren schwarzfigurigen Vasen. Archaisierende schwere *Buccheroware* und Nachahmungen älterer attischer Ware fanden sich in Populonia, Siena, Veii, Tarquinii, Orvieto und Vetulonia.⁵⁵

Das bisherige Ergebnis sei kurz zusammengefasst. Ein Vergleich mittelitalischer und römischer Funde des 5. Jahrhunderts ergab, dass eine genaue Scheidung zwischen dem ausgehenden 6. und dem beginnenden 5. Jahrhundert sowie zwischen Funden des späten 5. und dem 4. Jahrhundert nicht möglich ist. Darüber hinaus gewinnt man aus den archäologischen Quellen ein Bild des nachhaltigen Niederganges der römischen Wirtschaft und Kultur in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Griechischer Einfluss in der Keramik, bis zum Ausgang des 6. Jahrhunderts vermittelt durch die Etrusker, ebte allmählich ab und wurde zeitweilig völlig bedeutungslos. Die politischen, namentlich kriegereischen Ereignisse jener Zeit, lassen die neue Situation verstehen.⁵⁶ Nach der Vertreibung der Tarquinier isolierte sich Rom jahrzehntelang vom etruskischen kulturellen Bereich. Griechischer Einfluss, dem man sich zunächst zuwandte, vermochte auf die Dauer nicht das Ausgefallene zu ersetzen. Neue Heiligtümer

⁵¹ I. S. RYBERG : 52—63. «Though only a few pieces of the pottery surviving from the necropolis illustrate the continuation of earlier wares into the fifth and fourth centuries, it is probable that many more examples are concealed in the vague descriptions of poorer burials». (63).

⁵² I. S. RYBERG : a. O. 64 f.; 68 f.; 71 f.; 73 f.

⁵³ I. S. RYBERG : a. O. 74 f.

⁵⁴ I. S. RYBERG : a. O. 75 f.; 76 Anm. 139.

⁵⁵ I. S. RYBERG : a. O. 77 f.; 80 Anm. 142.

⁵⁶ I. S. RYBERG : a. O. 79 f.

griechischer Gottheiten wurden im Anschluss an die Errichtung der Republik noch in den folgenden zwei Jahrzehnten gebaut; vermutlich war ihr Bau noch von den Tarquiniern geplant. Dann hörte für fast ein Jahrhundert jede grössere Bautätigkeit auf.⁵⁷ Die Bautechnik blieb vom Ende des 6. bis in das 5. Jahrhundert ebenfalls unverändert, wie die wenigen erhaltenen Überreste zeigen.⁵⁸ Damit wird die Kontinuität in Grabsitte, Keramik und Bronzetechnik durch ein weiteres Beispiel vermehrt.

Überall war man infolge der Isolierung, in die man nach der Vertreibung der Tarquinier geraten war, auf die eigenen Kräfte angewiesen. Doch vermochte man nichts Neues zu schaffen, sondern griff auf die alten bewährten Vorbilder zurück, denen man bis zum Ausgang des 4. Jahrhunderts noch Leben einzuhauchen versuchte. Langwierige innere und äussere Streitigkeiten, Kämpfe mit den Etruskern, den Volskern und Aequern, die Auseinandersetzungen zwischen Patriziern und Plebejern beanspruchten alle Kraft. Für Besinnung auf eigene schöpferische Tätigkeit war kein Raum. Aus literarischen und archäologischen Zeugnissen lässt sich für die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts gleichermassen der wirtschaftliche, politische und kulturelle Niedergang Roms ablesen.

II. URSACHEN DES STÄNDEKAMPFES

Soziale Ungleichheit bestand in Rom bereits seit den ältesten Tagen der Stadt. Zeigte sie sich zunächst nur zwischen den ärmeren und wohlhabenderen Gemeindeangehörigen, so trat seit dem Ausgang des 7. Jahrhunderts die Trennung zwischen Freien und Unfreien hinzu und verwies den ersten Gegensatz vorübergehend auf den zweiten Platz. Durch das Aufkommen und immer stärkere Vorherrschen von Fremdsklaverei in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts verschärfte sich die Trennung. Dieser Wandel konnte zugleich nicht ohne Einfluss auf den ersten Unterschied, den zwischen Arm und Reich, bleiben.

Nachrichten über Historiker sowie archäologische Zeugnisse erwiesen übereinstimmend den Rückgang der wirtschaftlichen und politischen Macht Roms in den ersten Jahrzehnten der jungen Republik. Verlustreiche Kriege minderten die Volkszahl Roms, und mit den Niederlagen blieb auch die Zufuhr von Kriegsgefangenen aus. Vielmehr darf man annehmen, dass Römer in grosser Zahl zu Kriegsgefangenen ihrer zahlreichen Gegner wurden. Noch ein Drittes kam hinzu: Roms Gebiet und das seiner Bundesgenossen war nach

⁵⁷ I. S. RYBERG: a. O. 80; vgl. T. FRANK: *Rome and Italy of the Republic* (1933), 3–5; 24.

⁵⁸ E. GJERSTAD: *Early Rome I* (1953), 23 ff.; 130 ff.; T. FRANK: a. O. 4; 5; C. HÜLSEN: «Capitolium», RE 6, 1535; T. FRANK: *Roman Buildings in the Republic* (1924), 51 f.; PLATNER—ASHBY: *A. Topographical Dictionary of Ancient Rome* (1929), 109 f.; M. E. BLAKE: *Ancient Roman Construction in Italy* (1947), 120 f.; T. FRANK: *Proc. Amer. Phil. Soc.* 70 (1931), 193 ff.

allen Seiten hin stark zusammengeschmolzen. Darin lag für viele Sklaven der Römer die Versuchung, die beträchtlich kürzer und damit gefahrloser gewordene Flucht zu den Nachbarn und Feinden Roms zu wagen. Unter diesen Sklaven waren vielfach geschulte Arbeitskräfte: Handwerker, die eine Ausbildung erhalten hatten, und Ackerbausklaven. Gerade die Intelligentesten und Wagemutigsten unter ihnen musste die Freiheit anziehen. Das Ausbleiben neuer Sklaven und die Flucht der noch vorhandenen bewirkten, dass Roms Wirtschaft schwer unter einem zunehmenden Mangel an den bisherigen und insbesondere an geschulten Arbeitskräften litt. Soviel ist deutlich, dass, solange sich das Kriegsglück Rom nicht wieder zuneigte und neuer Nachschub an Kriegsgefangenen zu erwarten war, die Wirtschaft sich nach Ersatz aus anderen Quellen umsehen musste.

Die annalistische Geschichtsschreibung schildert zwar die Vorgänge, die soeben umrissen wurden, aber sie unterlässt es, nach Ursache und Wirkung zu fragen. Ihr Blick ist selten auf wirtschaftliche Zusammenhänge gerichtet.⁵⁹ Wenn schon das, was sich in späterer, geschichtlich gut bekannter Zeit an wirtschaftlicher Umschichtung abspielte, von den antiken Historikern wenig beobachtet, lückenhaft dargestellt und kaum erklärt wurde, so darf man für die Ereignisse des frühen 5. Jahrhunderts noch weniger erwarten.⁶⁰ Dennoch lässt sich Einiges feststellen. Archäologische Funde zeigen den ausserordentlichen Rückgang fremder Einfuhr wie auch die geringe Leistungsfähigkeit des einheimischen Handwerks. In der annalistischen Überlieferung zeichnet sich eine Folge von Ereignissen ab, die man als Unterdrückung der Plebs durch die Patrizier und den Kampf um ihre Befreiung bezeichnen kann.

Diese Kämpfe wurden auf zwei Gebieten ausgefochten. Einmal ging es der «*Plebs*», d. h. derjenigen Schicht, die sich während der ersten *secessio* zur politischen Organisation der Plebs zusammenschloss, um die Beteiligung am staatlichen Regiment und dann um die Befreiung von der Schuldknechtschaft. Beides hängt weitgehend miteinander zusammen und scheidet sich gleichwohl. Die Beteiligung an der Herrschaft konnte durch Aufnahme einer verhältnismässig geringen Zahl von plebeischen Geschlechtern unter die amtsfähigen gelöst werden. Es betraf nur eine verhältnismässig kleine Oberschicht der Plebs, die über wirtschaftliche Not nicht zu klagen hatte. Sie stand nach Lebenshaltung und Besitz den patrizischen Geschlechtern wenig oder gar nicht nach,⁶¹ ihre Aufnahme unter die amtsfähigen Geschlechter führte zu keiner wesentlichen wirtschaftlichen oder sozialen Umschichtung. Anders stand es mit den

⁵⁹ Jedem, der sich mit den erhaltenen Nachrichten über die Ursachen der *gracchischen* Bewegung befasst hat, ist bekannt, wie wenig Grundlegendes zum Beispiel selbst die Darlegungen bei Plut., Tib. Gracch. 8, 1—3 oder bei App., civ. 1. 26—31 über die wirklichen Voraussetzungen dieser Bewegung ergeben.

⁶⁰ Vgl. H. SIBER: «*Plebs*» RE 41, 76.

⁶¹ F. MÜNZER: Röm. Adelsparteien und Adelsfamilien (1920) 9 f.; 12 f.; H. SIBER: a. O. 78 f.; F. ALTHEIM: a. O. 2, 177 f.

Schichten, die um die Befreiung vom Joch der Schuldknechtschaft rangen. Dies war die breite Masse der wirtschaftlich schwächeren Bevölkerung. Sie litt am stärksten unter dem allgemeinen Rückgang. Durch wenig erfolgreiche Kriege wurde sie dezimiert; an Hab und Gut wie an der eigenen Person hatte sie die stärksten Lasten zu tragen. Die Verluste an Menschen, in den Verdienstmöglichkeiten sowie der Lebenshaltung trafen sie in erster Linie. Den meisten unter ihnen fehlte der Rückhalt am grösseren Besitz, der die oberen Schichten Rückschläge leichter ertragen liess. Sie waren deshalb auch die ersten, die mit der Verschuldung auch der Schuldknechtschaft verfielen. Mittels der Schuldknechtschaft war der Schuldner den Gläubigern *in persona* ausgeliefert. Nicht nur seine bewegliche und unbewegliche Habe, sondern er selbst mit seiner Familie konnten von den Gläubigern in Anspruch genommen werden. Der Gläubiger war in der Lage, ihn *trans Tiberim* als Sklaven zu verkaufen, um aus dem Erlös seine Forderungen zu befriedigen.⁶²

Doch auch die vermögenden Schichten hatten ihre Nöte. Der Ausfall von Fremdsklaven musste sich für sie um so fühlbarer bemerkbar machen, als sie auch aus diesen ihren Bedarf an Arbeitskräften gedeckt hatten. Die römische Wirtschaft sah sich dessen beraubt, was eine der Voraussetzungen ihres Gedeihens bildete. Es galt, die entstandene Lücke auszufüllen, was aber schwer möglich war, solange der äussere Druck anhielt. So griff man auf die inneren Reserven zurück. Mittels des *nexum*, der Schuldklaverei, vermochte man die Arbeitskraft der wirtschaftlich schwächeren Schichten, vor allem der Klein- und Kleinstbauern, sich dienstbar zu machen. Man fand Mittel, sie für die eigene Wirtschaft zu verwenden, ohne die Betroffenen formell zu versklaven. Diese Verschuldeten wurden *nexi* genannt. Über die Stellung des *nexus* gibt Varro Auskunft: *liber qui suas operas in servitute pro pecunia quam debet dat, dum solveret, nexus vocatur* (de l. l. 7, 105).⁶³ An anderer Stelle nennt er Schuldner, die zum Ackerbau mit herangezogen werden: *liberi colunt agros cum iis, qui obaerarios nostri vocitarunt* (de r. r. 1, 17, 2).

Obaerarius bezeichnet die finanzielle, *nexus* die rechtliche Seite der gleichen Erscheinung. Obwohl rechtlich von einer Versklavung des *nexus* nicht die Rede ist, wird der Ausdruck «Sklave» dennoch öfters gebraucht. Dionys überliefert einige Begebenheiten, in denen sich Angehörige der Plebs beklagten, dass die Patrizier sie ins Gefängnis warfen, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten und sie *wie verkaufte Sklaven behandelten*.⁶⁴ Verschiedentlich werden in der Überlieferung Ausdrücke wie *δοῦλος*, *δουλέειν* und *δουλοῦσθαι* zur Bezeichnung der schuldknechtschaftlichen Abhängigkeit gebraucht.⁶⁵ Auch

⁶² Gell., n. A. 20, 1, 47; vgl. H. KRELLER: Röm. Rechtsgeschichte (1948), 41.

⁶³ Dion. Hal. 6, 26; 6, 58; 6, 59; 16, 9.

⁶⁴ Vgl. Cic., orat. 3, 40; top. 5, 28; Fest. p. 165, 20 M.

⁶⁵ Dion. Hal. 5, 53, 1 f.

die Kinder der Verschuldeten hatten unter dieser Form der Knechtschaft zu leiden.⁶⁶

Die Folge war Schwächung, Verschuldung oder Verlust der kleinen Bauerngüter; andererseits vergrösserten sich die Besitzungen der reichen Patrizier. Der seit alter Zeit vorhandene, aber mit der Entwicklung der Sklavenwirtschaft zurückgetretene Gegensatz zwischen Arm und Reich innerhalb der Bürgerschaft trat in den ersten Jahrzehnten der Adelsrepublik mit verstärkter Wucht hervor. Er konkretisierte sich im Gegensatz zwischen dem kleinen und grossen Grundbesitz, Schuldnern und Gläubigern, zwischen völligem Niedergang auf der einen und dem Versuch, den überkommenen Wohlstand zu erhalten auf der anderen Seite. Am Ausgang dieser Entwicklung stand der Verkauf *trans Tiberim* und nur der Umstand, dass den vermögenden Schichten am Verlust dieser Schichten nichts lag, verhinderte das Äusserste. Der Verkauf in die Sklaverei schwebte sozusagen als Damoklesschwert ständig über den Schuldsklaven, um sie im Gehorsam zu halten. Auf der anderen Seite wünschten die vermögenden Gläubiger, die Verschuldeten in dauernder Knechtschaft zu halten und aus ihnen das Letzte herauszupressen.

Im Allgemeinen herrschte die Ansicht vor, dass die Patrizier erst in den ersten Jahren der Republik mit der Unterdrückung der Plebs begonnen haben. Zwar sagen einige Quellen aus, die Unterjochung habe bereits unter dem letzten Tarquinierkönig begonnen, so soll er sie zu harten Dienstleistungen zu Tempelbauten, Entwässerungsarbeiten und Arbeiten am Circus herangezogen haben.⁶⁷ Doch wird auf der anderen Seite hervorgehoben, dass gerade er auch ein der Plebs wohlgesonnener König war.⁶⁸

Wie die meisten Schriftsteller, lässt Livius den Beginn der Errichtung der Schuldknechtschaft und die Unterdrückung der Plebs durch das Patriziat mit dem Tode des Tarquinius Superbus eintreten: *eo nuntio erecti patres, erecta plebes. Sed patribus nimis luxuriosa ea fuit leatitia: plebi, cui ad eam diem summa ope inservitum erat, iniuriae a primoribus fieri coepere* (2, 21, 6 f.). Auch Sallust hebt hervor, dass die Patrizier die Plebs nach Tarquinius' Tode in sklavischer Unterdrückung hielten: *dein servili imperio patres plebem exercere, de vita atque tergo regio more consulere, agro pellere, et, ceteris expertibus, soli in imperio agere. Quibus saevitiis et maxime fenore oppressa plebes, cum assiduis bellis tributum et militiam simul toleraret, armata montem sacrum atque Aventinum insedit tumque tribunos plebis et alia iuria sibi paravit* (Sall., hist. 1 fr. 11 ed. Maurenbrecher). Cicero erinnert an die drückende Schuldenlast der Plebs, als er von ihrer Auswanderung auf den Heiligen Berg berichtet: *nam quum esset ex aere alieno commota civitas, plebs montem sacrum prius, deinde Aventinum occupavit* (de rep. 2, 58). Livius bestätigt die von Cicero vorgetragene

⁶⁶ Dion. Hal. 6, 26, 1.

⁶⁷ Liv. 1, 56, 1 f.; Cass. Hem. bei Serv., Aen. 12, 603.

⁶⁸ Dion. Hal. 6, 74, 1 f.

Ansicht, indem er die Schuldknechtschaft als erste Ursache des Streits zwischen Patriziat und Plebs bezeichnet: *inter patres plebemque flagrabat odio, maxime propter nexos ob aes alienum* (2, 23, 1). Zugleich hebt er hervor, wie die Patrizier die Plebs unterdrückten und sie zuweilen regelrecht der Freiheit beraubten: *fremebant se foris pro libertate et imperio dimicantes domi a civibus captos et oppressos esse, tutioremque in bello quam in pace et inter hostis quam inter civis libertatem plebis esse* (2, 23, 2). Ein aus dem *ergastulum* geflohener Centurio beklagte sich bitter über die schändliche Behandlung durch seine Gläubiger: *Sabino bello ait se militantem, quia propter populationes agri non fructu modo caruerit, sed villa incensa fuerit, direpta omnia, pecora abacta, tributum iniquo suo tempore imperatum, aes alienum fecisse, id cumlatum usuris primo se agro paterno avitoque exuisse, deinde fortunis alliis, postremo velut tabem pervenisse ad corpus: ductum se ab creditore non in servitium, sed in ergastulum et carnificinam esse* (Liv. 2, 23, 5 f.).

Die Reihe von Beispielen liesse sich weiter fortführen.⁶⁹ Da es aber weniger um die Erfassung des Einzelnen geht, als darum, die herrschenden Vorstellungen hervorzuheben, mag es gestattet sein, mit einigen besonders bemerkenswerten Beispielen, die Dionys bringt, die Reihe abzuschliessen.

Ein Schuldner wurde mit seinen Söhnen aus dem Hause fortgeschleppt, weil man die Schulden nicht bezahlen konnte; alle mussten sie für die Gläubiger schwere Arbeit verrichten: Dion. Hal. 6, 26, 1. Schuldsklaven entflohen ihre Kerkern: Dion. Hal. 6, 26, 2 f. Andere hatten nach dem Verlust ihres Besitzes auf den ehemals eigenen Feldern als Schuldsklaven für ihre Gläubiger Dienst zu tun, zusammen mit kriegsgefangenen Sklaven: Dion. Hal. 6, 79, 2.⁷⁰ Mögen auch die Einzelheiten der bei Dionysios überlieferten Reden historisch unglaublich sein; es kommt uns darauf an, das Gesamtbild, die Vorstellung zu erfassen.

Politische Veränderungen gingen den wirtschaftlichen zur Seite. Mit Einführung der Zenturienordnung war in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Zwangsklientel der Plebs aufgehoben worden.⁷¹ Hatten sich bis dahin die Plebejer in die Klientel eines Patriziers begeben müssen, um zum römischen *populus* gehören zu können,⁷² so erfolgte die Einordnung in die Zenturien jetzt nach dem Vermögen. Demgegenüber war die Schuldsklaverei den Patriziern ein Mittel, die Plebs wieder unter die eigene Kuratel zu beugen, nachdem die Neuordnung der Heeresverfassung sie daraus staatsrechtlich befreit hatte.

Diese Versuche riefen den Widerstand der städtischen Plebs hervor. In einer festen Organisation, einer *lex sacra*, versuchten sie sich Schutz vor

⁶⁹ Vgl. Beispiele auf S. 15.

⁷⁰ Vgl. Varro, de r. r. 1, 17, 2.

⁷¹ F. ALTHEIM: Röm. Gesch. 1 (1956 Slg. Gösch), 53.

⁷² F. ALTHEIM: Röm. Gesch. 2 (1953), 172.

den Übergriffen der Patrizier zu schaffen.⁷³ Sie war eine militärische Organisation. Es war kein Zufall, dass man beim Heeresdienst den Hebel ansetzte.

Seit der Einführung der Hoplitentaktik war die Plebs das Rückgrat des ganzen Heeres.⁷⁴ Hier wurde sie gebraucht, und von ihrer militärischen Bereitswilligkeit hing die Unabhängigkeit der Stadt ab. Verweigerung des Heeresdienstes musste deshalb die herrschenden Schichten am empfindlichsten treffen. Als die Plebs vor dem Volkskernkriege 495 zum ersten Male die Waffe der Dienstverweigerung anwandte, mussten Senat und Konsul P. Servilius versprechen, die Lage der Plebs nach dem Kriege durch Reformen zu ändern.⁷⁵ Nun erfolgte der Feldzug gegen die Volsker, er verlief erfolgreich, doch die Patrizier lehnten die Erfüllung ihres zuvor gegebenen Versprechens ab.⁷⁶ Die Folge war, dass die Plebs im kommenden Jahre wieder den Heeresdienst verweigerte.⁷⁷ Nur mit Mühe gelang es dem Diktator M. Valerius, unter Wiederholung der im Vorjahre gegebenen Zusagen die Plebs zum Waffendienste zu bewegen.⁷⁸

Wieder brach das Patriziat nach Abschluss des Feldzuges ihr Wort.⁷⁹ Nun, 494 v. u. Z., nachdem die Patrizier die *fides* verletzt hatten,⁸⁰ blieb der Plebs als letzter Ausweg die *secessio*. Mit allen Waffen und Ehrenzeichen, sozusagen als reguläre Truppen, verliessen sie die Stadt und gelangten endlich zum ersten Erfolg.⁸¹ Mit der Drohung der Heeresdienstverweigerung sowie der Auswanderung sollten die Plebejer auch in Zukunft grösseren Erfolg erringen als mit den Mitteln des offenen Strassenkampfes.

Eines wirkte aufs Andere. Die militärischen Rückschläge hatten Roms missliche Lage herbeigeführt. Verständlicherweise bestand für Enteignete, Verschuldete und Geknechtete kein Anlass, im Kriege ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Wo kein Besitz zu verteidigen war und bei Rückkehr nach Rom nur neue Unterdrückung, neue Knechtschaft ihrer harnte, durfte man keine Bereitswilligkeit, geschweige denn Tapferkeit im Felde erwarten.

Auf der anderen Seite haben die militärischen Rückschläge den wirtschaftlichen Rückgang beschleunigt, in dessen Gefolge sich Verschuldung und Schuldknechtschaft entwickelten. Diese liess bei der Plebs jedes Interesse an grösserer militärischer Leistung schwinden. In der Wirtschaft war es nicht anders. Gewiss hatte das Patriziat grossen Grundbesitz, aber mangelnde Arbeitskräfte. Gewiss konnte man sie sich aus den Reihen der *nexi* verschaffen, aber auch der *nexus* hatte wenig Interesse, seine Arbeitsproduktivität über das not-

⁷³ F. ALTHEIM : a. O. 179 f.; Röm. Religionsgesch. 1 (1951), 221—251.

⁷⁴ F. ALTHEIM : Röm. Gesch. 2 (1953), 169.

⁷⁵ Liv. 2, 23, 1 f.

⁷⁶ Liv. 2, 27, 1 f.

⁷⁷ Liv. 2, 28, 6 f.

⁷⁸ Liv. 2, 30, 6.

⁷⁹ Liv. 2, 31, 8 f.

⁸⁰ F. ALTHEIM : a. O. 193.

⁸¹ Liv. 2, 32 f.

wendige Mass zu erhöhen. Diese Arbeitskräfte waren unwillig, sie liessen sich nicht mehr durch die Drohung des Verkaufs *trans Tiberim* von der Rebellion abhalten und waren im Begriff, sich als Staat im Staate zu organisieren. Vor allem aber hatte man kein Hoplitenheer mehr, das kämpfte, und mit jedem neuen militärischen Rückschlag wuchsen die Schwierigkeiten.

Um den Forderungen der Plebs auf Beseitigung der Willkür in der Handhabung des Schuldrechts entgegenzukommen, versuchte man eine rechtliche Grundlage für die Schuldknechtschaft zu schaffen, die Zwölftafelgesetze (451/450 v. u. Z.).

Der Schuldklave blieb im rechtlichen Sinne ein freier Mensch, der sich zeitweilig unter dem Zwange der Verschuldung zur Sklavenarbeit verpflichtet hatte.⁸² Er begab sich in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis zum Gläubiger, das er nur lösen konnte, wenn er die festgesetzte Schuldsumme zu einem bestimmten Zeitpunkt zurückgab;⁸³ dann trat die *nexi liberatio*,⁸⁴ die Befreiung von *nexum* ein. Konnte er die eingegangene Verpflichtung nicht erfüllen, so traf ihn die ganze Härte des altrömischen Schuldrechts. Noch die zwölf Tafeln bestimmten, dass nach Ablauf von 30 Tagen der Gläubiger den Schuldner zur Gerichtsstätte führen konnte. Blieb der Schuldner weiterhin zahlungsunfähig, fand sich kein vermögender Freund, der die Schuldsumme für ihn bezahlte, konnte der Gläubiger den Schuldner in sein Haus führen und ihn fesseln, musste aber für seine Verpflegung sorgen, deren Mindestsätze wie auch das Gewicht der Fesseln genau vorgeschrieben waren. Nach weiteren 60 Tagen und dreimaliger Ausrufung der Schuldsumme auf dem Forum unter Vorführung des Schuldners konnte der Verkauf in das Ausland als Sklave erfolgen.⁸⁵

Wurde zuerst der eigene Besitz, das Land und das Haus, dem Gläubiger verpfändet, erfolgte danach der Verlust der eigenen Person, der Verkauf der Frau und der Kinder, schliesslich der eigene Verkauf oder die Schuldknechtschaft.

Die Berichte des Livius und Dionys über die grausame Behandlung römischer Schuldner in den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts erhalten nunmehr die ihnen angemessene Bedeutung. Mögen auch die geschilderten Einzelheiten, wie sie die Annalistik beschreibt, unhistorisch sein: im Grossen und Ganzen aber kann es nicht viel anders gewesen sein, wenn das in den Zwölftafelgesetzen vorgeschriebene Verfahren schon als eine Erleichterung angesehen wurde.

Die Zwölftafelgesetze haben die Lage der Schuldner nicht wesentlich verändert. Lediglich in der Verfahrensweise kam es zu einer Änderung, die nicht

⁸² R. DÜLL: «nexum» RE 17, 163 f.; H. KRELLER: a. O. 39; 41; J. N. LAMBERT: Studi in onore de P. de Francisci I, 359 f.

⁸³ Vgl. XII-tab. 6, 1.

⁸⁴ Gai. 3, 169 f.

⁸⁵ XII-tab. 3, 1—6; vgl. H. Kreller, a. O. 41; F. ALTHEIM: a. O. 230 f.; P. DE FRANCISCI: Storia del diritto Romano 1², 279 Anm. 2; E. NORDEN: a. O. 166 Anm. 3.

das Strafmass berührte, sondern den Gang der Ereignisse nunmehr bis in alle Einzelheiten staatlich regulierte und festsetzte. In dieser juristischen Festlegung lag die wesentliche Neuerung durch die Zwölftafelgesetzte.

Im militärischen Bereich wirkte sich der einsetzende Umschwung zuerst aus. Rom begann sich in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts von dem tiefen Sturz, dem wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Sturz nach der Vertreibung der Tarquinier allmählich wieder zu erholen, zunächst auf militärischem Gebiet. Es begann sich aus dem aussenpolitischen Dilemma, in das es durch die Angriffe zahlreicher Feinde versetzt wurde, wieder herauszuarbeiten. Konsulartribunen übernahmen 444 die oberste politische und militärische Gewalt.⁸⁶ Sogleich wurden auch Plebejer unter ihnen aufgenommen, wenn auch bis 399 v. u. Z. rein patrizische Kollegien noch oft begegnen.⁸⁷

Damit hatte eine geringe Zahl plebeischer Geschlechter, die an Wohlstand vermögenden patrizischen Familien kaum oder gar nicht nachstanden, ihr vorläufiges Ziel erreicht. Hatte die Aufhebung des Eheverbots zwischen den Patriziern und Plebejern ihnen die patrizischen Familien geöffnet, so war nun der erste Schritt zur Aufnahme unter die amtsfähigen Geschlechter erfolgt.

Niederlagen machten wieder Erfolge Platz. Ardea und Circei wurden den Volkskern entrissen.⁸⁸ Durch die Gründung von Kolonien suchte man wieder zurückeroberte oder neu hinzugewonnene Gebiete militärisch wie wirtschaftlich mit der Mutterstadt zu verbinden.⁸⁹ Die Aequer wurden aus dem Gebiet zwischen dem Anio und Tusculum in die Berge zurückgedrängt. Auch gegen die Etrusker liessen sich nunmehr Erfolge aufweisen: Fidenae, der etruskische Brückenkopf auf dem linken Tiberufer, wurde 435 erobert; und 396 fiel nach langen mühseligen Kämpfen das reiche Veii in römische Hand.⁹⁰ Rom hatte seine Stellung in Mittelitalien nicht nur des 6. Jahrhunderts wieder erreicht, sondern darüber hinaus noch erheblich verstärkt.

Die neuen Expansionen müssen neue Kriegsgefangene nach Rom gebracht haben. Das hatte zur Folge, dass die Schuldknechtschaft zurückging. Offenbar hatte man wieder Sklaven, und damit Arbeitskräfte in ausreichender Zahl. Die veientinische Beute erbrachte sowohl der Plebs, als auch ganz besonders den oberen Schichten des Patriziats bedeutenden wirtschaftlichen Machtzuwachs.⁹¹ Die wirtschaftliche Entwicklung ging wieder — nur kurze Zeit unterbrochen durch die gallische Eroberung Roms — aufwärts. Damit war man auf Schuldklaverei immer weniger angewiesen. Sicher werden Schuld-

⁸⁶ E. KORNEMANN: a. O. 87 f.; F. ALTHEIM: a. O. 329—332.

⁸⁷ Liv. 4, 6, 8; dazu vgl. TH. MOMMSEN: Röm. Staatsrecht 2 (4. Aufl.) 188 Anm. 2.

⁸⁸ Liv. 4, 7, 10 f.; ebenso Diod. 12, 34, 5; vgl. F. ALTHEIM: a. O. 333 f.; M. GELZER: RE 12, 957 f.

⁸⁹ F. ALTHEIM: a. O. 334 f.

⁹⁰ Liv. 4, 22, 1 f.; 5, 19—23.

⁹¹ Liv. 5, 308; nach Diod. 14, 102 erhielt jeder weaffenfähige Mann vier Plethren Land; vgl. T. FRANK: An Economic Survey 1, 23; F. ALTHEIM: a. O. 339; 364. Vier neue Tribus wurden auf dem neu erworbenen Gebiet gegründet.

sklaven seit den ersten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts zahlenmässig stark abgenommen haben. Wenn man nunmehr daran ging, die Schuldenregelung im Sinne der wirtschaftlich Schwächeren zu reformieren, so betraf diese Regelung nur noch wenige. Das erste der Licinisch-Sextischen Gesetze besagt, dass die gezahlten Zinsen von der Schuldsomme abgezogen und der Rest innerhalb dreier Jahre abbezahlt werden könne.⁹² In den folgenden Jahrzehnten wurde verschiedentlich der Zinsfuss gesenkt; der Staat unterstützte den zahlungsunfähigen Schuldner, indem er die benötigte Summe vorschoss. Endlich im Jahre 326 verbot die Lex Poetelia, in Zukunft den Schuldner zu versklaven und ihn zu fesseln.⁹³ Allem Anschein nach wurde damit *de jure* festgesetzt, was *de facto* bereits seit einiger Zeit üblich war. Damit war die Schuldsklaverei auch rechtlich endgültig aufgehoben. Ab 356 v. u. Z. gab es eine Freilassungssteuer in Höhe von 5% vom Werte der Sklaven, die freigelassen wurden. Man darf also annehmen, dass deren Zahl nicht mehr geringfügig war.⁹⁴

Die Fremdsklaverei hatte sich als rentabler und leistungsfähiger erwiesen als die Schuldknechtschaft. Nur in Zeiten grösster wirtschaftlicher und politischer Not konnte sie ihre Daseinsberechtigung behaupten. Die militärischen Erfolge der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts sowie des 4. Jahrhunderts waren der Ausgangspunkt für den Wiederaufstieg. Namentlich seit der Eroberung von Veii nahm der Grossgrundbesitz zusehends zu. War die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des *nexus* schon vorher gering gewesen, so erwies er sich der neuen Entwicklung gegenüber geradezu als hemmend.

Die rentable Bewirtschaftung des Grossbetriebes verlangte den Sklaven als unmittelbaren Produzenten, nicht den Schuldknecht. Aus der ständigen Ausdehnung der Grosswirtschaft ist ersichtlich, wie sehr die Sklavenzahlen bereits im 4. Jahrhundert zugenommen haben müssen. Damit aber war der Schuldknechtschaft der Boden entzogen worden, auf dem sie sich in der ersten und noch in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts allein entwickeln konnte.

III. SCHLUSSFOLGERUNGEN

In jeder geschichtlichen Erscheinung liegen innere Widersprüche beschlossen. Sie besteht durch diese Widersprüche und entwickelt sich durch sie fort. Als Triebkraft des gesellschaftlichen Prozesses ist ein hauptsächlich innerer Widerspruch von Anbeginn des Bestehens der Erscheinung vorhanden und tritt nicht erst an einem späteren Zeitpunkt der Entwicklung auf. In jeder Erscheinung sind aber auch die Bedingungen seiner Lösung und damit der Bildung eines neuen Widerspruches von Anfang an gegeben. Mögen auch äussere

⁹² Liv. 6, 35, 4 f.

⁹³ Liv. 7, 16, 1; 7, 21, 3—8; 7, 27, 3 f.; 8, 28, 1—9; ebenso Dion. Hal. 16, 9; F. ALTHEIM: a. O. 361—363.

⁹⁴ Liv. 7, 16, 7.

Gegebenheiten die Entwicklung des inneren Hauptwiderspruchs mehr oder weniger stark beeinflussen, hemmen oder fördern, so bleibt doch der hauptsächlich innere Widerspruch massgebend für die Entwicklung einer geschichtlichen Erscheinung.

Ein Faktor, der im Rahmen einer geschlossenen Erscheinung vom Beginn an sich auswirkt, ihr Werden begleitet und ihr Ende bestimmt, weist über die in der Zeit verlaufende Entwicklung hinaus auf das Wesen. Mit der Erfassung des hauptsächlich inneren Widerspruchs ist man beim Wesentlichen angekommen.

Der innere Hauptwiderspruch der klassisch-antiken Form der Sklaverei lautet allgemein :

Entfremdung des Produzenten von seinen Produktionsbedingungen. Entwürdigung der manuellen Arbeit zur sklavischen Tätigkeit, andererseits Aneignung nicht nur des Arbeitsertrages, sondern zugleich des Produzenten durch den Sklavenhalter. Der Produzent wird ein blosses Produktionsmittel in den Händen des Sklavenhalters.⁹⁵

Dieser innere Widerspruch offenbarte sich in Rom von dem Augenblick an, da es Sklaverei gab, als Sklaven eine Klasse bildeten.

Schon in der Frühzeit der römischen Geschichte bestanden enge Beziehungen zwischen Wirtschaft und Umfang des römischen Gemeinwesens. Die Expansion Roms in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts förderte die Entwicklung der römischen Wirtschaft, liess sie doch u. a. in den Kriegsgefangenen der Wirtschaft wichtige Arbeitskräfte zukommen, die als Haus- und Feldsklaven ihre Verwendung fanden. Auch der umgekehrte Vorgang lässt sich beobachten. Als nämlich seit den letzten Jahren des 6. Jahrhunderts die römische Ausdehnung unterblieb und römisches Gebiet sich infolge allseitiger Angriffe verengte, musste sich in der römischen Wirtschaft ein Mangel an Arbeitskräften fühlbar machen. Infolge fehlender militärischer Erfolge hörte der Zustrom von Kriegsgefangenen auf.

Die Sklavenwirtschaft in der Form von Fremdsklaverei erwies sich schon zu Beginn der römischen Geschichte als krisenanfällig. Sie war in ihrer Grundlage auf ständige Ausdehnung, ständige Zufuhr von Kriegsgefangenen und damit auf eine Kette von Kriegen angewiesen. Diese Kriege hatten neben anderem durch Menschenjagd und Menschenraub die unerlässliche Zufuhr zu liefern, und sobald mit dem Ende der Eroberungen diese Zufuhr ausblieb, war die Wirtschaft in ihrer Grundlage bedroht.⁹⁶

Fand man in der Kaiserzeit einen zeitweiligen Ausweg aus der Krise in der Bildung des Kolonats, in der Schaffung eines Bauernstandes, der dem Boden

⁹⁵ Vgl. E. CH. WELSKOPF : Die Produktionsverhältnisse im alten Orient und in der griechisch-römischen Antike, (1957) 113.

⁹⁶ Vgl. MAX WEBER : Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (1924), 293 f.; 298—300 ; Wirtschaft und Gesellschaft⁴ (1956) 818 ; E. CH. WELSKOPF : a. a. O. 115 (Punkt 2 der Zusammenfassung).

verhaftet war, aber nicht mehr der Institution der Sklaverei angehörte, so versuchte man in der Frühzeit, die zeitweilige Erschütterung der sozialökonomischen Struktur im 5. Jahrhundert mittels der Schuldknechtschaft zu überwinden. Wie in der Spätantike die *coloni*, so waren in der Frühzeit die *nexi* eine Gruppe von Produzenten, die — ohne juristisch Sklave zu sein — den Hauptteil der Produktion übernahmen. Der Versuch, mittels des *nexus* die Lösung des inneren Widerspruchs der Sklaverei zu erlangen, blieb vorübergehend, da die unterbrochene Ausdehnung wieder begann und da überhaupt alle Entwicklungsformen der Sklaverei noch nicht ausgeschöpft waren. Aber der innere Widerspruch der Fremdsklaverei, der ihr Schicksal ja am Ende der Entwicklung bestimmte, zeichnet sich bereits zu Anfang ab. Zugleich offenbarte sie in sich selbst die Bedingungen seiner Lösung. Dabei waren die Formen der Überwindung in der Frühzeit wie in der Spätantike die gleichen. Der *nexus* wie der *colonus* war persönlich frei, arbeitete für seinen Auftraggeber, beide stellten an und für sich einen Fremdkörper in der auf Sklaverei beruhenden oder in der auf diesen Status hintendierenden Gesellschaft dar, und beide lassen sich aus dem Versuch erklären, den Widerspruch der Sklaverei zu lösen, wenn durch geschichtliche Gegebenheiten die weitere Zufuhr von Arbeitskräften und damit das Fortbestehen von Sklaverei in Frage gestellt waren.

Es sei der Versuch gewagt, die Frage nach den Ursachen des Niederganges um 500 v. u. Z. zu beantworten. Der wirtschaftliche Niedergang nach der Vertreibung der Tarquinier lässt sich nicht allein mit den erlittenen militärischen Rückschlägen erklären. Ohne Zweifel haben sie erheblich dazu beigetragen, aber die Ursachen liegen tiefer. Die römische Wirtschaft im 6. Jahrhundert hatte sich kaum zu eigener schöpferischer Tätigkeit erhoben. So glanzvoll die Leistungen des römischen Handwerks waren, sie bestanden doch in erster Linie in der Nachahmung auswärtiger Erzeugnisse. Mit anderen Worten ausgedrückt, die römische Wirtschaft entbehrte nicht einer gewissen Einseitigkeit; ihre Basis stand auf schwachen Füßen und war im grossen Masse abhängig von äusseren Einflüssen.

Es ist erklärlich, dass diese Wirtschaft in dem Augenblick schweren Schaden erleiden musste, da die bisher bestimmenden Einflüsse abbrachen. Für Roms Wirtschaft kündigte sich deshalb eine schwere Krise an, als Rom in den ersten Jahrzehnten der Republik von den südetruskischen, faliskischen und latinischen Kulturmittelpunkten isoliert wurde.

Äussere und innere Ereignisse treten so in Wechselbeziehungen zueinander. Ursache und Folge lässt sich nicht auf eine der beiden Seiten reduzieren; nur wenn man äussere und innere Erscheinungen als zwei Seiten ein und derselben Entwicklung untersucht, ihre Wechselbeziehungen zueinander in Betracht zieht, lassen sich die Ursachen des wirtschaftlichen Niederganges im 5. Jahrhundert erkennen.

G. SCHROT

DER CHARAKTER DER WIRTSCHAFTSKRISEN IM ALTERTUM

Die auf Sklaverei beruhende Produktionsweise erreichte eine beachtliche Höhe in der Entwicklung der Warenproduktion und der Warenzirkulation, zumindest in der Blütezeit der antiken Sklaverei (im 5. und 4. Jahrhundert der griechischen Geschichte und in der Zeit vom 2. Jh. v. bis zum 1. Jh. u. Z. der römischen Geschichte). Die Sklavenhalterwirtschaft konnte aber selbst im Stadium der Reife nie eine kapitalistische Wirtschaft werden, in der die Menschen sozialistische Ideen vertraten oder sozialistische Ziele verfolgten, wie es einige Althistoriker beweisen wollen. So wurde von R. v. Pöhlmann¹ und von Fr. Oertel² die Ansicht ausgesprochen, der Sozialismus habe im 6. vorchristlichen Jahrhundert seinen Einzug in Europa gehalten, während M. Weber³ selbstsicher von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt ist, «dass gerade die grössten Epochen der antiken Geschichte kapitalistisches Gepräge tragen».

Unter den Verhältnissen der Sklavenhalterordnung konnte es keinen Kapitalismus geben, nicht weil Warenproduktion und Handel weniger entwickelt und ausgeprägt waren wie in der kapitalistischen Gesellschaft, sondern weil die ökonomische Grundlage der Sklavenhaltergesellschaft in der Ausbeutung der Sklaven durch die Sklavenhalter bestand. Eine graduelle Abstufung in der Entwicklung der Warenwirtschaft darf nicht zum charakteristischen Merkmal bei der Unterscheidung sozialökonomischer Verhältnisse gemacht werden, da man bisweilen sogar feststellen muss, dass in einigen Gebieten der Sklavenhalterstaaten Warenproduktion und Handelsverkehr weiterentwickelt waren und intensiver betrieben wurden als in einigen Teilen der kapitalistischen Welt. In der Privatwirtschaft des Perikles hat z. B. ein sehr reger Waren-Geld-Verkehr stattgefunden.⁴ Demgegenüber wissen wir, dass die Wirtschaft eines armen Kleinbauern zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast

¹ R. v. PÖHLMANN: Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt, 2 Bände, München 1925, 1. Band., 153.

² FR. OERTEL: Nachwort zu Pöhlmann, a. O., 2. Band, 511.

³ M. WEBER: im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, I³, 59 a.

⁴ Plutarch Perikles 16, 3.

völlig autark war: «Dieser verzehrt den grössten Teil seines Produktes direkt, kauft und verkauft möglichst wenig, verfertigt Werkzeuge, Kleider etc. soweit möglich selbst».⁵

Man darf nicht quantitative, man muss vielmehr qualitative Unterschiede nennen, die den Charakter der jeweiligen Produktionsweise kennzeichnen. Die Sklavenhalterwirtschaft konnte keine kapitalistische Wirtschaft sein, weil die menschliche Arbeitskraft in ihr im Prinzip keine Ware war, weil die Ausbeutung der Sklaven durch die Sklavenhalter auf dem Eigentum an dem Sklaven beruhte, sowie aus dem daraus resultierenden ausserökonomischen Zwang und der Naturalzuweisung an die Arbeitskräfte. Deshalb konnte Marx, als er das Verhältnis von Warenproduktion zu Naturalwirtschaft im Altertum gegeneinander abwog, zu der Erkenntnis gelangen: «Auch das Sklavensystem, sofern es in Agrikultur, Manufaktur, Schiffsbetrieb etc. die herrschende Form der produktiven Arbeit ist, wie in den entwickelten Staaten Griechenlands und in Rom, behält ein Element der Naturalwirtschaft bei. Der Sklavenmarkt selbst erhält beständig Zufuhr seiner Arbeitskraftware nicht durch einen Zirkulationsprozess vermittelt, sondern Naturalaneignung fremder Arbeitskraft durch direkten physischen Zwang».⁶ Sogar wenn man bedenkt, dass die Wirtschaft Athens und anderer griechischer Stadtstaaten im 5. und 4. Jahrhundert und die Wirtschaft des römischen Reiches gegen Ende der Republik und am Anfang der Kaiserzeit überwiegend Warencharakter angenommen hatte, hörte sie doch nie auf, ihrem Grundstock nach Naturalwirtschaft zu bleiben, eben weil sie im wesentlichen auf der Sklavenarbeit beruhte, in der die Arbeitskraft keine Ware und in der die Zahl der freien, besitzlosen Arbeiter (Theten und proletarii, d. h. Tagelöhner und Gelegenheitsarbeiter, die nicht die Hauptproduzenten der antiken Gesellschaft waren) relativ gering blieb.

Auf Grund der marxistischen Forschungsergebnisse steht es fest, dass schon die einfache Warenproduktion zum Teil eine Produktion für Markt gewesen ist, was aber nicht bedeutet, dass jede Produktion für den Markt unbedingt kapitalistische Produktion sein muss. Von der Zeit an, da Warenproduktion entstand, bis auf den heutigen Tag existierte und existiert einfache Warenproduktion, welche demnach also nicht an eine bestimmte Gesellschaftsformation gebunden ist. Es gab bereits im Altertum in einzelnen hochentwickelten Zentren eine stark ausgeprägte Warenwirtschaft, nachdem die Epoche der Produktion von Mehrprodukt schon vor Entstehen der Sklavenhaltergesellschaft begonnen hatte.

⁵ K. MARX: Das Kapital, Berlin 1951, 2. Band, 111.

⁶ K. MARX: Das Kapital, 2. Bd., 484.

I. ZUR FRAGE DER ÜBERPRODUKTIONSKRISEN IM ALTERTUM

In den gesamten Problemkreis «Warenproduktion im Altertum» gehört die Aufgabe der Erforschung und Einschätzung der Wirtschaftskrisen unter den Bedingungen der antiken Sklaverei. In diesem Beitrag habe ich mir das Ziel gesetzt zu untersuchen, ob es beim Bestehen der antiken Warenwirtschaft Wirtschaftskrisen gegeben hat und welcher Art ihr Charakter war. Die Beantwortung einer solchen Frage ist notwendig, da selbst führende bürgerliche Althistoriker⁷ der Behandlung von Wirtschaftskrisen in der von ihnen dargestellten Zeitperiode keine oder nur geringe Beachtung geschenkt haben und da auch einige marxistische Althistoriker⁸ diese Fragestellung bisher nicht genügend betonten. Eine Beantwortung dieser Teilfrage aus der Wirtschaftsgeschichte des Altertums wird ohne Zweifel das Verständnis antiker Wirtschaftsverhältnisse weiter vertiefen und wird der traditionellen Modernisierung der Antike, wie sie im Zeitalter des Kapitalismus sehr oft üblich war,⁹ Einhalt gebieten.

Überall, wo Warenwirtschaft auf der Grundlage des Privateigentums an Produktionsmitteln bestand und besteht, also schon in der Zeit der einfachen Warenproduktion, ist die Möglichkeit der Entstehung von Wirtschaftskrisen gegeben, deren Ursache eine gewisse, territorial und zeitlich begrenzte Überproduktion war. Bisweilen konnten Bauern und Handwerker Produkte herstellen, deren Verkauf nicht absolut garantiert war. Dies wurde möglich, wenn einzelne Produzenten in erster Linie nicht für sich selbst erzeugten, sondern ihre Produkte für den Markt, für fremde Konsumenten herstellten, d. h. wenn sie unter den Bedingungen des Waren-Geld-Verkehrs arbeiteten. Denn «die Gesellschaft sagt ihnen nicht, welche Waren und wieviel sie herstellen sollen. Sie werden ihre Waren aber nur dann verkaufen können, wenn sie ein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen . . . Es bleibt ihrer Erfahrung und ihrem Witz überlassen, dieses gesellschaftliche Bedürfnis zu erraten und ihre Produktion danach einzurichten. Irren sie sich dabei oder ändert sich das Bedürfnis ohne ihr Wissen, so verschwenden sie ihre Arbeit nutzlos und werden dann ihre Waren nicht los».¹⁰

Aus diesen Worten geht klar hervor, dass Krisen tatsächlich erst unter den Bedingungen der Warenproduktion möglich wurden, wenn diese auf der Grundlage des Privateigentums an Produktionsmitteln anarchisch verläuft.

⁷ Hierher gehören die Werke von TH. MOMMSEN, ED. MEYER, R. v. PÖHLMANN, M. WEBER, M. ROSTOVITZJEFF, FR. OERTEL, T. FRANK, H. BENGSTON u. a. Als Ausnahme verdient Beachtung F. M. HEICHELHEIM: *Wirtschaftliche Schwankungen der Zeit von Alexander bis Augustus*, Jena 1930.

⁸ Ein zu knappes Eingehen auf ökonomische Krisenerscheinungen im Altertum findet sich bei W. S. SERGEJEV, N. A. MASCHKIN, B. BILINSKI, M. SERGEJENKO u. a. E. CH. WELSKOFF, *Die Produktionsverhältnisse im alten Orient und in der griechisch-römischen Antike*, Berlin 1957, behandelt die Wirtschaftskrisen ausführlicher.

⁹ Vgl. die Anmerkungen 1—3.

¹⁰ FR. OELSSNER: *Die Wirtschaftskrisen*, 1. Bd., Berlin 1951. 16—17.

Andererseits ist hervorzuheben: «... in Zuständen, wo die Menschen für sich selbst produzieren, gibt es in der Tat keine Krisen».¹¹ Doch solche Zustände waren im Verlauf der Geschichte nur der Urgesellschaft eigen, höchstens noch in geringerem Masse der Epoche, in der die patriarchalische Sklaverei vorherrschte, als jede noch so kleine Wirtschaftseinheit, z. B. die altrömische familia, in allem für sich selbst sorgte, also autark war. Autarkie und Naturalwirtschaft sind aber stets der Waren-Geld-Wirtschaft direkt entgegengesetzt.

Hat sich einmal Warenwirtschaft entwickelt und hat sich parallel dazu Geldverkehr durchgesetzt — wie etwa in der Zeit der römischen Republik —, dann ist auch die Möglichkeit einer Wirtschaftskrise gegeben, die als Überproduktionskrise erscheint. Anders verhält es sich bei Wirtschaftskrisen, die in einer Zeit entstehen, da der Entwicklungsstand der Produktivkräfte noch äusserst niedrig war und demzufolge nicht genügend Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände hergestellt werden konnten, um damit das Existenzminimum aller Glieder der Gesellschaft zu gewährleisten. Dieser Zustand trifft für die längste Zeit in der Periode der Urgesellschaft zu, aber auch für die einzelnen Klassengesellschaften, wo im wesentlichen nach verheerenden Kriegen infolge hoher Menschenverluste und starker Zerstörung die Produktion so erheblich sinkt, dass eine unnatürliche Unterkonsumption entsteht. Diese Unterkonsumptionskrisen sind bedingt sowohl durch die Art und Weise der Produktion (primitive, grobe Werkzeuge, wenig entwickelte Technik oder Rückgang der Produktion) als auch durch äussere Ereignisse im Leben der Gesellschaft (Naturkatastrophen, Feuersbrünste, Epidemien, Kriege).¹²

Wenn wir hier bestätigt finden, dass die Unterkonsumption der Massen als ein entscheidendes Merkmal, aber nie als Hauptursache der Krisen angesehen wird, dann bedarf diese Erkenntnis einer weiteren Erforschung, besonders im Hinblick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der vorkapitalistischen Produktionsweisen. «Unterkonsumption der Massen hat es schon lange vor dem Kapitalismus gegeben. In der Frühzeit der Menschheit gab es gewissermassen dauernde Unterkonsumption, da hatten die Menschen infolge der geringen Entwicklung der Produktivkräfte fast nie satt zu essen. Auch Unterkonsumptionskrisen hat es schon lange vor dem Kapitalismus gegeben... In diesen Krisen litten die Massen Not, weil zu wenig produziert worden war».¹³

Einen anderen Charakter haben die kapitalistischen Wirtschaftskrisen des 19. und 20. Jahrhunderts, sie sind Überproduktionskrisen, die in einem fortlaufenden Wechsel von Konjunktur, Krise und Krieg ihren Ausdruck finden. Diese Krisen entspringen aus dem Widerspruch zwischen privater Warenproduktion und gesellschaftlicher Konsumtion.

In kapitalistischen Überproduktionskrisen leiden die Massen keine Not,

¹¹ K. MARX : Theorien über den Mehrwert, Stuttgart 1910, 2. Bd., 2. Teil, 277.

¹² K. MARX : Das Kapital, 3. Bd., 528.

¹³ FR. OELSSNER : a. O., 41.

weil zu wenig produziert wurde, sondern weil zu viele Waren hergestellt wurden, die auf dem Markt, d. h. im Handel, infolge einer enormen Höhe des Preises unverkäuflich bleiben.

Wenn wir nunmehr den Charakter der Warenproduktion und der krisenhaften Erscheinungen in der antiken Wirtschaft untersuchen, können wir von der genügend bekannten Tatsache ausgehen, dass hier ebenfalls bereits in den Anfängen der Widerspruch zwischen privater Warenproduktion und gesellschaftlicher Aneignung bestand. Bestimmte Perioden der griechischen, der hellenistischen und römischen Geschichte sind Epochen der wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung gewesen, in denen Unterkonsumptionskrisen vor allem dann aufgetreten sind, wenn Naturkatastrophen, Kriege, Epidemien usw. den erreichten Produktionsumfang schwächten und verringerten, d. h. wenn zu wenig produziert werden konnte, um selbst die primitivsten Lebensbedürfnisse auch der unteren Volksschichten zu befriedigen. In dieser Zeit spielten die aristokratischen Sklavenhalter auf dem Sektor der Wirtschaft noch eine fortschrittliche Rolle, sie waren noch um eine Steigerung der Produktion und um eine Erweiterung des Handelsverkehrs bemüht, strebten also nach einer Entfaltung der Produktivkräfte. Deshalb ist nun auch die Frage berechtigt, ob es im Altertum in bestimmten Gebieten und bestimmten Zeiten eine so stark entfaltete Produktion gegeben hat, dass man Erscheinungen einer Überproduktionskrise mit allen ihren wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen erkennen kann.

Im römischen Reich des 2. Jahrhunderts v. u. Z., als sich in allen Wirtschaftszweigen die Sklavenarbeit und das Prinzip der rentablen Wirtschaftsführung durchgesetzt hatten, ging es den privaten Grundbesitzern vor allem darum, die Arbeitsproduktivität auf dem grossen und mittleren Grundbesitz zu erhöhen und die Produktion zu steigern. So brachte die Rentabilität der Arbeit eine wesentliche Erweiterung der Warenwirtschaft und des Handelsaustausches mit sich, und das bedeutete für private Grundbesitzer und Sklavenhalter eine ungeheure Steigerung ihrer Einnahmen, also ihrer materiellen Gewinne.¹⁴

Aus diesem Grunde suchten die römischen Aristokraten besonders, die Möglichkeiten der intensiven Wirtschaftsführung voll und ganz auszunutzen. Damit ist auch die Tatsache zu erklären, dass das Werk des alten Cato «de agri cultura» angefüllt ist von Hinweisen und Ratschlägen, was und wie und wo man günstig kaufen und verkaufen soll.¹⁵ Alle Überlegungen dieser Art

¹⁴ Dies ist der Leitfaden im Werk des M. Porcius Cato (Maior) «De agri cultura».

¹⁵ Cato schreibt Kap. 1, was beim Kauf eines Landgutes beachtet werden soll; Kap. 9 handelt über den Verkauf von Weidenruten; Kap. 107 rät, wie man am günstigsten den Wein an den Reben, Kap. 146 wie man Oliven am Baum, Kap. 148 und 154 wie man den fertigen Wein verkaufen soll; die Kap. 53, 54, 56–60, 99, 105, 104, 112 u. 135 legen ausführlich dar, wie man am besten und in welchen Städten bestimmte Werkzeuge, Bekleidungsstücke und Bedarfsartikel einkaufen soll.

gipfeln in seiner Feststellung: «Was in einem Jahr fehlt, soll gekauft werden was im Überfluss vorhanden ist, soll verkauft werden». Dazu fügt Cato auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen an: «Denn der Landwirt verkauft gern, aber kauft ungern».¹⁶

Es ist unumstrittene Tatsache, dass die Konzentration des Grundbesitzes gegen Ende der römischen Republik ihrem Höhepunkt zustrebte; dieselbe Tendenz findet sich auch in den Betrieben der handwerklichen Produktion im römischen Reich. In dieser Zeit befand sich folgerichtig auch der Konkurrenzkampf zwischen der freien und der Sklavenarbeit auf seinem Kulminationspunkt.

In der Epoche des Kapitalismus hat «die Konzentration der Produktion . . . den Übergang von der Herrschaft der freien Konkurrenz zur Herrschaft der Monopole»¹⁷ vorbereitet. Die Monopolkapitalisten verfolgten dabei das Ziel, durch Übereinkünfte und Vereinbarungen eine «Festsetzung hoher Warenpreise und Erzielung grosser Monopolprofite»¹⁸ herbeizuführen. Es liegt aber im Wesen der kapitalistischen Produktion, dass das Monopol den chaotischen Charakter dieser Produktionsweise verstärkt und dass die Konkurrenz nicht beseitigt wird, sondern nur noch schärfere Formen annimmt.¹⁹

Da im gesamten Altertum jedoch das Kapital nicht zum bestimmenden gesellschaftlichen Verhältnis geworden ist, herrschten damals nicht die ökonomischen Gesetze, die der Epoche des Kapitalismus eigen sind. So beruhten die griechische Wirtschaft des 5. und 4. Jahrhunderts und die römische Wirtschaft der ausgehenden Republik und der beginnenden Kaiserzeit im wesentlichen auf der Grundlage der Sklavenarbeit, und die Wirtschaft im Altertum blieb — selbst in der Blütezeit der griechischen und römischen Geschichte — ihrem Wesen nach in erster Linie Naturalwirtschaft. Wir wissen aber, ein entscheidender Widerspruch der auf Sklaverei beruhenden Produktionsweise bestand darin, dass die Sklaverei eine technische und ökonomische Weiterentwicklung nur in sehr beschränktem Umfang zuließ und somit eine ins Gewicht fallende Steigerung der Produktion ausschloss.²⁰ Deshalb musste die Stagnation der Produktion, wie sie im Römischen Imperium im 1. Jahrhundert u. Z. einsetzte, besonders dazu beitragen, dass die Produktionskosten anstiegen, sich die Gewinne der Privatbesitzer verringerten und dass nun von dieser Seite aus versucht wurde, durch Erhöhung der Warenpreise die Gewinneinbussen auszugleichen. Zweifellos wurden diese Tendenzen verstärkt, als die Konzentration der Produktion ihren Höhepunkt überschritten hatte und der Zustrom an Sklaven allmählich nachliess, so dass überall in der landwirtschaftlichen

¹⁶ Cato de a. c. 2

¹⁷ Lehrbuch Politische Ökonomie, Berlin 1955, 257.

¹⁸ Lehrbuch a. O., 258.

¹⁹ W. I. LENIN: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. Ausgew. Werke in 2 Bänden, I. Bd., 839; Lehrbuch Politische Ökonomie, a. O., 260.

²⁰ W. I. LENIN: Der Imperialismus . . . , a. O., VIII. Abschnitt.

und gewerblichen Produktion der Mangel an Arbeitskräften spürbar wurde.

In dieser Situation erfahren wir von Massnahmen privater Grossproduzenten, die darauf hinausliefen, Vereinbarungen über die Produktion und den Handelsverkehr zu treffen und Übereinkünfte über die Preise bestimmter Waren zu erzielen. Das am Anfang der Kaiserzeit geschriebene, im wesentlichen zuverlässige Werk des Strabo unterrichtet darüber, dass ein Fabrikant einen Teil seiner landwirtschaftlichen Produkte vernichten liess, um die bestehenden Preise zu stabilisieren. Wir erfahren, dass die Papyrusstaude und die ägyptische Bohne in den Sümpfen und an den Seen Unterägyptens wachsen, von deren industrieller Verarbeitung ein grosser Teil der Bevölkerung von Alexandria lebte. In Bezug auf den Anbau des Papyrus und der Bohne teilt nun Strabo mit: «Auch hier haben einige, die ihre Einkünfte erhöhen wollten, die Schlaueit der Judäer angewendet, die diese bei der Dattel, besonders bei der Nussdattel, und bei Balsam erfanden. Denn sie lassen sie nicht an vielen Orten wachsen und, indem sie durch ihre Seltenheit den Preis in die Höhe treiben, vermehren sie zwar so ihre Einkünfte, vernichten aber die allgemeine Benutzung».²¹

In dieselbe Zeit des 1. Jahrhunderts u. Z. fällt eine andere Mitteilung, die der ältere Plinius erwähnt. Er habe gesehen, so erzählt er, dass man zu Beginn des Monats Januar bisweilen Weinlese gehalten habe und dass man dann wegen Mangel an Gefässen den Wein in Fischbehältern aufbewahrte oder gar den früheren Wein ausgoss, um den neuen einzufüllen.²²

Ausserdem besitzen wir eine interessante Nachricht des Sueton,^{22a} die aus der Regierungszeit des Kaisers Domitian berichtet: als einmal ein sehr gutes Weinjahr . . . war, glaubte er, dass über dem zu weit getriebenen Weinbau der Ackerbau vernachlässigt werde, und gab deshalb einen Erlass, keiner solle in Italien einen neuen Weinberg anlegen, und in den Provinzen sollten dieselben ausgehauen und höchstens die Hälfte übrig gelassen werden. Ich halte dies für eine Massnahme, die gegenüber der wachsenden Konkurrenz der Provinzen im Weinbau Italien selbst den ständigen und geregelten Absatz des Weins sichern sollte, damit der Reingewinn der italischen Plantagenbesitzer in unvermindertem Umfang erhalten blieb.

In diesen Zusammenhang gehört ein weiteres Beispiel aus späterer Zeit. Einer Nachricht des Marcellinus aus der Hälfte des 4. Jahrhunderts entnehmen

²¹ Strabo Geogr. 17, 800 : *καὶ ταῦθα δὲ τινες τῶν τὰς προσόδους ἐπεκτείνειν βουλομένων μετήνεγκαν τὴν Ἰουδαϊκὴν ἐντρέχειαν, ἣν ἐκεῖνοι παρεῦρον ἐπὶ τοῦ φοίνικος καὶ μάλιστα τοῦ καρπωτοῦ, καὶ τοῦ βαλσάμου· οὐ γὰρ ἔωσι πολλοῦ φύεσθαι, τῇ δὲ σπάνει τιμὴν ἐπιτιθέντες τὴν πρόδοτον οὕτως αὔξουσιν, τὴν δὲ κοινὴν χρεῖαν διαλυμαίνοντα.*

²² Plin. h. h. 18, 74, 9 : *sed iam et Kalendis Ianuarii defectu vasorum vindemiantes vidi, piscinisque musta condi, aut vina effunda priora, ut dubia reciperetur.*

^{22a} Sueton, Vita Domitiani 7 : *Ad summam quondem ubertatem vini . . . existimans nimio vinearum studio negligi arva, edixit, ne quis in Italia novellaret, utque in provinciis vineta succiderentur relicta ubi plurimum dimidia parte.* Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. PIPPIDI — Bukarest.

wir, der Präfekt Symmachus, Besitzer einiger Weinplantagen, habe geäußert, er wolle mit seinem Wein lieber die Kalköfen löschen, als ihn zu dem erwarteten Preise verkaufen.²³ Hierin kommt ausserordentlich deutlich zum Ausdruck, dass auch die Sklavenhaltergesellschaft auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung den Charakter der Fäulnis annimmt und abzusterben beginnt. In dieser Niedergangsperiode der römischen — ja man kann sagen: der antiken Wirtschaft — haben die Vertreter der herrschenden Klasse, eben solche private Grossproduzenten, die Reichsten und ökonomisch Mächtigsten, aufgehört eine progressive Rolle in der Wirtschaft zu spielen, sie versinken immer mehr in Parasitismus und Nichtstuerie, in Luxus und Verschwendung, während die Massen der arbeitenden Schichten Not und Hunger leiden.

Um diese Fragen des übertriebenen Luxus im Altertum als Krisenerscheinung handelt es sich vor allem in der letzten Arbeit von E. Ch. Welskopf,²⁴ in der die Autorin in Übereinstimmung mit Karl Marx²⁵ sagt: «Überkonsumption der Reichen bei den Alten, die in den letzten Zeiten Roms und Griechenlands in verrückte Verschwendung ausschlägt».²⁶ Es fällt jedoch auf, dass E. Ch. Welskopf bei der Behandlung der Wirtschaftskrisen im Altertum nur auf die Unterkonsumption zu sprechen kommt und den daraus resultierenden Luxus erörtert, aber Fragen der Unterkonsumptionskrisen in diesem Zusammenhang nicht berührt. Deshalb muss man hervorheben, dass Luxus und Verschwendung der Reichen nicht durch eine allgemeine Überproduktion bedingt werden; denn sie beschränken sich lediglich auf eine kleine Schicht weniger Aristokraten, während in der überwiegenden Mehrheit des Volkes Armut und Hunger herrschen. In dieser Situation zeigt sich die ganze Erbärmlichkeit der reaktionären volksfeindlichen Position der ökonomisch Mächtigsten in der Klassengesellschaft: sie vernichten gesellschaftliches Arbeitsprodukt, das zwar ihr Privateigentum ist, das aber auf grund der bestehenden Ausbeutungsverhältnisse nicht denen zugute kommt, die es hergestellt haben. Die Produzenten waren arme, abhängige Bauern, Pächter, Handwerker, Sklaven und Besitzlose, während die privaten, jetzt parasitären Grossbesitzer mit dem erwähnten Vernichtungsakt zwar die Warenpreise stabilisieren und dadurch ihre wirtschaftlichen und politischen Machtpositionen noch für gewisse Zeit zu behaupten suchen, aber zugleich die Masse der unmittelbaren Produzenten um ihr eigentliches Arbeitsprodukt betrügen und dadurch die revolu-

²³ Amm. Marcell. 27, 4: (*Symmachus*)...(*dixit*)...*libenter se vino proprio calcarius extineturum, quam id venditurum pretiis, quibus sperabatur.*

²⁴ Die Produktionsverhältnisse im Alten Orient und in der griechisch-römischen Antike, Berlin 1957. Hier wird besonders auf den Seiten 242, 347, 388—400, 405 auf Unterkonsumption und auf den Seiten 138, 240, 241, 294, 295, 380 auf Stagnation der Produktion hingewiesen.

²⁵ Theorien über den Mehrwert, Stuttg. 1912, 2. Bd., 310.

²⁶ WELSKOPF: a. O.

tionären Bestrebungen aller produktiv arbeitenden und ausgebeuteten Schichten der Gesellschaft schüren.¹⁷

Wir können demzufolge durchaus annehmen, dass in der Zeit, als sich die Sklavenhalterwirtschaft im Stadium ihrer Blüte befand, sich hier und da eine gewisse Überproduktion bemerkbar machte, was mit der planlosen anarchischen Erweiterung der Produktion und Zirkulation in der Klassengesellschaft zusammenhängt. Dies zeigen eindeutig die eben angeführten Belegstellen antiker Autoren.

Aus dieser Erkenntnis erhebt sich jedoch sofort die Frage, ob die sozial-ökonomische Krise, die das römische Imperium vom 3. Jahrhundert u. Z. an mit aller Schärfe erfasste, eine solche Überproduktionskrise gewesen ist oder nicht, eine ökonomische Krise, die so bedeutende politische und soziale Folgen herbeiführte wie den Untergang einer Klassengesellschaft und das Entstehen einer neuen Klassengesellschaft. Es ist stets mit einer grossen Gefahr verbunden, wenn man aus bestimmten Einzelercheinungen, die sich auf engem geographischen Raum und vielleicht in einer relativ kurzen Zeit abgespielt haben, allgemeingültige, für den Gesamtkomplex geltende Schlussfolgerungen ziehen will. Wir müssen zunächst erkennen, dass sich Niedergangserscheinungen der römischen Sklavenhalterwirtschaft in Italien selbst bereits Ende des 1. Jahrhunderts u. Z. in den Provinzen zumindest vom 2. Jahrhundert an abheben. Niedergehende Wirtschaft aber bedeutet nichts anderes als Rückgang der Warenproduktion, des Verkehrs und des Handels.²⁸

Des weiteren ist es unumstritten, dass es im Altertum keine einheitliche Wirtschaft in den einzelnen Sklavenhalterstaaten gegeben hat, im Gegenteil, zu verschiedenen Zeiten und selbst in den einzelnen Landschaften hat sich die Wirtschaft sehr unterschiedlich und differenziert entwickelt. Besonders aus diesem Grunde darf man nicht ohne Differenzierung nachzuweisen suchen, alle vorkapitalistischen Wirtschaftskrisen seien Unterkonsumptionskrisen gewesen, die lediglich durch Naturkatastrophen, Kriege, Epidemien usw. hervorgerufen worden seien. Wenn man berücksichtigt, dass in bestimmten Gebieten antiker Staaten bisweilen die Warenproduktion weiter entwickelt gewesen ist als im Kapitalismus,²⁹ ist die Auffassung durchaus berechtigt und begründet, dass es im Altertum hier und da Überproduktion und Überproduktionskrisen gegeben hat.

Wo aber — und darauf sei besonders hingewiesen — auch im Altertum Überproduktion bestand, die nicht durch die entsprechende Konsumptions-

²⁷ Über das Auf und Ab der Preise und Löhne unterrichtet im einzelnen F. M. HEICHELHEIM: Wirtschaftliche Schwankungen der Zeit von Alexander bis Augustus, Jena 1930. Zu den Krisenpreisen vgl. allgemein S. 53 ff., 66 ff., 69 ff., 72 ff., 84 ff., 120 ff. (speziell: Weizen S. 51, 77, 99, 116; Vieh S. 50, 51; Holz S. 51, 56; Öl S. 53; Sklaven S. 70, 71, 88, 112; Immobilien S. 78 ff., Löhne S. 97 ff.).

²⁸ FR. ENGELS: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, Berlin 1949, 147—148.

²⁹ Vgl. die Anmerkungen 4 und 5.

fähigkeit der Massen verbraucht werden konnte, dort ist in der Periode des Niedergangs des bestehenden Wirtschaftssystems auch die Möglichkeit des Entstehens einer territorial begrenzten Überproduktionskrise gegeben. Anzeichen einer solchen Krise finden wir in den erwähnten Vereinbarungen privater Grossgrundbesitzer und Sklavenhalter über die Stabilisierung der Warenpreise. Das sind ohne Zweifel die ersten historisch nachweisbaren Versuche zur Bildung primitivster Monopolverbindungen auf der Grundlage der Sklavenhalterwirtschaft. Anzeichen finden sich weiter in den ersten Versuchen, durch Vernichtung von Waren die Warenpreise in gleicher Höhe zu halten bzw. sie sogar zu erhöhen. Das ist ausgesprochener Fäulnischarakter der bestehenden Verhältnisse in der Sklavenhalterwirtschaft. Anders sind die angeführten Äusserungen antiker Autoren nicht zu verstehen und zu erklären.

Auf jeden Fall haben wir gegen alle Meinungen, im Altertum habe es keine Überproduktionskrisen gegeben, das entsprechende Material zusammengetragen, aus dem ohne Umschweife hervorgeht, dass in bestimmten, engbegrenzten Gebieten des römischen Imperiums Überproduktion stattfand. Die Nachricht Strabos betrifft das Gebiet um Alexandria zur Zeit der römischen Herrschaft in Ägypten. Plinius dagegen hat seine Beobachter und Erfahrungen vor allem im Italien des 1. Jahrhunderts u. Z. gesammelt. Schliesslich betrifft die Nachricht des Ammianus Marcellinus die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Peripherie der Stadt Rom im 4. Jahrhundert u. Z. Die vorliegenden 3 Quellenzeugnisse geben sicherlich nicht die einzigen Ereignisse wieder, die etwas über Über-Produktionskrisen im Altertum aussagen. Es ist möglich, dass auch in anderen Gebieten und zu anderen Zeiten derartige Erscheinungen der Überproduktion existiert haben, die infolge des fragmentarischen Zustandes antiker Quellen verloren gingen oder auf Grund der Klassengebundenheit antiker Literatur nicht überliefert wurden.

Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass die allgemeine Entwicklungstendenz der römischen Wirtschaft in der Kaiserzeit in Richtung auf Niedergang und Auflösung verlief und dass — bedingt sowohl durch Parasitismus und Fäulnis der bestehenden Produktionsverhältnisse als auch durch Naturkatastrophen, Kriege, Epidemien usw. — im wesentlichen Unterkonsumption der Massen herrschte.

Die unterschiedliche Produktionskapazität in den einzelnen Staaten und Landschaften und zu den verschiedenen Zeiten der Sklavenhaltergesellschaft ist besonders stark zu unterstreichen, zumal auch die eingangs genannten Althistoriker in ihren Werken und Schriften immer wieder betonen, dass selbst in engbegrenzten Territorien kein einheitliches, aufeinander abgestimmtes Wirtschaftsgefüge bestand. Im Gegenteil haben meistens jede Stadt und jede Ortschaft eine von anderen Gemeinden verschiedene Wirtschaftsstruktur besessen. Als Hauptlinie zieht sich durch etliche Werke der Gedanke, dass man bei der Untersuchung der Wirtschaft antiker Staaten territorial und zeitlich

möglichst weit differenzieren muss, um ein genaues Bild über den Stand der Produktion und des Handels in einem engbegrenzten Gebiet zu erhalten.

Die reaktionären und parasitären Massnahmen privater Grossproduzenten, auf die ich mich in meinen bisherigen Ausführungen berief, lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner zurückführen: auf den wirtschaftlichen Niedergang der bestehenden Produktionsweise, d.h. auf die allgemeine Krise der noch bestehenden Ausbeutungsverhältnisse, die im Interesse einiger weniger Reicher und zu Lasten der grossen Masse der Armen möglichst lange aufgehalten werden sollte, um den endgültigen Zerfall dieser Produktionsweise möglichst weit hinauszuschieben.

Wenn eine Wirtschaftskrise trotzdem für eine gewisse Zeit überwunden wird, so ist das nur möglich, indem die privaten Grossbesitzer den Produktionsumfang und die Preise so weit an die Konsumtionsfähigkeit der Massen angleichen, dass zwischen Kaufkraft der Abnehmer und der anarchisch verlaufenden Produktion wieder ein normales und gesundes Verhältnis entstehen kann. Am deutlichsten wird diese These erhärtet durch den wirtschaftlichen Niedergang des Römischen Imperiums während des 3. Jahrhunderts u. Z. und durch den Versuch Diokletians, mit einer Festsetzung der Warenpreise und Arbeitslöhne dieser wirtschaftlichen Entwicklung Einhalt zu gebieten und demzufolge die politische Ordnung zu stabilisieren. Es muss sich also praktisch die Kaufkraft, d.h. die Konsumtionsfähigkeit, der Abnehmer auf der Linie des tatsächlichen Produktionsumfangs bewegen, um das Entstehen einer Krise, sowohl Überproduktions- als auch Unterkonsumtionskrise, zu verhindern.³⁰

Unter diesen Aspekten stellen die ökonomische Krise des Römischen Imperiums im 3. Jahrhundert und die krisenhaften Verhältnisse auf dem Territorium des Reiches im 4. und 5. Jahrhundert u. Z. keine Überproduktionskrise, sondern Erscheinungen einer langandauernden Unterkonsumtionskrise eines Staates dar, der in Parasitismus verfällt, dessen herrschende Klasse in Luxus und Verschwendung ausartet, dessen ökonomische Basis allmählich zerrüttet wird. Mit dieser Auffassung lässt sich sehr gut erklären, dass die Dominatsepoche der römischen Geschichte keine Revolution der Sklaven und Kolonen war, eine Revolution, die sich über mehrere Jahrhunderte erstreckt hätte. Die Dominatsepoche war vielmehr eine Periode, in der sich die revolutionären Kräfte, die sich gegen diese Entwicklungstendenzen stellten, innerhalb und ausserhalb der römischen Grenze sammelten und formierten und sich eines Tages so weit gefestigt hatten, dass sie den alten, morschen und überlebten Staat, die völlig zerfallende Produktionsweise und die Parasitäre herrschende Klasse beseitigen konnten.

So sind auch alle Krisen in den vorkapitalistischen Produktionsweisen

³⁰ J. KUCZYNSKI: Studien zur Geschichte des deutschen Imperialismus, 2 Bände, Berlin 1952, 1. Bd., 60—61.

ihrem Wesen nach den periodischen Krisen der kapitalistischen Epoche direkt entgegengesetzt, auch wenn im Altertum unter den Bedingungen der Sklavenhalterwirtschaft in einigen Gegenden Überproduktion in begrenztem Rahmen existierte. Jedoch die Krise der römischen Sklavenhaltergesellschaft vom 3. Jahrhundert an, die sich auf alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens des Reiches ausbreitete, ähnelt in gewisser Hinsicht, besonders in ihrem Parasitismus, in ihren wirtschaftlichen und politischen Verfallstendenzen und in ihrem Fäulnischarakter, — natürlich unter Berücksichtigung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungsstufen —, der allgemeinen Krise des Kapitalismus, die ebenfalls den nicht mehr aufzuhaltenden Niedergang der kapitalistischen Produktionsweise und das Absterben der kapitalistischen Welt einleitete.

II. ZUR FRAGE DER UNTERKONSUMPTIONSKRISEN IM ALTERTUM

Beschränkt man sich bei der Untersuchung wirtschaftlicher Verhältnisse des Altertums allein auf die Äusserungen der antiken Historiker, würden die Quellen wirklich zuspärlichfliessen, um auch zu den Fragen der Unterkonsumption erschöpfende Aussagen machen zu können. Deshalb sind wir genötigt, vor allem die unmittelbaren Zeugen antiker Überlieferung — Inschriften und Papyri — zu hören, die auf mancherlei diesbezügliche Fragen Antwort geben. Damit sind wir auch instande, über die Ursachen des Entstehens von Unterkonsumptionskrisen, über ihren Charakter sowie schliesslich auch über die Auswirkungen der Krisen und über die Vielfalt der Massnahmen zu berichten, mit denen diese Krisen überwunden werden sollten.

Die Unterkonsumptionskrisen in der Epoche der Sklavenhaltergesellschaft wurden durch zahlreiche Momente und Erscheinungen der ökonomischen und politischen Entwicklung hervorgerufen. Hierher gehören in erster Linie der Entwicklungsstand der Werkzeuge und Arbeitsinstrumente — plumpe, grobe, primitive Werkzeuge und deshalb ein zu geringer Arbeitsertrag — wie auch wenig entwickelte Arbeitstechnik und geringe Produktionserfahrungen — die erreichte Produktionstechnik erlaubte eine nur geringe Produktionskapazität. Derartige Verhältnisse waren, wie bereits oben erwähnt, im wesentlichen der Epoche der klassenlosen Urgesellschaft eigen. Um aber diese ökonomischen Fragen rein technischer Natur umfassend zu behandeln, müssten die einzelnen Arbeitsinstrumente genau beschrieben und dabei erörtert werden, ob die mit diesen Werkzeugen erreichte Arbeitsproduktivität eine normale Konsumption der gesamten Bevölkerung in einer bestimmten Zeit garantierte. Dies aber lässt der Zustand der archäologischen und literarischen Quellen nicht zu, besonders auch deshalb, weil hierzu auch die Bevölkerungszahl der Stämme in frühen historischen Perioden in Beziehung gesetzt werden müsste. Deshalb sollen diese Ursachen der Unterkonsumption vor Entstehender Skla-

venhaltergesellschaft ausser Betracht bleiben, weil alle Angaben darüber bloss Hypothesen sein würden, die durch exakte historische Fakten nicht zu beweisen sind.

Deshalb wollen wir in den folgenden Abschnitten auf Ereignisse zukommen — Naturgewalten und Geschehnisse im Leben der Gesellschaft —, die in gewissem Umfang Unterproduktionskrisen im Altertum herbeigeführt haben. Dabei erscheinen als bedeutende Ursachen dieser Krisen bei den antiken Völkern: Überschwemmungen, Dürre- und Hitzeperioden, Missernten, Wirbelstürme, Erdbeben, Ungezieferplagen und Feuersbrünste, die für eine vorübergehende Zeit Unterproduktion und Unterkonsumption bedingten, die im Altertum begreiflicherweise grösseren Einfluss auf die Wirtschaft hatten als in späterer Zeit oder gar in der Gegenwart, da die Menschen auf vielen Gebieten mit größeren Kenntnissen und verbesserter Technik die Natur immer mehr und besser zu beherrschen lernten.

Darüber hinaus hatten aber auch Ereignisse im Leben der Gesellschaft sehr oft erdrückende Auswirkungen auf die wirtschaftlichen Zustände der antiken Völker und Staaten. Es sind verheerende Epidemien, soziale Bewegungen und erbitterte Klassenkämpfe gewesen, die einen normalen und geregelten Ablauf der Produktion für eine gewisse Zeit lähmten. In erster Linie sind aber Kriegszerstörungen und Menschenverluste zu nennen, die das Streben der Menschen nach erhöhter Produktion und nach erweiterter Konsumption auf Jahre hinaus unmöglich machten.

Es leuchtet ein, dass sowohl die erwähnten Naturkatastrophen als auch die angedeuteten Ereignisse im Leben der Gesellschaft den Produktionsumfang in bestimmten Gebieten einschränkten. Verringerte Produktion aber bedeutet Steigerung der Handelspreise, Minderung des Absatzes und damit Vergrösserung der wirtschaftlichen und sozialen Not, wenn nicht gar Entstehung von Hungersnöten besonders der breiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung. Diese Situation führt ihrerseits wiederum zur Verschärfung des Klassenkampfes, der auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung zur allgemeinen politischen und sozialen Krise der bestehenden Produktionsverhältnisse, d. h. der betreffenden Klassengesellschaft führt.

Versuchen wir nunmehr im folgenden, spezielles Material zu diesem Fragenkomplex zusammenzutragen, um damit die Unterkonsumption, wo sie in den verschiedenen Teilen der alten Welt als Krise auftritt, unter Beweis zu stellen.

A. Naturkatastrophen

1. Trockenheit, Dürre, Missernten.

Aus der Geschichte der frühen römischen Republik besitzen wir die Nachricht, dass gegen Ende des Krieges gegen die Volsker und Äquer (um 430 v. u. Z.)

eine aussergewöhnliche Trockenheit herrschte, in der selbst Flüsse versiegten.³¹ Es ist dabei von Wert, auch von den Auswirkungen auf die Wirtschaft zu hören, z. B. dass das Vieh an Durst verendete oder von der Räude hinweggerafft wurde und dass selbst die Menschen in Rom nicht von Krankheiten verschont blieben. Hier haben wir jedoch keine direkten Belege für die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Lage Roms.

Es steht aber ausser Zweifel, dass die Römer gewaltige Anstrengungen vollbringen mussten, um in dieser Zeit, da dieser Krieg gegen die erwähnten Völkerschaften beendet war und der Kampf gegen Veji und Fidenae bevorstand, die Produktion in normalem Umfang durchzuführen und die geregelte Versorgung der Legionen und der Bevölkerung zu gewährleisten.

Einer späteren Zeit entnehmen wir die Nachrichten, dass Hieron II, der von 269—214 v. u. Z. König des Staates Syrakus auf Sizilien war, während des Ersten Punischen Krieges von den Kartagern auf die Seite der Römer übertrat und diese auch während des Zweiten Punischen Krieges unterstützte. Da sich Rom von jeher und ebenfalls in dieser Zeit um gute Beziehungen zu Ägypten bemühte, pflegte Hieron unter diesem Einfluss auch das Verhältnis zu den Ptolemäern. Wie Athenaios überliefert³² und wie Rostovtzeff näher erklärt, hat «trotz des hohen Verbrauchs an einheimischem Fisch in Ägypten Hieron II. in einer Zeit des Lebensmittelmangels nach Alexandria neben Getreide zehntausend Keramia sizilischen *τάριχος* (d. i. Räucher- und Pökelfleisch, G. S.) geliefert».³³ Hierbei liegt natürlich die Vermutung nahe, dass die Mangelercheinung in Ägypten in erster Linie herbeigeführt wurde durch ungewöhnlich niedrigen Wasserstand des Nil und eine davon abhängende Trockenzeit, wie es des öfteren eintrat. Dass damit die Verknappung eines der wichtigsten Nahrungsmittel im alten Ägypten, des Fisches, zur Hungersnot führte, liegt auf der Hand.

Bei der Behandlung der wirtschaftlichen Lage der ausgehenden Ptolemäerzeit geht Rostovtzeff³⁴ auf die oft vorkommende Entvölkerung von Dörfern (*ἐκχώρησις*) ein und schreibt: «50/49 v. Chr. traten im Dorfe Tinteris, ähnliche Verhältnisse . . . infolge einer Dürre ein, alle Fremden (*ξένοι*), die hier vorübergehend wohnten, waren in ihre Heimat zurückgekehrt».³⁵ Zu den Ursachen wie auch zu den Auswirkungen einer solch prekären Lage erklärt er weiter: «Bei solchen Verhältnissen in den Dörfern sind wir nicht überrascht,

³¹ Liv. 4, 30, 7—8: *siccitate eo anno plurimum laboratum est, nec caelestes modo defuerunt aquae, sed terra quoque ingenito umore egens vix ad perennes suffecit amnes, defectus alibi aquarum circa torridos fontes rivosque stragem siti pecorum morientium dedit; scabie alia absumpta; volgatique contactu in homines morbi... urbs deinde impletur. nec corpora modo adfecta tabo, sed animos quique religio et pleraque externa invasit...*

³² Athen. Deipnosoph. V p 209 a.

³³ ROSTOVTZEFF: Gesellschaft- und Wirtschaftsgeschichte der hellenistischen Welt, Darmstadt 1955/56, 2. Bd., 1008.

³⁴ ROSTOVTZEFF: a. O., 2. Bd., 716.

³⁵ Dazu vgl. BGU 1843.

wenn wir erfahren, welch verheerende Auswirkungen im ersten Jahrhundert v. Chr. eine so gewöhnliche Erscheinung wie ein niedriger Nilstand auf Ägypten hatte und welche Unfähigkeit und Verwirrung die Regierung zeigte, als sie sich diesem Problem gegenüber sah. Im Jahre 50/49 v. Chr. wurde in Alexandria eine königliche Verordnung erlassen,³⁶ nach der es bei Todesstrafe verboten war, Getreide von Mittelägypten nach Unter- oder Oberägypten zu exportieren; es wurde angeordnet, dass alles Getreide nach Alexandria zu senden sei . . . Die Ernte des Jahres 50/49 war wohl unzureichend.³⁷ Unter- und Oberägypten brauchten importiertes Getreide, und in Alexandria bestand die Gefahr einer Hungersnot.³⁸ Lebensmittelverknappung und Hungersnöte in der Regierungszeit Kleopatras VII. (51—31 v. u. Z.) wurden, wie wir an anderer Stelle lesen,³⁹ mit grosser Sicherheit durch einen sich oft wiederholenden niedrigen Wasserstand des Nil verursacht, aber ohne Zweifel durch den schlechten Zustand der Dämme und Kanäle und durch die allgemeine Entvölkerung Ägyptens verschlimmert.

Auch aus anderen Gebieten der alten Welt liegen Quellenzeugnisse vor, die über krisenhafte Unterkonsumption berichten. Polybios z. B. schreibt, dass die pontischen Städte an der Nord- und Westküste des Schwarzen Meeres starken Produktionsschwankungen unterworfen waren und bisweilen auf Grunderheblichen Getreidemangels in Hungerzeiten grosse Mengen Getreide einführen mussten.⁴⁰ Polybios, der von etwa 200 bis 120 v. u. Z. lebte und an der zitierten Stelle seines Werkes die Verhältnisse der Mittelmeerwelt gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. u. Z. beschreibt, nennt ebenfalls die Getreideeinfuhr als wichtigstes Mittel, Hungersnöte zu beheben.

Dass Getreidepreise erheblich anstiegen und damit sehr oft Hungersnöte hervorriefen, erfahren wir des weiteren aus einer Inschrift aus Antiochia in Pisidien vom Jahre 92/93 u. Z.⁴¹ Hier ist als Ursache der Unterkonsumptionskrise der strenge und lange Winter in diesem Jahr genannt. Die Urkunde stellt ein Edikt des Kaisers Domitian dar und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Verkündigung von Anordnungen und Massnahmen, die die Not in diesem Gebiet lindern sollten. Domitian lässt bekannt machen: «in der Sorge, dass das Volk die Möglichkeit habe, Getreide zu kaufen, ordne ich an, dass eine Erfassung durchgeführt werde und dass jeder Kolonist oder Einwohner der Kolonie Antiochia . . . innerhalb von 30 Tagen angeben soll, wieviel Getreide er hat und wo es sich befindet und wieviel er zur Aussaat oder, um seine Familie

³⁶ Vgl. BGU 1730.

³⁷ Vgl. BGU 1843.

³⁸ ROSTOVITZEFF : a. O. 2. Bd., 716.

³⁹ ROSTOVITZEFF : a. O., 3. Bd., 1327.

⁴⁰ Polybios 4, 38 und vgl. dazu ROSTOVITZEFF : a. O., 2. Bd., 534.

⁴¹ Diese Inschrift wurde veröffentlicht in der amerikanischen Zeitschrift «Transactions and Proceedings . . .» 55/1924, 5—20 : D. M. ROBINSON : A new Latin economic Edict from Pisidian Antioch. Vgl. W. W. STRUWE : Geschichte der Alten Welt, Chrestomathie 3. Bd., Berlin 1957, 302—303.

das Jahr über zu ernähren braucht, und den ganzen übrigen Getreidevorrat den Käufern aus der Kolonie Antiochia anbieten soll . . . Da mir versichert wird, dass vor diesem langen und strengen Winter der Modius ($8\frac{3}{4}$ ltr.) Getreide in der Kolonie 8 bis 9 As gekostet hat, und es sehr verwerflich ist, dass jemand aus dem Hunger seiner Mitbürger Kapital schläge, verbiete ich, als Getreidepreis mehr als 1 Denar (= 16 As) für den Modius zu verlangen».

Die Worte des Domitian sind, wie es scheint, von den ausschliesslichen Interessen der gesamten Bevölkerung Antiochias diktiert. Wenn man auch nicht annehmen will, dass gerade Domitian, dem es sehr nach absoluter Alleinherrschaft gelüstete, eine Politik für das Volk betrieben hätte, so zeigen die beabsichtigten Massnahmen der Getreiderationierung doch, dass der Kaiser versuchte, mit einer möglichst gerechten Getreideverteilung Hunger und Not der Bevölkerung zu lindern, bevor eine eventuelle Getreidelieferung eintreffen konnte.

2. Überschwemmungen.

Trockenheit und Dürre mindern den normalen Ertrag an Feldfrüchten, d. h. hemmen die Produktion der Landwirtschaft und führen zu erschreckenden Missernten. In ebensolchen Masse sind es häufig Überschwemmungen gewesen, die im Altertum der landwirtschaftlichen Produktion unermesslichen Schaden zufügten und eine stets reibungslose Versorgung der Bevölkerung in den betroffenen Gebieten bisweilen unmöglich machten. Derartige Erscheinungen von Unterkonsumption als Folge von Überschwemmungen lassen sich in zahlreichen antiken Zeugnissen belegen.

Welche Bedeutung der normale Wasserstand der grossen Ströme in Mesopotamien auf die Landwirtschaft dieser Gebiete hatte, ist leider nur beiläufig an einigen Stellen diesbezüglicher Monographien erwähnt.⁴² Das Zweistromland ist jedoch ohne die lebensspendende und bisweilen auch zerstörende Kraft der Ströme nicht denkbar, nicht lebensfähig. In fast noch höherem Masse als in Mesopotamien ist Überfluss oder Mangel an Getreide in Ägypten von der Wasserführung des Nil abhängig. Darüber äussert sich H. Thierfelder⁴³ zutreffend: «Die natürliche Beschaffenheit Ägyptens liess von den ältesten Zeiten ab die Landwirtschaft als wichtigsten Erwerbszweig in den Vordergrund treten. Die so oft zitierte Feststellung von Herodot, Ägypten ist ein' Geschenk des Nils' (Herodot II, 5) weist auf das fruchtbare Schwemmland hin, das die Voraussetzung für den Reichtum Ägyptens bildet».

Was das Flussgebiet des Tiber betrifft, das den grössten Teil Mittelitaliens bedeckt, so sind wir nach dem Wert antiker Zeugnisse relativ am besten

⁴² WEISSBACH: Euphrates, RE 11. Halbband, Stuttg. 1907, Sp. 1195—1215. bes. Sp. 1206—1208; E. HONIGMANN: Tigris, RE 2. Reihe 11. Halbbd., Stuttg. 1936, Sp. 1008—1022.

⁴³ H. THIERFELDER: Ein Bauerstreik im ptolemäischen Ägypten, Wiss. Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Heft 1—2/1954—55, 217.

unterrichtet.⁴⁴ Auf Grund archäologischer Ausgrabungsfunde wird die Meinung vertreten, das antike Rom sei durch Überschwemmungen besonders stark gefährdet gewesen, weil «das Niveau der alten Stadt etwa 6—12 m tiefer lag als das heutige, das Bauschutt gehoben hat. Um so stürmischer ergossen sich die Gewässer über die Stadtfläche. Immer wieder berichten daher die Schriftsteller des Altertums über die Hochwasserschäden».⁴⁵ Ohne Zweifel stützt sich der Verfasser hierbei auf die vielen Angaben über Tiberüberschwemmungen in der Literatur und auf die allgemeine Äusserung des älteren Plinius.⁴⁶ Rom sei häufig und dann meist sehr plötzlich von Hochwasser heimgesucht worden.

Es ist nicht uninteressant, die in den Quellen belegten Überschwemmungskatastrophen der Stadt Rom aus der Zeit zwischen 241 v. u. Z. und 589 u. Z. zu erfahren:

241 v. u. Z.	Orosius	4, 11, 6	
215 v. u. Z.	Livius	24, 9	(zweimal in diesem Jahr)
202 v. u. Z.	«	30, 38	
193 v. u. Z.	«	35, 9	
192 v. u. Z.	«	35, 21	
189 v. u. Z.	«	38, 28	(zwölf Tage lang)
54 v. u. Z.	Cass. Dio	39, 61	
43 v. u. Z.	Horaz Carm.	1, 2	
27 v. u. Z.	Cass. Dio	53, 20	
23 v. u. Z.	« «	53, 33	(drei Tage lang)
22 v. u. Z.	« «	54, 1	
5 u. Z.	Cass. Dio	54, 22	(sieben Tage lang)
15 u. Z.	« «	57, 14	und Tac. Ann. 1, 76
36 u. Z.	« «	58, 26	
69 u. Z.	Tac. Hist.	1, 86	Plut. Otho 4 und Sueton Otho 8.
unter	Trajan	Plin. epist.	
«	Hadrian	Hist. Aug. 21	
«	Ant. Pius	« « 9	
«	Marc. Aurel	« « 8	
217 u. Z.	Cass. Dio	78, 25	
371 u. Z.	Amm. Marc.	29, 6, 18	
589 u. Z.	Greg. Magn.	Dial. 3, 19.	

Wenn wir hierbei bedenken, wie in einem Falle erwähnt: in agris passim inundatis pecua ablata, villarum strages facta est,⁴⁷ so kann man ermessen, dass das Hochwasser besonders der Landwirtschaft ausserordentlichen Schaden zufügte. Deshalb ist es verständlich, dass die Behörden vielerlei Versuche unternahmen, die Überschwemmungen des Tiber einzudämmen,⁴⁸ und es fehlte nicht an Bemühungen, den Flusslauf zu regulieren. Wir hören von «unablässiger Fürsorge für die Wasserstrasse» schon in früher Zeit.⁴⁹ Nur dadurch war es möglich, die Hungersnot in Rom vom Jahre 411 v. u. Z. zu überwinden, weil der Senat «maximos commeatus summo Etruriae studio Tiberis

⁴⁴ II. PHILIPP: Tiberis, RE II. Reihe, 11. Halbbd., Sp. 794 ff.

⁴⁵ II. PHILIPP: a. O., Sp. 801.

⁴⁶ Plin. h. h. 3, 9 (55).

⁴⁷ Liv. 35, 21.

⁴⁸ Plut. Cæs. 58.

⁴⁹ NISSEN: Ital. Landeskunde, II. Bd., 320.

devexit». ⁵⁰ Denn der Fluss war schon damals gut reguliert: «nulli fluviorum minus inclusis utrique lateribus». ⁵¹ Dabei hatte eine besondere Behörde, die *curatores riparum et alvei Tiberis*, die Aufgabe, Massnahmen zum Hochwasserschutz der Stadt Rom zu treffen und für die Ausführung der entsprechenden Arbeiten zu sorgen. Caesar z. B. wollte nicht nur die Sümpfe bei Pometia und Setia beseitigen, er hatte auch geplant, zwischen Rom und dem Meere Dämme aufzuschütten und einen tiefen Kanal ausheben zu lassen, um den Tiber nach Circeji zu führen und ihn bei Terracina ins Meer zu leiten. ⁵² Nach der Hochflut im Jahre 15 u. Z. wurden Ateius Capito und L. Arruntius beauftragt, Werke zur Verhinderung von Katastrophen zu errichten. ⁵³ Sie planten, Nebenflüsse und Seen aus ihren Betten abzuleiten, damit bei einer gleichmässigen Wasserzufuhr in den Tiber während des ganzen Jahres Überschwemmungen weitgehend ausgeschaltet werden könnten. ⁵⁴ Auf Grund scharfer Beschwerden vieler Gemeinden und Städte jedoch hätte der Senat endlich derart phantastische Pläne aufgegeben. ⁵⁵ Wenn damit auch grosse Bauvorhaben zu diesem Zweck nicht verwirklicht wurden, so liegt doch die Annahme nahe, dass kleinere Massnahmen, von denen keine Überlieferung berichtet, zur Bekämpfung des ständig drohenden Hochwassers durchgeführt worden sind. Dies wird u. a. bestätigt, durch die Ausgrabungen von Pompeji, die zeigen, dass es dort bereits Wasserhebwerke gegeben hat. ⁵⁶

Überschwemmungsgefahr bestand nicht nur im Flussgebiet des Tiber, wie eben ausführlich dargelegt, auch die übrigen Flüsse Italiens waren stetig von Hochwasser bedroht, und die Bevölkerung der betreffenden Gebiete hatte z. T. unter verheerenden Katastrophen zu leiden. Als sich im Jahre 217 v. u. Z. der Hannibalische Krieg auf italischem Boden verlagerte, ereignete sich dort eine riesige Überschwemmung des Arno, der weite Landstrecken verwüstete. ⁵⁷ Dabei steht es ausser Frage, dass die Ackerbauern und Viehzüchter dadurch bisweilen erheblichen Schaden erlitten, wie überhaupt auch heute noch, da mit den modernsten technischen Hilfsmitteln, Talsperren usw., der Mensch die elementaren Naturkräfte bezwingen lernt, einzelne Landstriche und oft sogar ganze Landschaften durch Hochwasserkatastrophen ruiniert werden. Um wieviel schwerer mussten sich im Altertum, da die technischen Möglichkeiten einen nur geringen Hochwasserschutz zuließen, die Überschwemmungen auf die Wirtschaft der betroffenen Gebiete auswirken! Da die literarischen Quellen meist nur allgemeine Aussagen enthalten, ist unserer Ver-

⁵⁰ Liv. 2, 34 und 4, 52.

⁵¹ Plin. n. h. 3, 9 (54).

⁵² Plut. Caes. 58.

⁵³ Tac. Ann. 1, 76.

⁵⁴ Tac. Ann. 1, 79.

⁵⁵ Cass. Dio 57, 14 und Tac. Ann. 1, 76.

⁵⁶ PEMP: Drei Wasserhebwerke Pompejis, 1939.

⁵⁷ Liv. 22, 2, 2: *fluvius Arnus per eos dies solito magis inundaverat*; dazu auch 2, 8.

mutung breitesten Spielraum gelassen, dass sich die Folgen derartiger Ereignisse in der Verwüstung der Acker und der Ernteerträge, in einem rapiden Rückgang der Produktion und demzufolge in einer krisenhaften Unterkonsumption äusserten.

3. Erdbeben.

In diesem Zusammenhang wird es nicht als Aufgabe angesehen, die in antiken Quellen verzeichneten Erdbeben vollständig zu erfassen, hier soll lediglich die Frage erörtert werden, welche Angaben wir den alten Berichten entnehmen können, die sich auf die Auswirkungen von Erdbebenkatastrophen auf Wirtschaft und Kultur beziehen und die dadurch bedingte Krisenerscheinungen in der Produktion andeuten.

Im Jahre 227/26 v. u. Z. wurde die Insel Rhodos von einem verheerenden Erdbeben heimgesucht, worauf die Bevölkerung der Insel vom ägyptischen König Ptolemaios III. (Euergetes I., 246—221 v.) und vom Makedoner König Antigonos Doson (229—221 v.) umfangreiche Getreidelieferungen erhielt.⁵⁸ Ausserdem gewährte König Hieron II. von Syrakus (269—214 v.) den rhodischen Getreideschiffen, die sizilische Häfen anliefen, völlige Steuerfreiheit.⁵⁹ Derartige breite Hilfsaktionen für das Volk von Rhodos lassen den sicheren Schluss zu, dass das Erdbeben vermutlich bedeutende Verwüstungen anrichtete, durch die ohne Zweifel die gesamte landwirtschaftliche und industrielle Produktion auf eine bestimmte Zeit zum Erliegen gekommen war. Und deshalb kann man von einer akuten Unterkonsumptionskrise auf Rhodos in dieser Periode sprechen.

Das Jahr 192 v. u. Z. brachte für Rom ein furchtbares Ereignis: während eines 38tägigen Erdbebens wurde in der allgemeinen Bestürzung nicht gearbeitet.⁶⁰ Es ist klar, dass ein so langer Produktionsausfall die Wirtschaft der Stadt und die Versorgung der Bevölkerung ins Stocken brachte, wenn sich sicherlich auch durch entsprechende Vorkehrungen wie etwa durch verstärkte Zufuhr nach Rom die Lebensmittelverknappung in Italien kaum bemerkbar gemacht haben kann, weil eben das von einer Katastrophe betroffene Gebiet relativ klein war und dadurch eine auf das ganze Land übergreifende Unterkonsumptionskrise nicht entstehen konnte.

Das bekannteste Ereignis dieser Art aus dem Altertum stellt wohl der Vesuvausbruch des Jahres 79 u. Z. dar, ein Ereignis, bei dem der antike Universalgelehrte C. Plinius Secundus Maior ums Leben kam und bei dem die italischen Provinzialgemeinden Pompeji, Herculaneum und Stabiae ver-

⁵⁸ Polyb. 5, 88; Diodor Frgt. 26; dazu F. M. HEICHELHEIM: Sitos RE Suppl. Bd. VI, Sp. 854.

⁵⁹ ROSTOVZJEFF: Sitos, a. O., Sp. 855.

⁶⁰ Liv. 35, 40, 7: *terra dies XXXVIII movit, per totidem dies feriae in sollicitudine ac metu fuere.*

schüttet wurden. Einige Briefe des jüngeren Plinius, in denen der Ausbruch spannend geschildert wird,⁶¹ behandeln zwar sehr eindrucksvoll die vielseitigen Erlebnisse der Menschen und ihr psychisches Verhalten in den Stunden der unmittelbaren Gefahr, aber sie enthalten keine bemerkenswerten Hinweise auf die wirtschaftlichen Auswirkungen dieser Katastrophe. Pompeji gilt seit nunmehr 200 Jahren als die klassische Ausgrabungsstätte auf italischem Boden, und man kann gerade auf Grund der Ausgrabungsergebnisse Rückschlüsse ziehen auf die materiellen Schäden dieser Städte, aber man ist nicht in der Lage zu sagen, in welcher Form und welchem Umfang sich der Vesuvausbruch auf die Wirtschaft Italiens oder gar des ganzen römischen Imperiums dieser Zeit auswirkte. Es gilt hier sicherlich ebenfalls die eben angeführte Tatsache, dass der Ausfall eines so relativ kleinen Gebietes mit 3 mittleren Ortschaften keine wesentlichen und spürbaren Folgen auf Produktion und Konsumtion des Reiches nach sich zog.

In den zur Verfügung stehenden Quellen werden auch Erscheinungen genannt, die wahrscheinlich von Erderschütterungen herrühren und geringfügige, vorübergehende Schäden verursachten. Wir hören z. B. von einem Steinregen, der zu Beginn des 2. Jh. v. u. Z. bei Rom niederging, und von einem Erdregen, der um dieselbe Zeit bei Amiternum beobachtet wurde.⁶² Natürlich können derartige Ereignisse in engbegrenzten Landschaften erheblichen Schaden bedeuten. Aber selbst wenn auf längere Zeit die gesamte Produktion in den Städten Rom und Amiternum ausgefallen wäre, kann man nicht davon sprechen, dass die italische Wirtschaft dadurch so sehr erschüttert worden wäre, dass eine Unterkonsumptionskrise in Italien oder gar über seine Grenzen hinaus entstanden wäre.

4. Andere Naturkatastrophen.

Häufig wiederkehrende Unwetter und Hagelstürme hat es im alten Italien in reichem Masse gegeben. Hierbei liegt die Vermutung nahe, dass meist auf verhältnismässig engbegrenztem Raum ein Teil oder alle Feldfrüchte vernichtet wurden oder andere materielle Schäden entstanden, was für einzelne Bauern wirtschaftliche Not oder vollständigen Ruin bringen konnte. Für Italien im Ganzen gesehen kann man natürlich ebenso wenig behaupten, dass ein Unwetter unverzüglich eine weitverbreitete Wirtschaftskrise hervorgerufen hätte.

Wir erfahren, im Jahre 199 v. u. Z. haben Unwetter grosse Gebiete Mittelasiens heimgesucht, vor allem seien Veji, Lanuvium, Ardea, Capua, Arretium und Velitrae betroffen worden.⁶³ Im Jahre 193 hat es bei einem

⁶¹ C. Plinius Secundus Minor ep. 6, 16 und 6, 20.

⁶² Steinregen Liv. 35, 9 : *Ariciae et Lanuvii et in Aventino lapidibus pluvit* (193 v.) Erdregen Liv. 35, 21 : *Amiterni terram pluvisse* (192 v.).

⁶³ Liv. 32, 9.

Unwetter in Rom beträchtlichen Sachschaden gegeben,⁶⁴ was sich im darauffolgenden Jahre wiederholte.⁶⁵ Von einem verheerenden Wirbelsturm, der im Jahre 66 u. Z. die gesamte Landschaft Campanien stark verwüstete, hören wir an anderer Stelle.⁶⁶ Dabei wird auch gesagt, dass infolge dieser Katastrophe Häuser einstürzten, Wälder niederbrachen und die Feldfrüchte aussergewöhnlichen Schaden litten.

Über eine andere Art von Naturkatastrophen, den Ungezieferplagen, hören wir in den literarischen Quellen des Altertums relativ wenig, was natürlich keineswegs besagen muss, dass derartige Erscheinungen, die die Landwirtschaft bisweilen sehr schädigen oder gar ruinieren können, im Altertum nicht vorgekommen seien. Livius übermittelt eine Nachricht, nach der die Stadt Capua im Jahre 193 v. u. Z. von einem unübersehbaren Wespenschwarm heimgesucht wurde.⁶⁷ Hierbei mag die wirtschaftliche Auswirkung für den Staat unbedeutend gewesen sein, zumal man erfährt, dass dies Ereignis lediglich Anlass zur Durchführung einer 9tägigen Opferfeier war, um die Stadt von dem vermeintlichen Schreckenszeichen der Götter zu entsühnen. Es ist jedoch nicht anzunehmen, dass daraus ein ernstzunehmender Sachschaden entstand, der die landwirtschaftliche Produktion im Gebiet von Capua gelähmt und eine Krise herbeigeführt hätte.

5. Feuersbrünste.

Es kann nicht bestritten werden, dass ausgedehnte Brände, die Städte und Wälder verwüsteten, massgebliche Auswirkungen auf die Wirtschaft und die soziale Lage der Bevölkerung in den betroffenen Gegenden hatten. So bedarf es wohl keines näheren Hinweises, dass der Brand Roms während des Galliersturms in den Jahren 388/87, der die ganze Stadt vernichtete und wertvolles Kulturgut unwiederbringlich zerstörte, schwerwiegende Folgen hatte. Aus dem Bericht des Livius über den Brand⁶⁸ und den Wiederaufbau Roms⁶⁹ sind Rückschlüsse auf die drückende Lage der Bevölkerung zu ziehen, auf den Zustand der daniederliegenden Wirtschaft und schliesslich auch auf die politische Schwächung der Stadt. Dazu sagt Maschkin: «Der Galliereinfall hatte eine Schwächung des römischen Einflusses in Latium und einen vorübergehenden Bruch mit dem latinischen Bund zur Folge...».⁷⁰ Hieran erkennt man, dass diese politische Krise Roms nicht aus der wirtschaftlichen Entwicklung heraus entstanden war, sondern durch Kriegseignisse und besonders durch materielle Zerstörung hervorgerufen wurde, die ohne Zweifel dazu

⁶⁴ Liv. 35, 9, 3.

⁶⁵ Liv. 35, 21, 4.

⁶⁶ Tac. Ann. 16, 13.

⁶⁷ Liv. 35, 9, 4.

⁶⁸ Liv. 5, 35, 4—5, 42.

⁶⁹ Liv. 5, 49, 8 — 5, 55.

⁷⁰ N. A. MASCHKIN: Römische Geschichte, Berlin 1953, S. 133.

beitragen, dass sich die Krise auch auf die Wirtschaft ausdehnen musste. Eine Überwindung der politischen Krise kann jedoch nur durch eine wirtschaftliche Erstarkung eingeleitet werden.⁷¹

Des weiteren berichtet Livius von einer furchtbaren Feuersbrunst, die sich im Jahre 192 v. u. Z. in Rom ereignete⁷² und wahrscheinlich einen ganzen Stadtteil vernichtete. Wir hören, dass viele Häuser und unzählige Verkaufsgeschäfte verbrannten, wodurch hoher Sachschaden verursacht wurde. Wieviele Menschen dabei umgekommen sind, lässt sich aus dem Bericht nicht entnehmen. Auf die wirtschaftliche Lage Bezug nehmend bezieht sich möglicherweise die Äusserung des Livius «ille non pavor vanus, sed vera multorum clades fuit» (der Brand liess es nicht bei dem blossen Schrecken, sondern machte viele Menschen unglücklich) auf materielle Einbussen, wodurch die wirtschaftliche Position vieler Bürger ruiniert wurde. Dies kann durchaus eine vorübergehende Produktions- und Versorgungsschwierigkeit in der Hauptstadt bedeutet haben.

B. Ereignisse im Leben der Gesellschaft

1. Epidemien und Seuchen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, vom medizinischen Standpunkt aus die Seuchen und Epidemien der antiken Geschichte zu untersuchen. Ich will das Schwergewicht auf die historischen und auf die ökonomischen Fragen legen, weil in diesem Zusammenhang die Untersuchung darauf abzielt, inwieweit diese oder jene Epidemie bestimmte wirtschaftliche oder auch politische Folgen hatte, d. h. inwieweit Menschenverluste Krisenerscheinungen in der Wirtschaft hervorrufen konnten.

Im Jahre 492/91 v. u. Z. wurden die Volsker von einer heimtückischen Krankheit heimgesucht. Dazu bemerkt Livius, die Römer wären sicherlich durch einen Krieg überrascht worden, wenn nicht eine grosse Pest⁷³ die Volsker in dem Augenblick, da sie losschlagen wollten, plötzlich befallen hätte.⁷⁴ Livius nennt weitverbreitete Seuchen in Italien für das Jahr 433 v. u. Z.⁷⁵

⁷¹ Vgl. den Bericht des Liv. über den Wiederaufbau der Stadt 5, 49 — 5, 55.

⁷² Liv. 35, 40, 8.

⁷³ Unter dem Begriff »Pest« versteht H. BAUER: 5000 Jahre Medizin, Leipzig 1955, S. 288, Flecktyphus, während er die klassische Pest, die von 1347 bis 1349 ganz Europa heimsuchte und etwa 25 Millionen Menschenleben forderte, als den Schwarzen Tod charakterisiert. Von anderen Seuchen, die im Altertum wüteten, nennt er die Lepra (S. 295), die im 2. Jahrtausend v. u. Z. in Indien und Südchina, in der Römerzeit im Mittelmeergebiet und in Mitteleuropa auftauchte, die Pocken (S. 313), die ebenfalls von Ostasien kommend durch das römische Heer, das im 2. Jh. u. Z. während eines Feldzuges gegen die Parther die Stadt Seleukia am Tigris besetzte, nach Europa eingeschleppt worden sein soll.

⁷⁴ Liv. 2, 34, 5: *incommodo bello in tam artis commeytibus vexati foret, ni Volscos iam moventes arma pestilentia ingens invasisset.*

⁷⁵ Liv. 4, 25, 4—6.

und das Jahr 428 v. u. Z.,⁷⁶ in deren Gefolge eine Hungersnot eintrat. Demnach ist als sicher anzunehmen, dass vor allem die landwirtschaftliche Produktion sehr stark dezimiert wurde, wodurch eine ausreichende Versorgung der Bevölkerung nicht gewährleistet war. Diesen Gedanken finden wir wörtlich bestätigt in der Mitteilung des Livius,⁷⁷ im Jahre 411/10 v. u. Z. hätte in Rom eine Pestepidemie gewütet, in deren Verlauf die Arbeit auf dem Felde vernachlässigt worden sei, und dadurch wären Getreidemangel und Hungersnot entstanden, die ärger als die Pest selbst gewesen wären.

Es ist nicht abzustreiten, dass die grosse Pest in Athen während des Peloponnesischen Krieges, die 430 v. u. Z. ausbrach und der u. a. Perikles zum Opfer fiel, einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die wirtschaftlichen und militärischen Möglichkeiten des Athenischen Staates ausübte. Jedoch können wir in diesen Fragen keine konkrete Antwort geben, wie die Seuche entstand und wie sich der Krankheitsverlauf beim Menschen zeigte,⁷⁸ denn Thukydides gibt zwar eine erschütternde Beschreibung der Seuche, hat aber keine Probleme erörtert, die auf die wirtschaftlichen, militärischen und politischen Folgen dieser Epidemie hinweisen.⁷⁹

In der Geschichte des alten Rom hat es ebenfalls furchtbare Epidemien gegeben. Für das Jahr 181 v. u. Z. wird eine Krankheitswelle in Rom und Umgebung bezeugt, die so viele Opfer forderte, dass nicht einmal alle Toten sofort beerdigt werden konnten.⁸⁰ Eine schwere Pestepidemie suchte Rom im Jahre 65 u. Z. heim, in deren Verlauf allein im Stadtgebiet 30 000 Menschen starben.⁸¹ In den Jahren 161—180 u. Z., in der Regierungszeit des Mark Aurel, wütete in vielen Teilen des Reiches eine äusserst schlimme Pockenepidemie, die in ihrer Schwere nur noch mit der Epidemie verglichen werden kann, die im Jahre 542 u. Z. ausbrach und fast die ganze damals bekannte Welt heimsuchte.⁸² Unermesslich hohe Menschenverluste führten im 2. Jh. zur Entvölkerung ganzer Dörfer und Landstriche, und wirtschaftsgeschichtlich gesehen war dies gleichbedeutend mit einer Verödung der betroffenen Gebiete. Die Epidemie des 6. Jh. hatte ihren Herd in der ägyptischen Hafenstadt Pelusium, sprang von hier nach Palästina über und breitete sich nach dem Westen aus. Über die Intensität dieser Krankheit hören wir, «dass ihr im Oströmischen Reich, wo sie am heftigsten wütete, etwa die Hälfte aller Bewohner erlag».⁸³

⁷⁶ Liv. 4, 30, 9.

⁷⁷ Liv. 4, 52 : *pestilentia coorta... defuncta civitate plurimorum morbis, perpaucis funeribus, pestilentem annum inopia frugum neglecto cultu agrorum... iam fames quam pestilentia tristior erat.*

⁷⁸ H. BAUER : a. O., S. 287/88, deutet diese Epidemie als Flecktyphus.

⁷⁹ Thuk. II, 47—48, 52, 1, 4, 53, 4, 59, 1—2, 65, 3—5 ; dazu RE 23, 1. Sp. 396—97.

⁸⁰ Liv. 40, 19, 3 : *pestilentia in agris forisque et conciliabulis et in urbe tanta erat, ut Libitina* (Sterbegöttin) *ad funera viæ sufficeret.*

⁸¹ Sueton Nero 39, 1 und Tac. Ann. 16, 13.

⁸² Procop. Bell. Pers. 2, 22—23.

⁸³ H. BAUER : a. O., S. 288.

2. Soziale Bewegungen und Klassenkämpfe.

Infolge der *Secessio* in den Jahren 493/92 v. u. Z., die praktisch einem Streik gleichkam, hatte sich die wirtschaftliche Lage der jungen Tibergemeinde Rom sehr verschlechtert. Livius führt uns mitten in das Problem der hier interessierenden Fragen, er sagt:⁸⁴ «In diesem Jahre... hat ein anderes viel grösseres Unglück den Staat heimgesucht, zuerst Teuerung infolge der Vernachlässigung des Ackerbaus während der Auswanderung des Volkes, dann eine Hungersnot, wie sie nur in einer belagerten Stadt sein kann. Und es wäre bis zum Untergang der Sklaven und des Volkes gekommen, wenn nicht die Konsuln Vorkehrungen getroffen und überallhin Leute zum Getreidekauf ausgeschickt hätten». In diesen wenigen Sätzen kommt sehr deutlich zum Ausdruck, dass die *Secessio* die landwirtschaftliche Produktion zum Erliegen brachte, wodurch eine akute Verknappung der Nahrungsmittel und demzufolge ein stetes Ansteigen der Preise eintraten. So sehen wir hier alle typischen Anzeichen einer Unterkonsumptionskrise.

In allen griechischen Stadtstaaten und besonders in Attika bildete die Getreideversorgung ein Hauptanliegen der Politik im gesamten Verlauf ihrer Geschichte.⁸⁵ Die grossen Bewegungen zur Kolonisation aussergriechischer Landstriche wurden in der Zielsetzung durchgeführt, fruchtbaren Ackerboden zu finden, dessen Erträge die Versorgung der griechischen Städte mit Brotgetreide sicherstellen konnte. Viele Kriege, die griechische Staaten gegeneinander oder ausser Landes führten, waren Kriege um wichtige Versorgungsbasen für den laufenden Nachschub an Lebensmitteln nach Griechenland. So ist es verständlich, dass besonders im 4. Jh. v. u. Z., da der allseitige Niedergang der Welt des klassischen Griechenlands einsetzte, da die griechischen Poleis ihre Kolonialgebiete wieder verloren, erdrückende wirtschaftliche Krisenerscheinungen auftraten. Im Hinblick auf diese Entwicklung vor der Alexanderzeit schreibt Rostovtzeff:⁸⁶ «Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben dieser Zeit ist durch zwei beherrschende Züge gekennzeichnet: das Abgleiten der Masse der Bevölkerung in das Proletariat und — eng damit verbunden — das Ansteigen der Arbeitslosigkeit; und zweitens eine Verknappung der Nahrungsmittel, die zu Zeiten akute und katastrophale Formen

⁸⁴ Liv. 2, 34: *eo anno... aliud multo gravius malum civitatem invasit, caritas primum annonae ex incultis per secessionem plebis agris, jamque deinde, qualis clausis solet, ventumque ad interitum servitorum utique et plebis esset, ni consules providissent dimissis passim ad frumentum coemendum...*

⁸⁵ Athen wird allgemein als eine hungernde Stadt charakterisiert, was seinen Ausdruck in einer Äusserung des Eubulos (Kock II, 176) und des Ps.-Herakleides Krit. (FHG II, 245 ff.) findet: *τὰ γνωμένα ἐκ τῆς γῆς πάντα ἀτίματα καὶ πρὸτα τῇ γεύσει, μισθὸν δὲ σπανιώτερον*. Diese Angabe nachzulesen bei Rostovtzeff: *Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte der hellenistischen Welt*, a. O., III, 1108, Anm. 41. In gleichem Sinne schreibt er a. O., I, 162: «Die einheimischen Nahrungsmittel sind bei aller Qualität ziemlich knapp (*σπανιώτερον*), und Nahrungsmittelmangel (*λιμός*) ist eine beständige Sorge» (in Athen, G. S.).

⁸⁶ *Hellenist. Gesellschafts- und Wirtschaftsgesch.*, I, 74.

annahm... Nahrungsmangel und Massnahmen zu seiner Behebung waren im vierten Jahrhundert alltägliche Ereignisse im Leben Griechenlands... Ein eindrucksvolles Beispiel für einen akuten, länger vorherrschenden Mangel an Nahrungsmitteln war die berühmte Hungerszeit, die 331 v. Chr. über ganz Griechenland hereinbrach und einige Jahre, wenigstens bis 324 v. Chr., andauerte».⁸⁷

Für das beginnende 3. Jahrhundert v. u. Z. lässt sich eine zweite akute Hungerszeit in Griechenland anführen, über die Rostovtzeff folgende Charakteristik gibt:⁸⁸ «Eine weitere Getreidekrise in Athen, die man etwa auf das Jahr 289/8 v. Chr. datieren kann, ist in vielen Inschriften bezeugt. Sie dauerte mit Unterbrechungen bis 282/1 v. Chr. Die Erklärung liegt vielleicht darin, dass es der Alten Welt inmitten der politischen und wirtschaftlichen Unruhen der Zeit schwer fiel, ihre Handelsbeziehungen mit hinreichender Schnelligkeit den neuen Verhältnissen anzupassen. Ich halte es für wahrscheinlich, dass die damalige Nahrungsmittelverknappung in Griechenland nicht durch dieselben Gründe veranlasst wurde wie in der Zeit vor Alexander, sondern dass diese Krise vielmehr rein kommerzieller Art war und nicht ein Symptom der Verarmung oder der dauernden wirtschaftlichen Not. Es gab genug Getreide auf dem Markt und an den meisten Orten auch genug Geld, es zu kaufen. Die Schwierigkeit lag bei der Verteilung, bei der Regelmässigkeit der Versorgung und bei der Stabilisierung der Preise».⁸⁹

Die Tatsache, dass in der Epoche des frühen Hellenismus Hungersnöte eine häufige Erscheinung darstellen, nimmt Rostovtzeff zum Anlass, auf die Ursachen derartiger Versorgungsschwierigkeiten aufmerksam zu machen:⁹⁰ «Diese furchtbaren Katastrophen waren wohl auf ein Zusammenwirken mehrerer Faktoren zurückzuführen — schlechte Ernten, Krieg, die wirtschaftliche Umgestaltung Griechendlands und die Störung der alten Handelsverbindungen. Das Angebot reichte offenbar nicht mehr aus, um dem wachsenden Bedarf der griechischen Welt zu begegnen... Wir dürfen nicht vergessen, dass sich Ägypten und Syrien in einem Umwandlungsprozess befanden, dass Kleinasien schwer von verheerenden Kriegen heimgesucht wurde und dass Thrakien nach der Lysimachoszeit alle Schäden des Kelteneinfalls erfahren musste». Es ist richtig, sich diese «wesentlichen Faktoren» vor Augen zu führen, wenn

⁸⁷ Belege dafür bei Demosthenes 34, 39; 42, 20; 42, 31. Dazu erklärt ROSTOV-TZEFF: u. O. I, 74, zu den Ursachen: «Die Hauptursache (für die stete Erhöhung der Preise in der Alexanderzeit und danach, G. S.) war das rasche Ansteigen der Nachfrage nach griechischen Waren für den Eigenverbrauch und für den Export. Der Markt war nicht in der Lage, sie zu befriedigen; denn die Erzeugung hatte mit der Nachfrage nicht Schritt gehalten, so dass ein Ansteigen der Preise die unausbleibliche Folge war».

⁸⁸ ROSTOV-TZEFF: u. O., I, 130.

⁸⁹ Belege dafür: IG II², 650, 651, 653—655, 670 A, 682 Z. 28—30; vgl. dazu F. M. HEICHELHEIM: Sitos, RE Suppl.-Bd. VI, Sp. 847 u. 851 über die Hilfe Kyrenes für Athen, Sp. 849 über den Getreidehandel, Sp. 856 über die Getreidepreise.

⁹⁰ ROSTOV-TZEFF: u. O., II, 1005.

man aus den Ereignissen im Leben der Gesellschaft Ursachen von Unterkonsumptionskrisen zu erkennen sucht.

Aus der Regierungszeit des Ptolemaios II. Philadelphos (285—246 v. u. Z.) wissen wir Näheres über die Lage der Stadt Sinope im Schwarzmeergebiet.⁹¹ Es wird berichtet, dass der König eine Sarapisstatue «von den Sinopiern als Geschenk (*χαριστήριον*) erhielt zum Dank für eine Getreidesendung, die er der Stadt in einer Hungerszeit hatte zukommen lassen».⁹² Auch die Inseln der Ägäis hatten in Kriegszeiten oder in Perioden sozialer Erschütterungen unter Versorgungsnöten zu leiden. Ein treffendes Beispiel gibt darüber Auskunft:⁹³ «Selbst grössere und reichere Inseln wie Samos hatten ihre Schwierigkeiten und Unruhen. In einer Inschrift zu Ehren des Bulagoras⁹⁴ beklagen sich die Samier bitter über die schlechte Behandlung durch die *πίλοι* des Antiochos II. (261—246), über Geldmangel und eine schwere Hungersnot, die durch das Eingreifen des Bulagoras wenigstens teilweise gelindert worden war».

Wie sehr auch in Rom das Problem der Nahrungsbeschaffung im Mittelpunkt des politischen Geschehens stand, geht aus einer Reihe von Quellenzeugnissen hervor. An einigen Stellen wird berichtet, dass selbst geringste Anzeichen einer Störung in der Lebensmittelversorgung genügten, um erregte und tumultartige Zusammenrottungen der Bevölkerung herbeizuführen.⁹⁵ Einmal wird sogar ausdrücklich betont, derartige Bewegungen wären in Rom sehr häufig gewesen,⁹⁶ und zwar vor allem deswegen, weil Nahrungsmangel in Rom an der Tagesordnung gewesen sei und die besitzlosen Schichten der Bevölkerung sehr schwer Arbeit gefunden hätten.⁹⁷

Von einer allgemeinen erheblicher Verteuerung der Nahrungsmittel in der beginnenden Kaiserzeit werden wir von Plinius unterrichtet,⁹⁸ während Cicero⁹⁹ diesbezügliche Angaben für die ausgehende Republik macht. Wir hören auch von der Tatsache, dass Nahrungsmangel und rapides Ansteigen der Preise in Rom des öfteren auftraten, wenn sich die Kaiser nicht selbst in der Hauptstadt aufhielten.¹⁰⁰ Deshalb lässt sich vermuten, dass Preisschwankungen sehr intensiv gewesen sein mögen und Höchstpreise von notwendigen Lebensmitteln für lange Zeit stabil gehalten wurden, wie dies in einigen Berichten erwähnt wird.¹⁰¹ Danach lag z. B. in der Regierungszeit des Augustus in

⁹¹ FHG III, 487, Frgt. 4, bezeugt durch Athenodoros von Tarsos.

⁹² ROSTOVITZEFF: a. O., I, 465.

⁹³ ROSTOVITZEFF: a. O., I, 172.

⁹⁴ SEG I, 366.

⁹⁵ Sueton Aug. 25; Amm. Marc. 15, 7, 19, 10, 27, 3; Symmachus ep. 2, 6, 3, 55, 3, 82, 4, 4, 10, 29.

⁹⁶ Amm. Marc. 14, 6, 1; Strabo Geogr. 5, 3, 7.

⁹⁷ Amm. Marc. 21, 12, 24, 26, 3, 6, 29, 6, 19.

⁹⁸ Plin. n. h. 17, 1 und 19, 53.

⁹⁹ Cic. ad Att. 5, 21, 8 und pro Flacc. 7, 17.

¹⁰⁰ Tac. Ann. 15, 36.

¹⁰¹ Sueton Aug. 42; Cass. Dio 55, 22, 55, 26—27, 55, 31; Euseb. Chron. 8.

den Jahren 5—8 u. Z. der Kornpreis durchschnittlich 5 bis 8 mal so hoch wie der normale Preis.

Zusammenfassend schreibt zu diesen Gedanken R. v. Pöhlmann:¹⁰² «Es bilden in der Stadtgeschichte bis in die letzten Zeiten des Imperiums tumultuarische Zusammenrottungen wütender Volksmassen und gewaltsame Ausschreitungen aller Art eine ständige Rubrik. Und in der Regel ist es die wirtschaftliche Notlage der Masse, die Klage über hohe Lebensmittelpreise, die Erbitterung gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen Urheber».

Es zeigt sich an Hand der gegebenen Beispiele, dass einerseits Volksbewegungen und Klassenkämpfe das soziale Gefüge des Staates erschüttern, den geordneten Produktionsablauf für eine bestimmte Zeit lähmen und damit wirtschaftliche Krisenzustände schaffen konnten, während aber die umgekehrte Kausalität viel öfter die historische Entwicklung bestimmt, d. h. dass Teuerungen und Hungersnöte, die aus den Widersprüchen der Besitz- und Produktionsverhältnisse zu erklären sind, in den meisten Fällen soziale Bewegungen und erbitterte Klassenkämpfe auslösen.

3. Kriege und Kampfhandlungen.

Jeder Mensch mit gesunden Verstand und klarer Vernunft weiss, dass Kriege und Kampfhandlungen Grund und Boden verwüsten, Gebäude, Werkstätten und Produktionsmittel vernichten und unzählige Menschen dem sicheren Tode überantworten, wobei die Existenzgrundlage der Überlebenden in breitem Masse ruiniert wird und gewöhnlich die Kriegszeiten durch eine Krisenperiode der Not und des Hungers abgelöst wird. Erst recht ist es die erste und letzte Aufgabe des Historikers, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den Charakter und die unheilvollen Auswirkungen jeglicher Kriege in jeder Geschichtsepoche aufzuzeigen.

Selbst Rostovtzeff scheute sich nicht, auf diese Probleme hinzuweisen, und gab ein lobenswertes Beispiel, wie in historischen Abhandlungen Kriegserreignisse und Kriegsschäden in ihrer schrecklichen Wirkung auf das Wirtschaftsgefüge der einzelnen Staaten zu untersuchen sind. Er schreibt über «die fast unablässigen Kriege unter den hellenistischen Staaten und mit auswärtigen Mächten»,¹⁰³ berührt dabei die Folgen, die diese auf die wirtschaftliche Entwicklung dieser Staaten hatten und sagt: «Der Handel wurde davon nicht weniger betroffen als die Industrie und jede andere Tätigkeit. Neben den Kriegen trugen auch Piratentum und Räuberunwesen zur Mehrung der allgemeinen Unsicherheit bei.

Schliesslich möchte ich noch die häufigen politischen und sozialen Revolutionen in den griechischen Städten und die inneren Kriege innerhalb der

¹⁰² R. v. PÖHLMANN: Geschichte des Sozialismus und der sozialen Frage in der antiken Welt, München 1925, II, 416.

Monarchie erwähnen».¹⁰³ Getreu diesem Grundsatz hat Rostovtzeff in seinem umfassenden Werke über die hellenistische Wirtschaftsgeschichte vielseitiges Quellenmaterial zusammengetragen und analysiert. Er sagt an einer Stelle: «Die ungeschriebenen Gesetze des Krieges betrachteten Akte wie Plünderung und Verheerung des Feindeslandes als normal und gesetzlich (siehe z. B. die Bemerkung des Polybios 23, 15, 1—3). Ebenso liessen sie die völlige Zerstörung eroberter Städte zu».¹⁰⁴ Wie es bei derartigen Forschungen unumgänglich ist, gibt er einen Einblick in gelegentliche plötzliche Schwankungen der Warenpreise, die durch die zahlreichen Kriege der Diadochenzeit verursacht wurden.¹⁰⁵

Betreffend die Zeit nach der Schlacht bei Magnesia (190 v. u. Z.) berührt er die Verhältnisse in der ägäischen Welt, die damals von Kriegen und Piratenunwesen stark erschüttert wurde: «Es hatten sich die Städte Griechenlands und auch einige Inseln niemals im Hinblick auf die regelmässige Versorgung mit Nahrungsmitteln in einer schlimmeren Lage befunden. Das Problem der täglichen Ernährung quälte jedermann; es stand vor dem einzelnen ebenso wie vor der Stadt. Dies erweisen Dutzende von Inschriften, die von Nahrungsmittelmangel, Hunger usw. sprechen. Der Hauptgrund für diesen Stand der Dinge ist zweifellos in den finanziellen Schwierigkeiten der meisten griechischen Städte und in ihrer rückläufigen Kaufkraft zu finden, ein Beweis für die Verarmung ihrer Bürger während dieser Zeit».¹⁰⁶

Ein weiteres Beispiel aus dem hellenistischen Ägypten kann für die Regierungszeit des Ptolemaios V. (Epiphanes — 203—181 — v. u. Z.) angeführt werden:¹⁰⁷ «Die Erhebung unter Epiphanes und der Krieg des Antiochos IV. hatten die normale Bebauung des Landes bis ins letzte zerrüttet. Aber damals war es noch möglich, durch milde Massnahmen und sanften Druck auf die Bebauer die Ordnung wiederherzustellen. Dann kam die Erhebung des Petosarapis, die sicherlich eine ernste Angelegenheit war. In grosser Anzahl nahmen die Einheimischen daran teil... Ihre Ländereien lagen verlassen und verödet. In ganz Ägypten gab es Mangel an Arbeitskräften und obendrein Mangel an Zugvieh... Das Jahr unmittelbar nach Beendigung des Aufstands drohte verheerend zu werden. Getreidemangel und vielleicht eine Hungersnot standen unmittelbar bevor... Die Regierung griff zu Zwangsmassnahmen. Der König verfügte, dass jedermann (*πάντες*) sich an der Bestellung des aufgegebenen Landes zu beteiligen habe... Um die Last weniger

¹⁰³ ROSTOVTZEFF: *Hell. Gesch.* — und *Wirtsch.* — *Gesch.* II, 998/99.

¹⁰⁴ ROSTOVTZEFF: *a. O.*, I, 144/45.

¹⁰⁵ ROSTOVTZEFF: *a. O.*, I, 129.

¹⁰⁶ ROSTOVTZEFF: *a. O.*, II, 490; Quellenbelege dazu bei F. M. HEICHELHEIM: *Sitos*, *RE Supp.-Bd.*, VI, Sp. 854—880.

¹⁰⁷ ROSTOVTZEFF: *a. O.*, II, 569.

schwer werden zu lassen, wurde den in Aussicht genommenen Bebauern eine Senkung der Pacht gewährt, und die Regierung versprach Darlehen.¹⁰⁸

Bei der Beschreibung einzelner Kriegssereignisse in der römischen Geschichte geht Livius auf spezielle Vorkommnisse ein, die zeigen, dass sich Kriegsfolgen äusserst nachteilig auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Reiches auswirken und Krisen in Produktion und Versorgung hervorriefen. Im Jahre 217 v. u. Z. während des Zweiten Punischen Krieges, sei das Gebiet zwischen der Stadt Cortona und dem Trasimenischen See von Hannibal sehr stark verwüstet worden.¹⁰⁹ Während des Zweiten Makedonischen Krieges (200—197 v. u. Z.) hätten sich die Athener beklagt über «vastationem populationemque miserabilem agrorum», denn es sein «sata exuri, dirui tecta, praedas hominum pecorumque agi».¹¹⁰ Im Laufe der Kampfhandlungen des Jahres 199 Thessalien seien ganze Ortschaften eingeäschert worden.¹¹¹ Während der Kämpfe in Ligurien im Jahre 193 v. u. Z. hätten numidische Soldaten Hilfstuppen der Römer, im feindlichen Gebiet Dörfer und einzelstehende Gehöfte in grosser Anzahl angezündet und verwüstet.¹¹²

In der Gesamtcharakterisierung des Zweiten Punischen Krieges werden «diuturnitas et gravitas belli» betont, und die Menschen seien selbst nach Abschluss des Krieges immer noch bewegt gewesen von «taedio periculorum aborumque»,¹¹³ was sich ohne Zweifel in weitem Sinne auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und auf schwere Existenzbewegungen der meisten römischen Bürger ärmerer Schichten bezieht. Es ist von besonderer Bedeutung zu wissen und weiterzuverfolgen, «dass das zweite Jahrhundert für alle Griechenstädte der West- und Nordküste des Schwarzen Meeres, Apollonia, Mesembria, Odessos, Kallatis, Tomoi, Istros, Tyras und Olbia eine Zeit des Elends und der Not bedeutete».¹¹⁴ Beim näheren Eingehen auf die Zustände in den genannten Städten sagt Rostovtzeff: «Zwei lange, ausführliche Inschriften aus Istros. . .¹¹⁵ geben von den Zuständen in dieser Stadt Kenntnis. Die erste Inschrift (und die zweite schildert ähnliche Verhältnisse) zeigt die Stadt von Feinden umringt, unter Nahrungsmittelmangel leidend, ihr Gebiet verheert. . . Die gleiche Lage finden wir in Tomoi lebendig in einem Ehrendekret für einige

¹⁰⁸ Versprechen der Regierung auf Senkung der Pacht und Gewährung von Darlehen vgl. den Papyrus UPZ 110 aus dem Jahre 164 v. u. Z.

¹⁰⁹ Liv. 22, 4, 1: *Hannibal quod agris est inter Cortonam urbem Trasumenumque lacum omni clade belli pervastat. . .*

¹¹⁰ Liv. 31, 30.

¹¹¹ Liv. 32, 13, 6.

¹¹² Liv. 35, 11, 11: *omnia propinqua vias tecta incendunt; proximo deinde vico nferunt ignem; ferro flammaque omnia pervastant.*

¹¹³ Liv. 31, 6, 3.

¹¹⁴ ROSTOVTZEFF: a. O., II, 604; vgl. dazu seine kurzen Bemerkungen im Gnomon 1934, S. 3 ff.

¹¹⁵ SIG³, 708 = Syll. Inscr. Gracc., ed. W. DITTENBERGER, 3. Aufl., Leipzig 1915—1924: ein Dekret zu Ehren des Aristagoras gegen Ende des 2. Jh. v. u. Z.; die andere, noch unveröffentlichte Urkunde ist sicherlich etwas älter. Diese Angaben nach ROSTOVTZEFF: a. O., II, 604.

Bürger beschrieben, die freiwillig den Wachtdienst in der Stadt übernommen hatten... In folgenden Wendungen beschreibt die Stadt ihre Lage:¹¹⁶ Da das Volk, ratlos und hart bedrängt infolge der Zeitläufe, in höchste Verzweiflung und vor allem wegen der Stadtmauern in Angst geriet, einige die Stadt völlig entmutigt verlassen hatten und die anderen ihr Vaterland wegen der Seuche und der Krankheit, die sich verbreitet hatte, nicht verteidigen konnten».

Griechenland war im Dritten Mithridatischen Kriege (74—64 v. u. Z.) zwar nicht direkt betroffen, erlebte aber eine schwere Zeit. «Die Inschriften von Gytheion¹¹⁷ und Epidauros¹¹⁸ sprechen von Kontributionen, Zwangsaushebungen, Einquartierungen, von Hunger und finanzieller Not in beiden Städten. Antonius legte eine starke Garnison in die Stadt Epidauros und schuf damit Schwierigkeiten in der Nahrungsmittelversorgung und verursachte eine Getreideverknappung (*σπάνις σίτου*)».¹¹⁹

Einer späteren Zeit, den Ende der römischen Republik, gehört eine Nachricht an, die Rostovtzeff ausführlich erörtert:¹²⁰ «Die Gesandten von Mylasa, die vor C. Caesar (Octavianus) im Jahre 31 v. Chr. zu Samos erschienen, zeichneten ein düsteres Bild von dem Zustand ihrer Stadt nach der Belagerung und Einnahme durch Labienus.¹²¹ Viele Bürger waren getötet worden, viele andere gefangen, die Tempel innerhalb und ausserhalb der Stadt geplündert, das offene Tal verwüstet, die Höfe niedergebrannt, und Heimsuchungen jeglicher Art waren auf die Stadt herniedergekommen. Man ist versucht, mit den gleichen Ereignissen das fragmentarische Dekret von Aphrodisias in Verbindung zu bringen, das einen Mann ehrt, der seiner Stadt in einer Hungerzeit half».¹²²

Unter den Verhältnissen einer langen Friedenszeit, der pax Romana in der beginnenden Prinzipatsepoche hat es im Römischen Imperium starke Preisschwankungen gegeben, die als Folge von Kriegserreignissen aufzufassen sind. Zur Zeit Neros sind einmal die Getreidepreise rapid in die Höhe gestiegen — die Ursache wird hier nicht erwähnt — und haben infolge eines akuten Mangels an Korn zu einer Hungersnot in Rom geführt.¹²³ Es darf nicht vergessen werden, dass sich Rom damals in einer Zeit befand, da die Provinzen mit ihrer wachsenden Produktion zu einem erstarkenden Konkurrenten des dem Parasitären verfallenden Italien wurden, d. h. es reifte die Zeit, da sich

¹¹⁶ SIG³, 731, Zitat nach ROSTOVTZEFF : a. O., II, 604, Anm. d.

¹¹⁷ IG IV², 65.

¹¹⁸ IG IV², 66.

¹¹⁹ ROSTOVTZEFF : a. O., II, 751.

¹²⁰ ROSTOVTZEFF : a. O., II, 800.

¹²¹ SIG³, 768.

¹²² Aus diesem Dekret zitiere ich nach ROSTOVTZEFF : a. O., III, 1361, Anm. 125 : «...neben einer schlimmen Hungersnot (*χαλεπωτάτη αυτοδεία*) und einer Schlacht sind erwähnt : *ἀναγκαιοτάτοι καιροί* (Z. 2), *πόλεμοι* (Z. 5) und *παντοδαποὶ κίνδυνοι* (Z. 7)».

¹²³ Sueton Nero 45,1.

in Italien infolge der Verschiebung der Produktion in die Provinzen ernste Krisenanzeichen bemerkbar machten.¹²⁴

In kurzen Worten gibt J. Salvioli¹²⁵ einen Überblick über die in diesem Zusammenhang interessierenden Fragen der wirtschaftlichen Entwicklungstendenz in der römischen Kaiserzeit: «Das für uns am deutlichsten sichtbare Zeichen des Verfalls... bildet die Abnahme der Edelmetallschätze, die ungeheuere Geldnot. Nach Augustus jagt eine Krise die andere, sie werden noch verschärfter durch die unverschämtesten Fälschungen, die Fallissements und Bankrotte als Begleiterscheinungen zeitigten (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, 1860, S. 830 ff.) Die Goldbergwerke waren erschöpft und die Staats- und Privatkassen geleert infolge der riesigen Militärlasten, der ungünstigen Import- und Exportverhältnisse und der ständigen unproduktiven Vergeudungen». Aus diesen Sätzen geht hervor, dass es sich hierbei eindeutig um eine Tendenz der Verschärfung der Unterkonsumption handelte, die aus einem erschreckenden Rückgang des Produktionsumfangs und aus einer zunehmenden Vernichtung von Produktionsmitteln, von Bedarfsgütern und Lebensmitteln herrührt. Dies sind typische Anzeichen der — ich möchte sagen — «allgemeinen Krise der Sklavenhaltergesellschaft», in der Parasitismus und verschwenderischer Luxus der Reichen sowie ständig wachsende Armut und Not der grossen Masse um sich greifen, einer niedergehenden Gesellschaftsordnung, in der die Wirtschaft einer unvermeidlichen Auflösung entgegentreibt und in der die Elemente einer neuen Ordnung schnell heranreifen.

III

Wenn wir die Betrachtungen über die Wirtschaftskrisen in der antiken Welt zusammenfassen, so haben wir erkannt, daß bereits hier und da in engbegrenzten Gebieten Überproduktionskrisen die Wirtschaft erschütterten, Krisen, die aus dem Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung entstanden und sich im Anschluss an eine Periode relativer Prosperität auswirkten, wobei die Kaufkraft der Massen herabgedrückt sowie Armut und Hungersnot der Bevölkerung hervorgerufen wurden.

¹²⁴ Als Beweis sollen folgende Beispiele dienen: Die Inschrift CIL XIII¹, 1668 (= DESSAU, ILS, I, 212) berichtet von einer ansteigenden Blüte der italischen Kolonien und Munizipien. In Italien selbst wurde die Bearbeitung des Bodens in dieser Zeit immer mangelhafter und brachte deshalb immer geringere Erträge, wie es Columella de r. r. I praef. 3 berichtet. Weiterhin erinnere ich an die bekannte Verfügung des Kaisers Domitian, das ein Verbot enthielt, in Italien neue Weingärten anzulegen, und einen Befehl vorschrieb, in Gallien die Hälfte aller Weinstöcke herauszureissen. Mit allen diesen Massnahmen wurde beabsichtigt, die wirtschaftliche Konkurrenz der Provinzen auszuschalten.

¹²⁵ J. SALVIOLI: Der Kapitalismus im Altertum, Stuttgart 1912, 245

Andererseits waren die meisten Krisen, die uns aus der antiken Geschichte bekannt sind, Unterkonsumptionskrisen, die ihre Ursachen in katastrophalen Naturereignissen (Dürre, Trockenheit, Missernten, Überschwemmungen, Erdbeben, Hagelstürme, Ungezieferplagen und Feuersbrünsten) wie auch in verheerenden Ereignissen im Leben der Gesellschaft hatten (Seuchen und Epidemien, sozialen Bewegungen und Klassenkämpfen, Kampfhandlungen und Kriegen). Als ein gemeinsames Merkmal dieser Unterkonsumptionskrisen muss man die Tatsache unterstreichen, dass durch sie Produktionsmittel und Sachwerte vieler Art vernichtet wurden, wodurch der Produktionsumfang geschmälert, demzufolge auch die Waren, die zum Austausch oder Verkauf bereitstanden, weniger wurden und damit unvermeidlich Hungersnöte entstanden. Wir haben an den einzelnen angeführten Beispielen gesehen, auf welche Weise und in welche Formen die Beseitigung dieser Krisenerscheinungen versucht worden ist:

I. Es gab Massnahmen der herrschenden Klassen bzw. der Regierungen der verschiedenen Staaten, die in ihrem Sinne und zu ihrem Nutzen die prekären Zustände in der Produktion verbessern sollten: *a)* durch Sonderimporten von Getreide und anderen Lebensmitteln, um den schlimmsten Hunger der Massen zu beseitigen, *b)* durch Erweiterung der Handelsbeziehungen zu anderen Staaten, um eine geregelte Lebensmittelversorgung auf lange Sicht zu gewährleisten, *c)* durch teilweise Begünstigung (Steuerminderung) einzelner ausgebeuteter Schichten der Bevölkerung bei Inbetriebnahme von Landwirtschaftsbetrieben oder bei Wiederaufbau zerstörter Produktionsstätten.

II. Uns sind zahlreiche Aktionen der armen, oftmals besitzlosen Bevölkerungsschichten bekannt, in denen ihre Selbsthilfe zur Überwindung ihrer Not oder ihr Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse zum Ausdruck kommen: *a)* erhöhte Arbeitsleistungen bei der Sicherung oder Festigung ihres privaten Besitzes und ihrer Produktion, *b)* häufiges Überhandnehmen des Bettler- oder im grossen Stile des Piratenunwesens, des Diebstahls und des Raubes, worin ein passiver Kampf gegen Hunger und Not sichtbar wird, *c)* Flucht von der Arbeitsstelle, Verlassen des Landes, Entvölkerung von Dörfern, was eine spezielle antike Form von Arbeitsniederlegungen oder Streiks darstellt, *d)* Aufstände der freien oder unfreien Bevölkerung mit dem Ziel der Durchsetzung bestimmter wirtschaftlicher und sozialer Forderungen oder der Beseitigung der augenblicklichen Herrschaftsform, d. h. der Kampf des Volkes gegen den tatsächlichen oder vermeintlichen Urheber seiner Notlage.

Bis auf den aktiven Klassenkampf eines Volkes und auf weit um sich greifende soziale Bewegungen stellen alle diese Versuche, die Wirtschaftskrisen — d. h. in jedem Falle die Hungersnöte — zu überwinden, nur Palliativmittel dar, mit deren Hilfe das Volk beschwichtigt oder für den Augenblick

gesättigt werden sollte, die jedoch nichts an den bestehenden Produktionsverhältnissen ändern und demzufolge auch nicht die eigentlichen Ursachen der Krisen beseitigen konnten. Erst der zielbewusste Klassenkampf der produktiv arbeitenden und ausgebeuteten Schichten — wie etwa der Kolonen in der Periode der römischen Kaiserzeit — mit dem Ziel, qualitativ neue Besitz- und Produktionsverhältnisse an die Stelle der alten und überlebten zu setzen, erst dieser Kampf und sein Sieg waren in der Lage, unter den Bedingungen der Klassengesellschaft für eine gewisse Zeit das Entstehen von Überproduktions- und Unterkonsumptionskrisen auszuschalten.

M. PLEZIA

UNGARISCHE BEZIEHUNGEN DES ÄLTESTEN POLNISCHEN CHRONISTEN

Seit der Humanistenzeit pflegt man den ältesten, namenlosen Chronisten Polens, welcher am Anfang des XII. Jh. sein Geschichtswerk verfasst hatte, *Gallus anonymus* zu nennen¹, da gute Gründe angeführt werden können zu Gunsten der Annahme, dass er französischer, oder genauer gesagt provenzalischer Herkunft gewesen war. Er selbst hat uns zwar seinen Namen nicht überliefert, er nennt sich aber in der Vorrede zum dritten und letzten Buch seines Werkes *exul apud vos et peregrinus*² und betont, er habe keineswegs die Absicht seine Heimat oder seine Vorfahren vor den Fremden zu preisen. Aus derselben Stelle geht es hervor, dass er dem Benediktinerorden angehörte, da er von seinem *locus professionis*³ spricht, der bekanntermassen bei den Benediktinern ein technischer Ausdruck ist. Dass er kein deutscher oder tschechischer Mönch sein konnte, das zeigt uns zur Genüge die Abneigung, mit der er sich von beiden diesen Völkern äussert.

Demgegenüber scheint ihn manches mit dem damals berühmten provenzalischen Benediktinerkloster St. Gilles (nicht weit von der Rhône-Mündung⁴) zu verbinden. Nicht nur weiss er von seiner Existenz, während er von keinen anderen ausserpolnischen Klöstern zu berichten pflegt, sondern ist auch von seiner Lage genauer unterrichtet, dass das Kloster nämlich *in Gallie finibus contra austrum iuxta Massiliam, ubi Rhodanus intrat mare*⁵ gelegen sei. Ausser-

¹ Neueste Ausgabe von K. MALECZYŃSKI: *Galli anonymi chronicae et gesta ducum sive principum Polonorum*, Cracoviae 1952 (Monumenta Poloniae Historica, nova series, tomus II). Nach dieser Ausgabe werden unten die Stellen aus der Chronik zitiert. Zur ersten Einführung in dieses Werk können dem nicht-polnischen Leser folgende Handbücher empfohlen werden: M. MANITIUS: *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters*, Bd. III., München 1931, S. 407 ff. P. DAVID: *Les sources de l'histoire de Pologne à l'époque des Piasts*, Paris 1934, S. 35 ff. J. DE GHELLINCK: *L'essor de la littérature latine au XII^e s.*, Bruxelles 1955, S. 366 f. Vgl. auch Anm. 10.

² S. 120, 9.

³ Ebda.

⁴ Aus der neueren Literatur zu vergleichen sind A. FLICHE: *Aigues-Mortes et Saint-Gilles*, Paris o. J. (vor 1939) und zuletzt R. HAMANN: *Die Abteikirche von St. Gilles*, Berlin 1955, 2 Bde.

⁵ S. 57, 16 f.

dem aber kommt diesem Kloster und seinem Gründer und Schutzpatron, dem hl. Aegidius, in unserem anonymen Geschichtswerk eine besondere Rolle zu: der eigentliche Held des Werkes, der junge Fürst von Polen Boleslaus III, Schiefmund (geb. 1086, Nachfolger seines Vaters, Ladislaus Hermanns seit 1102), dessen Leben und Taten zwei von den drei Büchern der Chronik gewidmet sind, wird von dem Chronisten als besonderer Schützling des hl. Aegidius betrachtet und gerade dieser Umstand wird dem Verfasser nach seiner eigenen, ausdrücklichen Aussage zum Anlass, die Taten des Fürsten zu verherrlichen: *opere precium duximus quasdam res gestas Polonicorum principum gratia cuiusdam gloriosissimi ducis ac victoriosissimi nomine Boleslai stilo puerili ... exarare ... ob hoc eciam maxime, quod Dei dono precibusque sancti Egidii natus fuit, per quem, ut credimus, bene fortunatus semperque victoriosus extitit.*⁶ Es wird nämlich im ersten Buch feierlich einmal gleich am Anfang in Versform, dann aber am Ende wiederum in Prosa berichtet, dass die Ehe Ladislaus Hermanns von Polen mit Judith der Tochter des Königs von Böhmen, Wratislaw, eine gewisse Zeit kinderlos gewesen war, bis sich die Gatten, veranlasst von einem polnischen Bischof Namens Franco, an den hl. Aegidius gewendet und zu seinem Grabe in St. Gilles eine Botschaft mit reichen Gaben entsandt hatten, worauf sofort die Schwangerschaft der Fürstin und dann die Geburt des langerwarteten Thronerben gefolgt hat.⁷ Es ist in diesem Zustand der Dinge kein Wunder, dass schon der humanistische Geschichtsschreiber von Polen, Martin Kromer, in der Mitte des XVI. Jh. in dem anonymen Chronisten einen französischen Mönch erkannt hat und auf einem der drei erhaltenen handschriftlichen Exemplare des Werkes, das ihm damals angehörte,⁸ eigenhändig folgende Notiz eintrug: *Gallus hanc cronicam scripsit, monachus — ut opinor — aliquis, ut ex prooemiis conicere licet. qui Boleslai tertii tempore vixit.* Dieser Vermutung stimmten in Laufe der Zeit viele namhaften Gelehrten bei.

Nichtsdestoweniger aber wurden von anderer Seite (besonders von dem berühmten Herausgeber mancher mittelalterlichen polnischen Geschichtswerke, Adalbert Kętrzyński,⁹ am Anfang unseres Jh.) Gründe geltend gemacht welche die Untersuchung nach der Heimat unseres ältesten Chronisten scheinbar in einer anderen Richtung führen sollten — und nämlich nicht anderswohin als nach Ungarn. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Chronist von den ausserpolnischen Verhältnissen am meisten in der ungarischen Geschichte bewandert

⁶ S. 6, 8 ff.

⁷ S. 4—6 vgl. 57—59.

⁸ Über die Hs. vgl. MAŁEJCZYŃSKI in der Vorrede zu seiner Ausgabe S. XIII—XX.

⁹ *Niektóre uwagi o autorze i tekście najdawniejszej kroniki polskiej* (Einige Bemerkungen über den Verfasser und Text der ältesten polnischen Chronik), *Rozprawy Akademii Umiejętności, Wydział Historyczno-filozoficzny* (Abhandlungen der [Krakauer] Akademie der Wissenschaften, Historisch-philosophische Klasse) LIII 1910, S. 54—59.

ist;¹⁰ das erhellt schon aus folgender Zusammenstellung: deutsche Kaiser kennt er bei Namen drei:¹¹ Otto III, Heinrich IV., und Heinrich V., ohne Namen aber auch Heinrich III; russischen Grossfürsten nennt er nur einen, Jaroslaw, der seinem Helden, Boleslaus dem Schiefmund zeitgenössisch war, dreier von ihnen (Jaroslaw des Grossen, Światopelsk Jaropelkowicz und Izjaslaws) gedenkt er ohne Namensnennung; von den tschechischen Fürsten und Königen führt er bei Namen Borzywoj an, der wiederum Boleslaus Zeitgenosse war, ausserdem den König Wratislaw und den Brzetyslaw, welche ungefähr eine oder zwei Generationen älter gewesen sind: namenlos dagegen zwei Brüder Borzywojs, also wiederum Zeitgenossen, und eine ältere Gestalt, Boleslaus den Roten (Wende des X. und XI. Jh.); dazu kommt noch ein zeitgenössischer Fürst von Mähren, Światopelk. Man sieht ohne weiteres, dass dem Chronisten meist nur zeitgenössische oder nicht viel ältere Persönlichkeiten bekannt waren. Von den ungarischen Königen dagegen ist er vertraut mit den Gestalten des hl. Stephan, Peters von Venedig, Salomons, des hl. Ladislaus und Kálmáns; ausser ihnen kommt er auch auf einen zeitgenössischen Fürsten Almus zu sprechen. Drei namentlich genannten deutschen Kaisern, einem russischen Grossfürsten, drei tschechischen Fürsten und einem mährischen stehen also sechs ungarische Könige und Fürsten gegenüber, was schon zahlenmässig als sehr bedeutend angesehen werden muss. Darüber hinaus reihen sich die unserem Chronisten bekannten Árpáden in einer dichten, wenn auch nicht lückenlosen Kette aneinander, vom ersten christlichen Vertreter dieser Dynastie an, bis zu ihrem damaligen Repräsentanten. Von besonderer Bedeutung ist es auch, dass das, was der polnische Geschichtsschreiber vom hl. Stephan, Peter von Venedig und besonders vom hl. Ladislaus zu erzählen weiss, viel konkreter und inhaltsreicher ist, als seine sonstigen Bemerkungen über die ausländischen Herrscher. Sicher also lag ihm Ungarn und seine Geschichte näher als irgend ein anderes mit Polen benachbartes Land.

Diese Bemerkungen erschöpfen aber keineswegs die Liste der Stellen, welche auf bestimmte Beziehungen des anonymen Chronisten zu Ungarn schliessen lassen. Es wurde in diesem Zusammenhang mehrfach hervorgehoben, dass er seinen Haupthelden, Boleslaus III. nicht weniger als 4mal *dux septentrionalis*¹² nennt, dass also sein Gesichtspunkt, von dem aus er Polen und seine Herrscher betrachtet, südlich von diesem Land gelegen sein musste. An einer Stelle endlich, wo er über den Nachfolger des hl. Stephan, Peter von

¹⁰ Vgl. die Monographie des unterzeichneten Verfassers, *Kronika Galla na tle historiografii XII w.* (Die Chronik des Gallus gegenüber dem Hintergrund der Geschichtsschreibung des XII. Jh. — im weiteren zitiert als Gallus-Buch) in den obengenannten (Anm. 9) Abhandlungen LXXI 1947, S. 131. Die Besprechung und eine ausführliche englische Inhaltsangabe davon von der Feder des amerikanischen Mediävisten J. HAMMER in *Speculum* XXIV 1949, S. 291 ff.

¹¹ Die Stellen sind zu finden nach dem Namenregister in MALECZYŃSKI's Ausgabe

¹² Stellen bei MALECZYŃSKI im Sachregister s. v. *dux*.

Venedig zu sprechen kommt, fügt der Geschichtsschreiber folgendes hinzu : *qui ecclesiam sancti Petri de Bazoario inchoavit, quam nullus rex ad modum inchoacionis usque hodie consummavit*.¹³ Die Erklärung dieses sonst unbekannten *Bazoarium* war unter den polnischen Kommentatoren des Werkes längst ein Streitpunkt : man dachte — offensichtlich aus lautlichen Gründen an Borsod an der Teisse, oder an Vasvár an dem Raab-Fluss. Erst der letzte Herausgeber der Chronik. K. Maleczyński machte darauf aufmerksam,¹⁴ dass es sich hier sachgemäss nur um Fünfkirchen handeln kann, denn dort gründete König Peter den bis heute bestehenden Dom, in dem er auch begraben worden ist. Da diese Tatsache der ungarischen Geschichtsschreibung des Mittelalters ziemlich geläufig war, kann unsere Gallus-Stelle nur auf Fünfkirchen bezogen werden, wobei es freilich zu erklären bleibt, warum der anonyme Chronist anstatt des wohlbekannten Namens *Quinqueecclesiae* das rätselhafte *Bazoarium* (v. l. *Bascarium*) eingeführt hat, das auch mit dem ungarischen Namen Pécs schwer zusammenzubringen ist. Unabhängig davon aber ist es auffällig genug, dass der Chronist die von dem König Peter angefangene Kathedrale erwähnen zu sollen glaubte, obgleich diese Tatsache für seine weitere Erzählung von keinerlei Bedeutung war. Offensichtlich musste er selbst unter dem Eindruck des gewaltigen Baus stehen, der bis zu seiner Zeit unvollendet geblieben war. Ausser der Erwähnung der Kathedrale von Fünfkirchen hat unser Anonymus noch einen Punkt mit der ungarischen Geschichtsschreibung gemeinsam : er sagt nämlich von der *Ungaria ab Hunis, qui et Ungari dicuntur, quondam occupata*,¹⁵ was man ihm bei uns früher als einen groben Fehler vorhielt, während er nur die alte ungarische Legende von der Inbesitznahme des Landes wiederholt. Alles in allem sind die Spuren des Zusammenhanges zwischen unserem Chronisten und Ungarn so augenfällig, dass sie auf ersten Blick im krassen Widerspruch mit der Theorie von seiner provenzalischen Herkunft zu stehen scheinen.

Aufgehoben wurde dieser Widerspruch mittels einer einleuchtenden Hypothese, welche schon in der Zwischenkriegszeit unabhängig voneinander von dem jungen Posener Historiker Theodor Tyc und dem altbewährten Kenner der polnischen Kulturgeschichte Alexander Brückner vertreten wurde,¹⁶ in der die Lösung des Rätsels durch den Hinweis auf ein französisches Kloster auf ungarischen Boden in Somogyvár erstrebt wurde. Dieses Kloster ist bekanntlich vom hl. König Ladislaus im J. 1091 gegründet worden und von einer Kolonie der Mönche aus dem provenzalischen St. Gilles besiedelt, zu dem es auch später in filialer Abhängigkeit stand.¹⁷ Zu dieser neuen ungarischen

¹³ S. 41, 16 f.

¹⁴ In der Anmerkung zur obengenannten Stelle ; vgl. unser Gallus-Buch S. 159 f.

¹⁵ S. 8, 3.

¹⁶ Vgl. unser Gallus-Buch S. 148.

¹⁷ Vgl. F. BAUMGARTEN : Századok XL 1906, S. 389 ff.

Abtei begab sich im J. 1113 in einer Busswallfahrt Boleslaus III. Schiefmund von Polen nach der Blendung und dem dadurch herbeigeführtem Tode seines Halbbruders Zbigniew, worüber eben unserer Chronist am Ende seines Werkes ausführlich berichtet.¹⁸ Diese Tatsache ist für die ganze Chronik von allergrössten Bedeutung. Es wurde neulich mit allem Nachdruck richtig hervorgehoben,¹⁹ dass das gesamte Werk unter dem Gesichtspunkt der Auseinandersetzung zwischen Boleslaus III. und Zbigniew verfasst worden ist und zwar mit der Absicht Boleslaus Anrecht auf die Alleinherrschaft zu berechtigen. Politisch genommen bildete natürlich Zbigniews Blendung und Tod einen Abschluss des Streites, aber vom moralen Standpunkt bedurfte Boleslaus Handeln noch einer Rechtfertigung, besonders in den Augen des hohen Klerus, in dessen Reihen Zbigniews Anhänger noch einflussreich waren. Der Gnesener Metropolit Martin scheint sogar den Fürsten wegen Brudermords verbannt zu haben und der Aufhebung dieses Bannes diente die genannte Pilgerfahrt nach Somogyvár und zum Grabe des hl. Stephans in Stuhlweissenburg. Es ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, dass das einzige historische Ereigniss, bei dessen Schilderung der Chronist sich auf sich selbst als auf einen Augenzeugen beruft, eben diese Bussfahrt ist. Er sagt wörtlich: *vidimus enim talem virum, tantum principem, tam deliciosum iuvenem primam karinam ieiunantem, assidue in pulvere et cilicio humi provolutum, lacrimosis suspiriis irrigatum, ab humano consortio et colloquio separatum etc.*²⁰ Da es sonst nirgends mehr seine Gepflogenheit ist, in 1. Person zu erzählen, sind wir berechtigt anzunehmen, dass er damals zum ersten Male mit den erzählten Ereignissen in persönliche Berührung getreten ist. Damit stimmt völlig die Tatsache überein, dass die Chronik nicht vor 1112 begonnen werden konnte, da sie als amtierenden Bischof einen Żyrosław von Breslau erwähnt, der bewiesenermassen erst 1112 auf diesen Stuhl erhoben worden ist.²¹ Alles scheint also darauf hinzuweisen, dass der Chronist, ein provenzalischer Benediktinermönch aus St. Gilles, der in ungarischer Zweigstelle dieses Klosters in Somogyvár weilte, anlässlich der Pilgerfahrt Boleslaus III. nach dieser ungarischen Ortschaft im J. 1113 auf das polnische Hof eingeladen wurde, wahrscheinlich von Anfang an mit dem Auftrage ein Geschichtswerk zu Ehren seines neuen fürstlichen Gönners zu schreiben. Eine solche Hypothese erlaubt wenigstens in einfachster Weise alle bisher besprochenen Tatsachen zu erklären. Dass bei dieser Einladung die massgebende Rolle nicht der junge, kaum 27jährige Fürst gespielt hat, sondern sein Kanzler Michael, vom mächtigen Adelsgeschlecht Awdańce, derselbe, welcher später bei der Verfassung des

¹⁸ S. 154—160.

¹⁹ J. ADAMUS: O monarchii Gallowej (Über Gallus' Monarchie-[begriff]), Warszawa 1952.

²⁰ S. 157, 13 ff.

²¹ S. 1, 5 mit MAŁEJCZYŃSKI's Anmerkung.

Werkes als Hauptberichterstatter tätig gewesen ist,²² lässt sich von vornherein leicht begreifen.

Die damals getroffene Wahl des künftigen polnischen Geschichtsschreibers hat sich als durchaus berechtigt erwiesen: er hat die mit ihm verbundenen Hoffnungen nicht enttäuscht und ein Werk zu Stande gebracht, das zu den interessantesten seiner Art in der zeitgenössischen europäischen Literatur gerechnet werden darf. Wir haben es in unseren bisherigen Ausführungen laufend Chronik genannt, obwohl es nur im gewissen, breiten Sinne dieses Wortes möglich ist, denn eigentlich bildet das Geschichtswerk unseres Anonymus ein klassisches Beispiel der Literaturgattung, die wir jetzt *gesta* zu nennen pflegen.²³ Von der wahren Chronik unterscheidet es der Mangel an chronologischem Element und tatsächlich findet sich in all seinen drei Büchern kein einziges Jahresdatum. Die Absicht des Verfassers ist in erster Linie, die herrlichen Waffentaten der polnischen Fürsten zu preisen und zu verkünden, worüber er sich selbst mit aller erwünschten Eindeutigkeit äussert: *bella regum et ducum non evangelium me scripsisse*.²⁴ Man könnte mit vollem Recht sagen, sein Werk stehe an der Grenze zwischen der Geschichte und der epischen Dichtung, mit der ihm auch seine stark rhythmisierte Form, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, gemeinsam ist. Die Erzählungstechnik hat auch eine stark literarische, man möchte sagen belletristische Prägung, die uns seinerzeit dazu bewegte, die Reihe der von Gallus entworfenen meist kriegerischen Szenen mit der Versailler *galerie des batailles* zu vergleichen:²⁵ sie sind sich untereinander darin ähnlich, dass in beiden Fällen der Inhalt des Dargestellten aus der geschichtlichen Wirklichkeit geschöpft, die Komposition und Ausführung dagegen mehr von künstlerischen als von historischen Zwecken bestimmt wird. Der Aufbau des Ganzen ist sorgfältig entworfen und durchgeführt, was sich besonders in der regelmässigen Verteilung der dichterischen Einlagen bemerken lässt; des kann kein Zweifel mehr bestehen, dass wir mit einer wohl durchgedachten und planmässig ausgeführten Komposition zu tun haben.²⁶

Besonders interessant ist aber die stilistische Seite unserer anonymen *gesta*; schon K. Polheim²⁷ hat vor 30 Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass sie zu den frühesten Beispielen regelmässiger Anwendung des vollen zweisilbigen Reims in Europa dieser Zeit gehören. Das Werk ist aber auch in ungewöhnlich grossem Ausmass rhythmisiert, sowohl in den Klauseln, wo *cursus*.

²² Vgl. mein Gallus-Buch S. 182 ff. Die Erwähnungen Michaels in der Chronik selbst sind zu finden in MAŁEZYŃSKI'S Ausgabe im Namenregister s. v. Michael.

²³ Vgl. unser Gallus-Buch S. 51 ff.

²⁴ S. 121, 13.

²⁵ Vgl. unser Gallus-Buch S. 79.

²⁶ Ebd. S. 62—76.

²⁷ Die lateinische Reimprosa, Berlin 1925, S. 56—87. Weitere Literatur zu diesem Problem in unserem Gallus-Buch S. 102, Anm. 2. Unsere eigenen Ausführungen darüber ebda S. 102—122.

Gesetze fast ausnahmslos Anwendung finden, wie auch im Satzbau, in dem starke Neigung zum Satzparallelismus zu beobachten ist. Diese Neigung ist so aufgeprägt, dass man an manchen Stellen unsicher bleibt, ob sie als rhythmische Prosa oder als Verseinlagen im Prosatext aufzufassen sind, vgl. z. B. die Charakteristik des ungarischen Königs, hl. Ladislaus:²⁸

*qui Wladislaus ab infancia nutritus in Polonia fuerat
et quasi moribus et vita Polonus factus fuerat;
dicunt talem numquam regem Ungariam habuisse
neque terram iam post eum fructuosam sic fuisse.*

Es ist ohne weiteres selbstverständlich, dass ein Schriftsteller solcher Klasse auch die lateinische Sprache nicht nur handwerksmässig gehandhabt haben musste; sein Latein ist zwar kein klassisches,²⁹ und ausser einigen wenigen aus Sallust nachgeahmten Stellen findet man bei ihm kaum eine Spur der *imitatio* von klassischen Autoren,³⁰ man fühlt aber bei der Lektüre seines Textes, dass der Verfasser mit alten Traditionen der lateinischen Sprache eng verwachsen ist.

Ein Geschichtswerk dieses Ranges war in der betreffenden Zeit in unserem Teile Europa seine ungewöhnliche Erscheinung, denn es ragt hoch empor über die übliche literarische Produktion auf diesem Gebiete, welche damals sowohl in Ungarn als in Polen aus vereinzelt Heiligenviten kleineren Umfangs, wenigen Annalen und nicht viel zahlreicheren Urkunden bestand. Kaum besser war es in Böhmen, obgleich dort die christlich-lateinische Kultur früher Wurzel gefasst hatte und in der Mitte des XI. Jh. keinen so schweren Rückschlag erlitt, wie es in beiden vorhergenannten Ländern der Fall war. Cosmas von Prag *Böhmenchronik* entstand etwas später und war ganz andersgeartet: sie weist die Züge der klassizisierenden Lütticher Schule auf, der ihr Verfasser bekanntlich seine Bildung verdankte. Als wesensverwandtes Gegenstück also können dem polnischen Werk nur die verlorenen ungarischen *Gesta* aus der Wende des XI/XII. Jh. zur Seite gestellt werden.³¹ Es ist also von grösstem literarhistorischen Interesse, die beiden zwei, sich auch zeitlich so nahe stehenden Werke genauer zu vergleichen, soweit es natürlich der Stand unseres Wissens von der verlorenen ungarischen Quelle zulässt.

In erster Linie bezeichnend scheint es zu sein, dass beide Geschichtswerke, das ungarische und das polnische, derselben Literaturgattung der

²⁸ S. 52, 15 ff.

²⁹ Vgl. unser Gallus-Buch S. 83–102.

³⁰ Ebd. S. 123–126.

³¹ Dem ungarischen Leser braucht wohl die Problematik dieser Urquelle der frühmittelalterlichen ungarischen Geschichtsschreibung kaum nähergebracht zu werden. Es genügt der Verweis auf B. HÓMAN: A. Szent László-kori Gesta Ungarorum, Budapest 1925 und J. HORVÁTH: Árpád-kori latin nyelvű irodalmunk stílusproblémái, Budapest 1954, S. 288–349.

ritterlichen *gesta* angehörten, denn in den neuchristianisierten Gebieten Osteuropas kam diese Form damals nicht gerade oft vor. Cosmas von Prag gehört in eine andere Kategorie hinein, Adams von Bremen *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum* stellt die Parallellform der kirchlichen *gesta* dar. Auch der zeitgenössischen deutschen Geschichtsschreibung scheinen die ritterlichen *gesta* fern gestanden zu sein, mit einer berühmten Ausnahme der *Gesta Saxonum* von Widukind im X. Jh. In der westlichen Literatur dagegen sind solche *gesta* eine häufige Erscheinung, besonders in der Kreuzzugsgeschichte und in der Biographie mancher normannischen Fürsten. Diese Wesensverwandschaft beider uns interessierenden Werke macht sich weiter in einigen Einzelheiten bemerkbar: wie in den polnischen *gesta* scheinen auch in den *Gesta Ungarorum* die Jahresdaten nicht vorgekommen zu sein, denn auch dort, wo die letztgenannten aus der Chronik Reginos vom Prüm oder aus den Altaicher Annalen geschöpft haben, weisen die aus ihnen hergeleiteten Texte (bei dem anonymen Notar Königs Béla, in der *Budaer-Chronik* oder im *Chronicon Pictum*) keine Jahresdaten auf. Auch das Kompositionsprinzip ist in beiden Fällen dasselbe gewesen: das Hauptthema bildete die Gestalt und die Taten des Zeitgenössischen Helden — in Polen Boleslaus III., in Ungarn des hl. Königs Ladislaus — und nur einführungsweise wurden am Anfang die älteren Vertreter der Dynastie kürzer behandelt; unser Gallus hat das im ersten Buch sehr eindeutig ausgedrückt: *est enim intencio nostra de Polonia et de duce principaliter Boleslao describere eiusque gratia quedam gesta predecessorum digna memoria recitare*.³²

Weitere Parallelen ergeben sich aus dem Vergleich der beiden Werke hinsichtlich der Züge, welche ihre Autoren im Bilde des idealen Königs hervortreten lassen: bei dem polnischen wie bei dem ungarischen *gesta*-Verfasser ist der in ihrem Fürstenspiegel dargestellte Herrscher in erster Linie ein siegreicher Krieger, besonders in dem Kampfe gegen die Ungläubigen (im polnischen Fall sind es die Pomoraner, mit welchen Boleslaus III. mehrjährige Kriege geführt hat), aber dieses Bild des ritterlichen Prinzen wird auch mit bemerkenswert humanistischen Charaktereigenschaften ausgestattet. Ich möchte vor allem auf die Milde und Gerechtigkeit gegenüber dem besiegten Feind hinweisen. Den ungarischen Geschichtsschreiber veranlasste dieses Ideal zum Verschweigen gewisser brutalen und halb-barbarischen Züge der ersten Árpáden, der polnische aber sagt an einer Stelle wörtlich: *tunc erit virtus in gestis militaribus collaudanda, cum fuerit vita multis honestis moribus adornata*.³³

Viel schwieriger ist es einen Vergleich der literarischen Faktur beider Geschichtswerke durchzuführen, da der Urtext der ungarischen *Gesta* bekanntlich verlorengegangen ist. Nichts destoweniger weisen die aus ihnen hergeleiteten

³² S. 9, 3 ff.

³³ S. 36, 8 f.

ten späteren Denkmäler in ihrer literarischer Form gewisse frappante Parallelen mit dem polnischen Werk auf. Auf die Ähnlichkeit der Schilderung der Trauer, welche in Polen nach dem Tode des Königs Boleslaus I.³⁴ in Ungarn aber nach dem Tode des hl. Ladislaus herrschen sollte (eine Szene, die sich fast wörtlich bei Simon de Keza,³⁵ in der Budaer-Chronik, in *Chronicum Pictum*³⁶ und in der *Legenda s. Ladislai regis*³⁷ wiederholt) — hat schon vor 100 Jahren der polnische Mitherausgeber des Gallus in *Monumenta Germaniae, Scriptores-Reihe*, Johann Szlachetkowski, treffend hingewiesen.³⁸ Die Verwandtschaft der angeführten Texte springt in die Augen, besonders wenn man sie mit der verwandten Stelle am Anfang der zeitgenössischen deutschen *Vita Henrici IV* vergleicht, welche dasselbe Motiv der allgemeinen Trauer nach dem Tode des Königs ganz anders literarisch gestaltet.

Wir haben schon im Vorhergehenden hervorgehoben, dass das polnische Werk in der stark rhythmischen Prosa verfasst worden ist. Zu den beliebtesten rhythmischen Formen des anonymen Verfassers gehören die häufig in der Prosa zerstreuten 16silber dieser Art:

*iamque ducem et convivas invitare cogitabant*³⁹

oder

*nec triumphum sese nobis offerentem retardari*⁴⁰

oder

*nam cum regnum alienum fugitivus introiret
cumque nullus rusticorum fugitivo oboediret.*⁴¹

³⁴ Gallus S. 38, 2 ff.: *In luctum cythara, gaudium in merorem, organum in suspiria convertuntur. Illo nimirum anno continuo nullus in Polonia convivium publice celebravit, nullus nobilis vir vel femina vestimentis se sollemnibus adornavit, nullus plausus, nullus cythare sonus audiebatur in tabernis, nulla cantinela puellaris, nulla vox leticie resonabat in plateis. Hoc per annum est a cunctis universaliter observatum, sed viris nobilibus et feminis plorare Boleslaum est cum rite termino terminatum.*

³⁵ Scriptores rerum Hungaricarum Bd. I, S. 173, 18 ff.: *confestim igitur Hungarorum citara in luctum est conversa et omnis populus regni planxit tam sanctissimum regem ululatu magno. Iuvenes eorum ac virgines scaldis induti vestibus per triennium choreas non duxerunt.*

³⁶ Zusammen mit der Budaer Chronik zitiert als *Chronici Ungarici compositio* scac. XIV in Scriptores Bd. I, S. 322, 7 ff.: *confestim quoque totius cythara Hungarie versa est in luctum et omnis populus regni, tam nobiles quam ignobiles, simul in unum dives ac pauper, planxerunt super morte sanctissimi regis, piissimi patris pupillorum lacrimis uberrimis et ululatus plurimis. Iuvenes et virgines pre tristitia et merore scaldis induti per triennium choream non duxerunt et omne genus musicorum, delinitiva dulcisona siluerunt. Planxerunt eum cum planctu cordis fidissimi eraque planctus magnus et inconsolabilis.*

³⁷ Scriptores Bd. II, S. 522, 11 ff.: *planxit ante eum universitas Hungarorum, clerus et populus simul in unum dives et pauper, iuvenes et virgines lugubres, indumentis squalidi continuo trium annorum spacio correas non duxerunt et omne genus musicorum et delinitiva dulcisona ultra tempus luctus siluerunt.*

³⁸ MG. SS. Bd. IX Ann. 86. zum I. Buch.

³⁹ S. 11, 10.

⁴⁰ S. 24, 11.

⁴¹ S. 54, 5 f.

Solche 16silber kommen auch in den aus den anonymen *gesta* schöpfenden ungarischen Quellen vor, z. B. in der Charakteristik des hl. Königs Ladislaus welche sich in der *Budaer Chronik*, im *Chronicum Pictum*⁴² und in der *Legende*⁴³ wiederholt :

*pietate rex serenus, gratiarum donis plenus...
consolator afflictorum, sublevator oppressorum,
miserator orphanorum, pius pater pupillorum.*

Solcher stilistischer Parallelen liessen sich noch mehrere anführen.⁴⁴

Jetzt aber nähern wir uns dem entscheidenden Punkt unserer bisherigen Betrachtung an, dass heisst der Frage, wie alle diese schlagend ähnlichen Züge beider Geschichtswerke zu erklären sind? Es muss in diesem Zusammenhang noch einmal hervorgehoben werden, dass sowohl die polnischen als die ungarischen *gesta* in diesem Teile Europas damals einzigartig dastehen und dass sie voneinander nur durch einen ganz kurzen Zeitabstand getrennt sind, denn die polnischen *gesta* entstanden in den Jahren 1113—1116, die ungarischen aber an der Wende selbst des XI. und XII. Jh. Diese merkwürdigen Umstände bedürfen sicher einer Erklärung. Seinerzeit habe ich in meinem Gallus-Buch eine sozusagen radikale Lösung dieses Problems vorgeschlagen, indem ich die Hypothese aufstellte, dass die beiden Werke von demselben Geschichtsschreiber, einem provenzalischen Mönch, in Somogyvár ansässig, stammen sollten. Diese Hypothese hat auch den Vorteil für sich, dass sie begreifen lässt, warum sich Boleslaus III. bzw. sein Kanzler dazu entschlossen haben, gerade diesen und nicht einen anderen der Somogyvárer Mönche nach Polen einzuladen, wie gesagt von vornherein mit der Absicht, ihn eine polnische Geschichte schreiben zu lassen. Wenn unsere Vermutung stimmen sollte, dürfte er wohl als Verfasser des ähnlichen ungarischen Werkes auf dem Hofe bekannt sein, was ihn selbstverständlich zur Übernahme eines solchen Auftrages befähigen würde.⁴⁵

Es ist aber auch zu gestehen, dass sich diese Hypothese nicht direkt beweisen lässt, da immerhin die andere Möglichkeit offen bleibt, dass es sich in unserem Falle um zwei ähnlichen Werke aus derselben Schule handelt und gegebenenfalls könnte der polnische Gallus als ein Schüler des ungarischen *gesta*-Verfassers betrachtet werden. Wie es auch damit gewesen sein mag, scheint unsere bisherige Untersuchung die Meinung derer ungarischen Forscher zu unterstützen, welche aus anderen Gründen die Ansicht vertraten,

⁴² Zusammen mit der Budaer Chronik in *Scriptores* Bd. I, S. 405, 21 ff.

⁴³ *Scriptores* Bd. II, S. 517, 10 ff.

⁴⁴ Vgl. mein Gallus-Buch S. 170—174.

⁴⁵ Unsere diesbezügliche Ansicht hat bei dem amerikanischen Rezensenten J. HAMMER Beifall gefunden, vgl. seine obengenannte (vgl. Anm. 10) Besprechung unseres Buches in *Speculum*, S. 295.

class die ursprünglichen *gesta* in enger Beziehung zum Kloster in Somogyvár gestanden haben mussten.⁴⁶ Die Entstehung des ungarischen Geschichtswerkes könnte auf diese Weise ins völlere Licht gerückt werden. Sie wäre dem Einfluss der südfranzösischer Kultur zu verdanken und besonders durfte sie mit dem wichtigen Zentrum dieser Kultur in St. Gilles in Zusammenhang gebracht werden. St. Gilles hat zwar damals in der lateinischen Geschichtsschreibung keine Rolle von Bedeutung gespielt,⁴⁷ dagegen aber auf die Entwicklung der altfranzösischen Epik einen nicht zu unterschätzenden Einfluss ausgeübt, wie es aus dem klassischen Werke von Bédier⁴⁸ zu entnehmen ist. Es sei hier nur darauf hingewiesen, dass der hl. Aegidius in gewissen Kreisen als der erste Geschichtsschreiber der berühmtesten Aktion des französischen Rittertums, der Schlacht bei Roncevaux galt.⁴⁹ Der Zusammenhang mit St. Gilles lässt also viel von dem ritterlichen Geist, der sich sowohl in den polnischen als in den ungarischen *gesta* spürbar macht, zu begreifen. Andererseits bildet die Erkenntnis der nahen Verwandtschaft mit dem vollständig erhaltenen polnischen Text einen neuen und — darf man wohl sagen — nicht unbedeutenden Anhaltspunkt für die Rekonstruktion des ungarischen Werkes. Und *last but not least* — konnten wir durch den Hinweis auf die eben besprochenen Tatsachen aus dem Anfang des XII. Jh. noch einmal die alte Wahrheit in Erinnerung bringen, dass sich die Schicksals- und Kulturgemeinschaft des ungarischen und des polnischen Volkes nicht erst von heute oder von gestern datiert, sondern auf eine tausendjährige Vergangenheit stolz zurückblicken darf.

⁴⁶ T. KARDOS : Középkori kultúra, középkori költészet, Budapest 1941, S. 56 und 60.

⁴⁷ Vgl. unser Gallus-Buch S. 156.

⁴⁸ Les légendes épiques, Bd. III³, Paris 1929, 355 ff.

⁴⁹ BÉDIER : a. a. O. S. 359 f.

EIN AUSSER ACHT GELASSENES
MIMNERMOS-TESTIMONIUM UND -FRAGMENT¹

Ich arbeite an einer Mimnermos-Monographie.² Während des Sammelns der Testimonien habe ich zwei solche Quellenstellen gefunden, welche die bisherige Mimnermos-Forschung — soweit ich die Fachliteratur überblicken kann — überhaupt nicht wahrgenommen hat; gebührend ausgenutzt wurden diese lehrreichen Texte in Bezug auf den ionischen Elegiker sicher nicht, obwohl der eine von ihnen mehr als ein blosses Testimonium ist: er enthält auch ein neues Mimnermos-Fragment. Ich möchte hier dieses bisher unbenützte literargeschichtliche Material in aller Kürze vorlegen. Dies aber mit der Bemerkung, dass ich die Bearbeitung der zu besprechenden Philodemos-Stelle noch nicht abgeschlossen habe, einen Teil des diesbezüglichen neuesten Schrifttums erst nachher überprüfen werde. Was ich von diesem Text sagen werde, ist also nur ein vorläufiger Forschungsbericht und keineswegs die Zusammenfassung definitiver Feststellungen.

1. Apollonios von Tyana richtet seinen einundsiebzigsten Brief an die Ioner. Er wirft ihnen vor, dass sie ihrer griechischen Nationalität untreu werden, als sie allerlei fremde Namen annehmen. «Ihr glaubt, dass man euch auf Grund eurer Abstammung und der ehemaligen Auswanderung Hellenen nennen muss. Doch die, die Hellenen sind, haben eigene Sitten, Gesetze, Sprache, Lebensweise, wie auch eigenartiges menschliches Äussere, eigenartiges Antlitz. Viele von euch haben dagegen selbst den Namen nicht behalten; in eurem heutigen Wohlstand habt ihr auch diese Kennzeichen eurer Vorfahren verloren. Die Ahnen hätten Recht, wenn sie euch in ihrer Friedhöfe nicht aufnehmen wollten: ihr seid für sie unerkennbar geworden. Früher waren die Namen von Helden, Seeschlachtsiegern und Gesetzgebern in Gebrauch, nun dagegen dieselben von jenen glücklichen Luculli, Fabricii, Lucii.» *Ἐποὶ μὲν*

¹ Unwesentlich veränderter Text des Berichtes, welcher zu Budapest am 3. Oktober 1958 an dem klassischen philologischen Kongress der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen wurde.

² Vgl. die Aufsätze: Mimnermos der Kolophonier und seine Heimat, Smyrna: *Egyptisches Philologisches Közlöny* 65 (1941) S. 302–310. — Wann lebte Mimnermos?: in derselben Zeitschrift 66 (1942) S. 76–81. — Kritische und exegetische Bemerkungen zu Mimnermos Fr. 1.: *ibidem* 68 (1944) S. 1–7. — Kritische und exegetische Bemerkungen zu Mimnermos Fr. 2.: *ibidem* 69 (1946) S. 19–26.

εἴη μᾶλλον ὄνομα Μίμνερμος — fügt noch Apollonios ironisch,³ wie mir scheint, zu den vorigen hinzu.

Die erste aus dieser bisher gänzlich übersehenen Quelle zu ziehende Belehrung ist, dass «Mimnermos» als ein kernhellenischer Name galt. Ein neues Argument dafür, dass der Versuch, den Namen unseres Elegikers mit Hilfe einer nicht-griechischen Etymologie zu erklären, verfehlt ist;⁴ so die Vermutung W. Schmid's,⁵ dass «Mimnermos» — ursprünglich eine Reduplikationsbildung «Mimmermos» — mit dem barbarischen kleinasiatischen Namen der Mermnaden zusammengehöre.

Noch wichtiger ist eine andere Folgerung aus dem Apollonios-Brief. Dem Briefschreiber (dem Apollonios oder dem, wer sich hinter diesem Namen steckt) standen im ersten Jahrhundert sicher viel mehr glaubenswürdige, aus Mimnermos' eigenen Gedichten stammende Angaben über die gesellschaftliche Stellung des Elegikers zur Verfügung, als uns heute. Für diesen Briefschreiber galt nun Mimnermos als ein Mann, dessen Name zwar echt griechisch war, der aber selbst keineswegs zu den höchsten Kreisen der altionischen Gesellschaft, also nicht zur Aristokratie gehörte. Mit dieser Belehrung befördert das neue Testimonium die Entscheidung der Diskussion, in deren eine Reihe namhafter Philologen⁶ für und wider teilnahm und deren Gegenstand die Streitfrage ist, ob Mimnermos zum Adel oder zu niedrigeren Kreisen gehörte.

³ Der Sinn des Satzes ist: Wenn «Mimnermos» auch nicht sehr vornehm klingt ist er wenigstens echt hellenisch und somit noch immer besser, als irgendein fremdartiger Name.

⁴ «Mimnermos» betrachteten, als einen aus dem Griechischen zu erklärenden Namen: W. PAPE: Wörterb. d. gr. Eigennamen, 3. Aufl. von G. E. BENSELER II., Braunschweig 1884, S. 927. — E. SITTIG: De Graecorum nominibus theophris, Halis Saxonum 1911, S. 113 f. — F. BECHTEL: Die historischen Personennamen des Griechischen, Halle 1917, S. 164 f. 318 f. — K. MEISTER: Die homerische Kunstsprache, Leipzig 1921, S. 215. — G. PASQUALI: Mimnermo: Studi Italiani di Filologia Classica n. s. 3 (1923) S. 293 ff. — C. J. CADOUX: Ancient Smyrna, Oxford 1938, S. 83. — Vgl. noch MAAS: Mimnermos: RE XV 1925.

⁵ W. SCHMID — O. STÄHLIN: Gesch. d. gr. Lit. I 1, München 1929, S. 361; dagegen schon V. DE MARCO: Studii intorno a Mimnermo: Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere, Rendiconti, Classe di Lettere 78 (1939—40) S. 313.

⁶ C. PH. CHR. SCHOENEMANN: Commentationis de vita et carminibus Mimnermi specimen primum, Gottingae 1823, S. 9, 15—19. — Mimnermi Colophonii carminum quae supersunt commentatione praemissa... ed. N. BACHIIUS, Lipsiae 1826, S. 8 f. —

U. v. WILAMOWITZ—MOELLENDORFF: Sappho u. Simonides, Berlin 1913, S. 277—284 (vgl. CHR. MARX, Commentatio de Mimnermo poeta elegiaco, Kösfeld 1831, S. 31 f.; H. DIELS: Onomatologisches: Hermes 37 [1902] S. 482; W. KLINGER: Un fragment de l'élegie guerrière de Mimnerme: Bulletin international de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres, Classe de Philologie 1930 S. 80; V. STEFFEN: Quaestiones lyricae I., Poznan 1955, S. 12, 44). — F. JACOBY: Studien zu den älteren gr. Elegikern II. Zu Mimnermos: Hermes 53 (1918) S. 283. — PASQUALI: a. a. O. S. 295 ff. — P. ERCOLE: Ancora sulle elegie di Mimnermo: Rivista di Filologia e d'Istruzione Classica 7 (1929) S. 489. — MAAS: a. a. O. S. 1726. — DE MARCO: a. a. O. S. 325. — F. DELLA CORTE: La Nannó di Mimnermo: Atti della Reale Accademia Ligure di Scienze e Lettere 3 (1943) S. 3—5. — L. POLACCO: Mimnermo: Atti dell' Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti 105 (1946—47) S. 21. — A. GARZYA: Ricerche intorno a Mimnermo e alla sua opera: Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia della Università di Napoli 1 (1951) S. 24. — Vgl. noch D. B. DURHAM: Mimnermos and Propertius: American Journal of Philology 37 (1916) S. 198.

2. Bis zum Jahre 1920 gelang es den Forschern nicht, die sehr beschädigte Kolumne der herculanischen Rolle, die in Gomperz's Ausgabe des philodemischen Werkes «De pietate»⁷ S. 29 abgedruckt wurde, befriedigend zu ergänzen. Bergk konnte also im Apparat seiner Fragmentensammlung⁸ nur soviel bemerken, dass die Buchstaben *μνερ* bei Philodemos vielleicht die Überreste des Namens «Mimnermos» sind. Später hat dann R. Philippson⁹ eine überzeugende Ergänzung dieser Stelle gegeben, die — wie ich aus der siebenten Auflage der «Fragmente der Vorsokratiker» ersehe — auch H. Diels und W. Kranz angenommen haben.¹⁰ Mit der gelungenen Ergänzung wandelten sich die unverständlichen Text-Trümmer in eine wertvolle Quellenstelle um. Diese Quellenstelle scheint aber den zahlreichen Forschern, die sich seit 1920 mit Mimnermos beschäftigten, entgangen zu sein.

Der Text lautet: *[γίνεσθαι] κατ' ἔ[ρ]ω καὶ κατὰ] χρεὼν [πάντα φ]ησὶν Ἡ[ρ]άκλειτος, Μί[μνερ]μος δὲ πάντα δι[α]φωνεῖν*. Obwohl die Worte *πάντα διαφωνεῖν* zu allgemein gehalten sind, nur wenig konkretes von der mimnermischen Weltanschauung verraten, ist eins doch unzweifelhaft: der aus guten hellenistischen Quellen schöpfende Philodemos wusste, dass in den — den Alexandrinern noch ziemlich vollständig zur Verfügung stehenden — Gedichten unseren Elegikers solche Gedanken zu Worte kamen, die mit der Dialektik des Herakleitos in Verwandschaft standen, solche Gedanken, die irgendwie den Krieg der Gegensätze als Weltprinzip andeuteten.

Die Belehrung dieses Testimoniums ist desto beachtenswerter, weil der ungarische Forscher, D. Kövendi¹¹ ohne der Benutzung Philodemos, allein auf Grund der Analyse einiger Mimnermos-Fragmente schon eine Verwandschaft der Weltanschauung von Mimnermos und Herakleitos festgestellt hat. Solchen Stellen wie «...μίννῃθ' αὖ δὲ γίγνεται ἡβῆς ἰσχυρός, ὅσον τ' ἐπὶ γῆν κίδναται ἥελιός· | αὐτὰρ ἐπὶ δὴ τοῦτο τέλος παραμείψεται ὥρης, αὐτίκα δὲ τεθνάναι βέλτιον ἢ βίωτος»¹² und «ἀλλ' ὀλιγοχρόνιον γίγνεται ὥσπερ ὄναρ ἡβῇ τιμήσσω· τὸ δ' ἀργαλέον καὶ ἄμορφον | γῆρας ἔπερ κεφαλῆς αὐτίχ' ὑπερκερέματα...»¹³ entnahm Kövendi, dass nach der Auffassung von Mimnermos die «Erfüllung», die «Erreichung des Gipfels» gleichzeitig das «Umschlagen in das Entgegengesetzte» mit sich führt: die Erfüllung der ἡβῇ birgt schon in

⁷ TH. GOMPERZ: Herkulanische Studien II. Philodem Über die Frömmigkeit, Erste Abt.: Der Text, Leipzig 1866.

⁸ Poetae Lyrici Graeci, rec. TH. BERGK. Edit. quartae vol. II., Lipsiae 1882, S. 33.

⁹ R. PHILIPPSON: Zu Philodemos Schrift Über die Frömmigkeit: Hermes 55 (1920) S. 254.

¹⁰ Die Fragmente der Vorsokratiker... von H. DIELS, 7. Aufl. von W. KRANZ I., Berlin 1954, S. 169.

¹¹ D. KÖVENDI: Mimnermos és Herakleitos. Argonauták I (1937) S. 17—19.

¹² Mimnerm. fr. 2 (DIEHL), 7—10 (Stob. IV 34, 12).

¹³ Mimnerm. fr. 5 (DIEHL), 1—3 (Stob. IV 50, 32).

sich das Eintreten des $\gamma\eta\theta\alpha\varsigma$. Ein Gedanke, der dem herakleitischen Grundprinzip des Seins «verglimmend lodern» entspricht.

Nach den obigen können wir mit Sicherheit behaupten, dass die Lehre des ephesischen Weisen von der Einheit und dem Kriege der Gegensätze, von ihrem Umschlagen ineinander in dem altionischen Denken Antezedenzen hatte: die Weltanschauung der Gedichte von Mimnermos enthielt schon ein Jahrhundert vor Herakleitos einige unverkennbare Elemente der herakleitischen Dialektik.^{13a}

Und zum Schluss noch eins. Die vollständige Übereinstimmung zwischen der hier besprochenen Philodemos-Stelle und einem von Origines bewahrten Herakleitos-Fragment¹⁴ macht es wahrscheinlich, dass Philodemos (oder seine Vorlage) hier nicht nur den Inhalt, sondern gewissermassen auch den Wortlaut der von ihm angeführten Schriftsteller wiedergibt. Es ist also nicht unmöglich (natürlich auch nicht sicher), dass in $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha \delta\iota\alpha\gamma\omega\upsilon\epsilon\acute{\iota}\nu$ sich ein wirkliches Zitat, das heisst ein bisher übersehenes wörtliches Mimnermos-Fragment steckt. Die zwei Worte konnten eine — zwar prosodisch ungewöhnliche, jedoch mögliche¹⁵ — Pentameter-Hälfte bilden und somit in einem elegischen Gedicht stehen.

^{13a} Herakleitos (fr. 88 DIELS ap. Plut. Cons. ad Apoll. 10 p. 106 E) erwähnt auch: $\epsilon\acute{\epsilon}\theta\omicron\varsigma$ und $\gamma\eta\theta\alpha\acute{\omicron}\nu$ als Gegensätze, die ineinander umschlagen, und dies erinnert uns ausgesprochen an die Gedichte von Mimnermos.

¹⁴ Heraclit. fr. 80 DIELS (Orig., C. Cels. VI 42).

¹⁵ Seien hier einige Beispiele angeführt, die zeigen, dass ein kurzer Vokal vor η hier und da verlängert werden konnte: Hom. Il. X 478, XII 208, Od. VII 119.

И. К. ХОРВАТ—Й. МАРТИЧКО

СЪЕЗД ВЕНГЕРСКОЙ АКАДЕМИИ НАУК ПО ВОПРОСАМ КЛАССИЧЕСКОЙ ФИЛОЛОГИИ

(29. СЕНТ.—4. ОКТ. 1958 Г.)

Венгерская Академия Наук уже давно считала нужным и поставила себе целью организовать съезд широких размеров по вопросам классической филологии, чтобы в рамках съезда наши филологи-классики могли перед широкой общественностью и — в соответствии с богатыми международными отношениями венгерской науки — с участием многочисленных иностранных исследователей дать отчет о новейших успехах в области этой отрасли науки. Осенью прошлого года этот план был осуществлен. Между 29 сентября и 4 октября состоялся съезд Венгерской Академии Наук по вопросам классической филологии, являющийся по своим размерам и итогам, памятным событием выдающегося значения в жизни венгерской классической филологии.

При составлении программы съезда имелось в виду поставить в порядок дня, главным образом, обсуждение таких кругов вопросов, которые, с одной стороны, стоят в центре научного внимания, а с другой — связаны с такими областями научных исследований, где венгерская наука может внести свой вклад в международную научную жизнь. Придерживаясь этих принципов, избраны были следующие три круга вопросов: 1. *Литература и фольклор в античности*; 2. *Древний восток и античный мир*; 3. *Вопросы истории Паннонии*.

В организационной работе съезда секретариат Отделения литературы и языка Венгерской Академии Наук и Отделение международных связей оказали активную помощь Подготовительной комиссии, в состав которой вошли профессора: К. Марот, Д. Моравчик, И. Тренчени-Вальдапфель и Я. Харматта.

Этот почин венгерской классической филологии вызвал живой интерес, как в стране, так и за рубежом. На съезд приехало 23 иностранных гостя, представлявших 7 стран: из СССР — профессор В. И. Авдиев и С. Л. Утченко; из Немецкой Демократической Республики — академик Ф. Доризейф, академик Ф. Пукер с женой, доцент Л. Вельс-конф, научный исследователь М. Римшнейдер, аспиранты Р. Гюнтер и Т. Шрот, ассистент В. Гофманн; из Польши — академик К. Куманецки, профессора И. Безунска-Маловист, В. Мадыда, М. Плезя; из Чехословакии — академик А. Салач и заместитель директора Института истории Академии Наук Чехословакии П. Олива; из Румынии — академик А. Граур и профессор Д. М. Пиппиди; из Болгарии — член-корреспондент Академии Наук Болгарии Д. П. Димитров; из Италии — профессор С. Маццарино.

Съезд был открыт в 9 часов утра 29-го сентября, в понедельник. На заседании, председателем которого являлся академик З. Кодаль, после вступительной речи на латинской языке академика И. Тренчени-Вальдапфель, председатель Венгерской Академии Наук академик И. Русняк приветствовал иностранных и венгерских участников съезда, распространяясь на значение классической филологии и на долговечные человеческие ценности древнего мира. После приветственных речей нескольких иностранных гостей, с докладом И. Тренчени-Вальдапфель «Литература и фольклор в античности» началось обсуждение первого круга вопросов.

Участие многочисленных представителей венгерской классической филологии и присутствие иностранных гостей дали возможность исследователям и любителям древнего мира в достойных рамках почтить память рано скончавшегося венгерского филолога-классика, пользовавшегося международной известностью Е. Абеля, по случаю столетия со дня его рождения. После первого заседания участники съезда устроили короткое, но задуманное собрание перед памятной доской Е. Абелю, помещенной по этому случаю Городским советом на стене дома № 33/а на улице, носящей его имя.

В своей речи, посвященной памяти Е. Абеля, академик И. Тренчени-Вальдапфель дал оценку значения его передовой деятельности, а затем присутствующие возложили венок на его памятник.

На следующий день, 30 сентября, началось обсуждение второго круга вопросов докладом профессора Я. Харматта: «Древний восток и античный мир». Утром и вечером было зачитано по четыре доклада, а два доклада было перенесено на следующий день.

На третий день, 1 октября, началось, кроме того, обсуждение третьего цикла вопросов: «Вопросы истории Паннонии». В течение дня было на эту тему зачитано семь докладов.

На дальнейших заседаниях съезда следовали выступления с докладами вне темы. На утреннем и вечернем заседаниях, 2 октября, было прочитано пять докладов. После четвертого доклада на последнем утреннем заседании профессора И. Ирмшер и Д. П. Димитров сделали несколько заявлений общего интереса и съезд был закончен заключительными словами академика И. Тренчени-Вальдапфель.

Кроме этого, научная программа съезда на следующей неделе была обогащена еще одним выступлением: ввиду того, что приехавший несколько позднее профессор С. Маццарино не успел выступить перед пленумом с предусмотренным докладом, организационная комиссия съезда, содействуя с Обществом по исследованию древнего мира, устроила внеочередное заседание, на котором профессор Маццарино перед широкой публикой выступил с докладом «Образ материков и взаимоотношения между Востоком и Грецией в классический период».

На съезде всего было прочитано 29 докладов. Несмотря на то, что на заседаниях — главным образом вследствие большого числа докладов и за недостатком времени — развернулось сравнительно мало детальных дискуссий, обсуждение предусмотренных циклов вопросов оказалось успешным и плодотворным.

Не имея возможности лично присутствовать на съезде, профессор Фр. Альтгейм послал для публикации вместе с материалами съезда свою статью «Две новых надписи», написанную им в сотрудничестве с Р. Штилем.

Здесь мы печатаем краткие резюме докладов, соответственно порядку выступлений на съезде.

1 ТЕМА: ЛИТЕРАТУРА И ФОЛЬКЛОР В АНТИЧНОСТИ

И. Тренчени-Вальдапфель: «Литература и фольклор в античности». — Классическая филология в современном смысле слова и научное исследование народного творчества нисходят к общим корням: первым вопросом, решением которого занимались одновременно эти две новые специальные науки, было отношение литературы к народному творчеству. Однако, романтические взгляды, имевшие значительное влияние, как на исследование в области народного творчества, так и — прежде всего, вследствие нового в то время освещения проблем гомеровского вопроса — на исследования древнего мира, в течение прошлого столетия оказались несостоятельными во многих пунктах. Наряду с этим возникли сомнения и в связи с некоторыми основными понятиями, в том числе с романтическим пониманием народного творчества. В зависимости от своих политических стремлений, представители разных классов пытались по-разному дать новое определение народного творчества. Полемику с реакционной теорией «gesunkenes Kulturgut», К. Марот сделал попытку ввести понятие о едином «коллективном творчестве». С другой стороны, хотя между народным и литературным творчеством нет абсолютных границ, есть некоторые критерии, допускающие известные различия, даже требующие их. По определению Ш. М. Соколова, которое можно принять исходным пунктом, под фольклором понимаем устное поэтическое творчество широких масс. Однако, устная или письменная форма проявления не является абсолютным критерием. Эта условность еще сильнее выступает при других критериях. Тексты народной поэзии — как по содержанию, так и по форме — являются гораздо менее устойчивыми, чем тексты письменной литературы; в народном творчестве общество и его традиции играют сравнительно большую роль, в то время, как в письменной литературе большую роль приобретает личная инициатива; но в связи с этим можно найти и совершенно противоположные явления. Другая основная характеристика народного творчества — его привязанность к народным обычаям и ритуалам, связанным с годовыми изменениями природы или с этапами человеческой жизни; однако, ту же черту мы находим и в периоды высоко-развитой литературы, как, например, при постановке классических греческих драм или при чтении Библии, обрабатывающей отдельные случаи, известные даже в позднее время.

II. Сентив заступает понятие этнографии для исследования первобытных народов, у которых еще нет господствующего класса и оторванной от масс культуры. Хотя такое осмысление понятия этнографии не совсем правильно, важно то, что он делает разницу между классовым и бесклассовым обществами. Конечно, классовая определенность фольклора имеет другой характер в древнем мире, чем в эпоху феодализма или капитализма. Об устных традициях рабов, о фольклоре рабов упоминается в античных источниках весьма редко; так, например, в известной песне мукомолок и в некоторых других случаях, но это также не свидетельствует о наличии самостоятельного фольклора рабов. Крестьяне в современных классовых обществах, как правило, принадлежат к такому же этническому составу, говорят на таком же языке, как представители господствующих классов; их народное творчество могло послужить основой для национальной литературы. В древности рабы набирались из разных народов, говорили на разных языках, и, таким образом, хотя и принесли с собой известные элементы культуры, не были в состоянии органически развернуть народную культуру. Так, если мы ищем фольклор в древнем мире, в первую очередь нужно учитывать свободных трудящихся: крестьян, пастухов и т. п.; но если мы ищем влияние фольклора на культуру, то нам придется проникнуть до первоначальной формы поэзии, которую нельзя назвать ни литературой, ни фольклором в полном смысле слова. В начале греческой литературы, и в то же время классового общества, мы видим Гомера; но в его произведениях еще многообразие отражаются основные формы поэзии, предшествовавшей разделению на фольклор и литературу; так называемые, *linos*, *threnos*, *paieon*, *klea andron*, а некоторые из них — например, рассказ о Беллерофонте — вошли почти дословно в большую композицию. Гомеровские эпосы много раз и с разных сторон были сравнены с фольклором; но это возможно лишь в таких областях, где на последнем этапе разложения родового строя появляется самостоятельный талантливый поэт, как носитель устной традиции общества. Таким был Джамбул Джабаев, великий поэт казахского народа, принадлежавший до Великой Октябрьской Социалистической Революции к акынам; эти народные певцы служили таким же образом одному вождю племени, как Фемий или Демодок, выступали на поэтических состязаниях — агонах —, были носителями устной культуры. Недаром получил великий народный певец, стоявший на рубеже двух эпох, узнавший путь к будущему после революции, нашедший свою настоящую личность поэта — почетное название Гомера XX-го столетия. С Илиадой появляется новый тип традиции в истории европейской поэзии: начинается развитие истории литературы, которое все более становится делом господствующего класса, а в Афинах вскоре переходит в государственное дело; устная традиция остается формой выражения угнетенных классов, главным образом крестьянства. Разумеется, эта дифференциация не ограничивается эпосом; такой же процесс происходит и в области других жанров, о чем ясно свидетельствует связь элегии с *threnos*-ом, лесбийской лирики с *hymenaios*-ом и рабочей песней, греческой трагедии с культом Диониса, и т. д. — Касаюсь проблемы связи римского фольклора с литературой, можно указать на то, что римляне не построили свою литературу так органически, как греки из своей устной традиции. Однако, нельзя пренебрегать тем фактом, что много элементов культуры было заимствовано путем устной традиции, и что греческое влияние не только вытесняло, но и выманивало первоначальные зачатки.

К. Марот: «О сущности народной поэзии». — Всякое литературное творчество должно являться тем более «народным», чем сильнее оно удаляется от «литературы» в узком смысле слова (т. е. письменной) и чем больше первобытных черт сохранилось в обществе, в котором оно зародилось. Значит, народная поэзия такая же старая, как и сама поэзия. Несмотря на это, в Европе раньше 18-го века не были сознательно противопоставлены творчество «письменное» и творчество «народное», так как народы, как правило, начинают интересоваться своим «народным» творчеством только тогда, когда они уже достигли сравнительно высокой степени развития цивилизации и культуры. Не удивительно и то, что именно во Франции, где до сих пор неизвестно понятие «*Volksdichtung*» в немецком смысле слова, Монтень еще в 16-ом столетии отличал творчество народа от письменной литературы; строгие правила последней, отвергающие провинциализм всякого рода, во Франции сильно подчеркнули совсем другой характер народного стиля. Раздвоение, то есть, возникновение мистического и романтического, по сути понятия «*Volksdichtung*» можно возвести к периоду немецкой «Бури и натиска», к деятельности Гердера братьев Гримм, Шлегеля и других. С другой стороны, среди тех, кто чувствовал несостоятельность романтического понятия «народной поэзии», Хауман выступил с теорией, относящей во имя «единой» поэзии все ценности в творчестве народа к культурным благам, опустившимся из более высоких культур (*gesunkenes Kulturgut*). Его ошибка заключается в том, что он ограничил возможность единоличного творчества более

развитой степени культуры. В действительности, каждое заимствование требует предварительной психической подготовленности, а передача и заимствование являются процессами, всегда присущими и дополняющими друг друга. Более правильно сказал Гёте: талант является таким же даром для крестьянина, как для рыцаря. Таким образом, в действительности существует лишь одна настоящая поэзия, та, которая — по определению Аристотеля — возникает из ритма биения человеческого сердца, всеобщее «Welt — und Völkergabe» «поэзия всех», поэтому не противоречит приобретающее все большее значение распределение труда. Поэтому поэтами становятся чаще всего люди, владеющие самым тонким чувством ритма; как поэты, они предчувствуют и умеют выразить все, что в массах живет действительно, или же в форме стремлений, но кажется невыразимым или, по крайней мере, в ритмической форме трудно выразимым. Так, *поэт* — *ἴδιος ἐν κοινῷ σταλεῖς*, умеющий вызвать чувство удовлетворения, и как бы, психического освобождения в самых массах. В результате всего этого, и того факта, что творчество немислимо без предшествующих запросов и последующего принятия и обработки со стороны коллектива, оно тоже играет роль, так сказать, «сотрудника» в творческом процессе. Наконец, *стихотворение* (artefactum) должно иметь общечеловеческое значение, высказанное «предвестником» и находящее себе благоприятные отклики в коллективе. Что касается успеха проведения, длительности его влияния ит. п., такое сотрудничество может иметь, конечно весьма широкий диапазон. Здесь мы подчеркнем только то, что произведения словесного характера (содержащиеся в тексте), менее способны долго жить и возобновляться, чем те, носителем которых является, например, музыкальная мелодия.

2. ТЕМА: ДРЕВНИЙ ВОСТОК И АНТИЧНЫЙ МИР

Я. Харматта: «Древний Восток и античный мир». — Вопрос об отношении античности к древнему Востоку уже давно стоит в центре внимания классической филологии, и новые археологические находки и письменные источники еще повысили интерес. Но, несмотря на свои значительные успехи, исследовательская работа осталась по-прежнему довольно односторонней: она исчерпывалась прежде всего исследованием явлений культуры, не уделяя внимания тому вопросу, на основании какого этнического и общественного развития создавалось и изменялось взаимодействие античного мира и древнего Востока. Решение этих вопросов — задача будущего. Одной из этих значительных проблем является вопрос об этническом положении во втором тысячелетии до н. э.: все больше усиливается вероятность того гипотеза, что поселившиеся на Балканском полуострове греческие племена установили связь с древними жителями Средиземного моря, индоевропейского происхождения; это даст объяснение ряда языковых и культурных фактов. Относительно культурных и общественных влияний, кажется вероятным, что после образования микенского государства создавалась интенсивная связь между Микенами и Египтом, а позднее, после падения Новой Империи в Египте, греки ориентировались на Восток. Греческие торговые колонии появились в Кипре и других восточных областях, что и является важным моментом для вопроса Аххиява, который с филологической точки зрения может считаться уже решенным. Начиная с 8-го века, когда — после темных столетий — опять имеются свидетельства о тесных сношениях Греции с древним Востоком, влияние является также взаимным, но еще более значительным, чем оно было раньше: греческий этнический элемент становится, в результате колонизации и с появлением греческих наемников, более важным фактором в жизни Востока, и одновременно с этим усиливается экономическое и культурное влияние древних восточных государств на образование греческого рабовладельческого общества. Эти сношения достигли кульминации с образованием древнеперсидского государства, и хотя в деталях осталось еще много неясностей, но сам за себя говорит тот факт, что античный мир встретил древний Восток в рамках персидского государства, как связанного целого; значительная часть греческого этнического элемента вошла в античный мир. И если уже в архаический и классический период Греции мы могли говорить об экономическом, общественном и культурном взаимодействии древнего Востока и античного мира, тем легче говорить о переплетении исторического развития этих двух территорий в период эллинизма. Конечно, и при исследовании эллинистического периода нельзя сосредоточить внимание исключительно на явления культуры, как это делается уже давно. Правда и то, что после распада персидского государства, огромная территория древнего Востока была соединена греческой культурой, но надо учесть и тот факт, что формы земельной собственности в государствах диадохов — например, параллельное сосуществование городской и императорской собственности земли — возникли не под непосредственным

влиянием греческих полисов; другими словами, эллинизм не вызвал на древнем Востоке существенно новых форм собственности. Что же касается культурных влияний, культура древнего Востока в это время становилась составной частью эллинистической культуры, и влияние этой культуры дало себя почувствовать даже в государствах на Дальнем Востоке. Взаимодействие в области форм собственности можно проследить до римской эры. Характерная для римской империи двойственность муниципальной земельной собственности и, возникших из *ager publicus* крупных владений, близко напоминает двойственность городской и императорской собственности на древнем Востоке. Не случайно и то, что не вошедшие в римскую империю восточные государства (парфянское государство, позднее монархия Сасанидов), продолжают то же развитие, которое характерно для римской империи.

А. Д о б р о в и ч : «О фронтальной перспективе в египетской и греческой скульптуре». — Фронтальность, наблюдаемая на памятниках египетской скульптуры, характерная, как для искусства древнего Востока, так и для архаической скульптуры Греции, часто объясняется закономерным критерием Востока, определенным традициями и религиозным мировоззрением, характерным для изобразительного искусства каждого народа, не попавшего под влияние революции искусства в Греции в 5—4 веках. Но в действительности этот способ изображения, характеризуемый «законом наибольших плоскостей» (*Gesetz der grössten Flächen*), появляющийся в «плоском искусстве», является лишь одним из возможных способов выражения пространственных видений, и это не является закономерным в восточных искусствах, якобы только революция в греческом искусстве освободила художников от этой ограниченности. Ряд примеров свидетельствует о том, что статуи из периода расцвета Древнего Царства, своими выпуклыми линиями, движением ног и головы, внушающими впечатление подвижности, уже смогли вызвать иллюзию пространства у зрителя. Значит, египетское искусство уже в период расцвета Древнего Царства сделало решительный шаг к порыву со строгими правилами фронтальности, полностью сохранившейся в архаической греческой скульптуре, и покинутой греческим искусством также лишь в его классический период. То обстоятельство, что писец или человек, шагающий вперед, не смотрит пристально перед собой, а, чуть заметно, обращают или склоняют голову или плечо в сторону, создает впечатление, что фигуры способны и больше двигаться. Конечно, все это отнюдь не значит, что в вопросе о фронтальности, столь характерной для египетской скульптуры, надо в корне изменить общепринятый взгляд, в основном правильный. Количественное изменение не вызвало качественного изменения; то явление, которое в Греции можно считать типичным от конца архаического периода, в Египте осталось исключением, появляющимся более учащенно в известные периоды, и характерным именно для самых выдающихся произведений; нельзя проходить мимо того факта, что появление произведений такого характера связано, как правило, с прогрессивными периодами истории Египта: с периодом V и VI династий, с первым переходным периодом или с периодом расцвета Нового Царства. Но без всяких оговорок можно сделать вывод, что фронтальность не является обязательно нужной ступенью для всех искусств, не развивавшихся посредственно или непосредственно под влиянием революции в греческом искусстве.

М. Р и м ш н е й д е р : «Значение Урарту для Греции». — Когда Саргон II в 714 году взял город Мусасир, он составил точный и детальный инвентарь об огромной добыче. Одна из бронзовых статуй, вошедших в инвентарь, изображавшая царя Руса на колеснице, по всей вероятности, увековечила победу царя на одном из состязаний — по свидетельству надписи, если исправить ошибки, допущенные ассирийским переводчиком. Ввиду того, что царь вряд ли одержал такую победу в своей стране или в хеттских государствах, можно полагать, что он принял участие в олимпийских играх. Правда, согласно поздним греческим преданиям, состязание на колесницах произошло в первый раз только на 25-ых олимпийских играх (в 680 году до н. э.) и варвары не имели право участвовать в торжественных играх, но культовые легенды (о Пелопсе, Гипподамме, Миртиле), наоборот, поддерживают это предположение, в пользу которого можно выдвинуть и тот факт, что период расцвета восточного (главным образом восточно-анатолийского) влияния в Греции, относится именно ко второй половине 8. века. Царь Руса, вероятно, не провел своих лошадей через всю Анатолию сухим путем, а, как только мог, сел на корабль. Ввиду того, что другие возможности менее вероятны, это могло случиться в Тарсе, где греки и жители Урарту обменивались товарами; корабль был греческий или хеттский. Значение Тарса в этой связи засвидетельствовано также и надписями Саргона и двумя местами (нуждающимися в поправке) Евсевия (*Euseb. Armen. p. 19, Mai; Euseb. Chron. 25*), на основании сравнения которых, можно составить мнение о «морском сражении», в кото-

ром Саргон «как рыб ловил из моря» греков, то есть, в отсутствии собственного флота, как можно полагать, в Тарсе взял на багор греческие корабли, доплывшие туда по реке Кидну. Применяя успешную дипломатию, и превращая побежденные народы мирными средствами в союзников, урарты, несмотря на свою малочисленность, спасли Анатолию от ассирийского господства. Без деятельности Урарту, ассирийцы прошли бы тот же самый путь, который прошли киммеры, а затем персы. Их успешной политикой объясняется то обстоятельство, что между Урарту и Ассирией, на протяжении целого 8-го века, существовала постоянная «дружба». Указанные исторические отношения дают возможность более правильно систематизировать и датировать археологические находки, и более точно определить место происхождения восточных товаров, ввезенных в Грецию. Пресечение ввоза в Грецию объясняется разрушением Тарса в 696-м году; так мы получаем «терминус пост квем» для греческих подделок. Исследование находок из Урарту находится еще в начальной стадии, и все-таки весьма полезно филологам-классикам и археологам следить внимательно за этой областью, что тем легче, что сегодня безусловно нужна хеттология все теснее связывается с исследованием истории Урарту.

Я. Д. Силадьи: «К вопросу о сношениях Италии и древнего Востока в древне-железный век». — Неопубликованный до сих пор предмет из музея г. Дебрецен дал возможность заниматься вопросом италийских мечей так называемого типа Торре Галли. Картина распространения этих мечей указывает на то, что они происходят из Италии, но типологические предшественники этого типа известны уже в микенской и субмикенской культуре. К ним возвел италийские мечи Эванс еще 8—7 веков, и эта теория господствовала до начала 40-х годов, когда Акерстрэм и Г. фон Мерхарт выдвинули — почти одновременно — два новых, противоположных тезиса. Первый из ученых нашел такой тип на изображениях геометрического периода в Беотии, поэтому он возвел этот тип мечей непосредственно к греческому искусству 8 века. Мерхарт искал общий источник италийских и микенских мечей на северных Балканах. Нет оснований предполагать непрерывную связь между микенским и геометрическим периодами, так как греческие изображения 8 века не дают объяснения связи микенских мечей с италийскими. С другой стороны, Мерхарту не удалось найти на указанной им территории ни одного меча, соединяющего главные черты типа. Для поддержки безусловно положительных элементов обеих теорий можно выдвинуть гипотез о том, что тип в последнем его виде, берет начало на ближнем Востоке. В действительности, далекие предшественники этого типа известны от Египта до Кавказа и поздне-хеттские рельефы — продолжающие традиции поздне-бронзового века — и находки на Кавказе 8—7 веков показывают, что здесь этот тип долго остался в употреблении. Отсюда могла его заимствовать микенская культура, отсюда он мог распространяться — может быть, сухим путем — в Средней Европе, и отсюда могли опять познакомиться с ним греки геометрического периода. (Такое вторичное заимствование одного типа предмета или мотива из Ближнего Востока засвидетельствовано рядом примеров сначала в микенском, а затем в геометрическом и ориентализирующем периоде. Тип мало распространялся в Греции, а большой популярностью пользовался в Италии, жителей которой могли с ним познакомить греки, финикийцы или странствующие кавказские ремесленники. Подобно вопросу о происхождении мечей типа Торре Галли, можно решить проблему происхождения ряда элементов ранне-железных культур в Венгрии. Во всяком случае, такие исследования нужны для того, что подвергнуть критике слишком односторонние взгляды Мерхарта, относящего все к северо-восточным Балканам, и отрицающего почти всякое значение Востока и Италии в образовании средневропейских культур ранне-железного века.

С. Маццарини: «Образ материков и взаимоотношения между Востоком и Грецией в классический период». — Чтобы понять сношения древнего Востока с Грецией в классический период Эллады, нужно поставить вопрос: как возникла мысль о разделении мира на три части: Европу, Азию и Ливию. Что касается названий, этимология слов *Азия* и *Ливия* ясна, а происхождение слова *Европа* довольно спорное. По аналогии слов *aitrops*, *glaukopis*, есть основания думать, что первоначально слово обозначало мифическую «женщину с широким лицом», которая имеет географическое значение в пифийском гимне к Аполлону, где Европа обозначает Грецию без Пелопоннеса. В более позднее время слово связывается с северными Балканами: такое значение содержалось в этимологии слова, даже в его духе. Подходя к вопросу с другой стороны: мифическая Европа странствовала с отцом Финином по восточному миру. Наконец, географическая карта Гекатэя (около 510 года до н. э.) распределяет землю на две части: Европу и Азию с Ливией; вокруг огромного диска земли находится Океан, и в то время, как реки Фасис и Нил разделяют мир, отец Океан возвращает ему единство. Так ионийская наука совер-

шает стремление Ахеменидов к универсальности. Геродот уже выступает с критикой взгляда, согласно которому Океан окружает землю; в его произведении воплощается взгляд на мир, резко и окончательно отделяющий Европу от Азии. Впрочем, такая точка зрения характерна для всего классического периода Эллады. Можно уточнить эту формулу, если посмотрим до сих пор иначе толкованный текст Дамаста о путешествии Диотима, полководца Перикла, из Сицилии в Сусиану. Его поклонник в известной степени, Эратосфен, полемизировал с ним, о чем Страбон сообщает нам следующее: «Эратосфен сам сообщает нам исключительно невозможное утверждение Дамаста о том, что Арабский залив есть *limne* (озеро) и афинский полководец Диотим, сын Стромбиха, доплыл до Каспийского моря по реке Киди.» «Исключительно невозможное утверждение»: значит текст Дамаста в оригинале, которого Эратосфен не понял, говорил о путешествии в Малой Азии в, Сусиану через Арабский залив. Эратосфен, думая, что Дарий не вырыл Суэцкого канала, не мог понять текст Дамаста и полемизировал с ним. Сам текст, в свою очередь, хорошо показывает продолжение старого духа универсализма, но одновременно с этим показывает и разрыв, вследствие которого путешествие Диотима стало «исключительным» событием. Этот разрыв исчез лишь в период эллинизма.

Ф. Цукер: «Сообщение о новой находке греко-арамейской двуязычной надписи царя Ашока». — Французская экспедиция в Афганистане около г. Кандахар открыла греко-арамейскую надпись на стене скалы, в которой царь объявляет себя приверженцем буддизма: заявляет, что он воздерживается от пищи из живых, его охотники больше не будут охотиться, его рыбаки не будут ловить рыбу, а он перешел к учению *εὐσέβεια* (в арамейском тексте «правда»). На недавнем заседании Отделения Языка, Литературы и Искусства Немецкой Академии Наук, Г. Клаффенбах, на основании материала, посланного ему Люи Робертом и Пульсезе-Карателли, дал сообщение о надписи; в течение последующей дискуссии — в которой принял участие и докладчик — В. Рубен изложил, что эдикты Ашоки о буддизме в разных индийских диалектах имеют подобное содержание. Если царь — как известны индийские летописи — отправил посольства к греческим царям с целью убедить их принять буддизм, это нелегко объяснить: пифагореизм издавна познакомил греков с понятием *ἀποχή ἐμψύχων*, и вполне возможно, что в ответах эллинистических правителей выражалось знакомство с этим учением в такой форме, что ответы могли истолковаться, как согласие с их стороны. Что касается языка надписи: употребление арамейского языка в Арахосии в 3. веке до н. э. объясняется тем, что арамейский был языком администрации в персидском государстве, к восточным провинциям которого принадлежала страна Арахосия, и знание языка в этой области продолжалось и после распада государства; с другой стороны, в державе Ашоки (хотя ее западные границы неизвестны), вероятно, жило довольно много греков для того, чтобы царь смог обратиться к своим арахосийским подданным на греческом языке, и если г. Александриполь (Кандахар) не входил в его державу, на основании его дружеских связей с греческими странами понятно, что в более или менее эллинизированном соседнем государстве он возвестил о принятии буддизма на греческом языке. Надпись исполнения самым красивым письмом периода около 250 года до н. э., что, в свою очередь, опять-таки является явным доказательством единства культуры эллинистического мира. Автором греческого текста надписи мог выступить какой-то греческий ритор из административного аппарата Ашоки, но возможно и то, что текст был составлен одним из коренных жителей страны, проходившим риторское образование.

Фр. Альтгейм — Р. Штиль: «Две новые надписи». В вводной части своего доклада авторы занимаются арамейским вариантом недавно обнаруженной двуязычной надписи царя Ашока. По сравнению с первой публикацией, им удалось продвинуть в различных отношениях объяснение арамейской надписи и встречающихся в ней чужеских элементов. — Вторая надпись была найдена под селом Аншеронской (к югу от Майкопа). Находка эта в основном является каменным амулетом на котором изображена голова юноши с надписью греческого письма кругом. Первая часть надписи дана на греческом языке и поддается ясному толкованию: «Моя сила — любовь.» Но вторая часть, хотя и греческого письма, написана на иранском языке: *ΞΕΝΙΟΓ* *xēni* *γού* «погребальный подарок барыни».

И. Ирмшер: «Споры о греческом языке Библии». — Уже гуманисты заметили проблемы языкового взаимодействия древнего Востока и античного мира, а в особенности в связи с характеристикой языка Библии возникли весьма резкие споры, продолжающиеся в течение столетий. Несмотря на большое значение этих споров с точки зрения истории науки, они долго не были подытожены. Когда в эпоху Возрождения вновь от-

крыли греческую культуру, на Западе без критики приняли все, что было доступно на греческом языке. Даже *Меланхтон* издал без выбора святые тексты наряду со светскими, для целей обучения, которое — подобно латинскому — было направлено на усвоение речевых навыков и красноречия. Но активное употребление греческого языка утончило чувство к стилистическим различиям, и начиная с середины 16 века все чаще встречаются замечания, свидетельствующие о начинающихся спорах о греческом языке Нового завета. Когда И. Камерарий примкнул к критике языка Нового завета, данной гуманистами, М. Флакций резко напал на ученых «эпикурейцев», не умеющих ценить мужественную силу и высоту стиля; Ф. Веза назвал еврейизмы Нового завета драгоценностями, которыми апостолы украшали свои книги, а Т. Стефан младший, в предисловии к своему изданию Нового завета в 1576 году, истолковал их, как риторические стилистические приемы; с другой стороны, Э. Гунний и Ф. де Морне говорили о слабостях силы Нового завета, как о сознательной небрежности и неуказанном образе письма, соответствующем содержанию. В противовес этим оценкам, удовлетворяющим требования теологии, но в то же время не игнорирующим филологические факты, радикалисты следующего поколения (С. Пфохен, И. Гиммелий и др.) настаивали на классической чистоте языка Нового завета. Кульминация спора между пуристами и эллинистами (или евренистами) связана с именем известного полиистора И. Юнгия, желавшего (в 1637 году) включить в программу чтений гамбургского Иоаннеума и светских авторов, ссылаясь на то, что язык Нового завета не является чисто греческим. В полемике продолжавшейся много лет и вызвавшей к жизни ряд полемических статей, виттембергский университет, к которому гамбургские священники обратились с вопросом, высказался так, что обвинение языка Священного писания в «варваризме» — богохульство. Одним из самых оговоренных противников Юнгия был И. Гросе, резко полемизировавший, с другой стороны, с ениским профессором И. Мусеем, считавшим, что божеское происхождение содержания можно отделить от словесного выражения. Спор приобретал все большие размеры. В то время, как в Виттемберге А. Калов опять подчеркнул религиозно-церковное значение языкового вопроса, Д. Гейнсий находил в Новом завете особый диалект, и определил отношение его языка к стилю так, что евангелист писал на эллинистическом языке, но составил себе текст на сирийском; англичанин Т. Гейтекер, швейцарец С. Веренфельс и немцы Г. Бэклер и И. Олсарий были представителями линии эллинистов, а в Виттемберге продолжалось направление пуристов. Однако, позиция пуристов, несмотря на то, что даже в 18 веке имела своих — конечно, уже более умеренных — приверженцев, оказалось несостоятельной в свете все яснее познаваемых языковых реальностей Нового завета, усердное исследование которых принесло новые результаты в истолковании Нового завета и для истории греческого языка, хотя выдвинутая в это время теория об изолированном сакральном греческом языке Библии, вплоть до 20 века мешала применению исторического подхода к языку. После компромиссов И. Т. Михалюса и А. Блэкелла и артельных боев пуристов, главным образом Хр. З. Георги, при которых уже коснулись вопроса о латинизмах, начало действительно научных исследований обозначается деятельностью лейпцигского профессора И. А. Эрнсти (1707—1781), называвшего стиль Нового завета «еврее-греческим». Следующая ступень развития вырвала Новый завет из своей изоляции и связала «еврее-греческий» стиль со способом выражения «александрийцев и апокрифов», (так, например, Ф. Г. Гааб, 1815 г.), Ф. Т. Штурций своей книгой «De dialecto Macedonia et Alexandrina liber», открыл новые перспективы перед филологией, и теологи следовали ему. Позднейшие работы принадлежат уже к современным исследованиям.

По этой тематике был прочитан еще доклад В. И. Авдиева «Культурное наследие Древнего Египта», см. стр. 135 слл.

И. Хан: «Система налогов в Сасанидской и позднеримской империях». — Реформа налогов в поздней империи Сасанидов, введенная царем Хурсо Анашарван 1, заменившая зависящий от урожая процентный налог твердым налогом, зависящим от величины участка земли, уже давно привлекала на себя внимание ученых. Н. В. Пигулевская и Фр. Альтгейм, приходя в основном к тому же заключению, объясняли эту реформу занятием системы Диоклетиана *caputatio* — *iugatio*. Но между Диоклетиановой и позднесасанидской системами есть и довольно значительные различия: самая характерная черта позднеримской налоговой системы, единство *caput*-а, как общей основы поголовного и земельного налога неизвестно в государстве Сасанидов. Кроме того, принцип фиксации налогов имеет совсем другой характер на практике обеих налоговых систем. Решению вопроса о происхождении позднесасанидской реформы налогов способствуют данные Талмуда о налогах в 3–5 веках (ранне-сасанидская империя). Из этих данных видно, что евреи в Месопотамии платили, кроме поголовного налога, два других, разных

по характеру, налога: *taskā* (греч. *taxis*) и подарок *mantā dā malḥā* «доля царя». Разбор немногочисленных данных о двух родах повинностей приводит к заключению, что первую из них платили арендаторы царских земель, в качестве аренды, а вторую — свободные владельцы, в качестве налога. Но условия сбора *taskā* (налога фиксированной суммы) показывает удивительное сходство с высказанием налогов после реформы Аношарвана. Таким образом, зачатки реформы Аношарвана были налицо уже в прежней налоговой системе. Новое заключается в том, что реформа перенесла методы сбора налогов с царских земель на все земли. Так, это было не только административной мерой, но и принципиально-политическим поступком, имевшим целью восстановление характерных форм земельной собственности на древнем Востоке, классически определенных Марксом: примата царской земельной собственности. Сильное сопротивление реформе, известное нам из арабских хроник, доказывает ее глубокое, и в особенности для землевладельцев-аристократов оскорбительное значение. Данные о корнях и пережитках Месопотамской налоговой системы допускают, в свою очередь, заключения о том, что известная из равнинской литературы двойственность поземельного налога существовала уже при Селевкидах в форме *ekphorion*-а и *dekate* псевдоаристотелевских «*Oikonomika*», и ее остатки наблюдаются в налоговой системе Омайядов и ранних Аббасидов, противопоставленные налогам *misaha* и *muqasama*. В этом отношении данные подтверждают предположение Альтхейма о чрезвычайной постоянности месопотамской налоговой системы.

Ф. Тёкен: «Отношения собственности в древнем Китае». — В Китае, в период Чжоу нельзя еще говорить о частной собственности на землю, так как, с одной стороны, неизвестен важнейший формальный критерий частной земельной собственности — купля и продажа земли, а с другой, чиновники, наделенные землей, имели лишь право пользования доходами от надела. Владение с обеих сторон основывается на общинном принципе: крестьянин может обрабатывать землю лишь, как член общины, а чиновник может пользоваться налогами, как общественный деятель. Таким образом, настоящим собственником земли является не индивидуальное лицо, а общество. Несмотря на то, что эта система имеет некоторые сходства с феодализмом, именно из-за отсутствия частной собственности на землю, нельзя отождествлять ее с ним. Но можно ли говорить в этот период о китайском рабовладельческом обществе? Нет. В Китае в период Чжоу нет частной собственности на рабов, так же, как и на землю. После этого возникает вопрос: нужно ли предположение еще одной общественной формации, отличающейся, как от рабовладельческого, так и от феодального строя, как это думали сторонники теории так называемого, «азиатского способа производства»? Ответ на вопрос можно дать лишь отрицательный. Отношения собственности на землю в Китае периода Чжоу не означают качественно новое, только в силу их переходного характера занимают особое место в истории человечества. Главной характеристикой этих *патриархальных* отношений собственности является то, что развитие первобытно-общинной формы собственности остановилось, приняло разные формы распада, не переходя, все-таки, в античную формацию. Такой же переходной характер наблюдается также и в области классовых отношений Китая в период Чжоу. В известном смысле слова можно назвать классами и аристократию, и общинное крестьянство, но они не вполне удовлетворяют марксистскому понятию «класса». Вследствие приостановления городского развития, бюрократическая аристократия не умеет организоваться в настоящую рабовладельческую аристократию, но остается, как преемница старой патриархально-родовой аристократии, которую должна содержать община. Исходя из данных основ, совсем другое освещение получают и некоторые вопросы следующего периода, периода династии Хань. Так, оценка исторического значения деятельности Цинь-Ши Хуан-ди, которого считают, с одной стороны, варварским разрушителем старинной китайской культуры, а с другой — основателем китайского государства, становится более ясной, если попробуем объяснить противоречия его господства противоречием, наблюдаемым в действительности между городской аристократией, носителем развития, и патриархальными отношениями. Цари из династии Хань, при которых начинается быстрое развитие городской культуры и укрепляется городская аристократия, в позднейшем сами стараются создать компромисс между старыми, патриархально-общинными и новыми, рабовладельчески-собственническими отношениями, выдавая распоряжения, с целью помешать ожидаемый рост частной собственности городской аристократии. Таким образом, развитие опять останавливается, не создается — в античном смысле слова — рабовладельческое общество, тем менее феодализм, в узком смысле слова.

3. ТЕМА: ВОПРОСЫ ИСТОРИИ ПАННОНИИ

Л. Баркоци: «Население Паннонии в первой половине 3. века». — При помощи исследования эпиграфических памятников, археологического материала и топографических отношений, становится возможным очертить историю населения Паннонии в данный период. Самую большую роль при этом играет эпиграфический материал, являющийся источником выдающейся важности для решения вопроса. Определение и разбор *poten* и *conpoten* отдельно и по группам дает ясную картину этнического состава населения Паннонии после войны Марка Аврелия с квадами и маркоманами. Полученные при этом результаты дополняются археологическими материалами и рядом данных о передвижении войск и об известных из других источников исторических событиях. В 4. веке эпиграфический материал становится значительно скуднее, и для очертания состава населения служит, главным образом, этническое определение кладбищ. При определении отдельных этнических групп можно опираться также и на данные о топографических отношениях. Такой разбор именного и археологического материала дает возможность глубоко исследовать Паннонию и изменения ее населения, вследствие положения Паннонии, как пограничной провинции. Выяснилось, что после 175 года этническая картина провинции значительно изменилась: хотя можно доказать, что некоторые семьи продолжали жить там, такие замкнутые группы, как до этого времени, больше не встречаются. Коренное население после 175 года перестало быть единым по составу: произошел ряд иммиграций, например, с Балканского полуострова при Марке Аврелии. Число италийцев уменьшилось, а одновременно с этим большие группы переселялись из Северной Африки в Паннонию, начиная с правления Антонина Пия. Кроме этого — хотя на первом месте стоял и связи войск имели решительное влияние на изменение состава населения в провинции — нельзя пренебрегать естественной иммиграцией, главным образом, среди ремесленников и торговцев. Повидимому, после середины 3. века сношение с Востоком обрывается и снова крепнет связь с западными провинциями.

П. Олива: «Паннония в период начала кризиса римской империи». — Вопросом о, так называемом, кризисе римской империи занимались в последнее время, главным образом, советские ученые, показавшие своими статьями, опубликованными в ВДИ, путь к решению ряда спорных вопросов. Стало ясно, что, с одной стороны, для дальнейшего исследования деталей, нужен общий обзор на основании источников общего характера, а, с другой стороны, общую картину о кризисе можно рисовать только на основании монографических статей со специальным разбором отдельных областей империи. Особенно большое значение имеет для исследования начала кризиса фактическая история Паннонии, ввиду того, что эта область, являющаяся связывающим звеном между провинциями по верхнему и нижнему течению Дуная и подходящим местом для походов самых опасных врагов империи, играла важную роль в придунайской оборонной системе империи. Особенно значение приобретает Паннония вследствие того факта, что она вошла в Римскую империю сравнительно поздно, поэтому тут дальше сохранились старые формы родового строя и рабство мало укоренилось. Отводя исследование Паннонии в первую очередь венгерским ученым, докладчик видит свою задачу в том, чтобы коротко изложить, как изменились общественно-экономические условия в Паннонии во 2 веке и первую половину 3. века. В области сельского хозяйства можно установить, что легионеры, с целью обеспечения питания для частей, получили в аренду часть земли, принадлежавшей легиону, и продукция явно возросла. В ремесле — после известного упадка вследствие войн с маркоманами — наблюдается дальнейшее развитие, по крайней мере в некоторых областях. Торговые связи в основном ослабевают. Относительный экономический подъем объясняется тем, что в это время возросло военное значение данной территории; не случайно и то, что подъем выступает ярче всего в военных центрах. Но некоторые изменения произошли и в области производственных отношений: в то время, как в Верхней Паннонии число данных о рабах и вольноотпущенниках уменьшается, в северной части Нижней Паннонии, представлявшей собой особенно важный участок оборонной системы, наблюдается развитие рабовладельческих производственных отношений. Однако экономический подъем в Паннонии оказался лишь временным: общественно-экономический упадок, охвативший в 3. веке всю империю, проявлялся и в придунайских городах. Тот факт, что придунайская область Паннонии пережила временный подъем на первом этапе кризиса, объясняется главным образом специальными условиями в данной области, ее военным значением и относительной отсталостью.

Т. Сент-телеки: «Раскопки храма Исида в Саварии». — В 1955 году в области бывшего римского города Савария (теперь Сомбатхей), при работах над увеличением одного склада были обнаружены мраморные обломки римского происхождения, профиль.

которых свидетельствовал о том, что они принадлежали к карнизу большого римского здания. Уже пробное копанье привело к неожиданным результатам: на глубине 3 метров лежало 18 огромных мраморных балок, и рельефные изображения на них показали, что удалось найти остатки древнего *Iseum*-а. При дальнейших раскопках был обнаружен сам храм, расположенный в северо-восточном и юго-западном направлении, длиной в 16,5 м, шириной в 9,5 м; к келье храма вел вестибюль шириной в 3 метра. Здание стояло на подмостках; к двери кельи — внутри вестибюля — вела, наверно, лестница, которая однако, вряд ли заняла из ширины фасада больше, чем одну треть. Мраморные плиты, упавшие с фасада, лежали около алтаря большей частью неповрежденными. С помощью вплотную смыкающихся камней возможна также реконструкция вертикального и горизонтального расчленения фасада. Только фронтальная часть была облицована мрамором, карнизы углов и боковых стен были из известняка. Главный фронт был закрыт резко профилированным венечным карнизом из белого мрамора, выступающим, приблизительно, на пол метра. Мраморная облицовка была длиной 9 метров; фасад был боковыми столбами и двумя колоннами разделен на три части; венечный карниз, выступающий на 50 см, следовал этой структуре. Непосредственно под венечным карнизом находился фриз (длиной в 9,5 м, шириной в 90 см), украшенный рельефными изображениями, полностью реконструируемый на основании обломов, обнаруженных двести лет тому назад. Главная надпись, дополняемая в «*ISIDI SAC*», обрамлена рамкой, характерной для скульпторских работ в Паннонии и *Norieum*-е во 2. веке н. э. Потом следует по обеим сторонам изображение Победы. Уцелела только фигура на северо-восточной стороне: волосы, крылья, морщины на теле и складки одежды были выкрашены в красный цвет. Дальше, к северо-восточному углу, видно изображение Исиды, сидящей на собаке Сотис, а перед ней образ богини *Fortuna* — *Abundantia*. Соответствующее этому изображение на юго-восточной стороне, составлял образ Анубиса, обнаруженный двести лет тому назад; его сопровождают Исида-*Huygeia* и Сирис-Асклепий. На почти неповрежденном северо-восточном углу виден *Mars*-I арпокрот. Фасад вестибюля, украшенный рельефным фризом, выступает, приблизительно, на 50 см; фриз здесь продолжался. На северной стороне, дошедшей до нас, стоял Геракл, опираясь на дубину. Деятельность скульпторской мастерской, изготовившей фриз, известной и раньше по трудам о Паннонии, на основании саркофагов, носящих имена консулов, можно отнести к 190—210 годам. Фриз карниза свидетельствует о пантеистичной религии Исиды, соединенной с культом царей, характерной для конца 2. в. н. э., на которую сильно влияли и местные культы. Под фризом фасада следовал средний карниз с богатым членением, потом архитравный фриз, украшенный виноградными лозами *kantharos*-ами, закрыл фронтальную часть, облицованную мрамором. Крыша была покрыта плитами *tegula*. Удалось определить и границы *temenos*-а храма; длина короткой стороны была 40 м, а длинной стороны — больше 60 м. Внутри *temenos*-а, в оси санктуария, к северо-востоку от алтаря стоял большой колонный зал, служивший портиком между внутренним и внешним двором. В последние дни раскопок увидел свет и юго-восточный угол, увеличенный в 4. веке. Языческие символы были, повидимому, уничтожены в 4. веке. Маленькие здания в *temenos*-е, служившие культическим целям, были также снесены, а более крупные здания, по свидетельству слоев обломков, остались в употреблении. Мраморные рельефы, наверно, пали жертвой уничтожения в 4. веке; здание разрушилось — как указывают трещины в стенах — при землетрясении 456 года.

Т. Надъ: «Военные округа в Валерии на основании *Notitia Dignitatum*». — Детальный разбор текста гл. XXXII. из *Notitia Dignitatum* Occ., сохранивший военную систему валерийского дуката, приводит к заключению, что в традиционном тексте перечня войск можно — в отличие от общепринятой теории — различить три части, восходящие к разным временам. Самый ранний слой перечня войск отражает военную систему периода тетрархии в Валерии. Второй слой содержит изменения при Константине I, вследствие его реформ. Самые поздние части текста сохраняют следы реорганизаций при Константине II и Валентине I. Внутри перечня войск, список легионов также не является единым. При Диоклетиане *legio* II. *adiutrix* была разделена на две части, в каждой по 5 когорт, и это сопровождалось разделением единого до тех пор легионного округа на верхний и нижний округа. В восточной пограничной зоне Валерии разделение на 2 округа не изменилось в течение 4. века, а разделения отдельных комендатур округа — в зависимости от задач защиты границ — была два раза изменена после Диоклетиана: первый раз в середине 4. века, вероятно, во время царствования Констанция II, позже при Валентиниане I. В этот раз комендатура верхне-северного легионного округа была переведена на опасный фронт в войне против квадов (Цирпи—Дунабогданы).

По этой же тематике был прочитан еще доклад К. Цегледни: «Вторжение гуннов в восточную римскую империю в 395—396 гг.», который будет опубликован в другом месте.

ДОКЛАДЫ ВНЕ ТЕМЫ

А. Салач: «Гимн вину. (Интерпретация одного эллинистического памятника)». — Об эллинистической статусе, известной под названием «пьяная старуха», наилучшее описание было дано А. Фуртвенглером; однако, в этом описании не хватает одного: истолкования значения произведения. В связи с этим можно указать на пять противоречий, нуждающихся в разрешении: старуха сидит на земле, в положении безопасном для питья, но неудобном; она одета сравнительно хорошо, поэтому непонятно, почему она обнимает так крепко сосуд, как единственное имущество, в то время, как в Греции вино не принадлежит к редким удовольствиям; сосуд слишком большой для одного человека; если она уже пила и собирается опять пить (как Фуртвенглер думает), это большая неосторожность, ведь, когда она пьет, легко могут захватить у нее сосуд; а с другой стороны, если она сейчас не пьет, выраженный на ее лице восторг должен иметь другое объяснение. Ответ на эти вопросы можно найти в пьесе Плавта «Cureulio»: молодой Федром собирается найти доступ к своей возлюбленной, Planesium, закрытой в публичный дом, подкупая вусным вином сторожиху девушки Леену, уже давно не получавшую вино или деньги на вино из-за отсутствия хозяина, вследствие его болезни, и в связи с этим временного прекращения посещения дома гостями; Федром замазывает косяк вином, и когда возбужденная запахом Леена воспекает настоящий гимн давно желанному вину (стихи 96 и сл.), он выдает себя за бога Либер, подкупает старуху большим кувшином вина и, наконец, добивается того, что встречается со своей возлюбленной. Черты пьяной Леены дают объяснение проблем, связанных со статусом: Леена — старая служанка, впрочем часто получающая вино, но теперь, с некоторого времени жаждущая и принимающая поэтому с огромным восторгом напиток; Федром принес такой большой сосуд вина потому, что хочет как можно больше времени провести с любимой девушкой, а старуха — как сторож дома — по всей вероятности, у Плавта тоже сидит на земле перед порогом, закутанная в плащ из-за ночного холода. Таким образом, создатель статуи получил первый импульс, пожалуй, от театра, может быть, от неизвестного для нас предшественника Плавта (Менандра?). Во всяком случае, оригинал пьесы «Cureulio» был, вероятно, написан в первой половине 3. века; итак, можно полагать, что статуя «пьяной старухи» тоже была сделана, примерно, в это время; в этом случае, датировка Г. Липпольда (около 250 года до н. э.) нуждается в поправке на несколько десятилетий.

Г.—И. Дизнер: «Образ тиранна Поликрата у Геродота». — Согласно своей выказанной программе, Геродот — под влиянием этического взгляда на события — нередко обращает внимание на великие и памятные деяния греков и варваров, выступающие у него, как вообще у античных историков, в ущерб творческой деятельности широких масс почти исключительно, как поступки «значительных» личностей. Известную роль в такой трактовке играют его источники — впрочем, очень часто критикуемые им —, но более значительным кажется то обстоятельство, что для него *tā uenómena êx' andrówlwv* уступает перед *êpá meýala kai doriaста*. Значительная роль, которую у Геродота — несмотря на его оговорки по разным причинам — играют тираны, частью объясняется именно его склонностью восславлять великие деяния. Кроме того, у читателя создается впечатление, что Геродот включает — подобно Дарию и Ксерксу — Поликрата в линию фатального развития. Это, конечно, интересно прежде всего с точки зрения ранней греческой историографии и методов Геродота. Однако, при разборе почти панегирического восславления Поликрата в III, 125, для объяснения трагической кончины тиранна недостаточно просто указать на известный мотив «зависти богов», ввиду того, что *мера* метафизического объяснения гибели Поликрата, приведенная Геродотом, как всегда, и здесь, на этот раз весьма сомнительна. Картина развития характера тиранна часто колеблется: подчеркивается то политик-реалист, то определенный метафизическими силами Поликрат, поэтому анализ — несмотря на проблематичность в некоторых местах, например III, 44, — часто удивительно трезвый и реальный (например, III, 39 и 40—43). Правда, явно политическую акцию Орета против тиранна Геродот истолковывает с этической стороны, но при сопоставлении Орета с Поликратом, наверное, раскрывает и действительные черты их характера, дает яркую картину властолюбия, алчности и роскошества Поликрата (III, 39 и сл.; III, 122—23), причинивших ему затруднения. Но все эти проблемы не появляются у Геродота в полном объеме, и не выступают полностью индивидуальные черты Поликрата — правителя и его стремление к власти; вследствие индивидуально-психологически суженной концепции, историческое значение Поликрата не становится очевидным, даже его несчастье получает схематическое объяснение: при гибели тиранна не говорится о его личной виновности, причина исключительно метафизическая; Геродот волей-неволей указывает на *álogwή* Поликрата против доброжелательных советников,

но этой ошибки недостаточно для оправдания его гибели. В конце концов, у Геродота остается известное *удивление* перед незаслуженно суровой судьбой Поликрата, что и способствовало изображению тирана, как трагической личности, и включению его в число лиц, подвиги которых составляют главную тему Геродота-историка. С этим связано повидимому, и то, что Геродот в отличие от критики других тираннов, Поликрата не подвергает строгой критике, а замечания отрицательного характера почти исчезают перед положительными чертами. Несмотря на то, что характеристика Поликрата у Геродота носит некоторые неисторические черты, во всяком случае, она дает в рамках своей противоречивой аргументации достаточно много поводов к исторической критике для того, чтобы вместе с остальными немногочисленными источниками служить основой для создания реальной, в общих чертах, картины Поликрата.

Д. М. Пиппиди: «Аристотель и Аристофан». — Примечания к книге об аристотелевской теории комедии. — Одной из проблем, давно волнующих филологию, является вопрос о том, какими показал Аристотель в потерянной части своей «Поэтики» настоящее произведение, соответствующее его теории о комедии, и как относилась аристотелевская теория к творчеству Аристофана. Выступая с критикой против традиционных взглядов, М. Лейн Купер посвящает целую книгу разрешению проблемы, пытаясь доказать, что аристофанская комедия соответствовала вкусу и теории Аристотеля. Но его аргументация почти всегда субъективна и обходит молчанием как раз самый существенный вопрос: соответствуют ли типичные черты комедий Аристофана аристотелевским запросам. Главнейшие черты аристотелевской теории о комедии явствуют и из дошедшего до нас текста «Поэтики», тем более, что автор в ряде случаев говорит одновременно о комедии и трагедии. По мнению Аристотеля, главная задача заключается в изображении *действий*, в смысле *mimesis*-а, а подражание характерам и чувствам является лишь второстепенным. Поэтодраматург должен ставить на сцене *возможное* действие, показывать такую идеальную действительность, которая возможна по закону вероятности и необходимости. Если мы посмотрим на Аристофана с такой точки зрения, нельзя нам говорить ни об удивительной силе его фантазии, ни о том, что он изображает в каждой комедии «комическую идею». Насчет характера действующих лиц высказано в «Поэтике» то же самое правило, которое мы видим в связи с интригой: действующие лица должны строго придерживаться индивидуальных черт своего характера и логики вытекающих одно из другого действий, осуществляя, скорее, невозможное, которое является вероятным, чем возможное, которое является невероятным. Но вполне непонятно, почему считает Купер с этой точки зрения пьесу «Птицы» такой, которая больше всех могла соответствовать вкусу Аристотеля. Вопрос имеет и другой аспект. Историк отличается от поэта тем, что первый пишет и происшедших событиях, последний же о таких, которые могли бы произойти; согласно этому же правилу, писатель трагедий должен изображать характеры не такими, каковы люди бывают вообще, а какими они должны быть. После издевательств на первом этапе развития комедии, автор комедии «*Margites*» сделал первый шаг к осуществлению такого вида комедии, тем, что он дал «драматическое подражание смешному», а потом Эпихарм создал окончательную форму ее тем, что ставил на сцене имеющие всеобщее значение. После всего этого, вряд ли нужно доказывать, что далеки от аристотелевских принципов комедии того Аристофана, который в смуте пелопоннесской войны изображает всегда актуальные темы эпохи, атмосферу современных ему Афин, ставит живых деятелей истории, на каждом шагу перебивает действие рефлексиями, конкретно-политическими замечаниями, и не знает той филантропии, которой Аристотель требовал и от писателя комедии. Аристотель сформулировал те принципы, которые были осуществлены в новой комедии и показали путь к будущему. Во всяком случае эти принципы почти ничего общего не имеют с Аристофаном; так, его творчество не могло быть образцовым для теории Аристотеля, независимо от того, каково было личное мнение Аристотеля о нем.

Р. Гюнтер: «Возникновение долгового рабства в Риме». — Социальное неравенство существовало в Риме с первых же дней основания города, а начиная со второй половины 6 века до н. э. еще больше обострилось противоречие между бедными и богатыми. Моущество Рима потерпело значительный ущерб в первых десятилетиях республики. Вследствие военных поражений численность населения уменьшилась и одновременно с этим перестали дальнейшие ввозы военнопленных. В свою очередь большое число римлян попало в плен, а значительное уменьшение территории Рима облегчило для рабов перебежку к соседям. В результате всего этого экономика Рима страдала недостатком рабочей силы, и пока военное счастье не склонилось опять к римлянам, вместо военнопленных приходилось искать новых ресурсов для обеспечения рабочей силы. Именно поэтому патриции усиленно стремились эксплуатировать более бедные слои населения

Рима. В летописном предании ярко вырисовываются результаты этих фактов в форме угнетения плебеев со стороны патрициев, и борьбы плебеев за свое освобождение. Эта борьба велась по двум линиям: народ требовал с одной стороны участия в управлении государством, а с другой — освобождения от долгового рабства. В первом требовании была заинтересована лишь сравнительно немногочисленная верхушка *plebs-a*, а другое — явилось интересом широких плебейских масс, ибо они страдали больше всех во время всеобщего упадка. С помощью *plebiscitum-a* патриции сумели подчинить своей власти рабочую силу экономически слабых слоев, не превращая их в рабов. Таких должников называли *nexi*. Это привело к ослаблению задолженности или потере мелких крестьянских земель. С другой стороны, землевладения богатых патрициев постоянно росли. Займодавцы могли продать *trans Tiberim* своих должников-рабов, и только то обстоятельство предотвратило окончательную гибель, что зажиточным элементам не было в интересах потерять эти слои населения. Займодавцы стремились держать своих должников в длительном рабстве и выжимать из них как можно больше. Эти стремления, естественно, вызвали сопротивление со стороны городского *plebs-a*, пытающегося с помощью *lex sacrata* найти для себя защиту от перегибов патрициев. Начиная с 4. века до н. э. долговое рабство стало терять свое значение. Новые завоевания опять дали достаточное количество военнопленных и все меньше были нужны долговые рабы. Урегулирование долгов в защиту экономически слабых интересовало уже лишь немногих, и их число постоянно уменьшалось. Рабский труд поработанных иностранцев оказался более выгодным, чем долговое рабство: долговая кабала, экономическая производительность которой уже раньше была невысокой, являлась просто помехой новому развитию. Из постоянного роста крупных землевладений видно, что число рабов уже в 4 веке должно значительно увеличиться. Но этим долговое рабство потеряло почву, которая единственно давала ему возможность для развития в первую, даже во вторую половину 5 века.

Г. Шрот: «О характеристике экономических кризисов в древности». — В условиях античного рабовладельческого общества также можно различить две категории экономических кризисов: кризис перепроизводства, и тот, который можно назвать кризисом вследствие потребления ниже уровня производства. Период, в который развитие производительных сил еще не стоит на таком уровне, чтобы обеспечить прожиточный минимум для каждого члена общества, может характеризоваться, как период кризиса, вследствие потребления ниже уровня производства. Такое обстоятельство характерно для всего первобытно-общинного строя и в известной степени также для античного общества. В античных источниках указывается на ряд событий и явлений природы, вызывавших глубокий кризис в жизни общества (землетрясение, пожар, налет саранчи и т. п.); с другой стороны, нередко встречаются и общественные события с такими же результатами (войны, восстания и т. д.). Все такие события имели гораздо большее влияние на экономику древнего мира, чем в последующие века. Что же касается вопросов перепроизводства, то тут мы найдем и в древности ту причину, которая характерна для каждого классового общества: из-за частной собственности на средства производства невозможно определение и планомерное удовлетворение реальных потребностей потребления, значит, массы терпят нужду не вследствие низкого уровня производства, а наоборот, вследствие перепроизводства некоторых товаров. Таким образом кризис происходит из противоречия между общественным характером производства и частной эксплоатационной производственных благ. О таком кризисе перепроизводства свидетельствуют данные об ограничении производства папируса (Страбон: *Geogr.* XVII, 800), о снижении производства вина (Плиний: *N. H.* XVIII, 74, 9, Аммиан Марцеллин XVII, 4., Светоний: *Vita Domitiani* VII.) и т. д. Каким образом пытались преодолеть явления кризиса? Разумеется, в такой форме, которая оказалась самой выгодной для господствующих классов каждого времени; сюда входят, например, внеочередные раздачи хлеба, на время сократившие голод, а также попытки санации или восстановления разорившихся хозяйств с помощью разных льгот, например, снижения налогов. К признакам таких кризисов принадлежит и волнения бедноты, пытавшейся облегчить свое положение: повышения выработка мелких землевладельцев, частое появление воров, разбойников, пиратов, покидание места работы или родины, и в последнем случае — восстания бедноты. Конечно, такие мероприятия или волнения привели только к временному смягчению признаков экономического кризиса: их окончательная ликвидация была в античном рабовладельческом обществе так же невозможна, как и в позднейших классовых обществах, в которых существует противоречие между экономикой и обществом.

М. Плезя: «Ссылки на Венгрию у древнейшего польского летописца». — Древнейший польский летописец — получивший название *Gallus Anonymus*, наверное, из-за

французского происхождения — поддерживавший тесный контакт с Бенедиктинским монастырем в Сан Жилье, посвятил две из трех книг своего произведения королю Болеславу III, царствовавшему с 1102 года, имевшему своим покровителем святого Эгидия, похороненного также в Сан Жилье. На основании французских связей еще Мартин Кроммер, историограф-гуманист Польши (в середине 16 века) считал автора летописи французским монархом. Другие (так, например, Адальберт Кетжинский в начале 20. века) искали родину летописца в другом месте: в Венгрии, ввиду того, что в летописи находится ряд ссылок на Венгрию. *Gaius Anonymus* прекрасно знает венгерскую историю; знает гораздо больше венгерских королей, чем правителей остальных соседних стран, и умеет сказать больше конкретного о них (в особенности о Степане I, Петре Венецианском и Владиславе I); Болеслав III называет несколько раз *dux septemtrionalis*-ом, что свидетельствует о том, что его первоначальная географическая точка зрения лежала к югу от Польши; кроме того, он ссылается на некую *ecclesia sancti Petri de Bazoario*, как постройку Петра Венецианского, хотя это никакого значения не имеет для дальнейшего хода рассказа (по мнению К. Малечинского это загадочное выражение может относиться только к собору в городе Печ, основанному Петром); наконец, один раз он говорит о Венгрии: «*Ungaria ab Hunnis, qui et Ungari dicuntur, quondam occupata*». Противоречие между ссылками в летописи на Венгрию и теорией провансальского происхождения автора пытались избежать — еще до войны — независимо друг от друга, Т. Тыц и А. Бюркнер указанием на монастырь в Шомодьваре, основанный Владиславом I. в 1091 году, где поселились монахи из провансальского города Сан Жилье. В 1113 году сам Болеслав III. пребывал на паломничестве в Шомодьваре и у могилы Степана Святого в Секешфехерваре, чтобы получить отпущение греха ослепления единокровного брата, Збигнева, и интересно, что это единственное место в летописи, где автор называет себя *очевидцем*. Так, вероятно, летописец был бенедиктинским монахом из Сан Жилье, перешедшим в Шомодьварский монастырь, и Болеслав — по случаю вышеуказанного паломничества — пригласил его оттуда в польский двор, с поручением, как можно полагать, летописца. Произведение принадлежащее скорее к жанру *gesta*, чем *chronica*, со своей ритмической прозой, употреблением рифмы, параллелизмом предложений и художественной композицией, является выдающимся литературным памятником, с которым из этого периода в Средней Европе можно сравнить лишь недоедшую до нас венгерское *Gesta*. На основании ряда предполагаемых черт сходства польского и венгерского *gesta* можно выдвинуть гипотез (на которой автор в своей книге уже раньше указал, в книге о *Gallus-e*), согласно которой, венгерская *gesta* с конца 11 и начала 12 века и польская *gesta* 1113—16 годов являются произведениями одного и того же автора: провансальского монаха из Шомодьвара. Разумеется, возможно и то, что эти два произведения принадлежат не одному писателю, только одной школы. Во всяком случае, исследования поддерживают то мнение венгерских ученых, что венгерская *gesta* была тесно связана с Шомодьварским монастырем и своим происхождением обязана южно-французской культуре. Полностью сохранившийся польский текст может служить источником для реконструкции венгерского произведения.

Ш. Садецкий-Кардош; «Игнорированный тесимоний и фрагмент Мимнерма».

При исследовании Мимнерма до сих пор не принимали во внимание следующих два источника: 1. Аполлоний Тианский (epist. 71) упрекает ионийцев в том, что — предавая свою национальность — заимствуют всякие чужие имена, вместо имен своих предков, и говорит: «*Ἐποὶ μὲν εἴη μᾶλλον ὄνομα Μίμνερος*» (с явно ироническим значением: хотя это имя имеет не очень аристократическое звучание, но по крайней мере, является настоящим эллинским именем); этот новый тесимоний дает дальнейший аргумент против тех, которые объясняют имя «Мимнерм» негреческой этимологией, а с другой стороны, свидетельствует о том, что поэт — по мнению автора письма — не принадлежал к ионийской аристократии. 2. Филодем (de pietate p. 29. ed. Gomperz) сохранял незамеченный до тех пор фрагмент, который Р. Филиппсону удалось реконструировать в 1920 году: «*ὑπεσθαι κατ' ἑρῶν καὶ κατὰ χρεὼν πάντα φησὶν Ἡράκλειτος, Μίμνερος δὲ πάντα διαφωνεῖν*»; повидимому, Филодему еще было известно, что у Мимнерма выразились взгляды, подтверждающие — предшествующей диалектике Гераклита — борьбу противоположностей этот фрагмент, являющийся, пожалуй, дословным и с просодией *пента диафонеи* составляющий поллинтаметра, подтверждает раньше высказанное мнение Д. Кёвсиди (1937) о сходстве между мировоззрением Гераклита и Мимнерма.

Вне тематики был еще прочитан доклад К. Куманецкого «Речь Цицерона *De haruspium responso*», в котором идеалана попытка, на основе сообщения о споре Диона Кассия Цицерона и Клодия, состоявшемся в 56 году до н. э., и подробного анализа речи *De haruspium responso*, датировать эту речь июнем 56 года до н. э. Вторая

часть доклада посвящена подробным условиям составления речи, проблемам ее структуры и тактике, примененной Цицероном при произношении речи. Доклад опубликован на польском языке в журнале *Przegląd historyczny* (49 [1958] 445—459), на немецком же языке он будет напечатан в *Klio* 5 [1959] 110—127).

Были прочитаны все тематики еще следующие доклады: Й. Биезунска Маловист: «Распространение римского городского права на Египет в первом столетии Римской Империи»; Фр. Дорнзейфф: «Catullus Versecundus»; Й. Ирмишер: «Г-жа Энгельс изучает науки о древнем мире»; и Д. Димитров: «Возникновение фракийского города». Эти доклады появятся в другом месте.

* * *

Библиотека Венгерской Академии Наук во время съезда организовала выставку в вестибюле здания Академии Наук из венгерских научных публикаций, касающихся древнего мира. Несмотря на сравнительно небольшое, имевшееся в распоряжении, место, выставка, в результате тщательного подбора материала, дала яркую картину о развитии венгерских исследований древнего мира, представляя самые значительные произведения прошлого и показывая постоянный рост научных достижений в период после освобождения страны.

Иностранные гости съезда — чаще всего вместе с венгерскими коллегами — осматривали достопримечательности нашей столицы, посещали музеи и оперный театр. Кроме этого, организационный комитет съезда организовал две общих экскурсии: в последний день докладов, в свободное время после обеда наши гости осмотрели археологические памятники Аквики (руководителем был Я. Силадь), а на следующий день поехали на экскурсию в Вишеград и Эстергом (руководитель Г. Энц). Некоторые из гостей остались после съезда на несколько дней в Венгрии, поехали на Балатон и в разные задунайские города, богатые археологическими памятниками.

Подытоживая съезд по вопросам классической филологии, с уверенностью можно сказать, что это удачное предприятие венгерской классической филологии ярко отражало то большое и радостное развитие, которое произошло, главным образом, за последние десять лет в области этой отрасли науки, как в нашей стране, так и в дружеских нам странах. Съезд во многих пунктах способствовал развитию научных исследований и международного содействия, и дал новый толчок к творческому использованию остающихся ценностей античного мира в культуре нашего народа.

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Antiqua*, is 110 forint a volume. Orders may be placed with "Kultura" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Account №. 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultura» (Budapest VI., Népköztársaság útja 21. Compte-courant №. 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латынском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными, выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «*Acta Antiqua*» — 110 форинтов за том. Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultura» (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Текущий счет № 43-790-057-181) или его заграничные представительства и уполномоченные.

INDEX

<i>I. Trencsényi-Waldapfel</i> : Literatur und Folklore im klassischen Altertum.....	1
<i>K. Mar'it</i> : Essence de la poésie populaire.....	21
<i>J. Harmatta</i> : Der Alte Orient und das klassische Altertum.....	29
<i>A. Dobrovits</i> : Le problème de la frontalité dans la sculpture égyptienne et grecque	39
<i>M. Riemschneider</i> : Die Bedeutung Urartus für Griechenland.....	45
<i>J. Gy. Szilágyi</i> : Zur Frage der früheisenzeitlichen Beziehungen zwischen Italien und dem vorderen Orient.....	69
<i>S. Mazzarino</i> : L'image des parties du monde et les rapports entre l'Orient et la Grèce à l'époque classique.....	85
<i>Fr. Zucker</i> : Mitteilung über eine kürzlich gefundene griechisch—aramäische Bilingue des Königs Aśoka.....	103
<i>Fr. Altheim—R. Stiehl</i> : Zwei neue Inschriften.....	107
<i>J. Irmischer</i> : Der Streit um das Bibelgriechisch.....	127
<i>B. И. Авдеев</i> : Культурное наследие Древнего Египта	135
<i>I. Hahn</i> : Sassanidische und spätrömische Besteuerung.....	149
<i>F. Tókei</i> : Les rapports de propriété dans la Chine ancienne.....	161
<i>L. Bark'czi</i> : Ethnische Zusammensetzung der pannonischen Bevölkerung am Ende des II. und in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts.....	167
<i>P. Oliva</i> : Pannonien in der Zeit der Anfänge der Krise des römischen Reiches....	177
<i>T. Nagy</i> : Die Militärbezirke der Valeria nach der Notitia Dignitatum.....	183
<i>T. Szentlélek</i> : Die Ausgrabungen des Isis-Heiligtums von Savaria.....	195
<i>A. Salač</i> : Ein Hymnus auf den Wein.....	201
<i>H. J. Diesner</i> : Die Gestalt des Tyrannen Polykrates bei Herodot.....	211
<i>D. Pippidi</i> : Aristote et Aristophane.....	221
<i>R. Günther</i> : Die Entstehung der Schuldklaverei im alten Rom.....	231
<i>G. Schrot</i> : Der Charakter der Wirtschaftskrise im Altertum.....	251
<i>M. Plezia</i> : Ungarische Beziehungen des ältesten polnischen Chronisten.....	285
<i>S. Szódeczky-Kardoss</i> : Ein ausser Acht gelassenes Mimnermos-Testimonium und -Fragment	297
<i>И. К. Хорват—Й. Мартичко</i> : Съезд венгерской Академии Наук по вопросам классической филологии (29. сент.—4. окт. 1958. г.)	301

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

A. DOBROVITS, J. HARMATTA, GY. MORAVCSIK

REDIGIT

I. TRENCSENYI-WALDAPFEL

TOMUS VII

FASCICULUS 4



1959

ACTA ANT. HUNG.

ACTA ANTIQUA

A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KLASSZIKA-FILOLÓGIAI KÖZLEMÉNYEI

SZERKESZTŐSÉG ÉS KIADÓHIVATAL: BUDAPEST V. ALKOTMÁNY UTCA 21

Az *Acta Antiqua* német, angol, francia, orosz és latin nyelven közöl értekezéseket a klasszika-filológia köréből.

Az *Acta Antiqua* változó terjedelmű füzetekben jelenik meg. Több füzet alkot egy kötetet.

A közlésre szánt kéziratok a következő címre küldendők :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Ugyanerre a címre küldendő minden szerkesztőségi és kiadóhivatali levelezés.

Az *Acta Antiqua* előfizetési ára kötetenként belföldre 80 forint, külföldre 110 forint. Megrendelhető a belföld számára az „Akadémiai Kiadó”-nál (Budapest V., Alkotmány utca 21. Bankszámla 05-915-111-44), a külföld számára pedig a „Kultúra” Könyv- és Hírlap-Külkereskedelmi Vállalatnál (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Bankszámla 43-790-057-181) vagy külföldi képviselőinél és bizományosainál.

Die *Acta Antiqua* veröffentlichen Abhandlungen aus dem Bereiche der klassischen Philologie in deutscher, englischer, französischer, russischer und lateinischer Sprache.

Die *Acta Antiqua* erscheinen in Heften wechselnden Umfanges. Mehrere Hefte bilden einen Band.

Die zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte sind an folgende Adresse zu senden :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

An die gleiche Anschrift ist auch jede für die Redaktion und den Verlag bestimmte Korrespondenz zu richten.

Abonnementspreis pro Band : 110 forint. Bestellbar bei dem Buch- und Zeitungs-Aussenhandels-Unternehmen »Kultúra« (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Bankkonto Nr. 43-790-057-181) oder bei seinen Auslandsvertretungen und Kommissionären.

И. ТРЕНЧЕНЬИ-ВАЛЬДАПФЕЛЬ

ОДНА ИЗ ЭЗОПОВСКИХ БАСЕН И ЕЕ ВОСТОЧНЫЕ ПАРАЛЛЕЛИ

(Резюме)

Варианты эзоповской басни об орле и лисице можно обнаружить в литературе различных восточных народов. К греческой басне стоит ближе всех часть вавилонского эпоса об Этане, рассказывающей об орле и змее. Историческую связь между ними можно установить, если вавилонская басня сравнивается не с поздними, доктринерскими обработками эзоповской басни, но с ее раннейшим греческим вариантом — поэтической обработкой Архилоха. Сохранившаяся в фрагментарном виде поэма Архилоха показывает значительные сходства как по содержанию, так и по форме с соответствующими частями эпоса об Этане. В обоих текстах стражем договора о союзе является божество, а именно в вавилонском тексте — бог солнца Шамаш, у Архилоха же — Зевс, но тут он неслучайно проявляет такие черты, которыми у Гомера был характеризован бог солнца, Гелий. В обоих текстах оскорбленная сторона обращается к божеству, которое дает удовлетворение. Часто встречаемая в истории религий концепция «солнца справедливости» связана с тем, что люди впервые пришли к осознанию объективных закономерностей путем наблюдения регулярного движения небесных тел. Следы этой концепции можно найти уже у Гераклита, а также и в течение последовавших столетий, и как в поэмах Архилоха дает надежду угнетенным на осуществление общественной справедливости. Согласно утопии Имбула, в государстве Солнца царит справедливость и единоправие. Эта же концепция играет важную роль и в религиозной идеологии восстаний рабов, как например, у Аристоника в Пергаме или у Саумака в Босфоре.

W. BORUCHOWITSCH

ARISTOPHANES UND ALKIBIADES

(Zusammenfassung)

Verfasser analysiert ausführlich die Ursachen vom Durchfall der »Wolken« des Aristophanes und kommt zu dem Ergebnis, dass der Misserfolg des Komödiendichters in diesem Fall aller Wahrscheinlichkeit nach einer Aktion des Alkibiades zuzuschreiben sei. In der Gestalt des Pheidippides hat Aristophanes die Persönlichkeit des Alkibiades auf die Bühne aufgeführt und als den Schüler von Sokrates so scharf angegriffen, dass der Junge, aber einflussreiche Aristokrat sich mit Recht beleidigt fühlen konnte. Wir dürfen aber den geschichtlichen Alkibiades natürlich nicht restlos dem aristophanischen Komödienhelden gleichsetzen. Der Dichter hat eigentlich nur soviel getan, dass er seinen Helden, einen Jüngling mit aristokratischer Veranlagung und zugleich einen Mitglied des sokratischen Kreises — um den komischen Effekt und die Lebendigkeit der Figur vergrößern zu können — mit den Charakterzügen einer konkreten geschichtlichen Persönlichkeit, nämlich des Alkibiades ausgestattet hatte.

Я. ХАРМАТТА

IRANO-ARAMAICA

(Резюме)

Автор дополняет и интерпретирует текст египетского армейского папируса, возникшего около 310 г. до н. э. (=Cowley AP №. 81). Папирус этот является ценным источником относительно экономического положения при Птолемеях I-м. В тексте встречается два новых иранских заимствования: *grb* ~ древнеперс. **graβi*- 'корзина' и *wzyk* ~ древнеперс. **vazyaka*- 'рабочий скот'. Кроме того папирус бросает новый свет на туманную эпоху истории египетских евреев.

Ф. ЖОКС

ХРИСТИАНСТВО И РАЗВИТИЕ СЕМЕЙНЫХ ЧУВСТВ В ЧАСТНЫХ ПИСЬМАХ НА ПАПИРУСАХ

(Резюме)

На основе эгипетских греческих папирусов автор изучает вопрос, каким образом и в какой степени влияло появление и распространение христианства в Египте на развитие семейных чувств. Подробный анализ источников позволяет заключить, что семейные чувства, считавшиеся столь характерными для христианства, как например, братолюбие, и т. д., выражены в языческих письмах не менее, чем в христианских, значит, они развивались под влиянием христианства.

Й. ФИТЦ

ВОЕННЫЕ ДИПЛОМА НИЖНЕЙ ПАННОНИИ В ПЕРВОЙ ПОЛОВИНЕ II-ГО СТОЛЕТИЯ

(Резюме)

В военных дипломах, изданных во второй половине II-го столетия, войска перечислены в топографическом порядке. Издание дипломов, т. е. демобилизация ветеран, очень часто происходило после военных действий, войн, и имело почетный характер. Из того факта, что на дипломах часто упомянута лишь часть паннонийских войск, можно заключить, что военные силы Нижней Паннонии распределялись на военные округа.

Л. БАРКОЦИ

САРМАТСКИЕ ПЕРЕСЕЛЕНИЯ ИЗ КАРПАТСКОГО БАСЕЙНА

(Резюме)

Сарматское население Междуречья Дунай—Тиса начиная со второй половины II века было в постоянном движении вследствие миграции народов за Карпатами. Было вызвано большое изменение в жизни сармат иммиграцией братского народа — роксолан —, вследствие чего изменился и этнический состав сармат. Начиная с середины IV столетия новые народности вторглись в Карпатский бассейн, образуя тем самым затор населения. Как известно и из Not. Dign., большое число сармат было переселено во второй половине IV века в Италию и Галлию. Эти группы входили не только сарматы, но и роксоланы. Переселения имели стратегический характер, но по античным источникам сарматские поселенцы попали не только в Италию и Галлию, но и в другие римские провинции. Эти группы были призваны заменить погибшее аграрное население. Взамен же переселенных на Запад сармат Паннония получила западных переселенцев. Эти противоположные переселения за долгое время служили интересам Римской Империи.

EINE AESOPISCHE FABEL UND IHRE ORIENTALISCHEN PARALLELEN

Die schon langher und hauptsächlich seit der Auffindung der aramäischen Achikar-Fragmente wieder oft aufgeworfene Frage des orientalischen Ursprungs der griechischen Fabeldichtung¹ im allgemeinen beantworten zu suchen, ist kaum ein in streng wissenschaftlichem Sinne Erfolg versprechendes Unternehmen. Fabeldichtung und ihre charakteristische Gattung, die Tierfabel ist in einer bestimmten Entwicklungsstufe so weit und breit in Folklore und Weisheitsliteratur vorzufinden, dass wir in dieser Hinsicht getrost mit einem allgemeinmenschlichen Kunstwollen zu rechnen haben, wie im Singen und Sagen überhaupt. Was aber die einzelnen Fabeln betrifft, sie auf ihre Originalität zu prüfen oder sie — natürlich nicht ohne vielseitige vergleichende Untersuchungen — als Lehn- gut zu bezeichnen, finden wir für methodisch vollkommen berechtigt. Dementsprechend möchten wir unsere Ansicht über die aesopische Fabel vom Adler und Fuchs vortragen.

Nach der wohlbekannten prosaischen Fassung (Halm 5, Hausrath 1) haben der Adler und der Fuchs einen freundschaftlichen Vertrag geschlossen und wohnten seitdem in friedlicher Nachbarschaft: der Adler nistete auf einem hohen Baume, der Fuchs unten im Dickicht. Doch einmal, als der Fuchs auf Beute ausging, raubte der Adler alle seine Jungen und bereitete aus ihnen für sich und für seine eigenen Jungen einen Schmaus. Der heimkehrende Fuchs, unfähig sich in die Höhe zu erheben, konnte den treubruchigen Adler nur verfluchen, der Fluch hat sich aber erfüllt, als der Adler die noch glimmenden Eingeweide einer soeben geopfertn Ziege von dem Altar geraubt und in sein Nest hinaufgebracht hat. Es erhob sich ein starker Wind und die dürrn Zweige des Baumes fingen Feuer, so sind die noch unbeflügelten Jungen des Adlers aus dem Neste heruntergefallen und der flink dahineilende Fuchs hat alle vor den Augen des Adlers aufgefressen. Die lateinische metrische Version von Phaedrus (I. 28) zeigt den Fuchs selbst an der Rache tätig: er zündet

¹ Vgl. z. B. R. SMEND: Alter und Herkunft des Achikarromans und sein Verhältnis zu Aesop. Beihefte der Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft. 13. Giessen 1908. S. 57—125; E. MEYER: Der Papyrusfund von Elephantine, Leipzig 1912, S. 123; A. HAUSRATH: Achikar und Aesop. SHAW 1918.

mit einer von Opferaltar gestohlenen Fackel den ganzen Baum an und zwingt somit den Adler, sich vor dem Fuchs zu demütigen und um das Leben seiner eigenen Jungen zu flehen. Danach modifiziert sich auch die Belehrung. Bei »Aesop« heisst es, dass diejenigen, die einen Freundschaftsvertrag verletzen, wenn sie auch wegen der Machtlosigkeit der Beleidigten einstweilen der Rache entgehen, sich der göttlichen Strafe dennoch nicht dauernd entziehen können. Nach Phaedrus lautet die Lehre folgendermassen: mag einer noch so erhaben sein, er muss dennoch den niedriger Gestellten fürchten, denn schlaue Geschichtlichkeit findet den Weg zur Rache. Wie aus der sog. *paraphrasis Boddiana* ersichtlich ist, stimmt Babrios im wesentlichen mit dem Vulgärtexte des Aesop überein, doch die Formulierung der Lehre hebt die Rolle von Dike als Beaufsichtigerin aller menschlichen Tätigkeit und den Meineid als die Sünde, die ihrerseits besonders bestraft wird, mehr betont hervor (*ὅτι δίκη τις ἐφορᾷ τὰ τῶν ἀνθρώπων καὶ τοὺς ἐπιόρκους ἀμύνεται καὶ ἀποδίδωσι κατ' ἄξιν* — Babrios 186. bei Crusius). Wir müssen zugleich darauf hinweisen, dass eben diese Formulierung noch den religiösen Grundkern des *iambos* von Archilochos bewahrt, der als die erste griechische Bearbeitung der berühmten Fabel uns des weiteren noch beschäftigen wird. Ob diese chronologisch erste griechische Bearbeitung gleichzeitig als eine selbständige Erfindung des genialen Dichters von Paros betrachtet sein mag, und wenn nicht, ob es angezeigt ist, ihre Wurzeln — wie die der Gattung *iambos* überhaupt — in frühgriechischer Volkspoesie, oder eher im Altorientalischen vorauszusetzen, das möchten die folgenden vergleichenden Untersuchungen entscheiden.

Der Titel des ersten Buches im *Pantschatantra* heisst nach seiner Rahmen-erzählung »die Verfeindung von Freunden« — mit diesem Ausdruck könnten wir ja auch das Grundmotiv der uns jetzt beschäftigenden aespischen Fabel bezeichnen. Diese Erzählung selbst aber lautet völlig anders: der Ränkeschmied Schakal vermittelt, um seine höfische Laufbahn zu fördern, zuerst eine Freundschaft zwischen Löwe und Stier, um später tückischerweise die beiden miteinander zu verfeinden; die Geschichte endet mit dem Tode des vom aufgehetzten Löwen zerrissenen Stieres und mit der Befestigung der Position des Schakals als Ministers am königlichen Hofe des Löwen. Doch erscheint im Rahmen dieser Geschichte eine Erzählung — die sechste oder in dem von F. Edgerton rekonstruierten Urtexte des *Pantschatantra* die vierte² —, die schon Th. Benfey mit gewissem Recht mit unserer aespischen Fabel verglichen hat.³

In der zuletzt genannten Erzählung ist von den Krähen und von der Schlange die Rede. Ein Krähenpaar wohnte auf einem hohen Feigenbaum im Neste, aber zur Brutzeit kam jedesmal eine Schlange aus der Höhlung

² F. EDGERTON: *The Pantschatantra Reconstructed*. New Haven 1924. I. S. 61.

³ TH. BENFEY: *Pantschatantra*. Leipzig 1859. I. S. 170—171.

des Baumes und frass die Jungen des Krähenpaares. Endlich gab ihnen der Schakal den Rat, die Schlange mit Hinterlist zu überwinden. Demzufolge stehlen die Krähen aus dem Harem eines Königs eine goldene Kette und verstecken sie in der Höhle der Schlange. Die Diener des Königs suchen den verlorenen Schmuck, finden ihn bei der Schlange und erschlagen sie mit Stöcken. Wie Benfey bemerkt, im *Pantschatantra* selbst ist mit dieser Fabel nahe verwandt die 20. Erzählung des ersten Buches, wo die in der Höhlung eines Feigenbaumes wohnende Schlange die Jungen der auf dem Baum nistenden Kraniche frisst und der Krebs dem Kraniche einen zweideutigen Rat gibt, demzufolge der Ichneumon zwar die Schlange umbringt, doch die Kraniche gehen auch zugrunde. Nach Benfey lassen sich selbst die 15. und die 18. Erzählung des ersten Buches nicht hiervon trennen; in der ersten rächt der Sperling am Elefant die Zerstörung seiner Eier mit Hilfe des Holzhackers, der Fliege und des Frosches; in der anderen spottet das Sperlingsweibchen über den Affen, der von Wind und Regen getroffen, zitternd die Zuflucht unter dem Mimosabaume sucht, dessen herabhängende Zweige das Nest des Sperlingspärchens aufhalten; der zürnende Affe klettert den Mimosabaum hinauf und zerstört das Nest der Sperlinge. Man sieht, die Ähnlichkeit mit der aesopischen Fabel ist hier überall ziemlich äusserlich. In der späten persischen Version des *Pantschatantra*, in *Anvár-i-Suhaili*, erscheint immerhin noch ein charakteristischer Zug der aesopischen Fabel, der Brand des Nestes: ein Falke tötet die Jungen der Sperlinge und zur Strafe wird das Nest des Falken von einem Salamander verbrannt. Das Brandmotiv taucht auch in der Rahmenerzählung des dritten Buches des *Pantschatantra* auf: die Krähen stecken die Höhlung des Eulenkönigs in Brand, weil dieser — den Krähen seit Urzeiten feindselig gesinnt — ihre Scharen misshandelt. Benfey setzt hier überall einen geschichtlichen Zusammenhang mit der aesopischen Fabel an, aber in dem Sinne, dass die indische Fabeldichtung von der griechischen Tradition beeinflusst sei; er rechnet ausser der aesopischen Fabel von Adler und Fuchs auch mit der 118. Fabel von Babrios, wo die Schlange die jungen Schwalben frisst, und erklärt als höchst wahrscheinlich, dass irgendeine Variation dieser griechischen Fabel zur Zeit des graeco-bactrischen Reiches nach Indien gelangte. Wenn wir die verhältnismässig späte Entstehung des *Pantschatantra* damit vergleichen, dass unsere Fabel schon im VII. vorchristlichen Jahrhundert dem griechischen Dichter Archilochos bekannt war, so können wir, was die Beziehung der erwähnten *Pantschatantra*-Erzählungen zur aesopischen Fabel betrifft, die Behauptung von Benfey ohne weiteres annehmen. Wir kennen aber in den orientalischen Literaturen einerseits viel ältere, andererseits auch inhaltlich bedeutend nähere Verwandten der Fabel vom Adler und Fuchs, als die Erzählungen des *Pantschatantra*.

W. Wienert lässt also in seinem sorgfältigen Typenverzeichnis der griechisch-römischen Fabel nicht ohne Grund den ganzen Fabelkreis des

Pantschatantra ausser acht und weist anstatt dessen auf eine ägyptische und eine babylonische Fabel hin.⁴ Er wirft aber die Frage nach einem geschichtlichen Zusammenhange nicht einmal auf und man muss tatsächlich gestehen, dass seine Methode, die bloss Motive ohne künstlerische Form berücksichtigt, zu einer Stellungnahme in dieser Hinsicht kaum genügt. Es empfiehlt sich aus demselben Gesichtspunkte die betreffende griechische Fabel anstatt ihrer späten, zum Teil auch stark schulmässigen Bearbeitungen in der zwar fragmentarisch überlieferten, doch urwüchsig-poetischen Konzeption des Archilochos ins Auge zu fassen.

Wir können doch soviel trotz aller Lücken der Fragmente (89—95. Diehl) zweifelsohne feststellen, dass Archilochos — wahrscheinlich, um in seiner persönlichsten Sache Beschwerde gegen Lykambes zu erheben — eine rätselartige Erzählung (*αἶνος*) über Fuchs und Adler vorträgt, die einmal Freundschaft geschlossen haben sollten (*ξυνωνίην ἔμειξαν*). Wir können getrost annehmen, dass es der Adler ist, der seinen Jungen einen furchtbaren Schmaus vorsetzt (*προϋθήκε παισὶ δειπνον αἰνῆς γέρον* — *αἰνῆς* bedeutet nach Etymologicum Magnum *τὸ δεινὸν καὶ πολύστονον*). Wenn auch die Stelle des bei Diehl nächtsfolgenden Fragmentes (*ὥς δ' ἄν σε θωῶν λάβοι*) nicht ganz unanfechtbar ist, das ist wieder einleuchtend, dass der Adler als Hohn gegen den seiner Jungen beraubten Fuchs die selbstgefälligen Worte über die hohe, rauhe und feindselige (*παλίγκτος*) Felsenklippe erhebt, wo er sicher ruhend, dem Angriff seines Gegners Trotz bieten kann (*ἐν τῷ χάθηναι σὴν ἐλαφρίζων μάχην*). Und dann nach zwei unbedeutenden, vielleicht den Adler auf malerische Weise bezeichnenden Fragmenten ist es bestimmt, dass der ohnmächtige Fuchs sich zum Vater Zeus wendet, dem die Macht im Himmel gehört, der alle die bösen und die gerechten Taten der Menschen sieht und den auch Hochmut und Gerechtigkeit in der Tierwelt bekümmert. Wie dann Zeus die Strafe vollzieht, ist aus den folgenden Worten ersichtlich: *πυρὸς δ' ἔῃν ἀντῷ φεφάλυξ* — »es war noch angeklebt die Sprühasche«, nämlich an dem Stück Fleisch, welches der Adler von dem Opferaltar gestohlen und in sein Nest hinaufgebracht hat. Am Ende steht noch ein Hinweis auf die persönliche, gegen Lykambes gerichtete Anwendung der Fabel: der Vater der geliebten Neobule hat ebenso das beim gemeinsamen Tisch verspeiste Salz vergessend den feierlichen Eid gebrochen (*ὄρκον δ' ἐνοσφίσθης μέγαν κτλ*), wie der Adler, und so bedroht ihn auch unausgesprochen eine ähnliche Strafe. Diese gleichnisartige Anwendung des Vorfalles der Tierwelt auf das persönlich erfahrene Unrecht ist nicht nur für das erste Auftauchen der Tierfabel in der griechischen Literatur bei Hesiod (Erga 202—212) charakteristisch, sondern auch z. B. für das Fabulieren im Achikar-Roman, wo der tief beleidigte Weise den treubruchigen Stiefsohn Nadan mit dergestalt ein-

⁴ W. WIENERT: Die Typen der griechisch-römischen Fabel. Helsinki 1925. S. 51.

geleiteten Tier- und Pflanzenfabeln rügt: «Du warst mir, mein Sohn, wie die Schlange...», «Du warst mir, mein Sohn, wie der Baum...» usw.

Obzwar zur Überbrückung der Lücken in den Fragmenten des Archilochos die späte prosaische Fassung der aesopischen Fabel beinahe unentbehrlich ist, können wir zugleich manche für Archilochos höchst charakteristische Züge beobachten. Erstens was die Form betrifft: eine stark dramatische Handlung, wobei der hochmütige Adler und der hilflose Fuchs alle beide ihre entgegengesetzten Charaktere scharf kennzeichnende Worte führen. Zweitens was die religiöse Seite der Handlung betrifft: der Fuchs wendet sich direkt zum Gotte der Gerechtigkeit, und Vater Zeus vertritt in dieser Beziehung solche Eigenschaften, die sonst hauptsächlich dem Sonnengotte ziemen: *ὁ δ' ἔρχ' ἐπ' ἀνθρώπων ὁράς*. Bei Homer ist Helios als Schutzgott des Eides eben jener, der alles sieht und hört: *ὁς πάντ' ἐφοράς καὶ πάντ' ἐπακούεις* (Il. III. 277).⁵ Nun eben diese charakteristischen Züge der archilochischen Bearbeitung unserer Fabel sind auch für die ägyptische und babylonische Variante bezeichnend.

Die diesbezügliche ägyptische Fabel erscheint nebst anderen, nach denen der betreffende demotische Papyrus von Leyden (I. 384) auch der »Papyrus der Tierfabeln« heisst, im Rahmen des Mythos vom Sonnenaugen, den W. Spiegelberg mit einer wörtlichen Übersetzung, Kommentar und Glossarium herausgegeben hat.⁶ Der Mythos — zugleich eine die einzelnen Tierfabeln in eine grössere Einheit zusammenfassende Rahmenerzählung — berichtet, dass die Tochter des Sonnengottes Rê, eine Personifizierung des »Sonnenauges«, ihrem Vater grollend, ihr Vaterland Ägypten verlässt und sich in dem Wüstengebiet Nubiens in der Gestalt einer Katze (oder nach anderen Quellen in der einer Löwin) aufhält. Der Gott Thot erscheint als Bote in der Gestalt eines Affen und versucht sie mittels der Belehrung von Fabeln mit ihrem Vater zu versöhnen. Und sogleich am Anfang, als die grollende Katze den Affen mit Lebensgefahr bedroht, erinnert sie der Affe Thot an die göttliche Gerechtigkeit mit der Mahnung einer Fabel, wie folgt. Der Geier und die Katze haben einen heiligen Eid vor dem Sonnengotte geschworen, dass sie die Jungen von einander nicht antasten werden, während der eine oder die andere auf Beute ausgeht. Doch einmal, als die Katze weggegangen war, fiel der Geier die Jungen der Katze an, und als diese heimkehrend ihre Jungen nicht mehr fand, erhob sie ihr Angesicht zum Himmel und betete vor dem Sonnengotte Phrê: «Erfahre mein Recht [und Gericht mit dem] Geier, der über meine Jungen hergefallen ist, nachdem er die [heiligen] Eide verletzt hat, [die] ich

⁵ Vgl. E. KALLÓS: *Gloses pour Archiloque*. Acta Ant. Hung. 1 (1951) S. 69.

⁶ W. SPIEGELBERG: *Der ägyptische Mythos vom Sonnenaugen*. Strassburg 1917. Betreffs des hier als Rahmen dienenden, aber auch aus anderer Quelle sogar vollständiger bekannten Mythos von der Heimkehrung der Hathor-Tefnut vgl. neulich M. Э. Матъе: *Древнеегипетские мифы*. Москва-Ленинград 1956. S. 45—51.

mit ihm [festgesetzt habe]!» Da wurde ihre Stimme von Phrê gehört. Die Vergeltung geschah ähnlich, wie in der aesopischen Fabel, nur stammte das glimmende Stück Fleisch nicht von dem Opferealtar, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach von einem profanen Schmause, den der Geier plünderte.

Die Verwandtschaft dieser ägyptischen Fabel mit der aesopischen, sogar mit der Bearbeitung von Archilochos, liegt auf der Hand. Doch auf Grund von chronologischen Bedenken ist es wahrscheinlicher, dass hier die ägyptische Literatur von der griechischen Tradition abhängig ist, und nicht eine Beeinflussung in entgegengesetzter Richtung vorliegt. Manche bildlichen Darstellungen beweisen zwar, dass die Hauptzüge der Rahmenerzählung schon um 1200 vor unserer Zeitrechnung bekannt waren, und der satyrische Papyrus von Torino zeigt sogar, dass die Gattung Tierfabel in diesem Zeitalter in Ägypten sich einer gewissen Beliebtheit erfreut hat, doch das Werk in dieser Gestaltung ist nicht früher als im Zeitalter des römischen Kaisertums entstanden. Spiegelberg, der diese chronologischen Verhältnisse klarsetzte, sagt zwar anlässlich der Fabel von Geier und Katze kein Wort über die Verwandtschaft mit der griechischen Fabel von Adler und Fuchs, er bemerkt aber selbst, dass im Rahmen des ägyptischen Mythos vom Sonnenauge eine andere aesopische Fabel erscheint, die Fabel von dem Löwen und der Maus (256. Halm, Hausrath 155), die hier »als griechisches Lehnwort« betrachtet werden könnte. Unserer Meinung nach besteht dieselbe Möglichkeit auch die Fabel von Geier und Katze betreffend, wenn wir sie uns nicht als direkt von dem Babylonischen abhängig vorzustellen haben, zumal damit rechnend, dass eine gewisse Ähnlichkeit der mythologischen Rahmenerzählung von der grollenden Sontochter selbst mit dem babylonischen Mythos von Ischtars Höllenfahrt nach einer brieflichen Mitteilung P. Jensens schon Spiegelberg a. a. O. festgestellt hat.

Die chronologischen Verhältnisse sind grundverschieden bei dem babylonischen Etana-Epos, dessen erhaltene Fragmente grösstenteils aus der Bibliothek des Assyrikerkönigs Assurbanipal, des Zeitgenossen von Archilochos stammen, dessen Quellen sich aber bis in die Hammurabizeit zurückverfolgen lassen.⁷ Die Handlung beginnt hier mit einem Tiermärchen, dessen Inhalt mit der aesopischen Fabel und dessen Gestaltung mit der Bearbeitung von Archilochos sich so genau decken, dass von einer zufälligen Übereinstimmung kaum die Rede sein kann. Der heilige Adler Zû und die Schlange schliessen Freundschaft und bekräftigen sie mit einem feierlichen Eide vor dem Sonnengotte Schamasch, dem Gotte der Gerechtigkeit. Ihr Eid lautet folgenderweise :

⁷ E. T. HARPER : The Babylonian Legend of Etana. The Academy. Vol. XXXIX, London 1891, S. 67—68. und Die babylonischen Legenden von Etana, Zû, Adapa und Dabarra. Beiträge zur Assyriologie und vergleichenden semitischen Sprachwissenschaft II. Leipzig 1894. O. WEBER : Die Literatur der Babylonier und Assyrier, Leipzig 1907. S. 68—71; A. JEREMIAS : Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, Berlin u. Leipzig 1929, S. 432, usw. — Unsere Zitate folgen der Übertragung und den Ergänzungen von A. UNGNAD : Die Religion der Babylonier und Assyrier. Jena 1921. S. 132—139.

«Wer die Grenzen des Schamasch *übertritt*,
 Den möge Schamasch böse mit der Hand eines Schlagenden schlagen!
 Wer die Grenzen des Schamasch *übertritt*,
 Den möge er *ausrotten* . . . !
 Eine verirrte Waffe möge *auf ihn fallen*,
 Die Schlingen des Bannes des Schamasch mögen über ihn kommen und
ihn fangen!»

Nachdem sie den Eid geschworen, lebten sie eine Zeitlang friedlich nebeneinander, der eine wie die andere gingen ruhig auf Beute aus, doch später wollte der Adler die Jungen der Schlange auffressen und vergeblich warnte ihn einer seiner eigenen Jungen vor der Missetat, wie folgt :

«Friss nicht, mein Vater, das Netz des Schamasch wird dich fangen!
 Die Schlingen des Bannes des Schamasch *werden* über dich kommen und
 dich fangen!

Wer die Grenzen des Schamasch übertritt,
 Den wird Schamasch mit der Hand *eines Schlagenden* böse *schlagen*!»

Der Adler frass die Jungen der Schlange, und als die Schlange dies erfuhr, klagte sie den Adler vor Schamasch an :

»Kunde will ich geben *von dem was mir geschah* !
 Dem Adler *hatte ich Freundschaft geschworen*,
 Doch jetzt hat er das Nest *meiner Jungen erspäht*,
 Mein Nest hat er erspäht in *seiner Gier*.
 Zerstreut waren meine Jungen, und *ich war nicht bei ihnen* :
 Da fuhr er hinab und frass *meine Jungen*.
 Das Böse, das er tat, o Schamasch, *vergilt ihm* !
 Ist *ja doch* dein Netz, o Schamasch, die *weite Erde*,
 Deine Schlinge der *ferne Himmel* !
 Wer konnte aus deinem Netz *entrinnen lassen*
 Den Übeltäter, den Zû, den Bösewicht?»

Schamasch erhört die Klage der Schlange und gibt ihr Rat, wie sie aus einem Versteck — aus dem Kadaver eines Wildochsen oder eines Stieres⁸ — den Adler überfallen, ihn seiner Flügel berauben und endlich in eine Grube werfen soll. Für die Gesamtkomposition des Etana-Epos dient diese Erzählung nur als Ausgangspunkt der weiteren Handlung : Etana befreit aus der Grube den Adler, mit dessen Hilfe der Held zum Himmel gelangen und dort das Kraut des Gebärens für seine kinderlose Gattin erwerben will. Doch als Tierfabel endet sie mit der göttlichen Strafe, die den eidbrüchigen Adler trifft,

⁸ Der Einspruch von M. RIEMSCHEIDER (Augengott und heilige Hochzeit. Leipzig 1953. S. 49), dass es sich um einen völlig heilen, und keinen toten Stier handelt, ist ja augenblicklich für uns so ziemlich belanglos.

und damit ist auch die Lehre dieselbe, wie in der aesopischen Fabel und in dem Gedicht des Archilochos. Der Unterschied in der Rollenverteilung der zwei Handlungen ist gar nicht wesentlich: hier steht neben dem Adler der Fuchs, dessen Schlaueit ja sprichwörtlich ist, dort die Schlange, die auch im Alten Testament (Gen. III. 1) «listiger denn alle Tiere» genannt wird. Wenn wir nicht die späte prosaische Version der aesopischen Fabel, sondern die frühe dichterische Bearbeitung, nämlich das Gedicht von Archilochos ins Auge fassen, können wir noch hinzufügen, dass hier der Fuchs ebenso, wie dort die Schlange in ihrer Hilflosigkeit ihre Zuflucht zum Gotte der Gerechtigkeit nehmen. Dieser Gott ist in dem assyrisch-babylonischen Texte Schamasch, bei Archilochos Vater Zeus, es ist aber kaum ein Zufall, dass Zeus als der göttliche Beschützer des Eides hier ebensogut als Allseher erscheint, wie bei Homer Helios, der Sonnengott. Die Klage des Fuchses bei Archilochos ist auch in formeller Hinsicht mit dem assyrisch-babylonischen Texte vergleichbar:

ᾠ Ζεῦ πάτερ Ζεῦ, σὸν μὲν οὐρανοῦ κράτος,
 σὺ δ' ἔργ' ἐπ' ἀνθρώπων ὄραῖς
 ληωργὰ καὶ θεμιστά, σοὶ δὲ θηρίων
 ὄβρις τε καὶ δίκη μέλει.

Wie ersichtlich, beschränkt sich die Übereinstimmung nicht auf die Identität der Situation, welche sich übrigens auch bei Archilochos so dramatisch gestaltet, wie es in der Tierfabel schier ungewöhnlich ist. Ich bin überzeugt, dass dieses Gestalten eigentlich nicht aus der Fabelwelt, sondern aus der stark dramatischen assyrisch-babylonischen Grossepik zu Archilochos gelangte. Es bestätigen unsere Ansicht die weiteren Übereinstimmungen: der Fuchs redet den Vater Zeus ebenso mit einer Anaphora (ὦ Ζεῦ πάτερ Ζεῦ) an, wie die Schlange den Sonnengott Schamasch, und erklärt ebenso Himmel und Erde als das Gesamtbereich der göttlichen Gerechtigkeit, wie diese. Und die Nennung der Dike eben an der Stelle, wo das betreffende Fragment des Archilochos abbricht, erinnert uns an die Beziehung der Dike zur Sonne, welche uns — den angeführten Zeilen des Etana-Epos ähnlich — im griechischen Text nicht bei Archilochos, sondern bei Heraklit vorliegt. «Die Sonne wird ihre Masse nicht überschreiten: widrigenfalls werden sie die Erinyen, die Schergen der Dike ertappen» (Herakl., fr. 94, Diels). Die «Masse» (μέτρα) des Helios bedeuten im wesentlichen dasselbe, wie die «Grenzen» des Schamasch im Texte des Etana-Epos; das Überschreiten dieser Masse würde von Dike bestraft werden, und zwar auf Grund derselben objektiven Gesetzmässigkeit, nach welcher die Sonne selbst mit den übrigen Weltkörpern gesetzmässig ihre Bahn durchläuft. Die Hypostase der Dike gibt dem Gedanken eine mehr plastische Wendung, doch die babylonische Formulierung findet auch den Weg, die Möglichkeit irgendeiner subjektiven Willkür auszuschliessen. Die Schlange wendet

sich selbst zum Gotte Schamasch, um seine Hilfe gegen den Eidbrüchigen zu erflehen, des weiteren aber ist die Erfüllung der Rache von seinen subjektiven Gemütsbewegungen ganz unabhängig. Als der Adler um Erbarmung fleht und Geschenke verspricht, falls die Schlange sein Leben verschont, antwortet diese folgendermassen:

«Liesse ich dich los, wie könnte ich dann Schamasch oben befriedigen?
Deine Missetat würde sich gegen mich wenden,
Da ich dich doch bestrafen soll!»

Das können wir freilich kaum beweisen, dass die verlorenen Teile des iambischen Gedichtes von Archilochos die Beziehungen des Helios zur Dike betreffend auch solche Hinweise enthalten hätten, die den babylonischen Gedanken zu Heraklit vermitteln könnten. Wir können aber getrost mit den folgenden drei Bemerkungen schliessen.

1. Wenn Heraklit mit Homer zusammen auch den Archilochos von den Wettspielen fernhalten will (42. fr. Diels), so beweist dies nur die Tatsache, dass der Dichter von Paros noch anderthalb Jahrhunderte später dem Denker von Ephesos wohlbekannt war, aber wir dürfen aus der Aussage des Letzteren kaum darauf schliessen, dass es ihm völlig zuwider gewesen wäre, den Archilochos auszunützen. Er hat doch z. B. den Hesiod ebenso gebrandmarkt (40. u. 57. fr. Diels) und gleichzeitig seine Dichtung zumal bei der dialektischen Formulierung des Begriffes Dike (80. fr. Diels) ins Auge fallend verwertet.⁹

2. Heraklit selbst setzt Dike nur scheinbar dem Helios entgegen, die Haupteigenschaft der Sonne ist ihm doch eben ihre gesetzmässige Bahn, und die Gesetzmässigkeit an sich als eine philosophische Kategorie wird zuerst von den gesetzmässigen Bewegungen der Weltkörper verallgemeinert. Wie B. Farrington zutreffend bemerkt, ist eben dies das grosse Verdienst der babylonischen Kultur um die Weltgeschichte der Wissenschaft: «This was the first demonstration of a mathematical regularity in the ordering of the phenomena of the universe, and it gave man his first great lesson in the method and the possibility of science.»¹⁰ Die unwandelbaren und unüberschreitbaren Masse der Sonne sind auch die ersten Beweise von Sein und Mögen der Dike und somit liegt — der zweifachen Bedeutung der Horen in Natur und Gesellschaft entsprechend¹¹ — die griechische Bestimmung der gegenseitigen Beziehungen von Helios und Dike dem assyrisch-babylonischen Begriffe des Sonnengottes Schamasch äusserst nahe. Was die Verwandtschaft des Letzteren mit dem alttestamentlichen *S o l i u s t i t i a e* (*šemeš šadaḫā*: Mal. III, 20) und seine

⁹ Vgl. meine (ungarische) Einleitung zur zweisprachigen Ausgabe der Werke und Tage, Budapest 1955, S. 33–34. und H. FRÄNKEL: Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. New York. 1951. S. 477.

¹⁰ B. FARRINGTON: Science in Antiquity. London 1936. S. 30–31.

¹¹ Vgl. G. THOMSON: Studies in Ancient Greek Society. The Prehistoric Aegean. London 1949. S. 339.

altchristlichen Abkömmlinge betrifft, müssen wir uns diesmal mit einem flüchtigen Hinweis auf das lehrreiche Büchlein F. J. Dölgers begnügen,¹² obzwar die Funde am Toten Meer (vor allem die Rolle «Krieg der Söhne des Lichts gegen die Söhne der Finsternis» genannt) auch in dieser Beziehung neue Gesichtspunkte zu bestimmen geeignet sind. Wir sollen aber wenigstens noch das Fortleben des religiösen Motivs, das schon bei Archilochos entschieden das Gefühl der unterdrückten Gesellschaftsschichten offenbarte, in revolutionären Bewegungen des Hellenismus betonen. Dasselbe kehrt nämlich in utopistischen Hoffnungen an einen Sonnenstaat wieder, wo Gerechtigkeit und Gleichheit aller Menschen herrschen, wie Iambulos ihn schilderte, oder in verschiedenen Sklavenaufständen, wie etwa unter der Führung des Aristonikos in Pergamon und des Saumakos in Bosporos; der zuletzt genannte liess auch Münzen mit seinem eigenen sonnenumstrahlten Haupt prägen.

3. Die Übereinstimmungen des Archilochos mit dem Etana-Epos gehen weit über die Folgen der Bearbeitung eines gemeinsamen Sujets hinaus. Wir möchten daher die Voraussetzung der Bekanntschaft des Archilochos mit einer auch in die Komposition des Etana-Epos eingeflochtenen babylonischen Tierfabel nicht leichtfertig abschlagen, obzwar der Weg der Vermittlung noch in dichtes Dunkel gehüllt ist. Seitdem aber das Altorientalische in archaischer griechischer Poesie, besonders bei Hesiod so vielseitig aufgewiesen wurde, können wir ein solches Lehnsgut bei Archilochos kaum als einen vereinzelt Fall betrachten.¹³ Der »orientalisierende Stil« der griechischen Kunst hat auch in der Geschichte der griechischen Literatur seine zeitgenössischen Parallelen. Archilochos, der wahre *πολύτροπος ἀνὴρ*, konnte sich in der Mitte des VII. Jahrhunderts die Bekanntschaft mit orientalischem Kulturgut, vermutlich durch die Phönizier, leicht erwerben und eine babylonische Tierfabel, diese zuerst auf seine persönlichen Erlebnisse anwendend, popularisieren. Populär wurde diese lehrreiche Fabel tatsächlich im Griechentum: bei Aristophan erscheint sie schon als solche, auf die man nur kurz hinweisen muss, um die Zuhörer der griechischen Komödie an das Wohlbekannte zu erinnern (Av. 651—653).¹⁴

Es ist nicht ohne Interesse, dass eine in das Gilgamesch-Epos eingeflochtene Pflanzenfabel schon O. Immisch in einem Bruchstücke des Kallimachos

¹² F. J. DÖLGER: Die Sonne der Gerechtigkeit und der Schwarze. Münster 1918. S. 83—90.

¹³ Die diesbezüglichen, in mancher Hinsicht bahnbrechenden Studien von F. DORNSEIFF sind jetzt handlich in einem Sammelbande vereinigt: Antike und alter Orient. Leipzig 1956. Vgl. auch meinen Aufsatz: Die orientalische Verwandtschaft des Proimions der hesiodischen Theogonia: Acta Orient. Hung. V, 1955. S. 45—74. und die hier angeführte weitere Literatur.

¹⁴ Ein anderes Mal (Pax 129—134) verweist Aristophan auf einen anderen, doch der Fabel von Adler und Fuchs nicht ganz unähnlichen *Λισώπειος λόγος* (HALM 7., HAUS-RATH 3), dessen spezifisch ägyptische Züge wir in einem anderen Zusammenhange bald näher zu untersuchen vorhaben.

wiedergefunden hat;¹⁵ das iambische Gedicht wurde seitdem aus einem Papyrus von Oxyrhynchus im wesentlichen wiederhergestellt.¹⁶ Das ist der Wettstreit des Lorbeers und der Zypresse, beziehungsweise des Olivenbaumes (vgl. auch Phaedrus III, 17). Man muss aber gleich bemerken, dass diese Pflanzenfabel, zu deren weiterer Verwandtschaft auch die berühmte Jotamfabel des Alten Testaments (Richter IX. 8—15)¹⁷ gehört, sich aller Wahrscheinlichkeit nach viel später in der griechischen Literatur einbürgerte; Kallimach, der *poeta doctus* des III. vorchristlichen Jahrhunderts ist sich allerdings noch dessen bewusst, dass diese Fabel eigentlich zur Tradition der alten Bevölkerung Lydiens gehört:

Ἄκουε δὴ τὸν αἶνον · ἔν ποτε Τμώλῳ
δάφνην ἐλαίῃ νείκος οἱ πάλαι Λυδοί
λέγουσι θέσθαι . . .

Es bleibe dahingestellt, ob eine ähnliche Behauptung auch bezüglich des um sechs Jahrhunderte späteren Fabeldichters Babrios stichhaltig wäre. A. Jeremias spricht z. B. die 84. Fabel des Babrios betreffend nach Ebeling von einer «direkten» Übernahme des babylonischen Fabelstoffes und legt gebührendes Gewicht auf die Bemerkung des griechischen Dichters der römischen Kaiserzeit, derzufolge die «Syrer» die literarische Gattung Fabel erfunden hätten (Prooimion B). Die nächstfolgenden Namen Ninos und Belos beweisen zur Genüge, dass Babrios hier natürlich die Assyrier meint.¹⁸ Das ist aber eine andere und bisher nicht gelöste Frage, ob diese Bemerkung auf eine direkte Bekanntschaft des Babrios mit orientalischen Quellen, oder nur auf eine lockere Tradition des orientalischen Ursprungs entweder der literarischen Gattung oder der Persönlichkeit des halbsagenhaften Aesop selbst zu beziehen sei.¹⁹

¹⁵ O. IMMISCH: Über eine alte Pflanzenfabel. *Philologus* 51 (1892) S. 560.

¹⁶ Callimaque, texte établi et traduit par É. CAHEN: *Collection des Universités de France*, Paris 1940. S. 163. Callimachus, ed. R. PFEIFFER. Oxford I. 1949. S. 178.

¹⁷ Vgl. H. GUNKEL: *Das Märchen im Alten Testament*. Tübingen 1917. S. 16—19.

¹⁸ A. JEREMIAS: a. a. O. S. 446—447.

¹⁹ [Korrekturnote.] Dieser Aufsatz ist eine erweiterte Bearbeitung der Ansichten, die ich im Rahmen eines anderen Zusammenhangs («Orientalische und okzidentalische Danae-Mythen») in ungarischer Sprache schon vor Jahren darlegte (*AntTan* 3 [1956] S. 42—45). Auch die deutsche, erweiterte Abfassung war schon zum Drucke vorbereitet, als ich im September dieses Jahres die Ehre hatte am III. Internationalen Kongress für klassische Studien in London teilzunehmen. Da hat Prof. Dr. R. PFEIFFER unter dem Titel «Archilochus and the Aesopic Fables» eben die Fabel vom Fuchs und Adler sehr scharfsinnig und lehrreich behandelt; die Diskussion, die nach diesem überaus anregenden Vortrage sich entfaltete, gab mir die Gelegenheit schon in London meinen Standpunkt kurz zu erörtern. Obzwar dieser Standpunkt in vielem mit den vom Herrn Prof. PFEIFFER vorgetragenen Ansichten vereinbar ist, es bleiben dennoch manche Gegensätze — zumal was die Natur und Behandlung der Quellen bei Archilochos und seine Beziehung zur aesopischen Fabel angeht —, die berechtigen, dass ich meinen Aufsatz weder zurückzuziehen, noch in den Korrekturfahnen Änderungen einzuführen mich veranlasst fühlte. Übrigens bei ihm steht die Textkritik und die Interpretation der Fragmente des Archilochos, bei mir aber diesmal der Nachweis der griechischen Aneignung des orientalischen Kulturgutes im Vordergrund.

АРИСТОФАН И АЛКВИАД

Комедия «Облака» обычно не привлекает к себе внимания исследователей, стремящихся вскрыть истинные политические симпатии гениального комедиографа. Между тем, как свидетельства источников, так и, прежде всего, анализ самой комедии позволяют истолковать ее как выпад не только против Сократа, но и против тех представителей афинской аристократии, которые составляли кружок Сократа и увлекались его доктриной.¹ Комедия «Облака» была поставлена в 423 году до н.э. Одно из предисловий (*hypothesis*) содержит глухие намеки на обстоятельства, связанные с ее постановкой: «Говорят, что Аристофан написал «Облака», принужденный к этому Анитом и Мелетом, чтобы (афиняне) узнали, каковы (в действительности) те, которые слушают Сократа (*ἀκούοντες κατὰ Σωκράτους*).² Они ведь опасались того, что он (Сократ — В. Б.) имеет многих любящих его, особенно же Алкивиада и тех, кто с ним: последние ведь и были причиной тому, что поэт этой драмой не одержал победы». О том, что комедия была инспирирована обвинителями Сократа, пишет и Элиан (*Var. hist.* II, 13).

Многое здесь может вызвать сомнения. Менее вероятно, чтобы Анит и Мелет — главные обвинители Сократа — уже в 423 году, то есть за 20 с лишним лет, стали готовить общественное мнение к процессу 399 года.³ Скорее всего, автор предисловия исходит здесь из «Апологии» Платона и других источников, где имена Аристофана, Анита и Мелета связаны более достоверным образом (19 В—С). Но сообщаемый предисловием факт противодействия успеху комедии со стороны Алкивиада и его группы заслуживает самого пристального внимания.⁴ Комедия получила третью награду

¹ См. И. И. Толстой: Аристофан (История греческой литературы, изд. АН СССР, 1946, стр. 445).

² Как любезно указал автору Я. М. Боровский, текст предисловия здесь испорчен: можно предположить пропуск, в результате которого оказались загрязненными выражения *κατὰ Σωκράτους* «против Сократа» и *Σωκράτους ἀκούοντες*, «слушающие Сократа». Ср. также *hypoth.* X.

³ С. И. Соболевский: Аристофан и его время, Москва, 1957, стр. 141.

⁴ У нас есть основания с известным доверием относиться к предисловию, большинство которых восходит, очевидно, к античности. Ср. М. P. LATINAUER (Powell: *New chapters in the history of greek literature*, third series, Oxf. 1933, p. 161):

(hypoth. V.), хотя является едва ли не лучшей из всех, сохранившихся до нас. Высокие литературные и сценические достоинства, блестящий комизм ситуаций и шуток, сочетающийся с необыкновенной поэтичностью хоровых партий, заставили еще древних комментаторов высоко ее оценить (*τὸ δὲ δράμα τῶν πᾶν δυνάτωρ πεποιημένων* — Пур. 10). Такой же считают ее и новые исследователи. Такой же считал ее и сам Аристофан, подчеркивавший это (Nub. 522). Поэтому провал комедии является загадкой. А. Рёмер пытался объяснить этот факт тем, что она повторяет идеи поставленной в 427 году комедии *Λατῶν* («Пирующие»). Но это не довод; идея мира проходит красной нитью в ряде комедий, которые от этого, однако, не терпели провала!⁵ Нельзя себе представить также, чтобы древние зрители воспринимали ее иначе, чем мы, и находили ее скучной и неинтересной.⁶ Сам Аристофан, как видно из парабасы «Облаков», был в сильнейшей степени задет тем, что оказался позади своих соперников, и считал это вопиющей несправедливостью. Поэтому предположение, что провал комедии был вызван противодействием какой-то сильной группы — скорее всего, судя по данным традиции, учеников Сократа во главе с Алкивиадом — можно считать вполне оправданным. Причина понятна: пьеса задевала не только и не столько Сократа, сколько весь его кружок. Отличавшийся буйным характером Алкивиад был вполне способен организовать провал пьесы. Источники (приписываемая Андокиду речь против Алкивиада) сообщают нам характерный случай из жизни Алкивиада, рисующий его поведение в сценических состязаниях. Выступая в качестве хорега, он попросту избил и прогнал со сцены своего соперника Таврея, хотя последнего поддерживали все зрители: судьи же, одни из страха, другие из подобострастия, присудили победу Алкивиаду, пользовавшемуся большим влиянием (*μέγιστον δυνάμενον* § 20). Анонимный автор трактата «о комедии» сообщает анекдот (впрочем, оспариваемый — см. Cic. ad. Att. 6,1), что Алкивиад и его друзья едва не утопили в море поэта Евполида за комедию, в которой был высмеян Алкивиад (*Βάπτει*). Последний еще до постановки «Облаков» стал объектом нападок Аристофана (в комедии «Пирующие», 427 г. до н. э.).

В то же время есть и другое свидетельство, принадлежащее Элиану, согласно которому зрители в Афинах с восторгом встретили пьесу Аристофана. В его собрании анекдотов (V. Н. II, 13) мы читаем: «Не только тем, кто при-

“We must give up the theory generally held which attributes these arguments to the Byzantine period, and Körte is probably right in his view that they derive almost directly from the Hypotheses of Symmachus prefixed to school editions of the poet.”² Один из папирусов сохранил нам предисловие к «Дионисалександру» Кратина (Pap. Oxyrh. IV, № 663; Hermes 1904, 39, s. 481 ff.).

⁵ A. Römer: Zur Kritik und Exegese der Wolken des Aristophanes, SBMA. 1896, s. 229 ff.

⁶ Заявления такого рода, сделанные М. Крүзе (Aristoph. et les partis à Athenes. p. 161) и Брунсом («Das liter. Porträt, s. 199 — was die Wolken stürzte, war ein Kunstfehler») — ничем, на наш взгляд, не оправданы.

нимал участие в общественной жизни и магистратам, но еще больше тем, кто славился или добрыми речами или добропорядочностью образа жизни, «Облака» доставили величайшее наслаждение и они никогда так не аплодировали поэту; они кричали, что он победил и требовали от судей записать вверху только Аристофана и никого другого».

Свидетельство Элиана можно интерпретировать в том смысле, что какая-то часть афинской публики, — повидимому, достаточно большая, — с восторгом встретила комедию. Это должны были быть те, кто дорожил традициями поколения «марафономахов», кто выступал против модных софистических теорий, увлекавших знатную и богатую афинскую молодежь. Не надо забывать, что афинский демос в вопросах идеологии и религии часто оказывался весьма консервативным.

Анализ текста сообщаемого Элианом анекдота позволяет обнаружить следы древней и доброкачественной традиции. Наряду с весьма поверхностной характеристикой Аристофана (*βωμολόχος ἀνὴρ*), мы находим подтверждаемые многочисленными источниками сообщения о дружбе Сократа и Еврипида, об особой приверженности Сократа к культу бога Аполлона (ср. Plato, Apol. 23 C). Сообщаемые Элианом подробности о том, как проходило представление комедии, о поведении Сократа во время представления, — так-же навряд ли могли быть выдуманы. Вероятно, они восходят к одному из сократических сочинений, которых было много в древности, либо к извлечению из подобного сочинения александрийской эпохи.

Решающее слово остается за Аристофаном. Как известно, до нас дошла вторая редакция «Облаков».⁷ Естественно было бы ожидать от самого поэта объяснения, почему его комедия потерпела неудачу. Наиболее важными для этой цели являются 518 слл. стихи парабасы, где поэт намеками, обращаясь к зрителям, говорит об обстоятельствах, которыми сопровождалась первая постановка «Облаков» в 423 году. Они представляют некоторую трудность для понимания. В прозаическом переводе смысл указанного отрыва парабасы можно передать следующим образом:

«О, зрители! Я хочу сказать вам откровенно истину — клянусь Дионисом, воспитавшим меня. Я в такой же мере хотел бы победить и считаться умелым поэтом, как считаю вас справедливыми зрителями, а вот эту комедию — наилучшей из всех моих комедий. Вы ее услышали первые — комедию, которая больше всего доставила мне неприятностей (*ἡ παρέσχε μοι ἔργον πλεῖστον* — Passov s. v.). Но я отступил (то есть получил третье место — В. Б.), побежденный площадными (назойливыми) людьми (*ἐπ' ἀνδρῶν πορτικῶν*; схолиаст поясняет *τῶν κριτῶν*, то есть судьями

⁷ Fr. RITTER: Philologus, 1875 (стр. 447) убедительно доказывает, что уже александрийцы не имели представления о первой редакции.

— В. Б.), не заслужив этого.⁸ За это я браню вас, мудрецов, из-за которых я все это изготовлял (*... ἔμην μέμφομαι, τοῖς σοφοῖς*; глагол *μέμφομαι* может употребляться в более сильном значении, чем просто «упрекать» — В. Б.). Но добровольно я не предаю вас (*ὑμᾶς*; чтение лучшей рукописи R — *Ravenas* — *ὑμῶν*, что дает несколько не худший смысл «тех из вас» — В. Б.), которых я считаю справедливыми зрителями. С того времени, как здесь от людей, к которым приятно и обращаться (здесь *λέγειν*, возможно, в техническом смысле «говорить со сцены», «выступать» — В. Б.), мои два питомца, благоразумный и дурной, выслушали наилучшее суждение... с этого времени у меня есть верные доказательства вашего мнения обо мне».

Необходимо подчеркнуть, прежде всего, что контекст парабасы «Облаков» дает возможность с полной уверенностью говорить о том, что далеко не все афинские зрители были причиной провала комедии. Поэт называет зрителей — или часть из них — «справедливыми» (стихи 521, 527) и обещает им, что он их «не предаст». Эти слова были бы по меньшей мере странными, если настроение в с е х зрителей было враждебным автору и его комедии. Далее (V 529) поэт говорит, что с самого начала своей карьеры драматурга, с пьесы *Λατταλῆς* он обладает «верными доказательствами» мнения зрителей о себе, — что служит еще одним подтверждением тому, что зрители или какая-то часть их тепло восприняли его комедию. В стихах 525—527 парабасы «Облаков» поэт объясняет причины провала комедии. Основанием к вышеприведенному переводу этих стихов могут послужить следующие соображения:

I. *οἱ σοφοί*, «мудрецы» — так Аристофан в этой комедии называет учеников Сократа; учение Сократа постоянно называется *σοφία* (см. стихи 94, 889, 926, 1153, 1202 и др. «Облаков»). Слова *σοφία*, *σοφός* были действительно излюбленными терминами самого Сократа и всей его школы, как видно из диалогов Платона.

II. Зрители названы в комедии *σοφοὶ θεαταί* (не *οἱ σοφοί*!). Это обычное, свойственное древней комедии обращение к зрителям, способ *captatio benevolentiae* — cf. Ranae, 700: *ὁ σοφώτατος φέσει*; Pax, 603 — *ὁ σοφώτατος γεωργός*. В то же время Аристофан обыгрывает это излюбленное словечко Сократа, употребляя его в двух значениях: с одной стороны «ложная мудрость» школы Сократа (разоблачаемая в комедии), с другой — в смысле «истинной», «настоящей» мудрости (так оно употреблено в стихах 520, 1024 и других).⁹

III. Предлог *ἐνεκα* (ст. 526) мог выражать в греческом языке причинные отношения (см. Passow. s. v. — *Vermittelnde Ursache*). Ярким примером

⁸ Схолиаст ошибается так как *ἄνδρες φορτικοί*, — это, несомненно, соперники Аристофана; далее поэт разоблачает грубые приемы, которыми они добивались комического эффекта.

⁹ Указанием на это автор обязан проф. С. Я. Лурье.

такого употребления могут служить стихи «Илиады», А 152 (говорит Ахиллес):

„οὐ γὰρ ἐγὼ Τρώων ἐνεκ' ἤλυθον αἰκμητάων
δεῦρο μαχησόμενος, ἐπεὶ οὐ τί μοι αἵτιοί εἰσιν”

То же значение этот предлог продолжал сохранять в греческом языке времени Аристофана; ср. Eurip. *Androm.* V. 105 sqq.:

„ᾧς ἔνεκ', ὦ Τροία, δοοὶ καὶ περὶ δηάλωτον
εἶλε σ' ὁ χιλιόναυς Ἑλλάδος ὠκὺς Ἀρης”

1. В стихах парабасы 525—527 можно заметить, как противопоставлены два местоимения *ὑμεῖς* (*ὑμῖν... τοῖς σοφοῖς... ὑμᾶς... τοὺς δεξιούς...*). Приложения к обоим *ἡμεῖς* подчеркивают, что здесь имеются в виду два различных объекта. Если принять чтение Равеннской рукописи *ἡμῶν* (во втором случае), противопоставление (вследствие *genit. partitivus*) станет еще более ясным.

Вышеприведенная интерпретация стихов парабасы «Облаков» может устранить противоречия между данными античной традиции и текстом комедии, и позволяет считать вероятным, что провал первого представления комедии «Облака» был организован только частью зрителей, во главе которых стоял Алкивиад, — оказавших, вероятно, давление на позицию тех должностных лиц Афин, которые присуждали награды поэтам во время состязания комических поэтов в 423 году до н. э. В стихе 527 — *ἀλλ' οὐδ' ὥς ὑμᾶς ποθ' ἐκὼν προδώσω τοὺς δεξιούς* — можно увидеть также намек на насилие, угрожавшее поэту.¹⁰

Если даже не принимать такого толкования указанных стихов — то нельзя отрицать, что в них содержатся намеки на сочувствие какой-то части зрителей. Вряд ли поэт мог решиться на новую постановку и стал бы для этой цели переделывать пьесу, если бы не надеялся на определенную поддержку. Мог ли Алкивиад считать себя настолько задетым, чтобы противодействовать успеху комедии? С другой стороны, был ли он настолько влиятелен, чтобы организовать ее провал? И на тот и на другой вопрос следует ответить утвердительно. Отношения его и Сократа — общеизвестны. Что же касается его влияния, то ведь смог же он через несколько лет объединить вокруг себя политические партии и изгнать остракизмом Гипербола! (Plut. *Aleib.* 13). Характерен анекдот, сообщаемый Плутархом в биографии Алкивиада. В одной битве во время экспедиции против Потидеи (431—429 гг.) отличились оба, Сократ и Алкивиад. «...Сократ был более достоин награды за храбрость, но стратеги пожелали дать ее Алкивиаду из уваже-

¹⁰ О причинах, помешавших поэту вторично поставить свою комедию, можно только догадываться.

ния к его аристократическому происхождению...» (Plut. Alc. 7). Как сообщает тот же Плутарх, Алкивиад очень рано начал политическую деятельность и ко времени Никиева мира был уже влиятельным демагогом (Plut. Alcib. 13, Nic. 10).¹¹

Говоря о причинах провала «Облаков», нельзя пройти мимо парабасы комедии «Осы», поставленной в 422 году до н. э. Эта парабаса (стихи 1015 слл. в издании Bergka) содержит шуточные, но одновременно, как всегда у Аристофана, и весьма серьезные упреки в адрес зрителей. Поэт говорит, что был обижен *πρότερος*, хотя оказал зрителям (то есть Афинянам) много благодеяний. Далее эти благодеяния перечисляются, — Аристофан в комических выражениях описывает свою предшествующую сценическую деятельность. Он начинает с того момента, когда он был вынужден, вследствие юного возраста, ставить свои комедии под чужим именем (V. 1020), затем переходит к рассказу о том, как он стал нападать на одно из величайших чудовищ, в котором мы без труда узнаем демагога Клеона. «Вместе с тем» *μετ' αὐτοῦ* он напал *πέρουσι* (в прошлом году, или вообще ранее, *vorher* Passow, s. v.) на лихорадки и огневницы, которые душили отцов и дедов, которые :

... τοῖσιν ἀποράγμοσιν ἑμῶν
ἀνθρωποσίαις καὶ προσκλήσεις καὶ μαρτυρίας ξυνεκόλλων

то есть сочиняли (буквально «подклеивали» — термин взят из судебной практики, в которой документы, написанные на папирусных свитках, подклеивались друг к другу) всякого рода клеюзы и доносы против *ἀποράγμονες*, то есть порядочных, не принадлежащих к радикальной демократии людей.

За год до постановки «Ос» была поставлена комедия «Облака». Но подходит ли вышеприведенная характеристика Аристофана к этой комедии? Думается, что нет. Так же считали и многие издатели Аристофана (*Cave cogitasse poetam putes de Socrate, eiusque discipulis, et ἡπτοτι λόγῳ, sed hic quoque, sicut in Equitibus, verberat Cleonem et eius satellites, qui somnum adimebant patribus et avis sollicitudine de filiis nepotibusque falso accusatis* — пишет Bothe, *Arist. Com., vol. sec., 1845, pag. 89—90*).

Комедия «Облака» никак не может быть названа комедией, обличающей сутяжничество афинских граждан.

В конце парабасы поэт упрекает зрителей за то, что они «предали» его, сделав эти замечательные выдумки его *ἀναλδεῖς* (ст. 1046). Слово *ἀναλδεῖς* (от *ἀλδαίνω*, с. а *privativum*) означает «невывосшие», «не пошедшие в рост». Мог ли поэт так оценить свой провал при постановке «Облаков»? На этот

¹¹ Немалую роль должны были сыграть и пышные жертвоприношения, а также связанные с ними расходы и угощения, на которые Алкивиад был необыкновенно щедрым (см. *Isocr. XV, 34—35*).

вопрос можно ответить отрицательно, так как в «Облаках» мы находим соответствующий термин — *ἡττηθείς*; поэт открыто говорит о своем поражении. Между тем, как содержание этой комедии, поставленной *πέρουσι*, так и место, полученное ею на состязании комических поэтов лучше всего подходит... к самим «Осам». В самом деле, именно «Осы» направлены против афинских сутяг, и получили при этом второе место — то есть остались *ἀναλδεῖς*, не доросли до первого места!¹²

Такое предположение не должно казаться невероятным. Парабаса «Облаков» — самый яркий пример переработки автором комедии после постановки. Мы не имеем поэтому особых причин отвергать такую возможность и для комедии «Осы»: в парабасе «Ос», переработанной после постановки, Аристофан сетует по поводу того, что получил второе место, тогда как он был достоин первого.

Все вышесказанное о парабасе «Ос» — есть только предположение. Но из вышесказанного, во всяком случае, видно, что парабаса «Ос» не является несомненным свидетельством о постановке «Облаков».

Комедия «Облака» должна была задеть Алкивиада непосредственно. В начале XIX века Süvern (*Über die Wolken des Aristophanes*, Berlin, 1826) доказывал, что в лице Фидиппида поэт изобразил Алкивиада. Многие новейшие исследователи (M. Croiset, *Aristophane et les partis à Athènes*, Paris, 1906, p. 150. n. 1) полностью отвергают это предположение, как нам думается, без достаточных оснований.

Алкивиад неоднократно оказывался объектом нападения со стороны древней аттической комедии. Евполид в *Βάπται* напал на него одним из первых. В начале своей сценической карьеры на него обрушивается Аристофан (*Λατταλῆς*). В дальнейшем Аристофан не прекращает своих нападков на Алкивиада. В «Ахарнианах» Алкивиад задевается совершенно явно, будучи назван по патронимику (V. 716). „*τοῖς νέουσι δ' ἐν ἐνὶ προῳχτοῖς καὶ λόλῳ ᾧ Κλεϊνίου*” а также в стихе 614, где в числе людей, занимавших ответственные посты, несмотря на юный возраст, упомянуты *ὁ Κοισύρας καὶ Λάμαχος* Schol. *Acharn.* 614 ошибается, принимая этот намек в прямом смысле и считая, что здесь имеется ввиду Мегакл, сын Кисиры (отец законодателя Клисфена), ибо из контекста ясно вытекает, что *ὁ Κοισύρας* — это современник и притом юноша. Скорее всего, как уже указывалось многими, это означает «потомок Кисиры», — имеется ввиду человек, унаследовавший ее характер и качества. Имя богатой и заносчивой Евбеянки, супруги Алкмеона, родоначальника рода Алкмеонидов (к которому принадлежал Алкивиад) могло стать нарицательным — см. Etym. M. S. V. *ἐγκεκοισυρωμένος* — *ὑπερήφανος, κεκαλλωπισμένος, εἴρηται παρὰ τῇ*

¹² Глагол *ἀλδαίνω* означает «итти в рост», а не «пробиваться из-под земли» — какой метафорой поэт должен был бы воспользоваться, говоря об «Облаках». Третье место означало полный провал.

Κοισύρας, ἥτις ἦν μήτηρ Μεγακλέους καὶ Ἀλκμαίωνος γυνή. ὑπερήφανος καὶ καλλωπίσμασι πολλοῖς χαίρουσα εἰς δὲ τὸ λεξικὸν κεῖται ἀντὶ τοῦ τρυφῶσαν.

Поэтому *ὁ Κοισύρας* можно понять, как «известный заносчивый Алкмеонид», и, следовательно, предположить с большой долей вероятности, что в «Ахарнианах» в стихе 614 имеется ввиду Алкивиад.¹³ Но в «Облаках» (V. 800) Стрепсиад тоже говорит о своем сыне — *καὶ σὺ ἐκ γυναικῶν ἐππέρων τῶν Κοισύρας* (Schol. ad. loc. *ἐππέρων ἀντὶ τοῦ ἐδγενῶν*). Деда Алкивиада с материнской стороны, как и деда аристофановского Фидиппида, звали Мегакл (Lys. C. Alcib. § 39). Имя Мегакл вообще было традиционным в роде Алкмеонидов, и отсюда ироническое *Μεγακλέους τοῦ Μεγακλέους* (cf. Schol. Nub. 46). В свете вышесказанного становится ясным и эпитет в адрес матери Фидиппида *ἐγκεκοισυρομένη*. Возможно, что в Nub. 63 :

ἡ μὲν γὰρ ἵππον προσετίθει πρὸς τοῦτομα

содержится намек на имя жены Алкивиада, Гиппареты, дочери Гиппоника, — также богатой и знатной афинянки.

Наконец, Алкивиад, — также как и Фидиппид Аристофана, — отличался особым пристрастием к конному спорту (Plut. Alcib. II, Thuc. VI, 12,2—15,3.

Намеков, как мы видим, достаточно, чтобы Алкивиад смог почувствовать себя непосредственно задетым, — что, конечно, не дает права полностью отождествлять исторического Алкивиада с аристофановским героем. Поэт прибегнул к обычному приему, снабжая в целях большей убедительности своего героя признаками конкретного исторического лица. Изображен юноша с аристократическими наклонностями, член сократовского кружка ; черты Алкивиада, которые поэт ему придал, могли только увеличить комический эффект и сделать этот образ более жизненным.

¹³ Источники подтверждают, что Алкивиад еще будучи совсем юношей занимал ответственные посты в Афинах (Xenoph. Hell. 4, 16 ; Thuc. V., 43, 2).

J. HARMATTA

IRANO—ARAMAICA

(ZUR GESCHICHTE DES FRÜHHELLENISTISCHEN JUDENTUMS IN ÄGYPTEN)

Es nimmt unter den in Ägypten gefundenen aramäischen Papyri der durch Cowley veröffentlichte Papyrus No. 81 eine Sonderstellung ein. Er wurde im Jahre 1906 durch A. H. Sayce in Luxor gekauft, und er entstammt angeblich aus Kûs. Zuerst wurde er durch Cowley i. J. 1907 veröffentlicht,¹ und dann später durch denselben in seiner Sammlung ägyptisch-aramäischer Papyri wieder behandelt.² Erschwert wurde die Entzifferung und Erklärung seines Textes besonders infolge des fragmentarischen Zustandes, der nachlässigen Schrift, des zusammenhangslosen Inhaltes, sowie auch dadurch, dass der Text mehrere Abkürzungen enthält. Soviel konnte Cowley allerdings feststellen, dass man es hier mit einer Verrechnung zu tun hat, in der man mehreren Namen und Warenartikeln begegnet; aber er konnte dennoch keine zusammenhängende Übersetzung geben, da Lesung und Deutung zahlreicher Stellen unerklärt blieben. Für die Datierung des Papyrus lieferten die griechischen Namen im Text einen guten Stützpunkt. Diese veranlassten Cowley an die Zeit der Ptolemäer zu denken; da er jedoch nicht für glaubhaft halten konnte, dass die aramäische Sprache in Ägypten auch nach dem Sturz der persischen Herrschaft längere Zeit hindurch in Gebrauch geblieben wäre, setzte er die Entstehungszeit dieses Papyrus auf die Jahre um 300 herum.

Man sieht also, dass der Papyrus AP No. 81 eine alleinstehende, auch von mehreren Gesichtspunkten aus wertvolle Quelle für Ägyptens Geschichte in der Ptolemäer-Zeit darstellt. Einerseits gewährt er nämlich einen ausserordentlich interessanten Einblick in das wirtschaftliche Leben und in die Handelsverhältnisse des Zeitalters, und andererseits ermöglicht er das Schicksal des ägyptischen Judentums, das nach dem Untergang der jüdischen Kolonie in Elephantine kaum mehr bekannt ist, mindestens bis zu der frühptolemäischen Zeit einigermaßen auf den Spuren zu verfolgen. Eben darum versuchen wir jetzt im folgenden seine Deutung. Erleichtert wird einigermaßen dieser Versuch dadurch, dass uns heute schon ein wesentlich grösseres aramäisches Sprachmaterial zur Verfügung steht. Ausserdem ist auch

¹ A. H. SAYCE—A. E. COWLEY : PSBA 29 (1907) 260 ff.

² A. COWLEY : Aramaic Papyri of the Fifth Century B. C. Oxford 1923 190—199.

eine ausgezeichnete inhaltliche Parallele zu diesem Papyrus in den kaufmännischen Aufzeichnungen des Nebuchelos in Dura-Europos zum Vorschein gekommen.

Überblickt man den Text dieses Papyrus selbst in der lückenhaften Deutung von Cowley, so springt es gleich ins Auge, dass er inhaltlich auf mehrere, von einander unabhängige Teile zergliedert. Auch dies erinnert an die Aufzeichnungen des Nebuchelos, die ebenfalls ohne einen inneren Zusammenhang, wie die einzelnen Geschäfte nach einander abgewickelt wurden, an die Wand des Kaufmanns Wohnung gekritzelt sind. Anscheinend ist die Entstehung auch im Falle unseres Papyrus ähnlich zu denken. Der Verfasser dieser Aufzeichnungen hat die Ergebnisse seiner zu verschiedenen Zeitpunkten gemachten Geschäfte schriftlich fixiert, ohne dass er dabei aus dem Ganzen eine zusammenhängende und systematische Verrechnung gemacht hätte.

1. Teil

Den ersten solchen selbständigen Teil stellt die Kolumne A dar. Sie heisst in der Lesung von Cowley :

Kolumne A

Zeile	1.	<i>hšbn 'nby' zy ktbt [. . .] 'bhy</i>
	2.	<i>šlm[š'yn nšbt' zy zbdyh] hntn s I r I</i>
	3.	<i>šbtyt brt 'r'bdy[h] hntn s I 'k' III III I I p</i>
	4.	<i>'rs'y[h] [.] hntn ' X II</i>
	5.	<i>bb 'rs[yn] 'štr' I '[. . .]</i>
	6.	<i>[.]</i>
	7.	<i>[. gr] 'bn' [. .] zy 'ly X III III III</i>
	8.	<i>[mā šm'wn grbn II yhnn khn' grb I</i>
	9.	<i>mn šbty yšyb grbn II mn ntn I grb I</i>
	10.	<i>mn hgy dyprs grbyn II</i>
	11.	<i>t'b' brt 'hnyh b'y'w' III ' I '[. .]</i>
	12.	<i>[. . .] wmn sf.]nrh</i>
	13.	<i>[.]</i>

Da der Papyrus der Länge nach zerrissen ist, und die Kolumnen seiner Breite nach geschrieben sind, hält Cowley es für möglich, dass bei den Rissen, die die Kolumnen zerschneiden, etwas fehlte ; aber oberer und unterer Teil der Kolumnen können wahrscheinlich als vollständig gelten.

Zeile 1. Der Anfang der Kolumne wurde durch Cowley folgendermassen gedeutet : «Account of the produce which Abihi wrote ... (daughter of)

Shelamzyn». Diese Deutung bedarf jedoch an mehreren Punkten der Korrektur. Das Wort *hšbn* lässt sich kaum als 'Verrechnung' (account) deuten, da es ja dem Inhalt des Papyrus widersprechen würde, der gar keine Summierung enthält. Gelöst wird diese Schwierigkeit mit dem Hinweis auf das talmudisch-aramäische Wort *hšbānā*, dessen Bedeutung 'blosse Berechnung, Aufzählung, ohne nämlich dabei eine genaue Ordnung zu beobachten'³ heisst, also gerade dasselbe, was unser Papyrus bietet. Das Wort *hšbn* heisst also offenbar einfach: 'Aufzählung'.

Auffallend ist dann in der 1. Zeile die Deutung der Zeitwortform *ktbt*. Niemals kommt es in den aramäischen Dokumenten vor, dass die Formel «geschrieben durch X. Y.» am Anfang des Schriftstückes stünde; sie steht immer am Ende desselben. Noch überraschender, dass nach Cowleys Deutung dies Schriftstück durch eine Frau fertiggestellt worden sei; das wäre allerdings beispieillos in der Geschichte der aramäischen Schriftlichkeit. Aber es handelt sich ja hier offenbar um etwas ganz anderes. Es lässt sich nämlich schon auf den Papyri aus Elephantine ein spezieller Gebrauch des Zeitwortes *ktb* beobachten, und dieselbe Deutung ist auch im Falle unseres Papyrus möglich. Man liest z. B. in der 16. Zeile des durch E. G. Kraeling veröffentlichten Papyrus No. 6: *zy ykwm 'lyky ltrtky mn bly' zy ktbt wyh(bt lky...)*⁴ «wer auch immer gegen dich auftritt, um dich aus den Häusern zu vertreiben, die ich dir verschrieb und dir gab...» Derselbe Gebrauch des Zeitwortes *ktb* begegnet auch auf einer anderen Stelle, Kraeling No. 9, 27: *spr by zy ktb 'nny br 'zryh lhn' lyhwyšm'*⁵ «Dokument von einem Haus, das 'Ananī, der Sohn von 'Azaryāh, der *lhn* der Yehōyišma', seiner Tochter verschrieb». An diesen Stellen hat also das Zeitwort *ktb* die Bedeutung: 'jemandem etwas als Eigentum zuschreiben, verschreiben lassen'; und dass an den angeführten Stellen das Zeitwort *ktb* in der Tat diese Bedeutung hat, geht auch daraus hervor, dass beide Papyri auch die Formel «geschrieben durch X. Y.» haben, und demzufolge das Zeitwort *ktb* in den beiden eben angeführten Sätzen nicht auf das Abschreiben des Dokumentes bezogen werden kann. Dieser Gebrauch des Zeitwortes *ktb* entwickelte sich im Aramäischen wahrscheinlich unter dem Einfluss der babylonischen Handelssprache. Denn man findet in neubabylonischen Handelsbriefen das Zeitwort *šafāru* 'schreiben', das dem aramäischen *ktb* entspricht, oft in der Bedeutung 'als Eigentum oder Schulden notieren'.⁶

³ J. LEVY: Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch. Leipzig 1876—1889. II. 121.

⁴ E. G. KRAELING: The Brooklyn Museum Aramaic Papyri. New Haven 1953. 193. Diese spezielle Bedeutung des Zeitwortes *ktb* an den angeführten Stellen ist der Aufmerksamkeit von KRAELING entgangen.

⁵ KRAELING: o. c. 239.

⁶ E. EBELING: Glossar zu den neubabylonischen Briefen. SBAW 1953 I. München 1953. 243.

Auf unserem Papyrus passt diese Bedeutung des Zeitwortes *ktb* gut in den Textzusammenhang hinein: «Aufzählung jener Produkte, die als Eigentum notierte...». In diesem Fall braucht man auch hinter dem Wort *'bhy* keine Schreiberin zu vermuten; es kann einfach Name des Eigentümers sein. Und dieser Eigentümer war vermutlich keine Frau sondern ein Mann. Cowley setzte die Form *'bhy* dem weiblichen Namen *'byhy* gleich, der auch sonst aus Elephantine bekannt ist, und er dachte, dass vor dem Namen des Vaters *šlmsyn* das Wort *brt* 'Tochter' ausgefallen wäre, wie auf diesem Papyrus auch sonst vor dem Namen des Vaters das Wort *br* 'Sohn' auszufallen pflegt. Unabhängig davon, wie man die Namensform *'bhy* erklären mag, ist die letztere Vermutung von Cowley keineswegs wahrscheinlich. Die Bezeichnung des Familienverhältnisses wird nämlich auf unserem Papyrus von einigen Fällen abgesehen immer in der Weise angegeben, dass das Wort *br* 'Sohn' nicht gesetzt wird, aber das Wort *brt* 'Tochter' niemals fehlt. Offenbar war diese Unterscheidung für den Fertigsteller des Papyrus sehr wesentlich, die er nie aus dem Auge verlor. Darum wird man also nicht annehmen dürfen, dass er gerade bei dem wichtigsten Satz, am Anfang der Aufzählung das Wort *brt* ausgelassen hätte. Im Gegenteil, es folgt eben aus der Tatsache, dass kein Familienverhältnis angegeben wird: *'bhy* war ein Sohn und keine Tochter von *šlmsyn*. In diesem Fall kann natürlich der Name *'bhy* der Form *'byhy* nicht identisch sein; man könnte eher daran denken, dass es Hypokoristikon eines solchen Namens, wie z. B. **Aβihadaδ* sein könnte, und in diesem Fall liesse sich das Wort als *Aβihay* deuten.

Da nach dieser Beweisführung *Aβihay*, der Sohn von *Šelāmsīn* die Aufzählung zusammenstellte, und derselbe auch Eigentümer der Produkte war, ist es auch naheliegend, dass die Form *ktbt* keine 3. Person Sg., sondern 1. Person Sg. ist. In diesem Fall ergibt sich jedoch auch die Ergänzung der Lücke zwischen den Worten *ktbt* und *'bhy*: da mag wohl nur das Wort *'nh* 'ich' gestanden haben, das mit seinen beiden breiten Buchstaben gut die Lücke von vier Buchstaben ausgefüllt haben mag. Wir schlagen also die folgende Deutung für die einleitende Formel vor: «Aufzählung jener Produkte, die ich, *Aβihay*, der Sohn von *Šelāmsīn* als mein Eigentum zusammenschrieb.» Es mag vielleicht befremden, dass *Aβihay* seinen Namen am Anfang der Aufzählung so betont hervorhebt, aber die genaue Parallele desselben Stils begegnet uns auch in den Aufzeichnungen des Nebuchelos, in denen eine ähnliche Formel auch dreimal vorkommt:

1—2. SEG VII Nr. 381 und 382 *'Επί· εισήνικα ἐγὼ Νεβού(χηλος) (δηνάριαι) βρξ'.*

3. SEG VII Nr. 471 *'Επί· ἔπεμψα εἰς Ἀπάδανα ἐγὼ Νεβούχηλος· κτλ.*

Im Falle des Nebuchelos ist diese betonte Hervorhebung seiner eigenen Person bis zu einem gewissen Grade verständlich. Denn er hatte auch Geschäfts-

teilhhaber, die ebenfalls in seinen Aufzeichnungen erwähnt werden, und wahrscheinlich war es nicht gleichgültig, wer die einzelnen Geschäfte abgewickelt haben mag, oder welcher Geschäftsteilhhaber welche Warenartikel bzw. wieviel Geld bei sich hatte. Ähnlich mag es jedoch auch im Falle des Aḫihay gewesen sein. Ein Aufzeichnungsstück beginnt nämlich in der 14. Zeile mit den Worten: *štry' byd ywnn w'nh* «die Verträge in den Händen von Yōnādān und in den meinigen». Daraus ersieht man, dass auch Aḫihay einen Geschäftsteilhhaber oder auch mehrere hatte, und darum mag auch die betonte Hervorhebung seines Namens auf dem Papyrus nicht unbegründet gewesen sein.

Zeile 2. Der einleitenden Formel folgt eine Aufzählung, deren einzelne Sätze je einen Namen und eine Getreidequantität enthalten. Es stellt sich damit im Zusammenhang die Frage: was heisst die namhaft gemachte Getreidequantität in Bezug auf Aḫihay, den Fertigsteller der Aufzählung? Man könnte zwei Möglichkeiten erwägen. Die eine Lösung wäre, dass Aḫihay die Getreide verkauft hätte, und dass man ihm den Preis schuldete. Gegen diese Annahme spricht jedoch, dass in den Fällen, in denen es sich um einen solchen Verkauf handelt, der Papyrus auch den Verkaufspreis und daneben auch die noch ausstehende Rate angibt, wie z. B. Zeile 132: *lgn X II ṭb[š II / I š'r r III* «12 lōγ für 3 šekel, Rückstand 3 riḅ'a». Auch mit den Zeilen 7 ff. liesse sich diese Erklärung schwerlich in Einklang bringen; denn in diesen Zeilen steht vor den aufgezählten Namen die Präposition *mn*, und so unterliegt es keinem Zweifel, dass Aḫihay die jemals angegebene Getreidequantität von diesen Personen erhielt, und nicht er dieselbe ihnen gab. So dürfte man eher an die andere Lösungsmöglichkeit denken, dass nämlich die angegebenen Getreidequantitäten die Aktivforderung des Aḫihay von den genannten Personen darstellen.

Zeile 3. Bei Cowley blieb die Angabe der Getreidequantität ungeklärt. Die richtige Lesung der Abkürzung nach *s I* heisst *ṭk'*, wie es auch bei Cowley im Text steht, und nicht *ṭwr*, wie er es im Kommentar liest. Die Abkürzung *ṭk'* ist offenbar dem Hohlmass *ṭkb'*, bekannt schon aus früheren Papyri von Elephantine,⁷ identisch; dieses Mass machte nach den späteren Angaben 4 lōγ aus. Cowley zergliederte die darauffolgende Zahlenangabe in zwei Teile; *III III I* sollte nach ihm zu der Abkürzung *ṭk'* hingehören, während *I* zu dem danachfolgenden *p*, und das letztere stünde — wie er meint — anstatt von *m I p*, was in der Bedeutung 'halb' auf dem Papyrus öfters vorkommt. Dagegen weiss man heute schon, dass das *m* in dem letzteren Ausdruck die Abkürzung des Wortes *mā'āh* ('1/12 šekel') darstellt,⁸ und dass der ganze Ausdruck 'anderthalb mā'āh' heisst; man hat es also in diesem Ausdruck mit der Angabe eines Geldbetrages und nicht mit einem Hohlmass zu tun.

⁷ COWLEY AP Nr. 45, 8.

⁸ Sieh zuletzt KRAELING: o. c. 39.

Demnach kann also auf unserer Stelle *p* nur in sich alleine 'halb' heissen, und vor ihm kann keine Ziffer stehen; es ist also naheliegend alle Ziffern auf das Hohlmass *kḅ* zu beziehen. So wird also die Zahlenangabe in der 3. Zeile heissen: *1 s'h 8½ kḅ*.

Zeile 4. Den Namen *'rsyn* wollte Sayce dem griechischen Namen *Arsinoe* gleichsetzen; aber man müsste in diesem Fall am Wortende mindestens ein ' oder ein *h* erwarten. Auch der Vorschlag von Cowley: *Arsin*, offenbar nur eine augenblickliche Notlösung, führt um gar nichts weiter. Da die Ergänzung *'rsyn/h* in Zeile 5 nicht möglich ist, während die Form *Arsin* sich nicht erklären lässt, könnte man versuchen, den Namen mit dem ebenfalls möglichen *d* als *'dsyn* zu lesen. Eine solche Form liesse sich dann als *Idisin* deuten, d. h. also es wäre eine ähnliche Bildung, wie der Name *Idibēl*. Für diese Erklärung spricht die Tatsache, dass theophore Namen mit *Sin* auch aus dem Kreise des Judentums von Elephantine bekannt sind. So kommt bei Cowley AP Nr. 6, 19 der Name *synkšr* = *Sinkišir* vor, der jetzt in der Schreibung *snkšr* auch von einem Papyrus des Brooklyn Museums bekannt wurde.⁹

Zeile 5. In dieser Zeile kommt zum ersten Male die Abkürzung *bb* vor, die für die Deutung des Papyrus eines der schwersten Probleme bildet. Sayce versuchte es mit der Wendung «on account of» zu übersetzen, während Cowley dasselbe als eine Abkürzung des Ausdruckes *bbyt* auffasste. Die Annahme von Sayce entbehrt jeder gegenständlichen und sprachlichen Grundlage; Cowleys Deutung wäre an und für sich möglich. Man könnte nämlich in diesem Fall den Ausdruck *bb 'dsyn štr 1* folgendermassen deuten: «im Haus (Besitz) von Idisin 1 Vertrag» oder: «In Bezug auf das Haus von Idisin 1 Vertrag». Wohl wären an und für sich beide Übersetzungen möglich, ja es kommt auch der Ausdruck *bbyt* in ähnlichem Textzusammenhang auf dem Papyrus voll ausgeschrieben vor (s. Zeile 109: *bbyt yšyb* ... III II «Im Hause von Yāsīḅ [das und das] 5 Stück», Zeile 110: *bbytn'* ... II... II «in unserem Haus... 2 St. ... 2 St.»); aber dennoch sprechen zahlreiche Bedenken gegen diese Deutung. Die Unrichtigkeit des zweiten Übersetzungsversuches geht aus solchen Sätzen hervor, wie z. B. in der Zeile 25: *bb šlty hgy štr 1 bḥnṭn' XX II II*; dies wird man bestimmt nicht übersetzen können, wie etwa: «in Bezug auf das Haus des Šabbēḥay, des Sohnes von Ḥaggay 1 Vertrag in Bezug auf 24 ardaḅ Getreide». Dagegen wird der erste Übersetzungsversuch deswegen unrichtig, weil im Sinne der 14. Zeile die aufgezählten Verträge sich «in den Händen» von Yōnāḥān und Aḫihay befinden, und dennoch zahlreiche Sätze mit der Abkürzung *bb* beginnen.

Wir müssen also eine andere Lösung versuchen. Man könnte zunächst daran denken, dass *bb* in der Tat die Abkürzung von *bbyt* bzw. diejenige

⁹ Sieh KRAELING: o. c. Nr. 8, 10 und dazu 230.

eines längeren Ausdruckes, des *bbyt spry* 'im Hause der Dokumente', 'im Archiv' darstellt. Man weiss, aus einer Stelle des 'Ezrā dass es eine solche Institution gab : 6, 1 *b'dyn drywš mlk' šm t'm wbkrw bbyt spry' dy gnzy' mħtyn tmh bbbl* «König Dareios erteilte Befehl sogleich, und man fing an zu suchen, im Haus der Dokumente, wo die Schätze aufbewahrt werden, in Babylon». Bauer und Leander schlagen zwar eine Berichtigung der Wortfolge des Satzes vor, und nach ihnen sollte man anstatt von *bbyt spry' dy gnzy'* eher *bbyt gnzy' dy spry'* lesen,¹⁰ also das Ende des Satzes hiesse : «im Haus der Schätze, wo die Dokumente aufbewahrt werden, in Babylon». Gegenständlich ist diese Annahme wohl berechtigt, denn es ist ja wahrscheinlich, dass das Archiv ein Bestandteil des Schatzhauses war ; aber sprachlich ist die Korrektur nicht nötig, denn man braucht ja den Satz nicht unbedingt in dem Sinne zu verstehen, als ob man die Schätze im Archiv aufbewahrt hätte, sondern dieser Abschnitt des Satzes, der mit dem Ausdruck *dy tmh* beginnt, kann einfach eine Umschreibung des «Schatzhauses» sein : «dort, wo die Schätze aufbewahrt werden, in Babylon» = «im Schatzhaus, in Babylon». Ausser diesem gibt es auch sonst Angaben für das Vorhandensein solcher Archive.¹¹ Einerseits sind aus neubabylonischen Dokumenten die Benennungen *É tuppī* «Haus der Tontafeln» und *bīt šaṭāri* «Haus der Dokumente» (die letztere eine genaue Entsprechung zu dem aramäischen *byt spry'*) wohlbekannt,¹² und andererseits findet man auch in einem neubabylonischen Brief sehr interessante Auskünfte über die Rolle dieser Archive. Der betreffende Briefesabschnitt heisst nämlich :¹³

- Zeile 3. *mašakgiṭ-ṭa*
 4. *šá ina káti-iá (?) ip-še-e-tú šá ina mu-kin-nu šarri*
 5. *i-tu-ur-ru a-na muḫ-ḫi*
 6. *nu-dun-nu-ú šá !a-d/tir-tum*
 7. *márti šá I.^dnabû-šumu-ibni aššati*
 8. *šá I.^dnabû-ušur-šú apli šá I.^dnabû-uballiṭ*
 9. *šá ina mu-kin-nu šarri nu-bu²-ú*
 10. *ù la ni-ik-šu-du*
 11. *ka-ba-an-na-šú*
 12. *šá ina araḫkisilimmi ūmi 16-kám šatti 164-kám*
 13. *ina mu-kin-nu šarri šá ḫbâbilâa^{ki.meš}*
 14. *i-tu-ur-ru*

¹⁰ H. BAUER—P. LEANDER : Kurzgefasste biblisch-aramäische Grammatik. Halle/Saale 1929. 65.

¹¹ COWLEY dachte zu seiner Zeit, dass der Ausdruck auf den Papyri aus Elephantine *by zy lbm* (AP Nr. 3, 18 ; 10, 9) als 'Haus der Dokumente' zu deuten wäre, und dem von 'Ezrā genannten *byt spry'* entspräche (o. c. 9). Aber KRAELING hat seitdem überzeugend nachgewiesen (o. c. 264), dass die richtige Übersetzung heisst : 'house belonging to the children'.

¹² EBELING : o. c. 80 und SAN NICOLÒ bei EBELING : o. c. 263.

¹³ Sieh bei EBELING : o. c. 262 f.

vorangehende. Diese Beobachtungen mögen den Gedanken nahelegen, dass hinter der Abkürzung *bb* kein offizieller Begriff, sondern eher einfach eine in Aufzählungen häufige Stilwendung stecken mag, wie z. B. «ebenfalls», «weiterhin» oder «ausserdem». Diese Annahme wird dadurch erhärtet, dass man einer ähnlichen Stilwendung auch in den Aufzeichnungen des Nebuchelos begegnet. Man beachte z. B. seine folgenden Aufzeichnungen :

SEG VII 381 *Ἐπί· εἰσίνιχα ἐγὼ Νεβού(χηλος) (δηνάρια) βρζ'.*

Ἐπί· ἔπεμψεν Βάβα·

διὰ Βιμηλ Ἀδαγαβάρον (δηνάρια) σβ'.

διὰ Βάθης Χιλινέον (δηνάρια) ων'.

διὰ Βαρνάβον Σημέον (δηνάρια) ρ'.

SEG VII 382 *Ἐπ(ί)· εἰσίνιχα ἐγὼ Νεβούχηλος (δηνάρια) βρζ'.*

ἔδωκα Φραάτη (δηνάρια) αρμ'.

ἄλλα (δηνάρια) χιζ'.

Ἐπί· ἔπεμψεν Βάβα διὰ Βιμηλ (δηνάρια) σβ'.

διὰ Βάθης (δηνάρια) ων'. Ἐλαβεν Μαρίβηλος (δηνάρια) ρνβ'.

In diesen Aufzeichnungen spielt das Wort *ἐπί* 'dazu noch, weiterhin' ungefähr dieselbe Rolle, wie auf unserem Papyrus die Abkürzung *bb*. Es fragt sich nun, wie man sie auflösen könnte. Der erste Buchstabe ist offenbar die Präposition *b*, während der zweite *b* die Abkürzung eines mit *b* beginnenden Wortes sein mag. Man könnte vor allem an das aramäische Wort *br* 'ausserhalb' denken. Man kennt aus dem Talmudisch-Aramäischen solche Ausdrücke, wie *br mn dyn wbr mn dyn* «ausser diesem und ausser jenem», oder *lbr mynh* «ausser ihr (fem.)». Demnach könnte man an einen Ausdruck *bbr mnh* «ausser diesem, ausserdem, weiterhin» denken, und so bekäme man einen passenden Sinn für alle Vorkommnisse der Abkürzung *bb*.

Sehr interessant ist in Zeile 5 das Vorkommen des Wortes *š_r* 'Urkunde'. Man findet auf den Papyri aus Elephantine anstatt dieser Form immer das Wort *spr* 'Urkunde', ja dort kommt das Wort *š_r* auch nie vor. Das Wort *š_r* ist offenbar eine Übernahme des babylonischen Wortes *šafāru* 'Urkunde'. Es kommt im Biblisch-Aramäischen und auf den Papyri aus Elephantine noch nicht vor. Wahrscheinlich wurde es erst später, im hellenistischen Zeitalter ins Aramäische übernommen. Allerdings verdrängte es auf unserem Papyrus schon das früher allgemein übliche *spr*.

Zeile 7. Man merkt hier augenscheinlich eine Veränderung in der Art der Aufzählung. Bisher begegnete man in den einzelnen Posten wahrscheinlich Aktivforderungen; dagegen erweckt die Präposition *mn* vor den Namen in den Zeilen 7—10. den Eindruck, als handelte es sich hier um übernommene Quantitäten. Für die Bezeichnung der Quantitäten wird in diesen Zeilen das Wort *grb* benutzt, das hier zum ersten Male im Aramäischen erscheint,

aber aus dem späteren Talmudisch-Aramäischen wohlbekannt ist (*grb* 'irdenes Fass'). Dies Wort ist offenbar eine Übernahme aus dem Altpersischen; auf Grund von dem altind. *grbhi-* 'in sich haltend, enthaltend' darf man wohl ein altpersisches **graβi-* 'Kornbehälter, Scheffel' voraussetzen. Mit diesem Wort hängt auch der mittelpersische und parthische Hohlmass-Name *grēv* 'Scheffel' zusammen.¹⁶ Während sich jedoch die mitteliranischen Worte nur auf ein altpersisches **graβya-* zurückführen lassen, kann das aramäische *grb* nur die Übernahme einer altpersischen Form **graβi-* oder **graβa-* darstellen. Wahrscheinlich wird man also im Altpersischen entweder mit dem parallelen Vorhandensein beider Formen rechnen müssen, oder wird die Form **graβya-* als Weiterbildung von *graβi-* etwas später entstanden sein.

In Zeile 7 muss vor dem Wort *grbn* die Benennung eines Materials gestanden haben. Das Hohlmass *grb* kommt auf dem Papyrus sonst in Zusammenhang mit Wein vor, so dass man auch hier an Wein denken könnte. Dies ist jedoch keineswegs sicher, da auch andere Hohlmass-Arten sowohl für Wein als auch für Getreide gebraucht wurden. So begegnet man dem Hohlmass *hpn* in den Arsām-Briefen für Wein und Getreide.¹⁷ Für Getreide spricht jedoch die Tatsache, dass sowohl im vorangehenden wie auch im nachfolgenden Teil über Getreide die Rede ist. So wird man am Anfang der Zeile wahrscheinlich richtiger das Wort *hntn* 'Getreide' ergänzen dürfen. Ebenso verlangen in derselben Zeile der Textzusammenhang und die Komposition der übrigen Posten die Ergänzung der Präposition *mn* vor dem Wort *zly*.

Zeile 9. Cowley hielt den Namen *šbty* unmotiviert für einen weiblichen Namen, und er nahm ohne Grund an, dass nach diesem Namen das Wort *brt* ausgefallen wäre. Wohlbekannt ist der männliche Name *šbty* aus der Bibel, und ebenso männlicher Name ist er auch auf einem Papyrus des Brooklyn Museums.¹⁸ Am Ende der Zeile heisst statt *ntn l* die richtige Lesung offenbar: *ntwn*, wie es auch Cowley schon vermutete.

Zeile 11. Wieder wird hier die Art der Aufzählung ähnlich wie in den ersten Zeilen. Man könnte auch daran denken, dass die Zusammenfügung des Papyrus vielleicht nicht richtig ist, und dass diese Zeile ursprünglich evtl. unmittelbar auf Zeile 6. folgte. Der Name *tb* ist schon aus dem ersten ägyptisch-aramäischen Sprachdenkmal bekannt, das noch im Jahre 1704 veröffentlicht wurde (Tabo, die Tochter von Tahapi); er kommt als ägyptischer weiblicher Name auch auf einem Papyrus aus Elephantine (AP Nr. 28, 4) vor: *tb*, die Mutter von *p.wsyry*. Während jedoch an den beiden ange-

¹⁶ Über Ursprung und Geschichte von diesem siehe J. HARMATTA: AntTan. 3 (1956) 121 ff. und Acta Ant. Hung. 6 (1958) 97 ff.

¹⁷ Siehe Brief VI. Zeile 3.: *ywm lywm kmh hwry hpmn trtpn kmh rmy hpmn llt hmr 'w škr hpmn trtpn* 'täglich zwei *hpn* weisses Mehl, drei *hpn* Mehl von schwächerer Qualität, zwei *hpn* Wein oder Bier'. G. R. DRIVER: Aramaic documents of the Fifth Century. London 1954 20.

¹⁸ KRAELING: O. C. 204, 209.

führten Stellen die Trägerin des Namens *tb'* je ein Mitglied ägyptischer Familien war, hat die Person desselben Namens auf unserem Papyrus zum Vater einen Mann mit dem semitischen Namen : *hnyh*. Wahrscheinlich war also die Mutter von unserer *tb'* eine Ägypterin, die auch ihrer Tochter einen ägyptischen Namen gab. Die Lesung *b'yw'* nach dem vorigen Namen ist nach Cowley unsicher. Man dürfte auf Grund des *b* am Wortanfang eine Ortsbestimmung erwarten. Anstatt von *'y* könnte man auch *'s* oder *'š* lesen, während man das Zeichen *t* auch als die Zusammenschreibung von *wn* auffassen könnte ; und ebenso könnte man am Wortende auch *'h* lesen. Diese Lesungsmöglichkeiten ergäben zusammen : *b's'wn'h*. *Swnh* heisst in der Bibel Syene ; der Name derselben Stadt kommt auf den Papyri aus Elephantine in der Form *swn* vor.

Von den beiden Zahlenangaben am Wortende bezeichnet die erste offenbar die Schuld von Tabo, der Tochter von Hanniyāh. Mit der darauffolgenden Zahlangabe '1 beginnt wahrscheinlich schon ein neuer Posten. Da man in der nächsten Zeile vor dem Namen die Präposition *mn* findet, ist es naheliegend daran zu denken, dass hier über eine bezahlte Summe die Rede ist. Sehr gut passt dazu das Wort '1, das man nach der Zahlenangabe lesen kann, und das sich als Perf. Sg. 3. Pers. des Zeitwortes 'H 'hereingehen, hereinkommen' auffassen lässt. Dieselbe Form kommt auch auf einem Papyrus des Brooklyn Museums vor : 7,5 (*mhr*) '1 'lyk «(der Kaufpreis) ist bei dir hereingekommen».¹⁸ Unter Berufung auf diese Stelle kann man auch das Zeilenende ergänzen. Nach der Zeitwortform '1 musste offenbar 'ly stehen. So hiesse die Deutung des Zeilenendes : «1 ardaß (Getreide) ist bei mir hereingekommen...»

Zeile 12. In den gut lesbaren Worten *wmn s/ .jnrh* wird die Person benannt, von der 1 ardaß Getreide in das Magazin von Aßihay eingeliefert wurde. Die Namensform *s/ .jnrh*, die sich als *s/yjnrh* ergänzen lässt, erinnert an jenen ägyptischen weiblichen Namen, der in griechischer Schrift als Σέρυγς bekannt ist.¹⁹ Aber an die Gleichsetzung dieser beiden Namen kann man doch nicht denken, da die demotische Form *sn-hr* des Namens Σέρυγς, sowie seine koptischen Formen *tsehōr*, *ēnhōr* im Aramäischen eher die Schreibart **synhrh* erwarten liessen. Wahrscheinlich besteht aber ein Zusammenhang zwischen den beiden Namen dennoch ; auch die Form *synrh* mag eine Zusammensetzung sein, wie *sn-hr*, nur ihr zweites Glied ist nicht der Gottesname *hr*, sondern vielleicht der Name der Göttin *wrt*. So mag die Form *synrh* die Umschreibung eines ägyptischen Namens **sn-urt*, **Senure* 'Tochter von Wrt' sein.

Der Ausdruck *wmn* vor dem Namen *s/yjnrh* zeigt, dass am Anfang der Zeile noch ein Name und davor ebenfalls die Präposition *mn* stehen

¹⁹ Siehe über diesen Namen zuletzt L. CASTIGLIONE : *Acta Ant. Hung.* 2 (1953) 69 f.

musste. Ergänzt man am Anfang der Zeile die Präposition *mn*, so konnte danach nur noch ein Name von drei Buchstaben kommen, dessen letzter Buchstabe ein' war. Da im vorangehenden Posten *tb'*, die Tochter von *hnyh* genannt war, liegt es nahe, auch am Anfang dieser Zeile an denselben Namen zu denken. Die Zeile 12. wäre also folgendermassen zu ergänzen: [*mn tb'* *wmn s[y]nrh*].

II. Teil

Der zweite, für sich stehende Teil des Papyrus fällt mit Kolumne B zusammen:

Kolumne B

- Zeile 14. *š₁ry^ˆ byd ywntn w^ˆnh*
 15. *slk l'p^ˆn^ˆ šm^ˆwn hgy*
 16. *bb šmt₁ štr I bhm^ˆr^ˆn XX XX*
 17. *bb šm^ˆwn štr I bkrš^ˆn X II*
 18. *š III III II*
 19. *bb šm^ˆwn štr I /bzwz^ˆj^ˆn III I C*

 20. */bb šm^ˆw^ˆj^ˆn /š^ˆj^ˆtr I bhlryn III I mdl*
 21. *wyrhyn X II mdl*
 22. *'bdyh^ˆw^ˆ zkw^ˆr štr I bzwzn I C XX*
 23. *bb 'bdyhw zkw^ˆr štr I bhn^ˆn^ˆ ' X*
 24. *šbt₁ hgy ttn štr I bbyth*
 25. *bb šbt₁ hgy štr I bhn^ˆn^ˆ ' XX II II*
 26. *bydh št^ˆ[r] ^ˆl^ˆ yhn^ˆn br dlwy '[...]*
 27. *bwzn I C*

Auch bei diesem Teil begegnet man der einleitenden Aufschrift, die den Inhalt der Aufzählung angibt. Was für ein Vertrag unter *štr* zu verstehen sei, geht aus dem Wort selbst nicht hervor, da seine Grundbedeutung nur 'Schrift, Urkunde' heisst, und dementsprechend wird es auch im späteren Aramäischen in den Bedeutungen 'Dokument, Schriftstück, Bescheinigung, Schuldschein, Verkaufsbrief' usw. gebraucht.²⁰ Aber der Inhalt der einzelnen Posten zeigt doch, dass es in den meisten Fällen um Darlehen handelte.

Zeile 15. Der Schlüssel zur Deutung dieser Zeile liegt im Wort 'pn'. Die Bedeutung des althebräischen 'pn ist strittig, das entsprechende neuhebräische 'wpn heisst 'Art', und im Talmudisch-Aramäischen 'wpn': 'Art,

²⁰ LEVY: NhChWb. IV. 544.

Bedingung, bedingweise Verabredung'.²¹ Von diesen scheint hier die Bedeutung 'bedingte Verabredung' am passendsten. Das Zeitwort *slk* heisst «aufgehen, irgendwohin gelangen», im Talmudisch-Aramäischen auch: «denken an etwas». Der Ausdruck *slk l'pn* liesse sich also erklären: «zur bedingten Verabredung gekommen ...». Der erste Satz fixiert demnach ein noch nicht völlig abgeschlossenes Geschäft. Für diese Deutung spricht auch die Tatsache, dass das Wort *štr* von diesem Satz fehlt, der Geschäftsabschluss mag also schriftlich noch nicht fixiert gewesen sein.

Zeile 16. Der von Cowley nicht identifizierte Name *šmtý* ist offenbar der aus der Bibel bekannte Name *Šumābī*, der sich als Patronymikon aus dem akkadischen *Šumā* deuten lässt.

Zeile 20. Das Wort *mdl'* am Zeilenende erinnerte Cowley an das talmudisch-aramäische *mdl'* «Besitz», aber auch er selber bemerkte, dass man mit diesem hier nichts anfangen kann. Bei der Deutung dieses Wortes darf man nicht vergessen, dass es auch in der nächsten Zeile in Zusammenhang mit einer Zeitangabe nochmals vorkommt, aber sich offenbar immer noch auf denselben Vertrag bezieht. Wahrscheinlich bezeichnete also dies Wort irgendeine finanzielle oder rechtliche Manipulation im Zusammenhang mit dem Vertrag, die sich zweimal wiederholte. Prüft man die erhaltengebliebenen aramäischen Schuldenverträge, so sieht man, dass in diesen gewisse Termine festgesetzt waren. So ist auf einem Papyrus des Brooklyn Museums (Nr. 11) die Rückgabe des geliehenen Dinkels dann fällig, wenn die Ration des Anleiherers aus dem «Hause des Königs» zugeteilt wird. Gibt er zu diesem Zeitpunkt die Anleihe nicht zurück, so muss er binnen 20 Tagen ein Strafgeld zahlen. Erfüllt er auch diese Bedingung nicht, so hat der Gläubiger das Recht im Hause des Schuldigers nach Belieben zu pfänden. Auf einem anderen Papyrus aus Elephantine (AP Nr. 10) wird die Rückgabe der Anleihe dahin geregelt, dass der Schuldiger sie nach einem Jahr zurückzahlen soll. Erfüllt er diese Bedingung nicht, so darf der Gläubiger bei ihm pfänden. Da in Zeile 21 eine Zeitspanne von 12 Monaten in Zusammenhang mit dem Wort *mdl'* genannt wird, liegt es nahe daran zu denken, dass dieses Wort sich auf eine Regelung des Termins bezieht; vielleicht bedeutet es die Verlängerung des Termins, da es zweimal vorkommt. In diesem Fall könnte man die Form *mdl'* für das 'Affel Part. Pass. des Zeitwortes *dly*, *dl'* 'heben, schöpfen, aufheben' halten, und in der Bedeutung 'erhoben, verlängert' übersetzen. Gegenständlich könnte man sich den Fall des Schuldvertrages von Šime'ōn so vorstellen, dass sein Termin einmal schon abgelaufen war, aber der Gläubiger Aβihay nicht pfändete, sondern den Termin vielleicht bis Jahresende verlängerte und dann noch einen Aufschub von zwölf Monaten für die Rückgabe zuließ.

Zeile 24. Die Lesung *ttn* macht in dieser Zeile mehrere Schwierigkeiten.

²¹ LEVY: NhChWb. I. 145.

Man müsste vor allem annehmen, dass sie für *tntn* steht. Dann müsste man entweder daran denken, dass *šbty* hier ein weiblicher Name ist, und dass das Wort *brt* vor dem Namen des Vaters ausgefallen wäre, oder aber dass das Geschlecht des Zeitwortes sich nicht nach dem Subjekt richtet. Aber alle diese Schwierigkeiten fallen weg, wenn man statt dem ersten *t* *ʿyn* liest. So heisst die Deutung des Postens: «Šabbeḡay, der Sohn von Ḥaggay wird ein Vertrag über sein Haus geben». Hier handelt es sich also wieder um ein noch in der Schwebe gelassenes Geschäft.

Zeile 26. Da auf diesem Papyrus später, in Zeile 41 eine Person *dlwy zʿr*, «Dalluy, der jüngere» genannt wird, ist es naheliegend den Namen des Vaters in dieser Zeile als *dlwy* *[tyk]*, «Dalluy, der ältere» zu ergänzen.

III. Teil

Der folgende Teil enthält nur einen Teil der Kolumne C. Er bietet zahlreiche Schwierigkeiten für die Deutung, so dass er in der Bearbeitung von Cowley so gut wie völlig sinnlos blieb.

Kolumne C

- Zeile 28. *byʿdʿ [yw]ntn ḥntn [zy?] yhyy br[.] bnyh*
 29. *byd ywntn rkysh III III zy ḥmryn*
 30. *tplh zy ksp X ʿnḥʿtʿn II zy ksp*
 31. *byd ntn wzykʿ zy mšlm br ʿzgd bš II*
 32. *wzykʿ zyly bydh wzykʿ rbʿ zylnʾ bydh*
 33. *rbʿ bydh ʿwzwʿ bydh kʿhʿ[.]h špyr[h]*
 34. *bydh [....]ʿzʿ zy yʿdnyhʿ [....]*
 35. *by/dh ...*

 36. *[.....] ʿḥntnʿ ʾ II r I*
 37. *[byd]ʿhʿ ḥršʿ zy nḥš ʿnʿkrs[.] brt ḥnyh[.]*
 38. *bydh ḥršʿ zylnʾ bmšy[.]*

Der Titel der Aufzählung heisst: «In den Händen von Yōnāḡān (oder bei Yōnāḡān) sind». Yōnāḡān war auch schon in der Aufschrift des vorangehenden Teiles als Geschäftsteilhaber von Aḡihay genannt. Dort wurde im Laufe der Aufzählung nur in Zeile 26 auf ihn hingewiesen, wo der Ausdruck *bydh* wahrscheinlich auf ihn und nicht auf den Šabbeḡay des vorangehenden Postens zu beziehen ist, wie es Cowley wollte. Hier, in diesem Teil tritt Yōnāḡān völlig in den Vordergrund; die ganze Aufzählung stellt die Werte zusammen, die — offenbar aus verschiedenen Gründen — bei ihm sind.

Zeile 28. Nach dem Wort *ḥntn* musste eine Zahlenangabe stehen: *[ʾ I]* passt gut in die Lücke hinein, ja nach ihm stand wahrscheinlich auch

noch ein *z*, das mit dem ersten *y* der Lesung *yhyy* zu verbinden ist. In die Lücke nach der Lesung *br* kann man ein *[t]* einsetzen, da ja der Fertigsteller dieses Schriftstückes vor dem Namen des Vaters nur das Wort *brt* 'Tochter' auszusetzen pflegt. So wird also dieser Teil der Zeile 28 heissen: *hntn [ʾ I z]y hyy br[t] bnyh*. Der weibliche Name *hyy* lässt sich aus dem Hebräischen oder Aramäischen schwerlich erklären, wenn man nur nicht daran dächte, dass es dem Wort *hyy* 'mein Leben' identisch wäre. Aber man hat kein Beispiel für einen solchen Personennamen. So muss man auch damit rechnen, dass er evtl. ägyptischen Ursprungs ist, etwa eine ähnliche Zusammensetzung wie *h³y-hr*: *h³y-it*; die Aussprache mag **Hayi* gewesen sein.²²

Zeile 29. In dieser Zeile scheint das Wort *rkysh* keine Deutung zuzulassen. Cowley dachte an einen Personennamen, aber der Textzusammenhang («6 *rkysh*, der den Eseln gehört») schliesst diese Möglichkeit völlig aus. Man kann aber in diesem Wort anstatt dem *s* auch ein *b* lesen, und so löst sich eine Reihe von Rätseln. Man kann nämlich das Wort *rkybh* für eine Ableitung von dem Verbum *rkb* 'reiten' in der Bedeutung 'Sattel' halten. Ähnliche Bildungen sind im Althebräischen *mrkb* 'Wagen, Sattel', *mrkbh* 'Wagen', und im Talmudisch-Aramäischen *rkwb* 'Wagen'. So heisst die Deutung der ganzen Zeile: «bei Yōnāhān 6 Eselsättel».

Zeile 30. Das *tplh* ist die kleine Schachtel zur Aufbewahrung der vier Bibelabschnitte, die nach dem Zeugnis der Stelle aus Silber verfertigt, und scheinbar ein Handelswarenartikel war. Das Wort *ṯṯḥṯṯn* wurde durch Cowley mit Fragezeichen als «tray» übersetzt. In dieser Bedeutung ist das Wort in der Tat nicht bekannt; leitet man es von dem Verbum *nḥt* ab, so könnte es höchstens 'Unterlage' heissen. Eher wird man aber *ṯṯḥṯṯn* lesen müssen, und so liesse es sich mit dem talmudisch—aramäischen Wort *pwḥt* 'Hohlgefäss' vergleichen.

Zeile 31. Überraschend ist am Zeilenanfang der Ausdruck *byd ntn*, denn man würde nach den vorangehenden Posten eher *byd ywntn* erwarten. Es gibt zwei Lösungsmöglichkeiten für dies Problem. Die eine wäre, dass *ntn* die verkürzte Namensform für *ywntn* sei; die andere, dass Aḇihay auch einen anderen Geschäftsteilhaber Nāḥān hatte. Die erstere der beiden Möglichkeiten ist sprachlich vielleicht weniger befriedigend, aber gegenständlich lässt sie sich leichter denken, denn ein Nāḥān als Handelsgenosse von Aḇihay ist vom Papyrus sonst nicht bekannt, während Yōnāhān auch sonst öfters genannt wird.

Ein gemeinsames sprachliches Problem ist sowohl in dieser als auch in der darauffolgenden Zeile das Wort *wzyk*. Nach der Lautgestalt ist dies wohl kaum ein semitisches Wort, und so dachte schon Sayce mit Recht an eine persische Entlehnung. In der Tat ist es den Kenner des altiranischen

²² Siehe den Namen *hyh* bei KRAELING: o. c. 164.

Sprachschatzes keinen Augenblick zweifelhaft, dass man es hier mit einer altiranischen Form **vazyaka-* oder **vaziyaka* zu tun hat, mit einer Ableitung aus dem Verbum *vaz-* 'fahren'. Aus dem Awesta sind die Weiterbildungen dieses Stammes: *vazyā-* 'Last, Tracht' und *vāzā-* 'Ziehen, Zug, Zugtier' bekannt, während man aus dem Altindischen *vahya-* 'zum Fahren tauglich', *vahyaka-* 'ein zum Fahren taugliches Tier', *vāha-* 'Zugtier, Pferd, Wagen' anführen könnte. Das altindische *vahyaka-* entspricht lautgesetzlich genau einem altpersischen **vazyaka-*, das man nach dem aramäischen Wort *wzyk'* annehmen darf. Auf Grund der angeführten Worte heisst *wzyk'* im Aramäischen wahrscheinlich 'Zugtier' oder 'Lasttier'. Weniger wahrscheinlich wäre die Bedeutung 'Wagen', denn man sollte in diesem Fall eher eine Form **vāza-* oder **vāzaka-* erwarten.

Zeile 33. Im Wort *k^hh*/. . *yh* kann man am Anfang statt *k* auch *r* lesen, und in diesem Fall liesse sich die Lesung *r^hh*/. . *yh* als *r^hh*/[*ty*]*yh* ergänzen. Das Wort *rh₁yh* kann man mit althebräisch *rh₁* 'Wassertrog zum Tränken des Viehes' und talmud-aramäisch *rh₁ty* 'Tränkrinnen' vergleichen. Die Bedeutung 'Wassertrog zum Tränken des Viehes' passt ausgezeichnet in den Textzusammenhang nach der Aufzählung der Zugtiere.

Zeile 34. Da statt der Lesung [...]/[*z*'] auch [...]/[*š*'] möglich ist, dachte Cowley an das Wort *hrš*', das in den Zeilen 37—38 vorkommt, sonst aber nicht bekannt ist. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass gegenständlich auch dieser Posten mit den vorigen zusammenhängt, und so dürfte man eher ein Wort in Zusammenhang mit Fuhrwerk und Lasttieren erwarten. Nicht unmöglich wäre die Ergänzung [*pr*]/[*š*'] 'Reittier'. In der Lücke nach dem Wort *ydneyh* war wohl der Wert des Tieres benannt, so wie auch in Zeile 31. Da ein Reittier wahrscheinlich kostbarer war, als ein Lasttier, und da es hier keinen Raum für viele Ziffern gibt, wäre evtl. die Ergänzung [*bk I*] möglich.

Zeile 36. Die Lücke am Zeilenanfang liesse sich durch die Ergänzung [*byd ywntn*] gut ausfüllen.

Zeile 37. Das Wort *hrš*' muss — wie man es nach dem danebenstehenden Ausdruck *zy nhš* ('das aus Bronze') urteilen kann, und wie es schon Cowley erkannte — irgendeinen bronzenen Gegenstand bedeuten. Man kann dies für eine Ableitung aus dem Wort *hrš* 'pflügen, ackern' erklären und mit dem neuhebräischen Wort *hryšh* 'das Pflügen, der Pflug, das Umackern' vergleichen.²³ Es heisst also offenbar 'Pflug', und der Ausdruck *hrš' zy nhš* heisst 'bronzener Pflug'. Der Name am Zeilenende benennt wohl den früheren Besitzer des Pfluges. Die Lesung [*n*]*krsf*./ lässt sich am leichtesten als [*n*]*krs*[*n*] ergänzen. Die Namensform scheint nicht semitisch zu sein, eher lächelte man an ägyptischen Ursprung. Vielleicht dürfte man es an eine ägyptische Namensform **nt-k3-ir-sn*, **Nekarsen* zurückführen. In der Lücke nach

²³ LEVY: NhChWb. II. 118.

dem Namen *hnyh* mag — wie man es nach Zeile 31 urteilen darf — wohl der Wert des bronzenen Pfluges gestanden haben, etwa : /*bš I*/.

Zeile 38. Hinter der Lesung *bmsy*/.../ am Ende der Zeile steckt wohl irgendeine Ortsbestimmung. Aber die Ergänzung der Lesung *bmsy*/.../ verspricht keinen Erfolg. Nimmt man jedoch das *š* für ein grossgeschriebenes *y* und das *y* für ein etwas lückenhaftes *g*, so könnte man die auf diese Weise erhaltene Lesung *bmy*^g/.../ leicht auf *bmy*^g/dl/ ergänzen. Der Ortsname *mygd* liesse sich der wohlbekannten unterägyptischen Stadt Magdolum (in der Bibel *Migdöl*) gleichsetzen.

Es stellt sich anlässlich dieses Teiles die Frage : was mag es denn sachlich heissen, dass gewisse Gegenstände von einigen Personen, deren Werte angegeben werden, in den Händen von *Yōnāṭān* sind? Am wahrscheinlichsten wäre anzunehmen, dass es sich in diesen Fällen um Pfänder handelt, und eben deswegen auch die Werte angegeben werden. Dagegen werden in den übrigen Sätzen solche Eigentümer von *Aḫihay* oder von ihnen beiden genannt, die bei *Yōnāṭān* im Lager stehen. Es wird eine ausgezeichnete Parallele zu diesen Pfandaufzählungen in den Aufzeichnungen des Nebuchelos geboten :

SEG VII 429 *Ἔχω πίστις ἐγώ·
ἀμμα (δηναρίων) δ',
τὸ δακτυλίδιον (δηναρίων) ἡ'.*

SEG VII 428 *Ἀμμα(τα) κενά οὐεῖλλα στα(τήρων) ἡγ',
πέλλια στα(τήρων) κγλ' κλ.*

Wie man sieht, werden auch hier die Werte der Pfänder angegeben, nur der Name des Schuldigers fehlt daneben. Aber es gibt auch eine andere solche Inschrift von Nebuchelos, in der auch die Namen der Schuldiger genannt werden (SEG VII 430). Nebuchelos scheint sich auf dem Gebiete der Pfänder auf Wertgegenstände spezialisiert zu haben ; es werden in seiner Liste Ring, Armband und Halskette genannt. Dagegen nahmen *Aḫihay* und sein Geschäftsteilhaber Getreide, Zugtier und Lasttier sowie einen bronzenen Pflug in Pfand. Dieser Kreis der Pfänder entspricht gut jenen Verpfändungsmöglichkeiten, die die Schuldverträge von Elephantine uns überlieferten. In dem einen solchen Vertrag liest man z. B. (AP Nr. 10, 8—10) :

Zeile 8. ... 'nt mšlm wbnyk šly:n

9. lmlkḥ lk kl 'rbn zy tškḥ ly by zy lbnn ksp wdḥb

10. nḥš wprzl 'bd w'mḥ š'rn kntn wkl zwn zy tškḥ ly

«... du, Mešüllām und deine Kinder seid berechtigt
nehmen für euch allen Pfand, den ihr findet als mein Eigentum
im Hause meiner Kinder, Silber und Gold,

Bronze und Eisen, Sklave und Sklavin, Gerste, Dinkel und alles
Lebensmittel, das ihr findet als mein Eigentum.»

Dieser breite Kreis der Pfänder widerspiegelt offenbar eine noch in höherem Masse naturale Wirtschaft, während die Pfänder von Nebuchelos eine schon entwickeltere Geldwirtschaft verraten, in der Wertgegenstände leichter in Wert umgesetzt werden konnten, als allerlei Haus- oder Wirtschaftsgerät.

IV. Teil

Der nächste selbständige Teil umfasst das Ende der Kolumne C. Auch dieser Teil enthält zahlreiche Schwierigkeiten.

- Zeile 39. *ḥmr' zy yḥbw ṛyṯṯy šnt' z' šl[...] khn'*
 40. *b,m's'wṯ XX I ḥl grbyn II[...] hn[...]*
 41. *dlwy z'r' gn b XX XX III III ḥl I[....]*
 42. *bmydlh 'byty grbn III*
 43. *'bdyhw pḥs grbyn III III ḥl I*
 44. *mhny ṛz'w'zn I C*

Zeile 39. Auch dieser Teil beginnt mit einer Aufschrift, aber schon die Deutung von dieser ist fraglich. Die Schwierigkeit liegt im Wort *ṛyṯṯy*, das man für Impf. Sg. 1. Pers. des Zeitwortes *tlh* «aufhebt, aufhängt, hängen lässt» zu halten hat. Denkt man an die Form 'Afel, die in diesem Textzusammenhang allein möglich ist, dann kann man die Inschrift so übersetzen: «Der Wein, der verkauft wird, möge in diesem Jahre in der Schwebe bleiben». Offenbar besagt das nicht viel für uns, wenn nur die verbale Form *ṛyṯṯy* nicht irgendein kaufmännischer Terminus ist, dessen Bedeutung uns jedoch unbekannt ist. Ich dachte ursprünglich — gegenüber den früheren Erklärungsversuchen²⁴ — daran, dass das 'Afel des Zeitwortes *tlh* soviel heissen könnte, wie: 'es bleibt auf Kredit'.²⁵ Aber auch diese Lösung befriedigt nicht. Prüft man nämlich genauer die Aufschriften der übrigen selbständigen Textteile auf diesem Papyrus, so muss man einsehen, dass eine ähnliche komplizierte Satzkonstruktion in keinem vorkommt. Und so stellt sich mit Recht die Frage, ob in der Tat die Aufschrift dieses Teiles ausser dem Zeitwort *yḥbw* auch noch ein anderes Prädikat besass? Die Lesung *ṛyṯṯy* ist allerdings

²⁴ COWLEY deutete die Form *yṯly* folgendermassen: «shall be held in suspense i. e. not used, or not reckoned in the account». ALTHEIM, dem diese dunkle Stelle ebenfalls auffiel, dachte an die Bedeutung 'messen' (FR. ALTHEIM—R. STIEHL: Porphyrios und Empedokles. Tübingen 1954. 54). Aber die Bedeutung 'messen' ergibt keinen befriedigenden Sinn im Textzusammenhang («der Wein, der gegeben wird, soll für dieses Jahr gemessen werden»?), und ausserdem wäre eine solche Bedeutungsübertragung nur in Zusammenhang mit Gewicht-Messen denkbar.

²⁵ AntTan 6 (1959) 82.

auf zwei Punkten unsicher. Statt *y* kann man auch *b* lesen, wenn man annimmt, dass der untere Stiel verschwunden ist, während man den anderen Buchstabenrest statt *l* auch für ein *n* deuten kann. So bekommt man die Lesung ¹*b*¹*t*¹*n*¹*y*. Das Wort *tny* kann man unter Berufung auf neuhebräisch *tn'y*, *tnyy* 'Verabredung, Bedingung' und Talmudisch-Aramäisch *tn'h* 'Verabredung, Bedingung, Pakt'²⁶ für 'Verabredung' übersetzen. So schlagen wir als Deutung dieses Teiles der Inschrift folgendes vor: «Der Wein, den man nach Verabredung in diesem Jahre gibt».

Der Name *šl*[...] lässt sich am wahrscheinlichsten als *šl*[*myh*] ergänzen,²⁷ wie er aus der Bibel wohlbekannt ist, und auch auf den Papyri aus Elephantine vorkommt.

Zeile 40. In dem Wort *b₁m's'w¹* nach der Bezeichnung «Šelemyāh, der Priester» kann man am wahrscheinlichsten einen Ortsnamen vermuten. Die Namensform *tm's'w¹* erinnert sehr an den Namen des Ortes *Θμοῦς* oder *Θμόις*, ungefähr 100 km nördlich von Elephantine. Dieser Ortsname geht auf die altägyptische Form **t₃m₃ut* zurück und er heisst im Koptischen *ΘMOYI*.²⁸ Die griechische Umschreibung *Θμοῦς* spiegelt schon offenbar die koptische Form wider, während unser Papyrus den älteren Lautzustand desselben Wortes zeigen soll. Es fragt sich nur, ob sich mit dem Verschwinden des auslautenden *-t* der *s* Laut am Ende des Wortes *tm's'w¹* vereinigen lässt? Da dies mindestens sehr fraglich erscheint, wird es nicht überflüssig sein auf die Möglichkeit hinzuweisen, dass man statt *tm's'w¹* auch *tm'rw¹* lesen könnte, und diese Form als die genaue Umschreibung der gleichzeitigen ägyptischen Lautform des Namens Thmuis gelten dürfte.

Das «21 hallūr» nach dem Ortsnamen bezeichnet offenbar den Preis des Weines, und was danach steht, «2 (+x) *grb*» die Quantität des Weines. Die lückenhafte Zahlenangabe liesse sich als *II[I]* oder als *II[II]* ergänzen. Man kann also den ersten Posten folgendermassen deuten: «Šelemyāh, der Priester, (gibt) in Thmuis (für) 21 hallūr 4 *grb* (Wein)».

Der zweite Posten hiesse nach Cowleys Deutung: «... Dallui junior, a garden for 46,1 hallūr (?). . .» So hat aber der Satz keinen Sinn, denn es leuchtet nicht ein, was der Ausdruck «a garden for 46» heissen soll, und warum die Weinquantität in *grb* nicht daneben steht, wo dies nach der einleitenden Formel in jedem Satz angegeben werden sollte. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, dass dieser Satz sowohl am Anfang als auch am Ende lückenhaft ist; will man also eine richtige Deutung für ihn finden, so muss man ihn zuerst ergänzen. Das Bruchstück *hn*[...] am Anfang lässt sich am leichtesten als *hn*[*bgh*] ergänzen. Dies Wort ist im Ägyptisch-Aramäischen wohl-

²⁶ LEVY: NhChWb. IV 654.

²⁷ Dies ist unbedingt auch meinem eigenen früheren Ergänzungsversuch *šl*[*mšyn*] (AntTan 6 [1959] 82) gegenüber vorzuziehen.

²⁸ Freundliche Mitteilung von V. WESSEZKY.

bekannt,²⁹ als ein Lehnwort aus dem Altpersischen. Seine Bedeutung wird gewöhnlich auf Grund des mittelpersischen *hambāy* als 'Genosse' bestimmt. Aber denkt man an die Eigentums- bzw. Grundbesitzverhältnisse im Altpersischen Reich, so ist es sehr wahrscheinlich, dass man im Altpersischen noch mit der Wortbedeutung 'Besitzer desselben Grundes, Mitbesitzer' rechnen muss. Dasselbe musste auch das aramäische Wort *hnbq* heissen. So fing also der zweite Posten mit dem Ausdruck 'Mitbesitzer' an, und dies Wort bezog sich wahrscheinlich auf eine Person, die zusammen mit Šelemyāh des ersten Postens denselben Garten besass, sein Mitbesitzer war.

Zeile 41. Der Name *dlwy* kam schon in Zeile 26. vor. Es ist wahrscheinlich die Kurzform eines Namens, wie z. B. **Dalluyāh*. Man kann den Namen *dlwy zʿr* als Apposition zu dem Wort *hn/bgh* auffassen, und der ganze Ausdruck *hn/bgh dlwy zʿr gn* liesse sich als Status constructus-Konstruktion folgendermassen deuten: «sein Mitbesitzer im Garten, der jüngere Dalluy...» Die Fortsetzung enthält — entsprechend der Konstruktion des ersten Postens — den (Kauf)preis in ḥallūr-Betrag. Danach müsste die Quantität des Weines folgen, statt dessen gibt jedoch Cowley die Lesung *l*, und er verzeichnet noch vier Buchstabenstellen. Die Zahlenangabe *l* hätte an dieser Stelle kaum einen Sinn, darum wird man mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuten dürfen, dass man es hier mit einem solchen *g* zu tun hat, dessen rechter Stiel verschwand oder verblasste, und darum der Ziffer *l* ähnlich wurde. Man kann also am Ende des Postens *g¹/rbn* ergänzen. Danach gibt es nur noch für eine Ziffer genügend Raum, und so kann man an etwas anderes als *X* kaum denken. Im ersten Satz war der Preis für 3 *grb* Wein 21 ḥallūr, während hier 10 *grb* Wein 46 ḥallūr kosten würden. Ergänzt man jedoch im ersten Posten *ll/lll*, so werden die Preise des Weines nicht sehr verschieden. Alles in allem liesse sich also der zweite Posten folgendermassen ergänzen und deuten: *hn/bgh dlwy zʿr gn b XX XX lll lll hl g¹/rbn X* «sein Mitbesitzer im Garten, der jüngere Dalluy für 46 ḥallūr 10 *grb* (Wein)». Wahrscheinlich besass der jüngere Dalluy gemeinsam mit Šelemyāh einen Garten in Thmuis.

Zeile 42. Die Deutung des dritten Postens wird durch das Wort *bmydlh* am Anfang erschwert; Cowley liess dies unerklärt. Man dürfte in diesem — nach Analogie der Ortsbezeichnung *btmʿuch* in Zeile 40. — ähnlicherweise einen Ortsnamen vermuten. Aber die Form *mydlh* liess sich bisher keinem ägyptischen Ortsnamen gleichsetzen. Darum muss man daran denken, dass das *y* in diesem Wort vielleicht ein unvollständiges oder zum Teil verblasstes *g* ist, und so wäre die Lesung *m¹g¹dlh* möglich. Die Form *m¹g¹dlh* ist offenbar derselbe Ortsname, wie das oben ergänzte *m¹yg¹/dl*, aus der Bibel in der

²⁹ Sieh zuletzt E. G. KRAELING: o. c. 184.

Form *mgdl*, *mgdul*, und aus dem Talmudisch-Aramäischen in der Schreibart *mgdl*, *mwgdł* bekannt.³⁰

Zeile 43. Der vierte Posten stellt gewisse gegenständliche Probleme. Es fragt sich vor allem, was das Wort *phs* heisst. Das neuhebräische *phs* und das talmudisch-aramäische *phs*, *phś* — womit Cowley dies gleichsetzt — heisst: 'vernichten, verderben, zerdrücken' bzw. 'drücken, zusammen-drücken'.³¹ Die Form *phs* könnte Perf. Sg. 3. Person, oder Part. Act., oder im Falle einer defektiven Schreibart anstatt *phys* evtl. Part. Pass. sein. Von diesen käme am meisten noch die dritte Möglichkeit in Betracht, aber auch in diesem Falle wäre es merkwürdig, dass der Satz über den Kauf von «verdorbenem» Wein berichten sollte. So könnte man daran denken, dass die Lesung *phs* unrichtig wäre, und dass man statt dessen eher *ph^l* lesen sollte. Das Zeitwort *pht* hat im Talmudisch-Aramäischen die Bedeutung 'wenig machen, verringern, absparen'; nach Analogie seiner Ableitungen *phwt* «wenig», *pht*, *phth* 'Abnahme, Schaden, Minderwert' könnte man auch dem Wort *pht* auf unserem Papyrus (evtl. defektive Schreibart für das Pass. Part. *phyt* ?) die Bedeutung 'minderwertig' zuschreiben. Die Deutung des vierten Postens könnte also heissen: «Οβαδϑϑ̄hū 6 *grb* minderwertigen (Wein) für 1 ḥallūr». Das würde gleich auch das andere Problem im Zusammenhang mit diesem Posten erklären: warum denn nach diesem Posten der Wein so billig war. Während nämlich in den beiden ersten Sätzen der Preis für ein *grb* Wein zwischen 4—5 ḥallūr war, kostet hier 6 *grb* Wein nur ein ḥallūr. Auffallend ist ausserdem noch, dass der dritte Posten nur die Quantität des Weines aber nicht auch seinen Preis angibt. Da aber im vierten Satz abweichend von der Komposition der beiden ersten Sätze zuerst die Quantität des Weines und danach sein Preis genannt wird, könnte man daran denken, dass die Preisbezeichnungen für die Weinquantitäten des dritten und vierten Satzes hier zusammengezogen wurden.

V. Teil

Zeile 44. Cowley übersetzte diese Zeile: «Profit 100 zuzin». Das ist aber offenbar unmöglich, denn ein Geschäft in dem Wert von 1 šekel 28 ḥallūr kann doch nicht einen Ertrag von 100 zūz d. h. 50 šekel einbringen. So muss man also nach einer anderen Lösung suchen. Es läge am nächsten daran zu denken, dass das Wort für 'Hundert' *m'h*, das hier mit Ziffer geschrieben wird, nicht 'Hundert' sondern 'Prozent, Zins', evtl. 'Zins für einen Monat'

³⁰ Das ägyptische *Miydöl* heisst in später demotischer Schrift *mkrt*, während die palestinischen Ortsnamen *Miydöl* in den Annalen von Thotmes III. als *m'kr*, und zur Zeit von Ramses III. als *m'kr* erscheinen. (Freundliche Mitteilung von V. WESSETSKY.)

³¹ LEVY: NhChWb. IV. 22—23.

heissen könnte. So liesse sich der ganze Ausdruck *zuzn I m* folgendermassen deuten: «je nach zūz 1% Monatszins». Das Wort *mhny* am Anfang der Zeile wurde schon durch Cowley im wesentlichen richtig gedeutet. Dies Wort kann als 'Af'el Part. Act. oder Pass. des aus dem Neuhebräischen und Talmudisch-Aramäischen bekannten Verbums *hny*, *hnh*, *hn* 'nützlich, bequem, angenehm sein, geniessen, Vergnügen haben' gelten; seine Bedeutung wäre: 'nutzbringend, nützlich, Nutzen'. Der Bedeutung nach entspräche es also dem talmud-aramäischen Wort *hnyyh* 'Nutzen, Vergnügen'. Die Deutung der ganzen Zeile hiesse also: «Nutzen je nach zūz 1% (Monatszins)».³² Diese Deutung widerspricht zwar nicht dem Inhalt der vorigen Zeilen, aber sie hat dennoch einige Schwierigkeiten. Es fällt vor allem auf — was den Inhalt betrifft —, dass im vorigen nicht über Kreditgeschäfte die Rede war, und hier der Nutzen doch prozentmässig angegeben wird. Eine andere Schwierigkeit besteht darin, dass man an den Parallelstellen der Schuldverschreibungen einer anderen sprachlichen Formel begegnet. So findet man z. B. die folgende Zinsbestimmung in der einen solchen Schuldverschreibung aus Elephantine (Cowley No. 10 Zeile 5): *ksp hl rn II ltkl I lyrh I* «je nach 1 šekel in 1 Monat auf 2 hallūr Zinseszuss». Nach Analogie müsste man also — selbst wenn man den Unterschied der beiden Formeln in Betracht zieht — auf unserem Papyrus den folgenden Ausdruck erwarten: *lzuz I C I* oder noch mehr: *lzuz I m I*. Da nun Cowleys Erklärung sprachlich zweifellos viel leichter anzunehmen ist, nur gegenständlich unmöglich zu sein scheint, muss man notwendigerweise zu dem Schluss kommen, dass diese Zeile wohl selbstständig ist, und mit dem Vorangehenden nicht zusammenhängt. Vielleicht machte hier Aḫihay eine ähnliche Aufzeichnung, wie in Zeile 112., in der er den «für dieses Jahr» bezahlten Zoll notierte. In diesem Fall besteht natürlich kein Hindernis um Cowleys Deutung für richtig zu halten.

VI. Teil

Der folgende Teil fällt mit Kolumne C zusammen. Er ist sehr fragmentarisch erhalten geblieben, und Cowley versuchte auch gar keine Deutung dafür.

Kolumne D

- | | |
|-----------|---|
| Zeile 45. | <i>ʿzyʿ[...]ht lʿbʿh ʿhʿ[...]</i> |
| 46. | <i>ʿrʿ[...] III I hyd ʿhʿ ʿIʿ[...]</i> |
| 47. | <i>lʿ[...] šʿyn rʿbʿh II[...]</i> |
| 48. | <i>šʿyn [rb]h III III pʿʿ[...]</i> |
| 49. | <i>[...] hʿ hʿd kdʿhʿ[...]</i> |
| 50. | <i>[...]ʿynʿ[...]ʿyʿh III II ʿbʿ[...]</i> |
| 51. | <i>[...]ʿ ʿksʿʿ[...]</i> |

³² So J. HARMATTA: AntTan 6 (1959) 84.

Zeile 45. Schon Cowley und Sayce bemerkten, dass diese Zeile einen Ortsnamen enthält: *ʔbh*, das Sayce Thebai gleichsetzte. Es zeigten jedoch die neueren Forschungen, dass unter *ʔbh* Apollonopolis Maior (Edfu) zu verstehen ist,³³ genannt unter dem Namen *ʔbh byrt* auch auf einem anderen späten ägyptisch-aramäischen Papyrus (Cowley No. 82 Zeile 3). Die Form *ʔbh* mag die zeitgenössische Lautgestalt des ägyptischen Ortsnamens (in Hieroglyphenschrift *db*) ziemlich genau wiedergeben. Cowley ergänzte die Übersetzung der Zeile entsprechend dem Sinneszusammenhang und gemäss dem Ortsname folgendermassen: «which he brought down to Thebes...» Diese Ergänzung wäre zwar, was den Sinn betrifft, vielleicht möglich, obwohl es nicht klar ist, auf wen das Prädikat von 3. Person zu beziehen sei, aber sprachlich kommt sie dennoch nicht ernstlich in Betracht. Die aramäische Zeitwortform, die dem übersetzten Ausdruck «he brought» entsprechen soll, hiesse *hyty* von dem Verbum *ʔh*, aber damit lassen sich die erhaltenen Buchstaben nicht vereinigen. Überprüft man die Ergänzungsmöglichkeiten innerhalb jenes Rahmens, der durch den Textzusammenhang geboten wird, so sieht man bald, dass nur eine einzige Ergänzung möglich ist: *[šl]ʔt*, die Form Perf. Sg. 1. Person des Zeitwortes *šlh* 'schicken'. So lässt sich der Anfang der Zeile folgendermassen deuten: «Was ich nach Apollonopolis geschickt habe». Man hat also wieder die Aufschrift eines selbständigen Teiles vor sich, wonach eine Aufzählung folgen musste. *ʔβihay* mag wohl schriftlich jene Waren aufgezeichnet haben, die er nach Apollonopolis, und vielleicht auch in andere Ortschaften, geschickt hatte. Ein genaue Parallele bietet sich dazu in den Aufzeichnungen des Nebuchelos:

SEG VII 417

Ἐπί· ἔπεμψα εἰς Ἀπάδανα ἐγὼ Νεβούχνηλος·
 ἀνίκλια β' μζ',
 β' μζ',
 ἀναβόλαι β' μζ',
 σουδάκια ζ' μβ', κτλ.

Nach Analogie dieser Aufzeichnungen des Nebuchelos kann man sich auch die Komposition dieses Textteiles auf unserem Papyrus vorstellen. Demnach musste nach dem Wort *ʔbh* schon die Benennung irgendeines Warenartikels folgen. Die Lesung *ʔh* [...] ermöglicht zwei Ergänzungen. Man könnte vor allem an das Wort *hbny* 'Ebenholz' denken, das als Übernahme des ägyptischen *hbny* 'das Ebenholz'³⁴ in der Form *hbny* aus der Bibel bekannt ist.

³³ Siehe zuletzt KRAELING: o. c. 14.

³⁴ A. ERMAN—H. GRAPOW: Wörterbuch der ägyptischen Sprache. Berlin 1955. II, 487.

Die andere Ergänzungsmöglichkeit wäre ${}^{r1}/dryn/$, die Mehrzahl des Wortes *h₁drh* 'Schmuck'. Dies letzteres ist wahrscheinlich auch ein ägyptisches Lehnwort, Übernahme des ägyptischen *h₁dr.t* 'Art Halskragen, Armband'.³⁵ Gegenständlich würden beide Ergänzungen sehr gut in den Text hineinpassen, da sie spezielle ägyptische Warenartikel bezeichnen, und darum mögen sie im Ägyptisch-Aramäischen wohl üblich gewesen sein. Da aber die Zahlenangabe in Zeile 46 sich offenbar auf diesen Gegenstand bezieht, ist die Ergänzung *h₁drh* 'Halsschmuck, Armband' wahrscheinlicher, nachdem die Angabe der Stückzahl in Zusammenhang mit diesem Gegenstand naheliegender ist.

Zeile 46. Die naheliegende Ergänzung des ersten Wortes heisst: ${}^{r1}/bh/$, da man aus Zeile 47 ersieht, dass die einzelnen Posten die folgende Komposition aufweisen: 1. Benennung des Warenartikels, 2. das Wort *rbh*, 3. Angabe der Stückzahl. Der erste Posten hiesse also demnach: ${}^{r1}/dryn/{}^{r1}/bh/ III I$. Die Bedeutung des Pa'el des Zeitwortes *rbh* (ägyptisch-aramäisch *rbh*, talmudisch-aramäisch *rby*, *rb'*) heisst: 'wachsen lassen, Zuschuss, Zins beim Darlehen versprechen, Zins geben, eig. das geliehene Kapital vermehren'; die Form *rbh* könnte dabei Kal Perf. Sg. 3. Pers. oder Part. Act. oder Pa'el Perf. Sg. 3. Pers. sein. So könnte man die Form *rbh* nach dem Textzusammenhang in der Bedeutung «Zins bringend, Zins ertragend, Zins gebracht» übersetzen, mit der Bemerkung jedoch, dass die Worte des Satzes in Aufzeichnungsstil, ohne syntaktischen Zusammenhang aneinandergereiht wurden. Der Sinn des ersten Satzes wäre also ungefähr: «Halsschmucke, zinsbringend (oder: auf Zins geliehen), 4 Stück».

In dem zweiten Teil der Zeile beginnt ein neuer Posten. Die Lesung *hyd* h1 , die Cowley nicht deuten konnte, wird auf einmal verständlich, wenn man statt ihr die Form *hyr* r1 liest ($d = r$, ${}^{h1} = {}^{r1}$). Das Wort *hyr* (oder *hyd*) ist ein bisher ungelöstes Rätsel der ägyptisch-aramäischen Papyri. Zuerst wurde es durch Kraeling auf einem Papyrus des Brooklyn Museums (Nr. 1, 3, 5, 6, 9) erkannt, der den Verkaufsvertrag von einem *hyr* enthält.³⁶ Dasselbe Wort kam auch schon früher auf den von Cowley gesammelten Papyri (AP Nr. 68, 6) vor, aber weder seine Lesung noch seine Bedeutung konnte geklärt werden. Auf unserem Papyrus kommt es wahrscheinlich noch einmal, in Zeile 118 vor. Aus dem bisher bekannten Material bietet noch der Papyrus des Brooklyn Museums das meiste zur Deutung des Wortes. Daraus geht nämlich hervor, dass der Preis eines *hyr* 5 šekel war; aber es ist doch überhaupt nicht klar, was für ein Gegenstand hinter diesem Wort steckt. W. Erichsen verglich es mit dem demotischen Wort *hyr*, das im allgemeinen 'Strasse' heisst, aber auf einem Papyrus aus Elephantine auch

³⁵ ERMAN—GRAPOW: Wb. d. äg. Spr. II. 482.

³⁶ KRAELING: o. c. 131 ff.

in der Bedeutung 'Haus' vorkommt.³⁷ Aber es ist schon auf Grund des bisherigen Quellenmaterials klar, dass das Wort *hyr*' weder 'Haus' noch 'Bau' heissen kann. Man kennt auch zwei Verkaufsverträge über Häuser unter den Papyri des Brooklyn Museums,³⁸ und es geht aus diesen einerseits hervor, dass der Kaufpreis für Häuser wesentlich höher war, als 5 šekel,³⁹ andererseits die Verträge beim Verkauf eines Hauses oder Hausteiles auch Ort und Stelle des Baues sowie seine Masse eingehend beschreiben. Da in dem Vertrag über das *hyr*' nichts dergleichen steht, wird man diesem Wort die Bedeutung 'Haus' offenbar auch nicht zuschreiben dürfen. In der Aufzählung unseres Papyrus kommt das Wort *hyr*' mit den Benennungen gewisser Verbrauchsartikel und mit dem Wort *šāā* «Schlüssel» zusammen vor. Da es jedoch keineswegs Name eines Verbrauchsartikels sein kann — denn in diesem Fall müsste auf dem Papyrus des Brooklyn Museums auch eine Quantität neben ihm angegeben werden —, wird es sehr wahrscheinlich irgendein Gefäss bezeichnen. Der Papyrus Nr. 7. des Brooklyn Museums erwähnt in der Aufzählung einer Mitgift die Preise von mehreren Gefässen; so weiss man, dass eine bronzene Schüssel 1 šekel 10 ḥallūr, eine bronzene Tasse 1 šekel kostete. Da auf Papyrus Nr. 1. des Brooklyn Museums der Preis des *hyr*' 5 šekel heisst, muss dieses Gefäss entweder etwas grösser oder aus Edelmetall gefertigt gewesen sein. Was den Ursprung des Wortes *hyr*' anbelangt, da man in den semitischen Sprachen nichts ihm vergleichbares hat, liegt es nahe daran zu denken, dass es eine Übernahme aus dem Ägyptischen sein könnte. In diesem Fall käme wohl das spätägyptische Wort *hr* 'ein Gefäss aus Metall (Silber, Kupfer)'⁴⁰ als Quelle für aramäisch *hyr*' in Betracht.

Man kann das Schriftzeichen nach dem Wort *hyr*', das Cowley für [ʾ] las, für den erhaltenen Rest eines [r] halten, und so lässt sich der ganze Satz als [r]bh 1/ ergänzen.

Zeile 47. Am Anfang der Zeile steckt in dem Wort *lh[...]*, nach Analogie des Ausdruckes *lṭbh*, wohl ein Ortsname. Da nach dem *h* am Wortanfang höchstens nur noch für zwei Buchstaben Raum vorhanden ist, ergibt sich so gut wie mit voller Sicherheit die Ergänzung *h/ns*. Wie allgemein angenommen wird, entspricht der Ortsname *hns* in der Bibel dem Namen von Heracleopolis Magna; dieselbe Stadt heisst im Ägyptischen *hnnstn*, im Koptischen *hnēs*, in den assyrischen Inschriften *ḫi-ni-in-ši*, und bei Herodot *Ἀνωσις πόλις*.

Am Ende der Zeile stand wahrscheinlich noch ein Ortsname, denn in Zeile 48. begegnet man demselben Posten (*šʿyn rbh*) wie in der vorigen Zeile,

³⁷ Bei KRAELING: O. C. 135.

³⁸ Nr. 3 und Nr. 12.

³⁹ In Nr. 3 1 karš 4 šekel, in Nr. 12 1 karš 3 šekel.

⁴⁰ ERMAN—Grapow: Wb. d. äg. Spr. II 498.

und dies ist nur so möglich, wenn Zeile 48. schon über einen Versand berichtet, der in eine andere Stadt befördert wurde. Da am Ende der Zeile höchstens wohl nur 3—4 Buchstaben standen, könnte man evtl. an die Ergänzung */lš'n/* denken. Diese Ergänzung wird nicht nur dadurch empfohlen, dass Šō'an eine in der Bibel genannte ägyptische Stadt ist, wo Juden wohnten, sondern auch dadurch, dass sie in den Quellen oft mit Hānēs zusammen genannt wird. So stehen die beiden Städte nebeneinander schon in den Inschriften des Aššurbānapi: *¹Na-ah-ki-e šar ālḤi-ni-in-ši ¹Pu-tu-beš-ti šar ālša-a-nu* «Naḥkē König von Hānēs, Puṭubešti König von Šō'an»; ebenso auch bei Yeša'yāh (30,4): *kī-hāyū bšō'an šārāw ūmalāḫāw ḥānēs yaggi'ū* «denn seine (d. h. Israels) Fürsten sind bis zu Šō'an gelangt, und seine Botschafter erreichen Hānēs». So darf man allerdings annehmen, dass die beiden Ortschaften auch in der Aufzählung unseres Papyrus nacheinander genannt wurden.

Zeile 48. Die Lesung *pʿʿ/...* am Ende der Zeile liesse sich am leichtesten als *pʿʿ/ryn/* ergänzen. Das Wort *pʿr* lässt sich dem biblisch-hebräischen Kleidungsstücknamen *pʿr* 'Turban (Tracht der Priester, des Bräutigams, der vornehmen Jerusalemerinnen)' gleichsetzen, der vielleicht ebenfalls ein Wort ägyptischen Ursprungs ist.

Zeile 49. Die Lücke am Anfang der Zeile wird durch die Ergänzung *[rbh II]* ausgefüllt, und diese passt sehr gut auch in den Textzusammenhang hinein. Danach muss offenbar ein neuer Posten folgen. Das Wort *ḥl'* lässt sich mit dem biblisch-hebräischen *ḥlh* 'Kuchen, Opferkuchen' vergleichen, das auch im Aramäischen vorhanden, und auch auf einem Ostrakon aus Nisa vorkommt.⁴¹ Das danach lesbare *ḥd* ist zweifellos das Zahlwort 'eins'. Es fehlt also aus diesem Satz der Ausdruck *rbh*. Das Anfangswort des neuen Postens *ḫdḥ* lässt sich offenbar dem wohlbekannten Wort *ḫdh* 'Zimmet' gleichsetzen. Danach mag wohl die Abkürzung irgendeines Hohlmasses und ein Zahlwort gestanden haben. Man könnte z. B. an das Wort *kp* 'Handvoll' denken, dessen Abkürzung *k* in der Tat auch auf den aramäischen Papyri des Brooklyn Museums vorkommt.⁴² Die Ergänzung nach dem Wort *ḫdh* könnte also *[k I]* heissen, und dann musste wieder irgendein Ortsname folgen, da die nächste Zeile wahrscheinlich einen ebensolchen Posten enthält, wie der schon erwähnte Versand nach Šō'an war. Da es sich nur um einen kurzen Ortsnamen handeln kann, dürfte man am ehesten noch an die Ergänzung *ln'* denken. *N'* (*Nō*) ist der aus der Bibel wohlbekannte Name von Thebai, der Hauptstadt Ober-Ägyptens; er kommt auch auf Papyri aus Elephantine vor.

Zeile 50. Die Lesung *[...ʿyn]* am Anfang der Zeile lässt sich am leichtesten als *[šʿʿyn]* ergänzen. Danach las Cowley *[.ʿy]ḥ*, aber das

⁴¹ Siehe bei I. N. VINNIKOV: VDI 1954 2. 126 (Ostrakon No. 1—27, Bild 7).

⁴² Siehe KRAELING: o. c. 173.

Zeichen 'y' könnte auch ein beschädigter Buchstabe 'b' sein, so dass die ganze Zeichengruppe am leichtesten als [r]b'h ergänzen und deuten liesse. Das 'b' [...] nach diesem Posten ist offensichtlich Anfangswort eines neuen Postens. Denkt man daran, dass bisher nur Gefässe, Kleidungsstücke und Gewürzarten in der Aufzählung genannt waren, so kommen von den vielen Ergänzungsmöglichkeiten am ehesten noch solche Worte in Betracht, wie *bqd* 'Kleid, Decke', oder *bd* 'Linnen, pl. linnene Kleider'.

Zeile 51. Die Lücke am Anfang der Zeile lässt sich dem Sinnzusammenhang gemäss mit der Ergänzung [*rbh III*] ausfüllen. Liest man das danach folgende unsichere Wort anstatt 'ksr' als 'ktr' bzw. ergänzt man es als 'ktr'[t], so bekommt man die Entsprechung des biblisch-aramäischen *ktrt* 'Räucherwerk von wohlreichenden Stoffen', und talmudisch-aramäischen *ktrt* 'Rauchwerk'. Da oben auch nach den Worten *hl'* und *kdh* der Ausdruck *rbh* fehlte, wird man mit ihm wohl auch hier nicht rechnen müssen. So darf man nach dem Wort *krt* nur noch die Abkürzung irgendeines Hohlmasses und eine Zahlenangabe vermuten. Das Mass für *ktrt* ist in der Bibel (Lev. 16, 12) *hpn*; nimmt man an, dass auch hier dasselbe Mass benutzt wurde (das Wort war ja auch in dem Reichsaramäischen gebräuchlich!), so hiesse eine vermutungsweise Ergänzung:⁴³ 'ktr'[t h *III*].

VII. Teil

Der nächste Teil, der sich auf Kolumne E erstreckt und die Zeilen 52—59 umfasst, blieb in einem so fragmentarischen Zustand erhalten, dass eine Rekonstruktion aussichtslos ist. Es lässt sich nur so viel feststellen, dass dieser Teil weder dem vorangehenden noch dem darauffolgenden ähnlich war.

VIII. Teil

Danach kommt der längste zusammenhängende Textteil des Papyrus auf den Kolumnen F, G und H, der die Zeilen 60—108 umfasst. Seine Posten sind von verhältnismässig einfacher Konstruktion: sie enthalten gewöhnlich einen Personennamen, die Angabe von der Warenquantität, den Preis der Ware (irgendeiner Flüssigkeit) und in einigen Fällen den Rückstand von dem Preis. Darum werden im folgenden von diesem Teil nur jene Zeilen angeführt, die irgendein ungelöstes Problem enthalten.

⁴³ Auch auf zwei Papyri des Brooklyn Museums kommt das Wort *hpn* als Masseneinheit für Öl und Riechware vor (siehe KRAELING: o. c. 142, 146 [No. 2] und 204, 214 [No. 7]).

Kolumne F

- Zeile 60. / / 'rb'y' b'pn'
 61. k 'XX' k' I bš I r II š' r š I
 62. nkys lgn III III br III š' r 'k' I p
 64. 'plnys y't'n k' I p bš II r I
 65. yny' lgn II II br II
 67. / / br I
 70. 'n'tn nrby lq I bm I p

Kolumne G

74. nbs lgn III III br III
 81. yny' k' I p 'b' / . . .
 82. / / 'b' / . . . / r I
 83. bgrb hmšt / . .
 86. hrglty plg br III
 90. 'byty nty'n' / . . . / br III

Kolumne H

91. 'byty b' /
 102. ptpy lgn III I br II
 103. pt'w' lgn III III br III
 105. zprh lgn II br I
 106. b ptw k'n II bš III š' r m III III
 107. 'rm'y's lgn III / b' / r I m I p

Zeile. 60. Die Aufschrift dieses Teiles hat sich nur fragmentarisch erhalten, und sie lässt sich nur mit Schwierigkeiten deuten. Es geht aus der Aufzählung hervor, dass es sich um den Verkauf von irgendeiner Flüssigkeit handelt, und dass ein Teil des Kaufpreises in mehreren Fällen unbezahlt geblieben war. Man kann den Ausdruck *b'pn'* in der Aufschrift des Teiles zweifellos deuten. Er muss so viel heissen, wie 'auf Grund von Vereinbarung, bedingter Vereinbarung'.⁴⁴ Der Verkauf der Ware vollzog sich also auf Grund einer Vereinbarung, und wohl die Umstände von dieser wurden in der Aufschrift

⁴⁴ Siehe, was oben anlässlich der Erklärung des Ausdruckes *l'pn'* in Zeile 15. gesagt wurde.

festgelegt. Weitere Aufklärung erhält man diesbezüglich in Zeile 70., wo man nach dem Personennamen die Verbalform *nrby* liest. Man kann dies für das Paʿel Impf. Pl. 1. Pers. des Zeitwortes *rbh*, *rby* halten; fasst man das Paʿel als Causativum auf, so ist hier die Übersetzung 'wir lassen Zins zahlen, wir geben auf Zins' möglich. Sehr wahrscheinlich wiederholt die Verbalform *nrby* in Zeile 70. nur die Aufschrift dieses Teiles, ebenso, wie auch der Ausdruck *bydh štr 1* in Zeile 26. auf die Aufschrift *štryʾ byd ywtnn* in Zeile 14. zurückverweist. So darf man annehmen, dass einerseits die Verbalform *nrby* auch in der Aufschrift dieses Teiles vorkam, und andererseits ist es auch naheliegend, dass sich diese Verbalform auf alle Posten bezieht. Es lässt sich also vermuten, dass die ganze Liste Aufzeichnungen über Warenquantitäten enthält, die auf verzinsbaren Kredit verkauft wurden, und dass der Ausdruck *šr* 'Rest' nach den einzelnen Posten sich auf die Beträge bezieht, die auf Termin nicht bezahlt wurden. In diesem Fall läge es nahe das Wort *ʾrbʾy* 'vierzig' im Titel als 'vierzigstel' aufzufassen und für die Bezeichnung des Zinsfusses zu halten. Das 'Vierzigstel' als Monatszins entspricht einem Jahreszinsfuss von 30%, der damals als mittelmässig galt.⁴⁵ Man kann alles in allem die Aufschrift dieses Teiles sprachlich folgendermassen ergänzen. Eine Lösungsmöglichkeit wäre, dass man in die Lücke am Anfang der Zeile */hmrʾ zy b/* einfügte und annehmen würde, dass nach dem Wort *bʾpnʾ* noch die Verbalform *[nrby]* geschrieben war, aber völlig verschwand. In diesem Fall hiesse die Aufschrift z. B.: *[hmrʾ zy bʾrbʾyʾ bʾpnʾ [nrby]]*. Wollte man jedoch nicht annehmen, dass nach dem Wort *bʾpnʾ* noch etwas stand, so liesse sich die folgende Ergänzung vorschlagen: */zy nrby bʾrbʾyʾ bʾpnʾ*. Die letztere Ergänzung ergibt eine Aufschrift, wie *zy šlht ltbh* (Zeile 45.).

Zeile 61. In dieser Zeile erscheint zum ersten Male auf dem Papyrus das Hohlmass *kʾ*. Da der Preis für 1 *kʾ* Wein nach Zeile 61 1 šekel und 2 riβʾa d. h. 1 1/2 šekel war, während nach Zeile 62 der Preis für 6 löy 3 riβʾa d. h. 3/4 šekel, und da der Preis der Ware in allen Posten derselbe war, kann man feststellen, dass ein *kʾ* 12 löy enthielt. Interessant, dass dasselbe Hohlmass aus der Bibel unter dem Namen *hīn* — eine Übernahme des ägyptischen *hmv* — wohlbekannt ist. Wenn der Schreiber unseres Papyrus nicht diesen allgemein üblichen und bekannten Hohlmassnamen benutzte, hat er das offenbar nur deswegen getan, weil das *kʾ* wohl ein lokal gebrauchtes Hohlmass anstatt *hīn* war und als solches das überall bekannte *hīn* örtlich vertreten konnte. In diesem Fall läge es nahe zu vermuten, dass *kʾ* im Aramäischen ein lokal gebrauchtes Wort ägyptischer Herkunft gewesen sein mag. Stellt man die Frage nach dem Ursprung des Wortes *kʾ*, so muss man vor allem entscheiden, ob die Schreibung *kʾ* nicht bloss eine Abkürzung ist. Diese Möglichkeit

⁴⁵ Vgl. AP No. 10 und 11, wo man einem 60%, zweifellos hohen aber in der damaligen Zeit nicht ungewöhnlichen Zinsfuss begegnet.

wird durch Zeile 106. glücklicherweise eliminiert. Hier kommt nämlich auch der Plural von demselben Wort in der Form $k'n$ vor, und so hiess die vollständige Lautform zweifellos nur k' . So kann man das Wort mit grosser Wahrscheinlichkeit für eine Übernahme des spätägyptischen $k3.t$ 'ein Gefäss aus Bronze' halten;⁴⁶ die Aussprache des ägyptischen Wortes mag zu dieser Zeit wohl schon $*kā$ gewesen sein. Die Bedeutungsentwicklung war offenbar auch im Falle dieses Wortes eine ähnliche, wie bei dem Hohlmass $hīn$, dessen ägyptische Quelle, das Wort hnw ebenfalls eigentlich nur 'Topf, Krug' hiess.⁴⁷

Cowley las am Anfang der Zeile noch eine Zahlenangabe: $k'XX$. Da es jedoch aus dem angegebenen Preis eindeutig hervorgeht, dass die Warenquantität dieses Postens nur 1 $kā$ war, kann vor diesem nicht noch eine Zahlenangabe gestanden haben. Es ergibt sich aber die Lösung dieser Schwierigkeit von sich selbst, wenn man statt der unsicheren Lesung von Cowley des Zahlzeichens XX das ähnliche Schriftzeichen p liest; so erhielt man die Lesung $k'p$. Nach dem Sinneszusammenhang müsste man das Wort $k'p$ für einen Personennamen halten. Eine ähnliche Namensform ist von einem Papyrus des Brooklyn Museums bekannt; das ist der Name $k'p$, wahrscheinlich die aramäische Form des ägyptischen Namens $k'f$.⁴⁸ Aber die Form $k'p$ auf unserem Papyrus wird doch wohl kaum diesen Namen decken; eher könnte man an das Wort kp 'Felsen' denken, das wohl auch als Personennamen gelten konnte, man vgl. $K\eta\eta\alpha\zeta$ im Neuen Testament (Ioan. I 43).

Zeile 62. Man wird am Ende der Zeile anstatt k' , das nur eine Abkürzung des Wortes $karš$ sein könnte, das an dieser Stelle wohl einzig mögliche r' lesen müssen.

Zeile 64. Diese Zeile scheint der ganzen Aufzählung auffallend zu widersprechen. Während nämlich alle übrigen Posten Personen benennen, die Ware gekauft hatten, scheint hier über einen gewissen Apollonios die Rede zu sein, der $1\frac{1}{2}$ $kā$ Warenquantität für $2\frac{1}{4}$ šekel verkauft hätte. Aber dieser merkwürdige Widerspruch lässt sich sehr leicht lösen, wenn man statt der Verbalform $y'f'n$, die überhaupt richtig $yntn$ heissen sollte, das ebenfalls mögliche $y'wn'n$ liest; oder man könnte auch den letzten Buchstaben für ein langgezogenes y halten und das Wort als $y'wn'y$ lesen. Dies Wort liesse sich mit dem talmudisch-aramäischen $ywny$ 'Grieche' vergleichen; die Deutung der ganzen Zeile hiesse also: «Apollonios, ein Grieche, 1 $kā$ usw.» Entscheidet man sich für die Lesung $y'wn'n$, so bezieht sich dies Wort sowohl auf Nikias im vorigen Posten, als auf Apollonios in diesem: «Nikias 6 $lōy$. . ., Apollonios, Griechen, 1 $kā$. . .».

Zeile 65. Cowley setzte den Namen yny' dem Hypokoristikon des Namens $ywn'n$, der Form $yn'y$ gleich. Dies ist jedoch nur dann möglich, wenn

⁴⁶ ERMAN—GRAPOW: Wb. d. äg. Spr. IV. 94.

⁴⁷ ERMAN—GRAPOW: Wb. d. äg. Spr. II. 493.

⁴⁸ Sieh dazu KRAELING: o. c. 230.

man annimmt, dass in der Namensform *yny'* die beiden letzten Buchstaben *-y* vertauscht wurden, was jedoch kaum denkbar wäre; der Name *yny'* kommt ja auf dem Papyrus mehrmals — zweimal in der Form *ywny'* — vor, und in allen diesen Fällen endet sie richtig auf *-y'*, und nicht auf *-y*. Man wird also schliessen müssen, dass *yny'/lywny'* ein anderer Name, nicht derselbe wie *yn'y* ist. Das Element *-y'* des Namens *yny'/lywny'* lässt sich dem Gottesnamen *yh* gleichsetzen, während das Vorderglied wohl ein Kal Part. des Zeitwortes *ynh* (*ywnh*) ist. Der ganze Name hiess also wohl **Yōnāyāh*; die Bedeutung dieser Namensform mag 'gewaltig ist Yāh' sein.

Zeile 67. Vor *br I* ist [*lqn II*] zu ergänzen.

Zeile 70. Mit der Verbalform *nrby* beginnt kein neuer Posten, wie Cowley dachte, denn in diesem Fall stünde der Name *Nābān* isoliert für sich; auch hier stehen die Worte in losem Aufzeichnungsstil, ohne syntaktischen Zusammenhang nebeneinander: «*Nābān*, wir geben auf verzinsten Kredit: 1 lōy; für 1 $\frac{1}{2}$ mā'āh».

Zeile 74. Der Personenname *nbs*, der sich nicht identifizieren liess, mag entweder der griechische *Náβης* oder die Übernahme einer vermutlichen ägyptischen Namensform **nb-is* sein.

Zeile 81. Die Lücke liesse sich nach Analogie der Zeile 64 folgendermassen ergänzen: [*b*]/*š II r I*].

Zeile 82. Übernimmt man die Lesung von Cowley in der Mitte der Zeile: [*b*], so müsste man die ganze Zeile folgendermassen ergänzen: [*. k' I p*]/*b*]/*š II r I*. Aber in diesem Fall bliebe kein Raum mehr für einen Personennamen am Anfang der Zeile. So ist es wahrscheinlicher daran zu denken, dass das Zeichen, das Cowley für [*b*] las, der erhaltengebliebene untere Teil von einem [*l*] ist. So könnte man das Ende der Zeile auf [*l*]/*qn II r I* ergänzen, und vor dem Zeichen bliebe noch ein Raum von ungefähr 5 Buchstaben für einen Personennamen. Da es oft vorkommt, dass zwei aufeinander folgende Posten denselben Personennamen enthalten, könnte man hier an die Ergänzung *ysdrs* denken, auch auf dem nächsten Posten steht ja derselbe Name. Auch die Tatsache, dass beide Posten dieselbe Warenquantität erwähnen, schliesst nicht aus, dass vielleicht beide Male dieselbe Person gemeint war. Auch in den Zeilen 62—63. wurde der Name *Nikias* zweimal nacheinander mit je 6 lōy Warenquantität genannt.

Zeile 83. Diese Zeile weicht von den anderen ab; sie enthält weder einen Personennamen, noch eine Warenquantität oder Preis. Der Sinn des Ausdruckes *bgrb* unterliegt keinem Zweifel: es bedeutet offenbar «in Gefäss»; aber es fragt sich, wie dies mit dem darauffolgenden *hmšl* zusammenhängt, das der Form nach der St. constr. des Wortes *hmš* 'fünf' zu sein scheint. Die Schwierigkeit für die Deutung besteht darin, dass das Wort *hmšl* nicht zu dem Ausdruck *bgrb* gehören kann, denn in diesem Fall müsste dieser im Plural stehen: *bgrbyn*. Aber auch in sich kann das Wort *hmšl* nicht stehen, da der

St. constr. in diesem Fall unmotiviert wäre. Man könnte den St. constr. leicht erklären, wenn man vermutete, dass nach dem Wort *hmšt* ein Hohlmass genannt war, also die Fortsetzung der Zeile hiess: *hmšt [lgn . .]*. Aber diese Annahme ist doch nicht wahrscheinlich, da in unserer Aufzählung das Zahlwort immer dem Namen des Hohlmasses folgt und nicht umgekehrt vor ihm steht. Da auf diese Weise alle Erklärungsmöglichkeiten für das Zahlwort *hmšt* erschöpft sind, muss man eine andere Deutung suchen. Es wäre z. B. möglich, das Wort *hmšt* als ein Attribut zu dem Gefässnamen *grb* aufzufassen. In diesem Fall liesse es sich als defektive Schreibung für **hmšyt* mit dem biblisch-hebräischen Wort *hmšyt* 'fünfeckig' vergleichen. So könnte man den Ausdruck *bgrb hmšt* als «in dem fünfeckigen od. fünfrippigen Gefäss» übersetzen. Am Ende der Zeile könnte man evtl. zu dem Wort *hmšt* das Zeichen des St. determ. ' und die Abkürzung *bb* ergänzen, wie es hier zu dem wiederholten Namen in der nächsten Zeile *ysdrs* sehr gut in den Textzusammenhang passen würde.

Zeile 86. Der Name *hrglty*, der auch schon in der fragmentarischen Zeile 56. vorkam, lässt sich schwer deuten. Man könnte am ehesten noch vermuten, er wäre die aramäische Übernahme eines solchen akkadischen Namens, der in seinem Vorderglied den Namen *Erragal* des Gottes Nergal enthielt, während sein Hinterglied das Präteritum *utlī* von dem Intensivum des Zeitwortes *'atū* 'auswählen, erwählen' sein könnte. Die so rekonstruierte Namensform **Erragal-utlī* 'der von Nergal erwählte' könnte denselben akkadischen Namenstypus vertreten, wie z. B. auch *Aššur-uballit* 'der von Aššur geheilte'.

Das Wort *plg* 'halb' heisst hier — wie man es aus dem Preis des Weines, 3 riṣ'a, ersieht — 'halbes kā'. In den anderen Posten findet man statt dessen den Ausdruck *lgn III III* (so z. B. in Zeile 103.).

Zeile 90. Man müsste in die Lücke nach dem Namen *ntyn* — auf Grund des Preises *br III* — [*lgn III III*] ergänzen. Aber es gibt nicht genügend Raum für so viel Schriftzeichen; offenbar stand also auch hier [*plg*] anstatt *lgn III III*.

Zeile 91. Die Lesung [b] von Cowley nach *'byty* ist wahrscheinlich der erhalten gebliebene untere Teil von einem [t]. So wird man auch hier das Hohlmass [t][gn] ergänzen dürfen.

Zeile 102. Der von Cowley unerklärt gelassene Name *ptpy* ist wahrscheinlich ägyptischer Herkunft. Es wäre naheliegend an eine ägyptische Namensform **p³-tpy* 'der Erste' zu denken.

Zeile 103. Der Name *ptw* ist seitdem auch von einem Papyrus des Brooklyn Museums bekannt geworden. Auch dieser Name ist von ägyptischer Herkunft.⁴⁹

⁴⁹ Siehe KRAELING: O. C. 275.

Zeile 105. Statt der Namensform *zprh*, die sich nicht deuten lässt, wird man wohl *z^hk^hrh* lesen dürfen; bei dem oberen Teil des *k* war das Schreibmaterial zusammengelaufen, und so ist das Zeichen wie ein *p* geworden. Die Lesung *z^hk^hrh* könnte als defektive Schreibung für den allgemein bekannten Namen *zkryh* gelten.

Zeile 106. Die Abkürzung *b* am Anfang der Zeile ist wahrscheinlich dieselbe, wie die schon behandelte Abkürzung *bb*.

Zeile 107. Cowley deutete den Namen **rmys* für *Armais*. Es ist aber wahrscheinlicher, dass man es hier mit dem in dem hellenistischen Ägypten sehr häufigen Namen **Eρμίας* zu tun hat.

Es ist eine gute Parallele zu dieser langen Aufzählung aus Dura-Europos bekannt, wo man auf der Wand eines Ladens im Häuserblock B2 mehrere solche vorfand. Eine solche Aufzeichnung heisst z. B. :

1	<i>Máρ(v)</i>	𐤌 𐤓'
2	<i>Báθης</i>	𐤁 𐤌𐤍𐤕𐤕𐤕
3	<i>*Addēos</i>	𐤁 𐤀𐤃'
4	<i>Baγvēos</i>	𐤁 𐤀𐤃'
5	<i>Bouβēos</i>	𐤁 𐤓'
6	<i>Λουσιανός</i>	𐤁 𐤓'
7	<i>*Addēos</i>	𐤁 𐤀𐤃' ⁵⁰

Vergleicht man dies mit der Aufzählung auf unserem Papyrus, so kann man feststellen, dass die Kompositionsart der beiden Aufzeichnungen im Grunde dieselbe ist: bei jedem Posten steht an erster Stelle der Name des Schuldigers, dann folgt die Benennung eines Hohlmasses (in Dura-Europos 𐤌 = *congius*), und dann eine Zahlenangabe. Eine Abweichung besteht bloss darin, dass die Inschrift von Dura-Europos den Preis des Weines nicht angibt, und dass die Quantitäten der einzelnen Posten viel grösser sind.

IX. Teil

Die nächste Aufzeichnung umfasst von Kolumne I alles in allem nur drei Zeilen:

Kolumne I

- Zeile 109. *bbyt yšyb yk^hl^hl^h. J^htyk III II*
 110. *ᵚb^hbytn^h ᵚm^hl^ht^hyn^h II br^hmn II p^htn*
 111. *n^hšy^h zy y^hbw ᵚl tmry^h zy p^hny*

⁵⁰ C. B. WELLES: YCS 14 (1955) 157, Nr. 42.

Zeile 109. Man kann den Ausdruck *bbyt yšyb* am Anfang der Zeile deuten: «im Hause des Yāšīḇ»; dem entspricht in der nächsten Zeile *bbytn* «in unserem Hause». Wahrscheinlich zählt also diese kurze Aufzeichnung solche Gegenstände auf, die zum Teil in dem Hause des Yāšīḇ und zum Teil in dem des Aḫihay untergebracht waren. Cowley fand für die Lesung *yḫʿlʿ. Jʿtyk* nach der einleitenden Formel keine Erklärung. Aber es muss darauf hingewiesen werden, dass das *y* auch als ein *ṣ* von kleinem Format, das zweite *l* als ein etwas nach höher geschobenes *n* aufgefasst werden könnte, und am Ende der Buchstabengruppe könnte man evtl. auch *d* statt *k* lesen. So bekäme man die Lesung *ṣḫʿlʿ. Jn ʿtyd*, deren erstes Wort auf *ṣḫʿlʿ[n]n* ergänzt mit dem biblisch-hebräischen *ṣḫn* 'Gewand, Mantel' verglichen werden könnte; das zweite Wort liesse sich dem biblisch-hebräischen und aramäischen *ʿtyd* 'bereit, fertig' gleichsetzen. Das Wort *ʿtyd* ist kein Attribut zu dem vorangehenden Plural *ṣḫʿlʿ[n]n*, da es mit ihm nicht übereinstimmt; man muss es wahrscheinlich als Adverb auffassen. Der erste Posten liesse sich also folgendermassen deuten: «im Hause des Yāšīḇ: Mäntel, fertig, 5 Stück».

Zeile 110. Die Deutung der Lesung *ʿmʿlʿtyṇ* begegnet schwer zu überwindenden Schwierigkeiten; auch Cowley fand keine Erklärung dafür. Aber am Wortanfang ist statt *ʿm* auch die Lesung *ʿl* möglich. Ausserdem ist das Wortende unsicher. Hier könnte man daran denken, dass das *ʿl* eigentlich ein zusammengeschriebenes *ʿyn* ist, während die Schriftzeichen, die Cowley für *ʿyn* las, auch die Ziffer *II* darstellen könnten. So könnte man also statt *ʿmʿlʿtyṇ II* auch mit der Lesung *ʿlʿʿyn II II* rechnen. Das Wort *tl* liesse sich, unter Berufung auf das aramäische *tuʿ* 'Purpurfarbe', biblisch-hebräische *tuʿ* 'Kermes gefärbtes Zeug', neuhebräische *tuʿn* 'purpurrot, kermesfarbig' und syrische *tuʿt* '1. vermis, 2. purpura', als 'Purpurgewebe' deuten. Wahrscheinlich hat man es auch im nächsten Posten *brʿmn II* mit irgendeinem Gewebestoff zu tun. Es wäre naheliegend im Zusammenhang mit dem Wort *brʿm* an das biblisch-hebräische *bʿrōmīm* zu denken, das in dem Ausdruck *qinṣē bʿrōmīm* 'buntgewebte Teppiche' vorkommt (Yehezq. XXVII 24). Dies Wort hängt mit dem akkadischen *birmu* 'bunte Wolle', einer Ableitung des Wortes *barāmu* 'bunt weben', zusammen. Verlässt man sich jedoch auf die Vokalisationsüberlieferung des hebräischen Wortes, so kann es keine einfache Übernahme des akkadischen *birmu* darstellen; man könnte eher daran denken, dass der akkadische Infinitiv *barāmu* in der Bedeutung 'bunt weben' > 'buntes Gewebe' ins Hebräische und Aramäische übernommen wurde. Aber es ist doch auffallend, dass die vermutliche aramäische Form **bʿrām* auf unserem Papyrus in der Schreibung *brʿm* erscheint.

Cowley deutete das Wort *pḥn* am Ende der Zeile als 'open'. Zweifellos ist diese Deutung wohl möglich, doch sie ergibt in dem gegebenen Zusammenhang keinen befriedigenden Sinn; man müsste ausserdem auch noch annehmen, dass die Schreibung *pḥn* anstatt *ptyḥn* (Part. Pass. des Zeitwortes *pḥ*

'öffnen') verwendet wurde. Darum muss man eine andere Erklärung suchen. Das Wort *pth* liesse sich evtl. dem biblisch-hebräisch, neuhebräisch *pth*, talmudisch-aramäisch *pth* 'Tür' gleichsetzen, das auch die Bedeutung 'Tür mit einem Vorhange, Tür eines Zeltes' besitzt. Man dürfte also vermuten, dass das Wort *pth* hier 'Türvorhang' heisst, und eine Apposition zu dem Wort *br'mn* ist. Der Posten *br'mn II pthn* hiesse also demnach: «bunte Gewebe 2 St (Türvorhänge)».

Zeile 111. Diese Zeile wurde durch Cowley gedeutet: «Bronzebands which they put on the date palms of Peḥi». Diese Deutung stützt sich darauf, dass das Wort *nhšt* im Biblisch-Hebräischen auch die Bedeutung 'Bronzefessel' hat. Sprachlich ist also diese Deutung gar nicht unmöglich, nur es leuchtet überhaupt nicht ein, warum Bronzefessel oder Bänder auf die Dattelpalmen von Peḥi gelegt wurden, und wie diese Aufzeichnung mit den vorigen Posten zusammenhängt. Eben deswegen wird man sich auch eine andere Deutungsmöglichkeit überlegen müssen. Im Neuhebräischen heisst das Wort *nhšt* nicht nur 'Kupfer, Erz', sondern auch 'Unterdecke, Unterlage'. Nimmt man an, dass auch schon das aramäische Wort diese Bedeutung besass, so bekommt man einen solchen Sinn für unseren Text, der sich auch mit den vorigen Posten sehr gut vereinigen lässt. Es begegneten in der Aufzählung bisher 'Mantel', 'purpurgewebe', 'buntes Gewebe'; in diesen Zusammenhang passt 'Unterbett, Unterdecke' sehr gut hinein.

Was den noch übrigen Teil des Postens betrifft, muss man vor allem daran erinnern, dass das Wort *tmr* nach Analogie des neuhebräischen *tmr*, talmudisch-aramäischen *tmr* 'Palme, Dattelpalme; Dattel' nicht nur 'Dattelpalme', sondern auch 'Dattel' hiess. So könnte man daran denken, dass der Posten über einen Tauschhandel berichtet: «die Unterdecken, die man für die Datteln von P. gibt». Mit der Form *yhw* kann auch ein unbestimmtes Subjekt gemeint sein, so dass Teilnehmer des Tauschhandels könnten P. und Aḥihay sein, 'in dessen Haus' die Unterdecken untergebracht sind; man muss nicht unbedingt auch noch an eine dritte Person denken.

Der Name *phy* kommt auch auf den Papyri aus Elephantine vor; schon Cowley vermutete seine ägyptische Herkunft. In der Tat lässt sich diese Namensform als Übernahme eines ägyptischen Namens *pḥy* gut deuten.

X. Teil

Der nächste Teil besteht aus einer einzigen Zeile:

Zeile 112. *šnt' z' bmkš kršn III IIII § II I*

Wichtig ist diese Aufzeichnung darum, weil sie gewissermassen Schlüsse über die Ausmasse der Handelstätigkeit von Aḥihay und Genosse ermöglicht. Das Wort *mks* heisst sowohl im Akkadischen, woher es übernommen wurde, als auch im Neuhebräischen und Talmudisch-Aramäischen 'Zoll'. Aḥihay

und Genosse bezahlten also in einem Jahr im Laufe ihrer Geschäfte 9 karš 3 šekel Zoll. Leider, weiss man mangels näherer Angaben gar nicht, welcher Art dieser Zoll war, und wieviel Prozenter des Warenwertes ausmachte. Denkt man an einen Einfuhrzoll und schlägt man diesen auf 20%, so ergäbe sich als Wert der durch Aḅihay eingeführten Ware 36 karš 5 šekel. Aber es wäre möglich auch mit einem wesentlich niedrigeren Zoll und dementsprechend mit einem höheren Warenwert zu rechnen.

XI. Teil

Danach beginnt im Text des Papyrus ein Teil, der seinem Inhalt nach der längeren Aufzählung von Zeile 60. ab entspricht.

- Zeile 113. *bb ptw lgn III III II bš I*
lgn III III II bš I (gestrichen)
114. *bb ptw lgn II br I*
115. *'byty lbtn' [...] 'rby' lgn III br [...]*
-
116. *[.....] k [.....]*
117. *[.... lgn] III I br II*

Zeile 114. Diese Zeile wurde nach Cowley gestrichen, da sie nur eine irrtümliche Wiederholung der Zeile 113 darstellt. Diese Feststellung trifft jedoch nur auf den Textteil *lgn III III II bš I* zu; vor diesem stand ein völlig anderer Posten, der wohl nur irrtümlich gestrichen wurde. Die richtige Lesung des Betrages soll hier *br I* heissen; das zweite *I* ist wohl nur ein Schreibmaterialfleck.

Zeile 115. Die Deutung dieser Zeile stellt mehrere Probleme. Es fragt sich vor allem, wie man den Ausdruck *lbtn'* erklären soll. Cowley dachte, die Lesung *lbtn'* stünde für *lbytn'* und diesen Ausdruck übersetzte er «to our house». Diese Deutung ist jedoch kaum richtig, da im Zusammenhang der ganzen Aufzählung wohl kein Posten vorkommen mag, der nicht über den Verkauf von einer Ware, sondern über ihren Kauf berichtet. Ein weiteres Problem besteht darin, dass in die Lücke nach dem Wort *lbtn'* nur die Ergänzung der Warenquantität, aber nicht auch noch ihr Preis hineinpasste.

Die einfachste Lösung der Schwierigkeiten hiesse, die Präposition *l* im Ausdruck *lbtn'* für eine Umschreibung des Genitivs zu halten. Auch die Form *lbtn'* braucht man für keinen Schreibfehler anstatt *bytn'* zu halten; es könnte ein Plural sein.⁵¹ So könnte man den Ausdruck *'byty lbtn'* im Sinne «Aḅihay aus unseren Häusern (aus unserer Haushaltung)» übersetzen; gegenständlich dürfte es dahin erklärt werden, dass Aḅihay zum Hauswesen von Aḅihay

⁵¹ Der ähnliche Gebrauch des Plurals vom Wort *byt* kommt auch zweimal auf einem Papyrus des Brooklyn Museums vor (Nr. 6. 14, 16). KRAELING (o. c. 196) erklärt den Plural dahin, dass das Haus aus mehreren Gebäuden bestand.

gehörte. In diesem Falle wäre es einigermaßen auch verständlich, warum der Posten keinen Preis für den Wein angibt. Da der Verbraucher zu der Haushaltung von Aβihay gehörte, wurde nur die ausgelieferte Warenquantität aufgezeichnet, es kam dafür kein Gegenwert herein; man könnte mit Rücksicht darauf in die Lücke die minimale Quantität [*lq I*] oder [*lgn II*] ergänzen.

Im nächsten Posten steht die Namensform '*rby*' — am Wortende mit dem häufigen Wechsel von auslautendem *ʾ* und *h* — wohl für '*rbyh*'; das erste Glied dieses Namens könnte '*rb*' angenehm, süß' heissen, während sein zweites Glied wohl der Gottesname *yh* ist. So liesse sich die Namensform '*rby*' für '*Āriβyāh*' deuten.

Der Preis der Ware lässt sich am Ende des Postens, im Hinblick auf die parallelen Stellen, als *br [I m I p]* ergänzen.

Zeile 116. Die Lesung *k* von Cowley macht hier Schwierigkeiten, denn danach müsste man *k[ʾ I bš I r III]* ergänzen, und es gibt doch keinen genügenden Raum dafür. So ist es wahrscheinlicher, dass man es eher mit einem etwas länger gedehnten *b* zu tun hat, und so liesse sich die Zeile vielleicht ergänzen: [*..... lgn III III*] *b[r III]*.

XII. Teil

Mit Kolumne K beginnt ein inhaltlich völlig neuer Teil, der, leider, nur ziemlich fragmentarisch erhalten blieb.

	Kolumne K
Zeile 118.	[...] <i>šʾr tk</i> [...] <i>hʾygbʾ</i>
119.	<i>ʾbzyʾly nkys dmy ʾmʾrʾ</i> [..
120.	<i>ʾšʾ III</i>
121.	[...] <i>ph nkys ʾ</i> [...]
122.	<i>XX X lthwt</i>
123.	<i>ʾdʾ</i> [^{gestrichen}]
124.	<i>zwn XX III I r I</i>

Zeile 118. Das Wort *šʾr* 'Rest, Überbleibsel' scheint darauf hinzuweisen, dass man es hier wohl mit der Aufzählung irgendwelcher Warenreste, oder mit der Aufzählung ihrer Preis-Rückstände zu tun hat (vgl. oben den Text der Zeilen 61, 62, 63). Da nach dem Wort *šʾr* nicht ein Zahlwort oder die Abkürzung einer Geldeinheit folgt, und da es auf der anderen Seite vor ihm wenig Raum gibt, wo Warenartikel und Personennamen hätten genannt werden können, muss man daran denken, dass dies Wort wohl zu der Aufschrift der Aufzählung gehörte. In diesem Fall ist jedoch die Ergänzung [*znh*] vor ihm naheliegend; die Aufschrift dieses Textteiles könnte also heissen: [*znh*] *šʾr* «Rest ist dies».

Am Ende der Zeile ist das Wort *hʿygbʿ*, statt dessen — wie oben schon gesagt — *hʿyrʿ* zu lesen ist, leicht deutbar. Vor ihm benannte das Wort, das mit den Buchstaben *tkf* beginnt, offenbar ebenfalls einen Warenartikel. Als Ergänzung käme in Betracht: biblisch-hebräisch, neuhebräisch *tklt* 'purpurblau gefärbte Zeuge, Wolle, Fäden', talmudisch-aramäisch *tklʿ*, *tkltʿ* 'dasselbe', oder biblisch-hebräisch, neuhebräisch *tkryk* 'weites Gewand, Mantel, Sterbekleid', talmudisch-aramäisch *tkrykʿ* 'dasselbe'. Da in der Lücke wohl auch eine Zahlenangabe stand, könnte man am ehesten noch an die Ergänzung *tk[ln II]* denken.

Zeile 119. Cowley übersetzte den Ausdruck *ʿbzyʿly* am Anfang der Zeile mit «for mine». Aber es liegt näher daran zu denken, dass dieser Ausdruck entweder den Ort jener Reste bezeichnet, die in Zeile 118. aufgezählt wurden, oder denjenigen der im folgenden aufgezählten Preis-Rückstände (Guthaben). Mit Rücksicht darauf kommen zwei Erklärungsmöglichkeiten in Betracht. Die eine wäre: die Lesung *ʿbzyʿly* «in meinem» zu übersetzen, und sie mit dem Ausdruck *[mn]zyʿly* der 7. Zeile in Zusammenhang zu bringen. In diesem Fall hiesse *ʿbzyʿly* auch so viel, dass sich die aufgezählten Reste im Warenvorrat, im Lager oder im Besitz von *Aḫihay* befinden. Die andere Lesungsmöglichkeit liefe darauf hinaus, dass man anstatt *ʿbzyʿly* *ʿb.ʿny* lesen würde, und darin eine Ortsbezeichnung erblickte; die Namensform *ʿny* liesse sich dann This gleichsetzen, dessen Name in der Hieroglyphenschrift als *tni* erscheint. Im letzteren Fall bezöge sich die Ortsbezeichnung selbstverständlich schon auf den nächsten Posten.

Der Sinn des *hmr* am Zeilenende ist unsicher, da man nicht weiss, ob man es mit dem Wort *hāmar* 'Wein' oder *hāmār* 'Esel' zu tun hat. Für die Bedeutung 'Wein' spräche die Tatsache, dass *nkys* als Geschäftspartei auch in den folgenden Zeilen wahrscheinlich in Zusammenhang mit Weinkauf genannt wird. Etwas unsicher ist auch die Ergänzung des Zeilenendes. Geht man von dem in Zeile 120. angegebenen Kaufpreis aus, so wäre man geneigt nach dem Wort *hmr* die Weinquantität *[kʿn II]* zu ergänzen. Aber möglicherweise fehlt nach dem Wort *hmr* nur der Buchstabe *[ʿ]*.

Zeile 121. Es wäre naheliegend, nach Analogie der Zeilen 40., 42. und evtl. 119., am Zeilenanfang eine Ortsbezeichnung zu erwarten. Es ergibt sich von selbst zu den erhaltenen Buchstaben *[...]ph* die Ergänzung *[bmn]ph*. Der Ortsname *mnph* liesse sich Memphis gleichsetzen, das in der Bibel zwar *mp* (und *np*) heisst, aber auf den Papyri aus Elephantine die Namensform *mnpy* hat.

Nach dem Namen *nkys* würde man eine Verbalform, etwa in der Bedeutung «ist verpflichtet zu zahlen», oder ähnliches, erwarten, da ja die nächste Zeile einen Termin angibt. Aber die Lesung *h[...]* lässt keine derartige Ergänzung zu. So dürfte man wohl ein zusammengeschriebenes *ʿynʿ* annehmen, und so ergäbe sich naturgemäss die Ergänzung *ʿynʿ/tnʿ*.

Es ist sehr interessant, dass der Name *nkys* auch in zwei Posten nacheinander genannt wird. Möglicherweise handelt es sich um zwei verschiedene Personen, aber es wäre auch denkbar, dass *nkys* ebenso wie *Aḫhay* ein Kaufmann war, und in verschiedenen Städten Interessen hatte. So wäre es verständlich, dass die Ausgleichung einer Schuld von ihm in This (oder auf dem Wohnort von *Aḫhay*), während diejenige einer anderen in Memphis fällig war.

Zeile 122. Der Termin für die Ausgleichung der Schuld des Nikias war nach dieser Zeile der 30. des Monats Thoth. Dieses Datum ist wohl kein blosser Zufall. Auf einem Papyrus aus Elephantine wird der Monat Thoth ebenfalls als Termin einer Rückzahlung genannt: AP 11, 7—8 *whn l šlmt lk kl ksp wmrbyth 'd yrḥ thwt šnt [III] III III . . .* «und wenn ich dir nicht bezahle die ganze Summe und den Zins dafür bis zum Monat Thoth im 9. Jahre. . .». Es besteht zwischen den beiden Terminen scheinbar ein Unterschied, aber es wäre möglich, dass man den Ausdruck *'d yrḥ thwt* so zuverstehen hätte, dass die Rückzahlung bis zum Monat Thoth einschliesslich, also bis zum Ende des Monats Thoth stattfinden soll. Allerdings legt die Tatsache, dass in beiden Dokumenten der Monat Thoth der Termin ist (einerlei ob einschliesslich oder nicht), die Vermutung nahe, dass man es hier mit einer Erscheinung von allgemeiner Art zu tun hat. Da das ägyptische Jahr mit dem 1. des Monats Thoth begann, dürfte man daran denken, dass die Schulden bis zum Ende des ersten Monats hätten bezahlt werden müssen. Das hiesse auch so viel, dass das finanzielle Jahr in Ägypten zu dieser Zeit mit dem Kalenderjahr zusammenfiel.

Zeile 123. In die Lücke zwischen den Buchstaben *d* und *'*, die infolge der Streichung entstand, könnte man *d/my hmr* ergänzen. Gestrichen wurden diese Worte wohl darum, weil derselbe Ausdruck auch schon in Zeile 119. einmal vorkam, und seine Wiederholung als überflüssig vorkam.

XIII. Teil

Nach diesem Teil folgen von Zeile 125. ab wieder solche Posten, wie in der langen Aufzählung. Es ist sehr interessant, dass einen grösseren Teil der Posten (5 von den 9) der eigene Warenverbrauch von *Aḫhay* ausmacht. In diesen Posten wird der Preis der Ware entweder überhaupt nicht genannt, oder ist er wesentlich niedriger als sonst. Wahrscheinlich wird der Preis für die Warenquantitäten der 128. und 129. Zeilen in Zeile 130 addiert angegeben. Eine gewisse Verwirrung lässt sich in den Zeilen 131—133 beobachten:

Zeile 131. br II nkys k' I š I br [II š]r r II
r II

132. *br II yḥwdh lgn X II ṛb/š II/I š'r r III*

133. *br II bb [nh] lgn III I*

Die Angabe *br II* am Anfang der Zeile 131. gehört noch zu dem vorigen Posten. Darauf folgt ein neuer Posten, der am Ende der Zeile auch aufhört.

Aber am Anfang der Zeile 132. findet man wieder den Ausdruck *br II*, der wohl am Ende eines Postens stehen könnte, aber so für sich keinen Sinn hat. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch in Zeile 133. Da die Lesung *br* wohl nicht die Präposition *br* ist (denn was hätte es denn einen Sinn in diesem Textzusammenhang: «ausserhalb 2»?), muss man daran denken, dass beide Posten wohl nachträglich verändert wurden. Der ursprüngliche Text hiess wohl folgendermassen:

Zeile 131. *br II nkys k' I § I*
 132. *br II yhw^udh lgn X II § I*
 133. *br II bb 'nh lgn III I*

Der Fertigsteller der Aufzeichnung trug jedoch nachträglich auch die Rückstände in die Posten des *nkys* und *yhw^udh* hinein. Er konnte dies jedoch nicht zum Ende des Postens schreiben, da es dort keinen Platz mehr gab, so musste er dies an das Ende der Zeile schreiben. Aber es wurde auf diese Weise für die Rechnung unbequem, dass ein Teil des Kaufpreises in der nächsten Zeile stand; deswegen wiederholte er diesen am Ende der vorigen Zeile noch einmal vor dem Rückstand. Aber er scheint vergessen zu haben, dass er die Preisangaben *br II* am Anfang der Zeilen 132. und 133., die auf diese Weise überflüssig geworden sind, hätte streichen müssen. Es sei noch bemerkt, dass das Schriftzeichen in Zeile 132., das Cowley für ein ¹*b* las, wahrscheinlich der rechte Stengelteil eines ¹*§* ist, denn auch hier musste wohl — nach Analogie der Konstruktion im vorigen Posten — die Preisangabe *§ I br II* heissen. Eben deswegen kann auch die Ergänzung von Cowley ¹*b*/*§ II/I* nicht richtig sein, denn 3 šekel wäre ja ein Preis für 24 löy Ware. Hier hat der Schreiber zu der Preisangabe *§ I* am Ende der Zeile zuerst wohl *r II* hingeschrieben; nachdem jedoch dies irgendwie nicht deutlich genug war, schrieb er dieselbe Angabe noch einmal über die Zeile.

XIV. Teil

Am Ende des Papyrus, in Kolumne L findet man eine völlig andere Art von Aufzählung, als die bisherigen waren; leider, ist ihr Erhaltungszustand sehr fragmentarisch.

Kolumne L

Zeile 134. *II bhⁿ/t]n s I [...*
 135. *III m I [...*
 136. *III bhⁿtⁿ s I [...*
 137. *]r II m I [...*
 138. *]II 'd[*

So viel scheint aus dem erhaltenen Textteil hervorzugehen, dass diese Aufzeichnung gewisse Geldsummen aufzählte, die man für Einkauf von Weizen verwendete. Es scheint auch kein Zweifel darüber zu bestehen, dass der Anfang der Kolumne fragmentarisch ist, denn mit einer blossen Zahlenangabe konnte der Posten der Zeile 134. doch nicht beginnen. Man wird also vermuten dürfen, dass mindestens noch eine Zeile mit der Aufschrift der Aufzeichnung und mit der Benennung jener Geldeinheit voranging, deren Zahlenangabe am Anfang der Zeile 134. steht. Der Text dieser Zeile liesse sich auf Grund des Inhaltes der ganzen Aufzeichnung folgendermassen rekonstruieren: */ksp zy yhbt bhntn r/* «die Summe, die ich für Weizen gab: 2 riß'a . . .». Dass man am Ende der Zeile die Abkürzung der Geldeinheit riß'a zu ergänzen hat, wird dadurch wahrscheinlich, dass man derselben Abkürzung auch in Zeile 137. vor der Zahlenangabe begegnet. Dasselbe ist auch unter wirtschaftshistorischem Gesichtspunkt naheliegend. Wie man aus Zeile 134. schliessen kann, war der Preis für 1 se'äh Weizen 2 riß'a. Da $4 \frac{1}{4}$ se'äh 1 ardaß ausmachen, wäre dementsprechend der Preis für 1 ardaß Weizen 2 šekel $1 \frac{1}{2}$ mā'äh, was wieder $4 \frac{1}{4}$ Drachmen ausmacht. Prüft man die Preise für Weizen im frühhellenistischen Ägypten, so findet man, dass wohl gerade dies in der Zeit zwischen 330 und 300 in Geltung gewesen sein muss. Die grosse Menge Edelmetallgeld, die durch Alexander den Grossen binnen kurzer Zeit in Umlauf gesetzt wurde, rief nämlich eine Verminderung des Kaufwertes vom Geld und die Erhöhung der Preise hervor;⁵² deswegen und auch infolge jener grossen Hungersnot, die um 330 herum herrschte, kostete damals in Ägypten 1 ardaß Weizen ungefähr 10 Drachmen.⁵³ Aber schon um 300 herum kostete ein ardaß Weizen nur noch ungefähr 2 Drachmen.⁵⁴ Offenbar fiel dieser Preis in der Zeit zwischen 330 und 300 stufenweise, und wenn dieser Vorgang gleichmässig war (was leider überhaupt nicht sicher ist), dann mag er um 310 herum das Niveau von $4 \frac{1}{4}$ Drachmen erreicht haben. Dieser Zeitpunkt entspricht ungefähr auch der sonstigen Datierung des Papyrus.

Zeile 134. Da in Zeile 135. auf die Zahlenangabe *III 1 mā'äh* folgte, ist es naheliegend am Ende der Zeile 134 *r*, die Abkürzung der nächsten höheren Geldeinheit, der riß'a, zu ergänzen.

Zeile 135. Man könnte nach der Zahlenangabe an zwei Ergänzungsmöglichkeiten denken. Die eine Möglichkeit wäre: *[bhntn s I p r]*, und die andere: *[bhntn s II r]*. In dem ersteren Fall bekäme man einen etwas höheren, in dem zweiten Fall dagegen einen wesentlich niedrigeren Weizenpreis, als in dem vorigen Posten.

⁵² Sieh F. HEICHELHEIM: Wirtschaftliche Schwankungen der Zeit von Alexander bis Augustus. Jena 1930. 41.

⁵³ HEICHELHEIM: o. c. 66.

⁵⁴ HEICHELHEIM: o. c. 118.

Zeile 137. Am Anfang der Zeile wird man die häufige Wendung der Aufzählungen *bb* ergänzen dürfen, denn sonst verlangt der Sinnzusammenhang gar keine Ergänzung.

Man kann zu dem Kaufpreis 2 riß'a 1 mā'āh am wahrscheinlichsten /*bḥntn s I*/ ergänzen. Man bekommt so einen ungefähr um 15% höheren Weizenpreis, als im ersten Posten.

Zeile 138. In dieser Zeile mag nach dem Zeugnis der Präposition 'd wohl die Bezeichnung eines Termins gestanden haben. In der Lücke vor diesem Wert hätte auch der Weizenpreis und die Quantität genügend Platz, so dass man diese Zeile folgendermassen ergänzen könnte: /*š I bḥn s*/ II 'd /*yrḥ ṯḥwt 'ntn*/ «ein šekel für 2 se'āh Weizen bis zum Monat Thoth muss ich geben». Das Prädikat 'ntn würde man am Anfang des Satzes erwarten, aber dort liesse es sich nur dann ergänzen, wenn man entweder den Preis oder die Quantität der Ware nach dem Termin unterbringen würde. Aber nach Analogie der vorigen Posten wäre die Trennung der beiden Angaben nicht wahrscheinlich. So könnte man daran denken, dass der Preis des Weizens, seine Quantität und der Termin als hervorgehobene Satzteile vor dem Prädikat untergebracht wurden.

II

Im Sinne der obigen Betrachtungen lässt sich der Text des Papyrus folgendermassen rekonstruieren.

I. Teil

Kolumne A

- Zeile 1. ḥšbn 'nby' zy ktbt ['nh] 'bhy
 2. šlm'slyn nšbt' zy zbdyh ḥntn s I r I
 3. šbtyt brt 'r'bdy'h' ḥntn s I 'k' III III I I p
 4. 'dsly'n' [.] ḥntn ' X II
 5. bb 'ds[yn] 'štr' I ' [. . .]
 6. [.]
 7. [ḥntn gr]'bn' [mn] zy'ly X III III III
 8. [mn šm]'wn grbn II yḥnn khn' grb I
 9. mn šbty yšyb grbn II mn ntw n grb I
 10. mn ḥgy dyprs grbyn II
 11. t'lb' brt 'ḥnlyh b's'wn'h' ' III ' I ' ['ly]
 12. [mn tḥ]' wmn s[y]nrh
 13. [.]

II. Teil

Kolumne B

14. štry' byd ywntn w'nh
 15. slk l'p'n' šm'wn hgy
 16. bb šmtý štr I bhmr'n XX XX
 17. bb šm'wn štr I bkršn X II
 18. š III III II
 19. bb šm'wn štr I [bzwz]n III C
-
20. [bb šm'w]n [š]tr I bhłryn III I mdl'
 21. wyrhyn X II mdl'
 22. 'bdyh'w' zkwr štr I bzwzn I C XX
 23. bb 'bdyhw zkwr štr I bhntn ' X
 24. šbty hgy 'yn'tn štr I bbyth
 25. bb šbty hgy štr I bhntn ' XX II II
 26. bydh štr[r] 'I yhnn br dlwy '[tyk]
 27. bzwzn I C

III. Teil

Kolumne C

28. by'd' [yw]ntn hntn [' I z]y hyy br[t] bnyh
 29. byd ywntn rky'b'h III III zy hmryn
 30. tplh zy ksp X 'p'h't'n II zy ksp
 31. byd ntn wz' zy mšlm br 'zgd bš II
 32. zwyk' zyly bydh zwyk' rb' zyl'n' bydh
 33. rb' bydh 'wzw' bydh r'h'[ty]h špyr[h]
 34. bydh [pr]š' zy y'dnyh' [bk I]
 35. by[dh] ...
-
36. [byd ywntn] hntn ' II r I
 37. [byd]h' hrš' zy nhš 'n'krs[n] brt hnyh [bš I]
 38. bydh hrš' zyl'n' bmy'g'[dl]'

IV. Teil

39. hmr' zy yhbw 'b't'n'y šnt' z' šl[myh] khn'
40. btm'rwh' XX I hl grbyn II[II] hn[bgh]
41. dlwy z'r' gn b XX XX III III hl 'g'[rbn X]
42. bm'g'dlh 'byty grbn III
43. 'bdyhw ph't' grbyn III III hl I

V. Teil

44. mhn̄y ʽzwʽzn I C

VI. Teil

Kolumne D

45. ʽzyʽ [šl]h̄t l̄tʽbʽh ʽhʽ[dryn]
 46. ʽrʽ[bh] III I hyrʽrʽ [bh I]
 47. lh̄[ns] šʽyn rʽbʽh II [l̄šʽn]
 48. šʽyn [rb]h III III pʽʽ[ryn]
 49. [rbh II] hlʽ h̄d k̄dʽh̄ [k I lnʽ]
 50. [šʽʽʽynʽ [r]ʽbʽh III II ʽbʽ[dȳn]
 51. [rbh III] ʽk̄tr[t h̄ II]

VII. Teil

Kolumne E

52. j̄tʽ w[
 53. |nh̄|
 54.]t̄[
 55.]zy[
 56.]hrglty bš[
 57. XX XX XX II II r I[
 58.]ʽ š[
 59.]š[

VIII. Teil

Kolumne F

60. [zy nrby b]ʽrbʽyʽ bʽpnʽ
 61. kʽpʽ kʽ I bš I r II šʽr š I
 62. nkys lgn III III br III šʽr ʽrʽ I p
 63. bb nkys lgn III III br III šʽr <r> I
 64. ʽplnys yʽwnʽn kʽ I p bš II r I
 65. ynyʽ lgn II II br II
 66. ynyʽ lgn [. . .
 67. [. . . .lgn II] br I
 68. [. . . .lgn III III br III
 69. ʽnh lgn II
 70. ʽnʽtn nrby lg I bm I p

71. yny' lgn III br I m I p
 72. bb nkys lgn III III br III
 73. yny' lg [. . .

Kolumne G

74. nbs lgn III III br III
 75. yny' lgn III I br II
 76. bb nkys lgn III III br III
 77. š'r r II
 78. yhw dh lgn II br I
 79. bb nkys lg I m I p
 80. yny' lgn II b'r I
 81. yny' k' I p 'b[š II r I]

 82. [ysdrs] 'l[gn II] r I
 83. bgrb h m š t [bb]
 84. ysdrs lgn II br I
 85. 'p'rs k' I bš I r II
 86. hrglty plg br III
 87. lsmkš lgn III I III br III m I p
 88. ksts lgn III II br III
 89. dprws lgn III I br II
 90. 'byty ntyn [plg] 'br III

Kolumne H

91. 'b'fyt y l[gn . . .
 92. ysdrs lgn III I br II
 93. yny' lgn III III br III
 94. bkys lgn III III III bš I m I p
 95. ywny' lgn II br I
 96. yhw dh lgn III I br II m I p
 97. yny' lgn III br I m I p
 98. rhbl lg I bm I p
 99. 'b'dy yšb l[gn . . .

 100. [. lgn] III I br II
 101. 'yn'[y'] lgn II[II] br II
 102. ptpy lgn III I br II
 103. p'tw' lgn III III br III
 104. ywny' lgn III I br II
 105. z'k'rh lgn II br I

II. Teil

Kolumne B

14. Die Urkunden (Schuldbriefe) in Yōnāṭhān's und in meiner Hand :
 15. auf bedingte Vereinbarung gekommen Šime'ōn Ḥaggay's (Sohn) ;
 16. weiterhin (von) Šūmāṭi 1 Schuldbrief von 40 Eselinnen ;
 17. weiterhin (von) Šime'ōn 1 Schuldbrief von 12 karš
 18. 8 šekel ;
 19. weiterhin (von) Šime'ōn 1 Schuldbrief von 400 [zūz] ;
-
20. [weiterhin (von) Šime'ō]n 1 Schuldbrief von 4 ḥallūr, verlängert,
 21. und auf 12 Monate (wieder) verlängert ;
 22. (von) 'Ōḇadyāhū Zakkūr's (Sohne) 1 Schuldbrief von 120 zūz ;
 23. weiterhin von 'Ōḇadyāhū Zakkūr's (Sohne) 1 Schuldbrief von 10 ardaḅ Weizen ;
 24. Šabbeṯay Ḥaggay's (Sohn) wird geben einen Schuldbrief von seinem Hause ;
 25. weiterhin (von) Šabbeṯay, Ḥaggay's (Sohne) 1 Schuldbrief von 24 ardaḅ Weizen ;
 26. in seiner (d. h. Yōnāṭhān's) Hand : 1 Schuldbrief (von) Yōḥānān, dem des ā[ṭeren] Dalluy Sohne
 27. von 100 zūz.

III. Teil

Kolumne C

28. in [Yō]nāṭhān's Hand : [1 ardaḅ] Weizen, [de]r der Ḥayi, Benāyāh's Tochter gehört ;
 29. in Yōnāṭhān's Hand : 6 Esel-Sättel,
 30. 10 Tefillā aus Silber, 2 Gefässe aus Silber.
 31. in Yōnāṭhān's Hand : Mešūllām's, des 'Azgād's Sohnes Zugtier in Wert von 2 šekel ;
 32. mein Zugtier. In seiner (d. h. Yōnāṭhān's) Hand : unser grosses Zugtier. In seiner (d. h. Yōnāṭhān's) Hand :
 33. ein grosses (Zugtier). In seiner Hand : ein kleines (Zugtier). In seiner Hand : ein guter Tränktrog.
 34. In seiner (d. h. Yōnāṭhān's) Hand : Yedōnyāh's [Reitpf]erd [im Wert von 1 karš].
 35. In seiner Ha[nd] : ...
-
36. [In Yōnāṭhān's Hand :] 2 $\frac{1}{4}$ ardaḅ Weizen.

37. [In seiner (d. h. Yōnāṭān's) Hand:] Nekars[en]'s, der Ḥanniyāh's Tochter bronzenen Pflug [im Wert von 1 šēkel].
38. In seiner (d. h. Yōnāṭān's) Hand: unser Pflug in Miydāl.

IV. Teil

39. Der Wein, den man auf Grund von Vereinbarung gibt in diesem
Jahr : Šel[emyāh], der Priester
40. in Thmuis (für) 21 hallūr 2 [+ 2] gerāḇ (acc.) ; sein Mitbesitzer
41. im Garten der jüngere Dalluy für 46 hallūr [10] g[erāḇ (acc.) ;
42. in Miḏdāl : Aḇṯay 3 gerāḇ (acc.),
43. ʾŌḇadyāhū minderwertigen (Wein) 6 gerāḇ (acc.) für 1 hallūr.

V. Teil

44. Nutzen : 100 zūz.

VI. Teil

Kolumne D

45. Was ich [absch]ickte : nach Apollonospolis : Ha[ls]schmucke,]
46. Auf Zi[ns gegeben] 4 St ; Metallgeschirr, auf Zi[ns gegeben] 1 St ;
47. Nach Hā[nēs :] Schlüssel, auf Zins gegeben, 2 St ; [nach Šō'an :]
48. Schlüssel, [auf Zins gege]ben, 6 St ; Tur[bane,]
49. [auf Zins gegeben, 2 St ;] Kuchen, 1 St ; Zimmet, [1 kaḡ ; nach
Thebai :]
50. [Schüs]sel, [auf Zi]ns gegeben, 5 St ; lei[nene Kleider,]
51. [auf Zins gegeben, 3 St ;] wohlriechendes Räucher[werk, 2 hōgen.]

VII. Teil

Kolumne E

- | | | | |
|-----|-------|----------------------|--------------------------------|
| 52. | [| ? |] |
| 53. | [| ? |] |
| 54. | [| ? |] |
| 55. | [|] | welches [|
| 56. | [|] | Herragaluttī [...] für šekel [|
| 57. | 64, 1 | riβ ^r a [|] |
| 58. | [| ? |] |
| 59. | [| ? |] |

VIII. Teil

Kolumne F

60. [Was wir] auf 30 % Zins [geben] auf Grund von Vereinbarung ;
 61. Kēp, 1 kā, für 1 $\frac{1}{2}$ šekel, Rückstand : 1 šekel ;
 62. Nikias, 6 lōγ, für 3 riβ^a, Rückstand : 1 $\frac{1}{2}$ riβ^a ;
 63. weiterhin Nikias, 6 lōγ, für riβ^a, Rückstand : 1 riβ^a ;
 64. Apollonios, Griechen, 1 $\frac{1}{2}$ kā, für 2 $\frac{1}{4}$ šekel ;
 65. Yōnāyāh, 4 lōγ, für 2 riβ^a ;
 66. Yōnāyāh, [...] lōγ [. . .]

 67. [..... 2 lōγ], für 1 riβ^a ;
 68. [...] 6 [l]ōγ, für 3 riβ^a ;
 69. ich, 2 lōγ ;
 70. Nāṭān, auf Zins geben wir : 1 lōγ, für 1 $\frac{1}{2}$ mā'āh ;
 71. Yōnāyāh, 3 lōγ, für 1 $\frac{1}{2}$ riβ^a ;
 72. weiterhin Nikias, 6 lōγ, für 3 riβ^a ;
 73. Yōnāyāh, [...] lōγ [...]
 74. Nabis, 6 lōγ, für 3 riβ^a ;
 75. Yōnāyāh, 4 lōγ, für 2 riβ^a ;
 76. weiterhin Nikias, 6 lōγ, 3 riβ^a ;
 77. Rückstand : 2 riβ^a ;
 78. Yehūdāh, 2 lōγ, für 1 riβ^a ;
 79. weiterhin Nikias 1 lōγ, für 1 $\frac{1}{2}$ mā'āh ;
 80. Yōnāyāh, 2 lōγ, für 1 riβ^a ;
 81. Yōnāyāh, 1 $\frac{1}{2}$ kā, für 2 $\frac{1}{4}$ šekel ;

 82. [Isidoros, 2] l[ōγ] für 1 riβ^a,
 83. in fünfrippigem Gefäß ; [weiterhin]
 84. Isidoros, 2 lōγ, für 1 riβ^a ;
 85. Poros, 1 kā, für 1 $\frac{1}{2}$ šekel ;
 86. Herragaluttī, $\frac{1}{2}$ kā, für 3 riβ^a ;
 87. Lysimachos, 7 lōγ, für 3 $\frac{1}{2}$ riβ^a ;
 88. Kostos (?), 6 lōγ, für 3 riβ^a ;
 89. Diaphoros, 4 lōγ, für 2 riβ^a ;
 90. Αβίθay, Nāṭān's (Sohn), $\frac{1}{2}$ kā, für 3 riβ^a ;

Kolumne H

91. Αβίθay, [...] l[ōγ]...
 92. Isidoros, 4 lōγ, für 2 riβ^a ;
 93. Yōnāyāh, 6 lōγ, für 3 riβ^a ;
 94. Bakchios, 9 lōγ, für 1 šekel 1 $\frac{1}{2}$ mā'āh ;

95. Yōnāyāh, 2 lōγ, für 1 riβ^ea ;
 96. Yehūdāh, 5 lōγ, für 2 ½ riβ^ea ;
 97. Yōnāyāh, 3 lōγ, für 1 ½ riβ^ea ;
 98. Reḥaβēl, 1 lōγ, für 1 ½ mā^eāh ;
 99. ʿAβdī Yāšīβ's (Sohn), [...] l[ōγ ...
-
100. [...], 4 [lōγ], für 2 riβ^ea ;
 101. Yōnā[yāh], 2[+ 2] lōγ, für 2 riβ^ea ;
 102. Pateḩi, 4 lōγ, für 2 riβ^ea ;
 103. Pataw, 6 lōγ, für 3 riβ^ea ;
 104. Yōnāyāh, 4 lōγ, für 2 riβ^ea ;
 105. Zeḩaryāh, 2 lōγ, für 1 riβ^ea ;
 106. weiterhin Pataw, 2 kā, für 3 šekel, Rückstand : 6 mā^eāh ;
 107. Hermias, 3 lōγ, für 1 ½ riβ^ea ;
 108. [.]

IX. Teil

Kolumne I

109. in Yāšīβ's Hause : Mān[tel], fertig, 5 St.
 110. In unserem Hause : Purpurgewebe, 4 St, Buntgewebe 4 St
 (Türvorhänge) ;
 111. die Unterdecken, welche man für Paḩay's Datteln gibt.

X. Teil

112. In diesem Jahre für Zoll 7 karš, 3 šekel.

XI. Teil

113. weiterhin Pataw, 8 lōγ, für 1 šekel ;
 { 8 lōγ, für 1 šekel } (gestrichen)
 114. weiterhin Pataw, 2 lōγ, für 1 { + 1 } riβ^ea ;
 115. Aβīḩay, aus unserem Hausvolk, [1 lōγ] ; ʿĀriβyāh, 3 lōγ, für
 1 ½ riβ^ea ;
 116. [... 6 lōγ,] für [3 riβ^ea] ;
 117. [...] 4 [lōγ,] für 2 riβ^ea ;

XII. Teil

Kolumne K

118. Rest [dies] : Purpur[blaues Gewebe 2 St], Metallgeschirr ;
 119. in This : Nikias, Preis [des] Weines.

letzten Jahrzehnte, dass die aramäische Sprache auch in anderen Provinzen des ehemaligen altpersischen Reiches im Laufe des dritten Jahrhunderts noch im Gebrauch war. Wahrscheinlich bildete in dieser Hinsicht auch Ägypten keine Ausnahme. Wohl wurde unter den Ptolemäern zur Sprache der Staatsverwaltung das Griechische, aber auch die ägyptische Schriftlichkeit hörte deswegen nicht auf. Es wäre also keineswegs unmöglich, dass derartige Privateinzzeichnungen, wie unser Papyrus, auch noch im Laufe des III. Jahrhunderts zustande kamen. Wollen wir also das Entstehen unseres Papyrus unter engere zeitliche Grenzen einschliessen, so müssen wir andere Stützpunkte suchen.

Es wurde oben schon darauf hingewiesen, dass nach unserem Papyrus der Preis für ein ardaß Weizen $4\frac{1}{4}$ Drachmen war, und dass dieser Weizenpreis um 310 herum in Geltung gewesen sein mag. In diesem Sinne lässt sich die Entstehungszeit unseres Papyrus ziemlich genau bestimmen; man mag die Aufzeichnung in den Jahren um 310 herum gemacht haben. Einen weiteren Stützpunkt findet man für die Zeitbestimmung, wenn man die im Text erwähnten Geldeinheiten historisch untersucht. Es kommen auf unserem Papyrus die folgenden Geldeinheiten vor: *karš* (= 10 šēkel), *šēkel* (= 4 riḫ'a), *riḫ'a* (= 10 ḥallūr), *mā'āh* (= $\frac{1}{12}$ šēkel), *ḥallūr* (= $\frac{1}{10}$ riḫ'a) und *zūz* (= $\frac{1}{2}$ šēkel). Mit Ausnahme des *zūz* sind diese alle schon von den aramäischen Papyri des V. Jahrhunderts aus Elephantine bekannt; sie widerspiegeln also im wesentlichen noch den Geldverkehr der altpersischen Herrschaft. Wie bekannt, taucht der Name einer neuen Münzart auf den spätesten Papyri von Elephantine aus den Jahren 402 und 400 auf; das ist der *Stater*, *sttr* und *str* geschrieben. Diese Tatsache bezeugt jene politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, die zwischen Athen und Ägypten am Ende des V. Jahrhunderts zustandekamen. Es kommen zahlreiche attische Prägungen in den Münzhortfunden dieser Zeit vor. Später, im Laufe des IV. Jahrhunderts werden zwar die attischen Prägungen in Ägypten seltener, aber die allgemeine Verbreitung des attischen Standards wird auch dadurch bezeugt, dass sowohl die unabhängigen Herrscher Ägyptens, als auch die fremden Statthalter zur Zeit der zweiten persischen Herrschaft die attischen Münzen lokal nachahmen liessen. Ein gutes Bild bekommt man von dem Geldverkehr des damaligen Ägyptens durch die Münzhortfunde von Beni-Hassan und Samanud.⁵⁵ Da das šēkel ein $\frac{1}{2}$ Stater war,⁵⁶ liess sich der attische Standard leicht mit dem Währungssystem der persischen Herrschaft in Einklang bringen. Es fehlte im letzteren nur das Entsprechende der Drachme, das $\frac{1}{2}$ šēkel wert war. Aber man sieht, dass auf unserem Papyrus schon das Wort *zūz*, in der Bedeutung von $\frac{1}{2}$ šēkel erscheint. Offenbar hat man in diesem Münzennamen die aramäische Benennung der Drachme. Dafür spricht auch, dass das Wort *zūz* als Ideo-

⁵⁵ S. M. ROSTOVITZ: The Social and Economic History of the Hellenistic World, I. Oxford 1941. 89.

⁵⁶ HEICHELHEIM: o. c. 87.

gramm für «Drachme» in der Pahlavîy-Schriftlichkeit bekannt ist (auf dem Pergament von Avrōmān: ZWZN), und auch im Frahang-i Pahlavik vorkommt (XVI 2: ZWZN: *dlhm*). Das Währungssystem unseres Papyrus widerspiegelt also im Grunde den Geldverkehr von Ägypten des IV. Jahrhunderts. In diesem Währungssystem rief die makedonische Eroberung keine wesentliche Veränderung hervor, nachdem den Münzprägungen Alexanders des Grossen ebenfalls der attische Standard zu Grunde lag. Wie bekannt, hielt Ptolemaios Soter mehr als ein ganzes Jahrzehnt hindurch an diesem Münzprägungssystem fest, erst nach 310 führte er darin mehrmals entscheidende Veränderungen durch.⁵⁷ Zuerst setzte er dann das Gewicht des Tetradrachmon von 17,15 Gramm auf 15,70 Gramm herab. Damit brach er sowohl mit dem attischen Standard, der früher in Ägypten in Gebrauch war, als auch mit dem noch früheren altpersischen Währungssystem, das sich mit dem attischen Standard in Einklang bringen liess. Diese Tatsache ist für die Zeitbestimmung unseres Papyrus entscheidend. Denn es besteht ja gar kein Zweifel darüber, dass — obwohl man den Münzennamen zūz = Drachme auch weiterhin noch für die Bezeichnung der Tetradrachmen mit herabgesetztem Gewicht benutzen konnte — die übrigen Geldeinheitsnamen unseres Papyrus damit nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Offenbar kann also unser Papyrus nicht aus der Zeit nach 310 stammen, wo infolge der Geldreform des Ptolemaios Soter der Gebrauch des šekels im Werte von einem halben Tetradrachmon sowie auch seiner Bruchteile nicht mehr möglich war.

Auf diese Weise lässt sich der Papyrus auf Grund einer Prüfung seines Währungssystems auf die Zeit zwischen 331 und 310 datieren. Damit lässt sich auch das Zeugnis des Weizenpreises gut vereinigen; einen solchen Preis zahlte man für Weizen in den Jahren um 310 herum. Nichts spricht also dagegen, dass man das Entstehen dieses Papyrus gerade auf diese Zeit setze. Ja man kann auch noch auf eine solche Beobachtung aufmerksam machen, die die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung als unzweifelhaft erscheinen lässt.

Denn es lässt sich auf unserem Papyrus eine merkwürdige, ja auf den ersten Anblick kaum erklärliche Erscheinung beobachten, wie nämlich die Beträge in Geldeinheiten zum Ausdruck gebracht werden. Obwohl ein zūz genau einem $\frac{1}{2}$ šekel entspricht, und obwohl man eben deswegen erwarten sollte, dass man das Wort zūz in den Verrechnungen für $\frac{1}{2}$ šekel benutze, kommt es dennoch nie in der Benennung solcher Geldbeträge vor, die in šekel und in seinen Bruchteilen angegeben werden. Ebenso wäre es auch natürlich, dass man, wo in der Bezeichnung eines Geldbetrages die geradzahligen Mehrfachen von zūz genannt werden, statt dessen šekel oder die nächste höhere Geldeinheit, karš sagte; aber dafür gibt es kein einziges Beispiel auf unserem

⁵⁷ Über die Münzprägungspolitik des Ptolemaios Soter sich die grundlegenden Bemerkungen von E. S. G. ROBINSON bei ROSTOVETZEF: *The Social and Economic History of the Hellenistic World*. III. 1635 ff.

Papyrus. Diese Erscheinung ist gar nicht zu erklären, wenn der Name zūz eine Einheit desselben Währungssystems vertritt, wie karš, šekel und die Bruchteile von diesen. Man müsste also annehmen, dass unser Papyrus eigentlich mit zwei verschiedenen Währungssystemen arbeitet; diese wären teils durch karš, šekel und Bruchteile, und teils durch zūz und seinen Viertel vertreten. Diese Schlussfolgerung ist zwar völlig logisch, aber sie erscheint auf den ersten Anblick doch kaum glaubhaft. Aber eine Prüfung der Münzprägung des Ptolemaios Soter kann uns davon doch überzeugen, dass gerade dies die richtige Lösung des Problems ergibt.

Ptolemaios Soter brachte nämlich — obwohl er in der ersten Epoche seiner Münzprägung das Währungssystem Alexanders des Grossen beibehielt und seine Münzen nach dem attischen Standard prägen liess — schon in der Zeit vor der Herabsetzung des Tetradrachmongewichts von 17,15 auf 15,70 Gramm, also auch schon vor 310, neben den alten auch neue Drachmen mit dem verminderten Gewicht von 3,70—3,75 Gramm in den Verkehr; diese neuen Emissionen fügten sich natürlich nicht mehr in jenes Währungssystem hinein, das durch die alten Tetradrachmen vertreten war.⁵⁸ So trug es sich nun zu, dass in Ägypten eine kurze Zeit lang, in den Jahren um 310 herum zwei Währungssysteme nebeneinander in Geltung waren: der attische Standard und ein anderes Währungssystem, das sich mit dem vorigen nicht vereinbaren liess. Damit erklärt sich leicht das voneinander unabhängige Gebrauch von šekel und zūz auf unserem Papyrus. Das šekel mit seinem Zehnfachen, dem karš, und mit seinen Bruchteilen vertrat das Währungssystem auf Grund des attischen Standards, während man die Bezeichnung zūz für die neuen Münzen benutzte, die mit vermindertem Gewicht in Verkehr gebracht wurden; diese letzteren konnten nicht mit dem attischen Standard in Zusammenhang gebracht werden, sie entsprachen weder dem halben šekel, noch irgendeinem Bruchteil des šekels. So wird es verständlich, dass man die beiden Währungen voneinander völlig unabhängig gebrauchte.

Es wird durch diese Beobachtung ermöglicht, die Entstehungszeit des Papyrus unmittelbar auf 1—2 Jahre um 310 herum zu setzen. Unser Papyrus entstammt also jenem Zeitalter, wo Ptolemaios Soter erst nur als Satrap in Ägypten regierte. Man besitzt über die Wirtschaftsverhältnisse dieses Zeitalters so gut wie überhaupt kein Quellenmaterial;⁵⁹ erst jetzt wird durch unseren Papyrus zum ersten Male ein gewisser Einblick in das Wirtschaftsleben des frühptolemäischen Ägyptens gewährt.

⁵⁸ Sieh ROBINSON: o. c. 1635.

⁵⁹ Es genügt in diesem Zusammenhang an die Worte von ROSTOVTZEFF (o. c. I 261—2) zu erinnern: «Nor we do know very much of the proceedings of Alexander's agents in Egypt (except for certain transactions of Cleomenes) or of the conditions that prevailed there during the long rule of Soter. The literary sources are almost silent and documentary evidence fails us almost completely. It is not until the reign of Philadelphus that we begin to perceive the general outlines of the organization of Egypt...»

Wir wollen nun zunächst näher ins Auge fassen, auf welche Gebiete des Handels und des wirtschaftlichen Lebens sich die Tätigkeit der auf dem Papyrus genannten *Aḫhay* und *Yōnāṭān* erstreckte, und welche Ausmasse sie aufnahm. Der erste Teil der Aufzählungen enthält die Aufzählung ihres Weizenvorrats und die Quantität ihrer Weizenforderungen. Diese Quantität betrug mindestens 24 ardaß, im Werte von ungefähr 100—110 Drachmen. Der zweite Teil stellt ihre Leihgeschäfte zusammen. Was den Wert der Geschäftsabschlüsse betrifft, ist dieser Teil viel bedeutender als alle übrigen. Unter den Posten sind die Geld-Darlehen die wichtigsten. Man darf den Wert der aufgezählten Leihgeschäfte auch mit umsichtiger Schätzung und unter Nichtbeachtung der Unterschiede der beiden Währungssysteme etwa auf 1250 Drachmen anschlagen. Der dritte Teil berichtet über gewisse Vorräte, die teilweise scheinbar aus Pfändern und vielleicht aus Depositen bestanden. Der Wert von diesen lässt sich nur schätzungsweise auf 100 Drachmen setzen. Der vierte Teil enthält Aufzeichnungen über Weineinkäufe. Sowohl die Quantität des gekauften Weines (23 geraß), als auch der Kaufpreis ($3\frac{1}{2}$ Drachmen) sind unbedeutend. Der fünfte Teil berichtet über einen Nutzen von 100 Drachmen. Der sechste Teil enthält die Aufzeichnung der Waren, die zum Verkauf in andere Ortschaften versandt wurden. Eine Wertschätzung der hier erwähnten Waren ist so gut wie unmöglich; vielleicht könnte man auch hier an einen Betrag von ungefähr 100 Drachmen denken. Die Teile VIII., XI. und XIII. enthalten je einen Ausweis über den Verkauf von einer kostspieligen Flüssigkeit. Die Gesamtquantität der Flüssigkeit in diesen drei Teilen macht ungefähr 28 kā 2 lōγ aus, und ihr Wert $84\frac{1}{2}$ Drachmen (einige Posten fehlen dabei). Der neunte Teil ist augenscheinlich wieder eine Aufzählung von einem Warenvorrat; teilweise mögen es vielleicht Depositen sein. Allerdings kann man auch hier wieder ungefähr mit einem Wert von 100 Drachmen rechnen. Der Posten X. gibt den «für das laufende Jahr» bezahlten Zoll in 146 Drachmen an. Der Posten XII. berichtet über Rest-Vorräte (oder über geforderte Rückstände), und über noch nicht bezahlte Preise von verkauftem Wein. Der Preis des Weines macht $30\frac{1}{4}$ Drachmen aus. Und schliesslich berichtet Teil XIV. wahrscheinlich über den Kauf von 7 se'āh Weizen; der bezahlte oder der zu bezahlende Betrag macht etwa $7\frac{1}{3}$ Drachmen aus. Addiert man die Geschäftswerte der einzelnen Teile, so bekommt man — je nach Schätzung der unsicheren Posten — die Endsumme von 1800—2000 Drachmen. Dieser Betrag ist sehr bedeutend, besonders wenn man noch in Betracht zieht, dass die aufgezeichneten Geschäfte wahrscheinlich im Laufe eines einzigen Jahres abgewickelt wurden. Es kommt nämlich auf dem Papyrus auch zweimal der Ausdruck «in diesem Jahre» vor (in Zeile 39. und 112.), und so ist es nahelegend zu vermuten, dass man es hier eigentlich mit der Liste aller Geschäfte in einem vollen finanziellen Jahr zu tun hat. Nach Papyrus PSI 400 belief sich der Jahresertrag eines 1 arura grossen Grundstückes im III. Jahrhundert

ungefähr auf 3 Drachmen. Selbst wenn man diesen Betrag — entsprechend jenem Weizenpreis der Jahre um 310, der auf unserem Papyrus erwähnt wird — auf das Doppelte ansetzen würde, auch so entspricht noch der Wert der Geschäfte von Aḫihay und Yōnāḥān in einem Jahr dem Jahresertrag eines Grossbesitzes im Ausmass von ungefähr 300 arura. Aber es ist auch möglich, wie man bald sehen wird, dass auf unserem Papyrus nicht einmal der Wert aller Geschäfte in einem Jahr aufgezeichnet wurde.

Prüft man nun die einzelnen Warenartikel unseres Papyrus, so bekommt man das folgende Bild. Vom Gebiete des Pflanzenbaus werden Weizen und Wein als Waren genannt. Die Viehzucht wird durch Esel, Zugtier (Rindvieh) und (vielleicht) Pferd vertreten. Von den Aromata erwähnt der Papyrus den Zimmet und das wohlriechende Räucherwerk; vielleicht gehört auch der Kuchen hierher. Sehr reich vertreten sind die Textilien: Turbane, Mäntel, Leinengewebe, Purpurgewebe, Buntgewebe, Unterdecken und purpurblaue Gewebe. Auch die Metallkunst ist mit mancherlei Produkten vertreten: man begegnet in den einzelnen Geschäften Halsschmucken, silbernen Tefillā, Metallgeschirren (*hīrā*), silbernen Gefässen, Schüsseln (?) und bronzenen Pflügen. Vom Gebiete der Keramik kommt nur ein Gefäss vor, und auch das ist keine Ware, und evtl. Schüsseln als Warenartikel. Offenbar stehen die Esel, Eselsättel, der Wassertrog und wohl auch die Zugtiere mit dem in Ägypten so wichtigen Transport in Zusammenhang.

Wie man sieht, werden auf dem Papyrus so gut wie alle Gebiete des Wirtschaftslebens des damaligen Ägyptens und beinahe alle seine Produkte erwähnt. Umso auffallender, dass das Öl, das im Wirtschaftsleben des ptolemäischen Ägyptens eine so grosse Rolle spielte, unter den Waren nicht genannt wird. Aber wohl ist es nur scheinbar so. Denn man findet auf dem Papyrus auch drei solche Teile (VIII., XI., XIII.), in denen irgendeine kostspielige Flüssigkeit als Ware erscheint. Es ist naheliegend in diesem Fall an Öl zu denken. Man soll auf alle Fälle diese Möglichkeit genauer prüfen. Nach den Posten der genannten Teile kostet 1 kā von der verkauften Flüssigkeit 1 $\frac{1}{2}$ šekel, d. h. 3 Drachmen. Da 72 kā (= sextarius) 1 metretes ausmachen, kostete von dieser Flüssigkeit ein metretes 216 Drachmen. Nach dem Ölmonopolgesetz aus 259/8 war jedoch der offizielle Preis für 1 metretes Sesamöl 48 Drachmen. Der Unterschied der beiden Preise ist ziemlich gross, aber noch grösser wird dieser Unterschied, wenn man den Verkaufspreis dieser Flüssigkeit, den der Papyrus angibt, mit demjenigen des Weines vergleicht. Von dieser Flüssigkeit sollte ein keramion 108 Drachmen kosten, während der Preis für 1 keramion Wein im Jahre 283 8 $\frac{1}{3}$ Drachmen ausmachte;⁶⁰ auf unserem Papyrus ist der Preis für Wein noch billiger. Es ist also immer noch viel wahrscheinlicher,

⁶⁰ Sieh: HEICHELHEIM: o. c. 111. Wir haben die Angabe auf ein Keramion = 72 Kotyle umgerechnet, und wir setzten den Metretes im Sinne des Ölmonopolgesetzes 144 Kotyle gleich.

dass die kostspielige Flüssigkeit unseres Papyrus doch das Öl war. Zieht man in Betracht, dass infolge einer Wertverminderung des Geldes 1 ardaß Weizen um 330 herum 10 Drachmen kostete, d. h. also dass der Preis das Fünffache desjenigen im III. Jahrhundert war, und dass nach dem Zeugnis unseres Papyrus der Weizenpreis um 310 herum immer noch auf die 5 Drachmen ging, so darf man annehmen, dass auch der Ölpreis um 330 herum das Fünffache des offiziellen Preises vom III. Jahrhundert gewesen sein mag. So darf man mit einem Ölpreis von 240 Drachmen pro metretes in den Jahren um 330 herum rechnen. Wäre der Ölpreis parallel mit demjenigen des Weizens zurückgegangen, so hätte ein metretes Öl um 310 herum ungefähr 120 Drachmen kosten müssen. Aber es liegt gar kein zwingender Grund vor, anzunehmen, dass die beiden Preise, derjenige des Weizens und des Öls, in der Tat parallel zurückgegangen wären; so ist es also überhaupt nicht unmöglich, dass 1 metretes Öl in den Jahren um 310 herum 216 Drachmen kostete, und darum wird man den Warenartikel der Teile VIII., XI. und XIII. mit grosser Wahrscheinlichkeit als Öl bestimmen dürfen.

Es ist interessant zu beobachten, dass die Geschäftsabschlüsse unseres Papyrus im allgemeinen Mobilien und Verbrauchsartikel betreffen; einmal kommt nur ein Immobiliar vor (Zeile 24.), und auch in diesem Fall handelt es sich um ein Haus; Kauf und Verkauf von Grundstücken wird nicht erwähnt. Das ist wohl kein Zufall. Der grösste Teil des Bodens war in Ägypten unter den Ptolemäern königliches Eigentum, und darum bildete er keinen Gegenstand von Kauf und Verkauf. Es gab zwar auch Privatland, wahrscheinlich im Rahmen der städtischen Grundbesitzbezirke,⁶¹ aber es fragt sich, ob es solche schon zu jener Zeit gab, aus der unser Papyrus stammt. Auch im altpersischen Reich war der Boden königliches Eigentum, und man hat zwar Angaben dafür, dass die alten Städte Babyloniens eigene Grundbesitzbezirke hatten, die teilweise Privatbesitz der städtischen Einwohner bilden konnten, aber es ist sehr fraglich, ob es auch bei den ägyptischen Städten so war. Es ist wahrscheinlicher daran zu denken, dass sich die städtischen Grundbesitzbezirke und damit das Privatlandeigentum in Ägypten erst vor allem unter den Ptolemäern entwickelten. In diesem Fall musste jedoch das Grundprivateigentum zur Entstehungszeit unseres Papyrus noch so selten sein, dass ein Kauf oder Verkauf von ihm wohl nur ausnahmsweise vorkam.

Fasst man nun jene Mobilien und Verbrauchsartikel ins Auge, die auf unserem Papyrus genannt werden, so fällt gleich auf, dass es unter diesen zahlreiche solche Warenartikel gibt, deren Verkauf unter Ptolemaios Philadelphos schon staatliches bzw. königliches Monopol war.⁶² So waren es z. B. das

⁶¹ Über das Grundprivateigentum sich ROSTOVZEFF: o. c. I 289 ff., III. 1381 f., wie auch A. B. RANOWITSCH: Эллинизм и его историческая роль. М.—Л. 1950. 194.

⁶² Über die Monopole sich L. MITTEIS—U. WILCKEN: Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde. Leipzig—Berlin 1912 I/I. 239 ff.; ROSTOVZEFF: o. c. I 302 ff.; RANOWITSCH: o. c. 200 ff.

Öl, die Aromata, Leinen- und Wollengewebe und Schmucksachen. Ebenso gehörten in den Kreis der königlichen Monopole die Bank- und Kreditoperationen. Dafür, dass diese Warenartikel und Kreditoperationen dennoch einen Teil der geschäftlichen Tätigkeit von Aḫihay und Yōnāṭān bildeten, gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten. Es ist bekannt, dass die Ptolemäer die staatlichen Monopole verpachteten; so konnten auch Kleinhändler und kleinhändlerische Organisationen die Monopolwarenartikel nach Bezahlung gewisser jährlicher Pachtsummen verkaufen. Es wäre denkbar, dass man es auch hier mit einem solchen Fall zu tun hätte. Es wäre aber in diesem Fall zu erwarten, dass auch die Pachtsumme unter den Aufzeichnungen genannt werde. Man begegnet in der Tat einer solchen Aufzeichnung in Zeile 112., wonach «in diesem Jahr» auf *mks* 7 karš 3 šēkel = 146 Drachmen bezahlt wurden. Das Wort *mks* heisst jedoch 'Zoll' und später 'Beschäftigungssteuer', und so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Summe, die unter diesem Namen dem Staat bezahlt wurde, sich nicht als Pachtbetrag für irgendein Monopol ansehen lässt. Da man im Ägypten der Ptolemäer nach den vom Ausland eingeführten Artikeln Zoll zahlen musste, hat man wahrscheinlich auch unter dem Wort *mks* unseres Papyrus die Summe verschiedener solcher Zölle zu verstehen; man musste ja nicht nur an der Landesgrenze, sondern auch an den Grenzen von Ober- und Unter-Ägypten, ja auch an denen der einzelnen Nomoi Zölle zahlen.⁶³ Da die Einfuhr in den Jahren um 310, als unser Papyrus entstand, infolge der Kriegsverhältnisse wohl sehr zurückging, mögen sich die 146 Drachmen hauptsächlich wohl aus Innenzöllen zusammengesetzt haben. Selbst wenn man nur die Hälfte der bezahlten Summe (146 Drachmen) auf den 2%-gen Innenzoll rechnen würde, müsste man mit einem Warenumsatz von 3650 Drachmen rechnen. Der Wert der auf dem Papyrus aufgezählten Geschäfte ist viel weniger. Das mag wohl damit erklärt werden, dass der Papyrus nur die Vorräte und Forderungen, nicht aber alle abgeschlossenen Geschäfte aufzählt. Auf diese Weise muss man den Warenverkehr, den man auf Grund der Zölle errechnen kann, zu dem Wert der Vorräte und Forderungen addieren, um von der Handelstätigkeit von Aḫihay und Yōnāṭān in einem Jahre ein richtiges Bild zu bekommen. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, dass die Kaufleute des Papyrus ihre Tätigkeit auf Grund einer Pachtung der königlichen Monopole ausgeübt hätten. Man kann also nur an die Möglichkeit denken, dass um 310 herum diese Monopole noch nicht existierten; der Verkauf der aufgezählten Warenartikel und die Leihgeschäfte mögen damals noch frei gewesen sein.

Um aus unserem Papyrus zu schliessen, war das Wirtschaftssystem Ägyptens damals noch völlig anders als unter Ptolemaios Philadelphos. Dies Ergebnis fügt sich gut in das historische Entwicklungsbild des hellenistischen Ägyptens hinein. Ptolemaios Soter, der über Ägypten erst noch als Satrap

⁶³ Sieh MITTEIS—WILCKEN: o. c. I/1. 172, 269, I/2. 341 f.

regierte und für die Befestigung seiner Herrschaft noch kämpfen musste, vermochte das Wirtschaftssystem des Landes noch nicht wesentlich umzuändern. Dazu war nicht nur die Befestigung seiner Macht notwendig, sondern er musste dazu auch den Staatsapparat sorgfältig ausbauen, und das nahm wohl längere Zeit als ein einziges Jahrzehnt in Anspruch. Dass er dennoch von Anfang an auch gewisse wirtschaftspolitische Pläne haben musste, das ersieht man auch daraus, dass er schon vor dem Jahre 310 auch solche Münzen in den Verkehr brachte, die in das attische Währungssystem nicht hineinpassten.

Dies Bild von dem ägyptischen Wirtschaftsleben unter Ptolemaios Soter wird auf Grund einer Prüfung der einzelnen Warenartikel auf unserem Papyrus noch mit zahlreichen interessanten Zügen ergänzt. Von den landwirtschaftlichen Produkten spielt auf dem Papyrus offenbar der Weizen eine hervorragende Rolle. Besonders auffallend ist, dass *ʾḥīhay* und *Yōnāṭān* ausser dem Weizen scheinbar mit keiner anderen Getreideart noch Handel trieben. Daraus kann man erschliessen, dass die Bedeutung des Weizens als eines Warenartikels zu dieser Zeit in Ägypten besonders zunahm. Das mag in der ägyptischen Landwirtschaft eine Tatsache von grosser Bedeutung gewesen sein, denn früher spielten von den Getreidearten der Spelz und die Gerste die Hauptrolle. Wohl wurde der Weizen wahrscheinlich schon unter der persischen Herrschaft in Ägypten akklimatisiert,⁶⁴ aber damals erreichte seine Bedeutung noch lange nicht diejenige des Spelzes und der Gerste. Man ersieht dies auch daraus, dass ein aramäischer Papyrus aus Elephantine (AP Nr. 10) in einer Aufzählung von Verpfändungsobjekten nur Gerste und Spelz (*šʾrn knṭn*) aber nirgends Weizen nennt. Aus dem Text eines anderen aramäischen Papyrus des Brooklyn Museums geht auch noch hervor, dass die Mannschaft der jüdischen Garnison in Elephantine die Nahrungsration selbst im Jahre 402 noch in Spelz bekam.⁶⁵ Es ist auf der anderen Seite bekannt, dass von dem Zeitalter Alexanders des Grossen ab die Nachfrage nach Weizen in Griechenland ausserordentlich zunahm, da die Weizenproduktion der früheren Ausfuhrgebiete, Thrakien und Südrussland, infolge des Einbruchs der Kelten im Balkan bzw. der Sarmaten in Südrussland schwere Schäden erlitt.⁶⁶ So hatten die Ptolemäer ausgezeichnete Ausfuhrmöglichkeiten in Weizen, und es ist auch aus griechischen Papyri des III. Jahrhunderts bekannt, wie sehr man sich in Ägypten bemühte, um diese Situation sich zu Nutzen zu machen.⁶⁷ Das Zeugnis unseres Papyrus ist in dieser Beziehung darum so ausserordentlich wichtig, weil man daraus ersieht, dass der Weizen schon unter Ptolemaios Soter, ja schon im ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft entscheidend wichtig in der ägyptischen Landwirtschaft und Handel wurde, und seine Bedeutung diejenige der übrigen

⁶⁴ Sieh ROSTOVZJEFF: o. c. I 359.

⁶⁵ KRAELING: o. c. Nr. 11.

⁶⁶ HEICHELHEIM: o. c. 57; ROSTOVZJEFF: o. c. 360.

⁶⁷ ROSTOVZJEFF: o. c. 360 ff.

Getreidearten schon überragte. Im besten Einklang steht damit auch die Tatsache, dass sein Preis ungefähr auf die Hälfte des Höchstpreises vom J. 330 herabfiel. Man wird also die Umstellung der ägyptischen Landwirtschaft auf die Weizenproduktion, die Tatsache, die das Wirtschaftsleben und den Aussenhandel des Landes für die nächsten Jahrhunderte grundlegend bestimmte, mit grosser Wahrscheinlichkeit Ptolemaios Soter zuschreiben dürfen.

Das nächstbedeutende landwirtschaftliche Produkt nach dem Weizen ist auf unserem Papyrus das Pflanzenöl.⁶⁸ Es ist interessant zu beobachten, dass einerseits der längste Teil des Papyrus sich mit dem Verkauf des Öls beschäftigt, und andererseits an den einzelnen Posten nur verhältnismässig kleine Quantitäten des Öls genannt werden. Daraus ersieht man einerseits, wie gross die Nachfrage nach Öl war, und andererseits, wie kleine Quantitäten man von ihm wegen des hohen Preises zu kaufen gewohnt war. Leider, besitzen wir gar keine Angaben darüber, welcher Art das Öl war, das unser Papyrus erwähnt. Ein aramäischer Papyrus des Brooklyn Museums (aus dem Jahre 420) erwähnt nicht weniger als dreierlei Sorten von Öl: *mšh* '(einfaches) Öl', *mšh zyt* 'Olivenöl' und *mšh m¹/b¹/š¹ym* 'Balsamöl'.⁶⁹ Dagegen nennt das Ölmonopolgesetz aus dem Jahre 259/8 fünf Sorten von Öl: Sesamöl, Knekos-Öl, Kiki-Öl, Kolokyntos-Öl und Lampenöl, aber daneben gab es wohl auch noch Olivenöl. Sehr verschieden waren die Preise für die einzelnen Ölsorten, wie man aus dem Ölmonopolgesetz schliessen darf, wohl nicht; auch da bekommt man also keinen Stützpunkt für die Bestimmung der Ölsorte unseres Papyrus. So viel ist allerdings wahrscheinlich, dass es wohl eine bessere Ölsorte, also nicht etwa Kiki-Öl war, nachdem sie einen so hohen Preis hatte. Man dürfte evtl. an Olivenöl denken, da es unter den Geschäftsparteien zahlreiche Griechen gab, und man könnte erwarten, dass diese vor allem Olivenöl kauften. In diesem Fall mögen *Aβihay* und *Yōnāḥān* Importöl verkauft haben, denn Olivenöl wurde in Ägypten erst unter Ptolemaios Philadelphos in grösserem Ausmasse produziert. Die Tatsache allerdings, dass nach unserem Papyrus ein Metretes Öl um 310 herum 216 Drachmen kostete, zeigt, dass die Entwicklung der Ölproduktion im Vergleich zu derjenigen des Weizens viel langsamer war. Das ist darum interessant, weil nach allgemeingültiger Auffassung das Ölmonopolgesetz des Ptolemaios Philadelphos aus dem Jahre 259/8 nur eine Revision des älteren Gesetzes von Ptolemaios Soter darstellte.⁷⁰ Nun ist aber zweifellos das auf dem Papyrus aufgezeichnete Ölgeschäft nach Einführung des Ölmonopolgesetzes schwer vorstellbar. Das Olivenöl wird zwar im Ölmonopolgesetz nicht genannt, das kommt aber nur daher, dass man

⁶⁸ Der Wert des verzeichneten Weizenvorrates sowie der Weizengeschäfte beträgt 300 Drachmen, während derjenige der Ölgeschäfte ca. 80—90 Drachmen.

⁶⁹ KRAELING: o. c. Nr. 7. (Zeile 20.)

⁷⁰ Sieh MITTEIS—WILCKEN: o. c. I/1. 240; ROSTOVZJEFF: o. c. I. 302.

Olivenöl in Ägypten entweder überhaupt nicht, oder nur in so kleiner Quantität herstellte, die nicht in Betracht kam. Vom Ausland konnte man dagegen kein Olivenöl zum Verkauf einführen, da nach dem Ölmonopolgesetz das zum Verkauf eingeführte Öl beschlagnahmt und der Händler schwer bestraft werden musste (Kol. 52.). So darf man als naheliegend annehmen, dass im Jahre 310, zur Entstehungszeit unseres Papyrus Ptolemaios Soter sein Ölmonopolgesetz noch nicht erlassen hatte. Ja der ausserordentlich hohe Ölpreis auf unserem Papyrus legt auch den Gedanken nahe, dass die Organisierung der Ölproduktion weit hinter derjenigen der Weizenproduktion zurückgeblieben war. Offenbar konnte ein Ölmonopolgesetz erst dann erlassen werden, als infolge einer Organisierung und Entwicklung der Ölproduktion die Ölversorgung des Landes mindestens im grossen und ganzen schon gesichert werden konnte. Aber wie bekannt, war die Ölversorgung selbst um die Mitte des III. Jahrhunderts noch nicht völlig befriedigend; eben deswegen konnten die mit Ölverkauf beauftragten Händler auch höhere Preise als die offiziellen für das Öl verlangen. War nun der Ölpreis um 310 herum noch so hoch, so konnte das Ölmonopol frühestens wohl erst in den letzten Regierungsjahren des Ptolemaios Soter eingeführt werden.

Der Preis des dritten landwirtschaftlichen Produktes, derjenige des Weines fügt sich überhaupt nicht in jenes Bild hinein, das man auf Grund einer Prüfung des Weizen- und Ölpreises bekommt. Denn der Weinpreis ist auf unserem Papyrus im Sinne der vorgeschlagenen Ergänzungen in zwei Posten des III. Teils je nach Keramion (= 72 Kotyle) ungefähr ein $\frac{1}{2}$ Drachma, und in zwei anderen Posten $\frac{1}{80}$ Drachma, während nach Heichelheims Zusammenstellung⁷¹ auch der niedrigste Weinpreis im hellenistischen Ägypten je nach Keramion 5 Drachmen war. Möglicherweise sind die vorgeschlagenen Ergänzungen unrichtig, und man könnte vielleicht in Zeile 40. mit einem Preis von 1 Drachma, und in Zeile 41. auch noch mit einem höheren Weinpreis rechnen; es wäre auf der anderen Seite auch nicht unmöglich, dass Heichelheims Berechnungen fehlerhaft waren, als er nämlich mit dem Keramion von 36 Kotyle und nicht mit dem von 72 Kotyle rechnete; in diesem Fall müsste man in einem Teil der Fälle nur die Hälfte der von ihm angegebenen Weinpreise nehmen. Aber auch so sind noch die Preise für Wein auf unserem Papyrus unerklärlich niedrig, so dass man nur daran denken könnte, dass man hier eigentlich mit speziellen Geschäftsoperationen zu tun hat, in denen *Aḥihay* und *Yōnāṭān* für den gekauften Wein nur einen symbolischen Preis zahlten. Wahrscheinlich mag der wirkliche Weinpreis dieses Zeitalters im XII. Teil gestanden haben, wo es heisst, dass ein gewisser Nikias um 30 $\frac{1}{4}$ Drachmen Weinpreis schuldet; leider, wird aber hier die Weinquantität nicht angegeben. Man bekommt zwar auf diese Weise keine zuverlässigen Angaben über die

⁷¹ O. c. 111 f.

Weinpreise des Zeitalters, aber die Geschichte des Weinbaus in Ägypten wird dadurch doch in ein interessantes Licht gestellt. Wie bekannt, gab es ägyptische Weingärten auch schon in der Zeit vor der persischen Herrschaft, und es wurde hier auch schon damals Wein gekeltert. Auch die aramäischen Papyri aus Elephantine erwähnen den Wein als ein Getränk der dortigen Juden (AP Nr. 30, 31). Ein anderer aramäischer Papyrus erwähnt auch zwei verschiedene Weinsorten, den «ägyptischen Wein» (*hmr msryn*) und den «sidonischen Wein» (*hmr sydn*, AP Nr. 72). Aber es unterliegt doch keinem Zweifel, dass eine grössere Entwicklung des Weinbaus und seine Erhebung auf ein höheres Niveau erst im hellenistischen Zeitalter unter den Ptolemäern erfolgte. Auf Grund griechischer Papyri aus dem III. Jahrhundert kam man zu der Meinung, dass dies der Tätigkeit griechischer Ansiedler und Grundbesitzer zuzuschreiben sei. Nun geht es aus unserem Papyrus zweifellos hervor, dass an dieser Arbeit auch die in Ägypten angesiedelten, oder vielleicht noch mehr die unter Ptolemaios Soter eingewanderten Juden ihren Anteil hatten; diese hatten auch schon früher in Palästina einen entwickelten Weinbau, und so hatten sie auf diesem Gebiete reiche Erfahrungen. Trifft unsere Erklärung der Ortsnamen zu, so gab es auch an zwei verschiedenen Orten, in Mydāl und Thmuis, jüdische Weinbauer. Wahrscheinlich wird man in diesen neue Ansiedler erblicken müssen, denn sonst hat man in dem übrigens reichhaltigen aramäischen Papyrusmaterial keine Spuren davon, dass die Juden, die schon unter der persischen Herrschaft in Ägypten anwesend waren, Weinbau betrieben hätten.

Unter den Warenartikeln des Papyrus sind die Produkte des Textilgewerbes überraschend reichhaltig vertreten. Das ist wohl kein Zufall. Lein-Produktion und Bearbeitung waren in Ägypten auch früher schon hochentwickelt, und das feine Leingewebe war einer der wichtigsten ägyptischen Ausfuhrartikel. Lein-Produktion und Bearbeitung und Verkauf von Leingewebe waren unter den Ptolemäern ebenfalls königliche Monopole.⁷² Aber nach dem Zeugnis unseres Papyrus war der Verkauf des Leingewebes um 310 herum noch frei. Es besteht aber doch kein Zweifel darüber, dass das Leinbearbeitungsgewerbe in Ägypten schon zu dieser Zeit so hochentwickelt war, dass seine Umorganisation in ein staatliches bzw. königliches Monopol am schnellsten erfolgen konnte. Was das Wollenbearbeitungsgewerbe betrifft, war Rostovtzeff der Meinung, dass dies vor allem die Ansprüche der Griechen zu befriedigen berufen war, und dass das Wollengewerbe im Grunde eine Hausindustrie der Griechen gewesen sei.⁷³ Man wird diese Ansicht auf Grund unseres Papyrus einigermassen ändern müssen, denn man sieht, dass die Wollenartikel auch im Kreise der semitischen Bevölkerung Ägyptens gesucht waren. Ja es ist

⁷² Sieh MITTEIS—WILCKEN: o. c. I/1. 245 f.; ROSTOVITZEFF: o. c. 305 f.

⁷³ ROSTOVITZEFF: o. c. 307 f.

sogar wahrscheinlich, dass das Purpurgewebe und der purpurblaue Faden gerade durch dieses Bevölkerungselement gebraucht, gefertigt oder aus Phönicien und Syrien importiert wurde. Man weiss auf Grund der aramäischen Papyri aus Elephantine, dass im allgemeinen gerade die Wollenkleider (*lbš zy kmr*) das wertvollste und kostbarste in der Brautmitgift waren; am Anfang der Aufzählung der Mitgift wurden zuerst meistens die Wollenkleider genannt, die 1 karš (= 20 Drachmen) oder auch 1 karš 2 šekel (= 24 Drachmen) wert waren.⁷⁴ Offenbar war also die Wollenbearbeitung im Kreise jener semitischen Bevölkerung Ägyptens, die aus Vorderasien übersiedelte, mindestens ebenso bedeutend, wie bei den Griechen, und sehr wahrscheinlich wurden die feineren Erzeugnisse, wie das Purpurgewebe, in ihren Werkstätten mit alter technologischer Erfahrung und Überlieferung hergestellt.

Sehr bedeutend sind unter den Warenartikeln des Papyrus auch die Erzeugnisse der Metall- und Goldschmiedekunst. Auch das hängt wohl damit zusammen, dass auch dieser Gewerbezug alte Traditionen in Ägypten besass, und auch schon in der Zeit vor der persischen Herrschaft hochentwickelt war. In den Eheverträgen der Juden von Elephantine spielt die Aufzählung der als Mitgift mitgegebenen Bronzegefässe (*m'ny nhš*) eine grosse Rolle; auch in den Verpfändungsoperationen waren die bronzenen und eisernen Gefässe (*m'n nhš wprzl*) kostbare Objekte.⁷⁵ Der Entwicklungszustand dieses Gewerbes und die Nachfrage nach diesen Erzeugnissen der Metallkunst spiegelt sich in den metallenen Warenartikeln des Papyrus, in den Halsschmucken, silbernen Gefässen, Silberteffillā, grossen Metallgefässen, in Schüsseln und bronzenen Pflügen wider. Man findet eine gute Illustration zu unserem Papyrus in dieser Beziehung in dem Hortfund von Tuh el Karmus aus dem ersten Viertel des III. Jahrhunderts, in dem neben Silber- und Goldgegenständen griechischen und greco-iranischen Stils auch ein ägyptischer Goldhalsschmuck mit Edelsteineinlagen und ein Silbergefäss ägyptischen Stils zum Vorschein kam; das letztere ist eine ägyptische Nachahmung der megarischen Schale.⁷⁶

Von den Aromata erwähnt unser Papyrus den Zimmet und die wohlriechende Räucherware; beide sind arabische Produkte, die nach Ägypten wohl als Import eingeführt wurden. Unter den Ptolemäern bildeten die Gewürze und Riechwaren königliche Monopole.⁷⁷ Zur Entstehungszeit unseres Papyrus kann auch dies Monopol noch nicht bestanden haben. Es ist interessant zu beobachten, dass der Kreis der Aromata auf unserem Papyrus ziemlich eng ist. Auch das ist wohl kein Zufall. Der Gewürz- und Riechwarenhandel bot so ausgezeichnete Möglichkeiten, dass Aḫihay und Yōnābān, deren Handeltätigkeit sich auf das ganze Wirtschaftsleben Ägyptens erstreckte, wohl auch

⁷⁴ SICH KRAELING: o. c. Nr. 2 und 7.

⁷⁵ KRAELING: o. c. Nr. 7 und 11.

⁷⁶ Vgl. ROSTOWTZEFF: o. c. I. 390 und Taf. XLVII.

⁷⁷ MITTEIS—WILCKEN: o. c. I/1. 249; ROSTOWTZEFF: o. c. I 313.

diese Möglichkeit nicht unausgenutzt gelassen hätten. So kann man nur daran denken, dass der Aromata-Import in diesen Jahren wohl stark zurückgegangen war, und dass dies auch in unserem Papyrus widerspiegelt wird. Das erklärt sich wohl auch damit, dass der Krieg des Ptolemaios mit Antigonos in diesen Jahren (Schlacht von Gaza i. J. 312!) den Handel mit Arabien ausserordentlich erschwerte. Andererseits ist es auch nicht zu vergessen, dass der ägyptische Handel mit Arabien und über Arabien erst dann einen grösseren Aufschwung nehmen konnte, als die Ptolemäer im sicheren Besitze Phoinikiens und Palästinas ihre Beziehungen zu den Nabatäern, dem Stamme der den arabischen Handelsweg überwachte, zu ordnen vermochten.⁷⁸ Erst dem Philadelphos ist es gelungen dies Problem endgültig zu lösen, und auch Ptolemaios Soter wird die ersten Schritte in diese Richtung nicht vor 311 gemacht haben. Darum ist es verständlich, dass zur Entstehungszeit unseres Papyrus der Kreis des Aromatahandels in Ägypten noch ziemlich eng war.

Besonders beachtenswert ist auf unserem Papyrus die grosse Rolle der Transportmittel. Jene insgesamt 40 Esel, 6 Eselsättel, 5 Zugtiere und Wassertrog, die in den verschiedenen Posten genannt werden, machen die Ausrüstung einer kleineren Karawane aus. Es ist bekannt, wie wichtig das Problem des Transportes für den Staat der Ptolemäer war.⁷⁹ Die staatliche Organisation der meisten Zweige der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion stellte mächtige Aufgaben für den Transport. Aber dies Problem mag in dieser Form zur Entstehungszeit unseres Papyrus, wo das königliche Monopolsystem noch nicht ausgebaut war, kaum bestanden haben. Spielte also nach dem Zeugnis unseres Papyrus der Verkehr der Transportmittel schon in diesen Jahre eine so wichtige Rolle im Handelsleben, so muss auch ein anderer Grund dafür bestanden haben. Am wahrscheinlichsten wäre die Annahme, dass diese Erscheinung mit dem Krieg zwischen Ptolemaios und Antigonos zusammenhängt. Zu Kriegszeiten beanspruchten die Truppenbewegungen, Verpflegung und Nachschub immer viele Verkehrsmittel. So ist es verständlich, dass in diesen Jahren auch die Nachfrage nach Transportmitteln höher stieg, und darum nahm ihre Bedeutung auch im Handelsleben zu.

Wie man sieht, entfaltet sich aus Art und Verteilung der verschiedenen Warenartikel des Papyrus sowie aus ihren Preisen in grossen Zügen ein Bild von dem Wirtschaftsleben des damaligen Ägyptens. Aber ausserdem stellt unser Papyrus auch noch einige interessante rechtsgeschichtliche und verwaltungsgeschichtliche Probleme. Es gibt zwei Ausdrücke im Text des Papyrus zur Bezeichnung der aufgezählten Handelsgeschäfte. Die Urkunde heisst im Zusammenhang mit den grösseren Leihgeschäften *štr*, während im Zusammenhang mit kleineren Geschäftsangelegenheiten auch zweimal das Wort *pn*

⁷⁸ Sieh ROSTOVTZEFF: o. c. 387 f.

⁷⁹ Vgl. darüber die Bemerkungen von ROSTOVTZEFF: o. c. 314 f.

gebraucht wird. Von den beiden Ausdrücken bezeichnet das Wort *štr* zweifellos schriftliche Urkunde; dagegen könnte das Wort '*pn*' die Bezeichnung des mündlichen Abkommens sein. In diesem Fall zeugte unser Papyrus von zwei Arten der Verträge: von dem schriftlichen Vertrag und von dem mündlichen Abkommen. Man weiss, dass diese beiden Arten des Vertrags auch im ägyptischen Recht bekannt waren; auch in ptolemäischen Zeiten galt noch jene Verfügung des Gesetzbuches von Bokerhoris, die eine Eidesformel für den Fall vorschrieb, wenn eine auf Grund mündlicher Vereinbarung gewährte Anleihe abgeleugnet wird.⁸⁰ Man begegnet denselben beiden Arten der Verträge auch in der griechischen Rechtspraxis Ägyptens.⁸¹ Aber zweifellos gibt es auch eine andere Erklärungsmöglichkeit für das Nebeneinander der Ausdrücke *štr* und '*pn*'. Diese beiden Ausdrücke entsprechen nämlich semasiologisch ('geschriebene Urkunde' — 'Vereinbarung') genau jenen beiden anderen Ausdrücken, die in den griechischen Papyri für Verträge gebraucht werden: *συγγραφή* und *ὁμολογία*. Es ist zwar in der wissenschaftlichen Literatur noch lange nicht eindeutig geklärt worden,⁸² wie man den terminologischen Gebrauch dieser Ausdrücke zu beurteilen habe, aber als Homologien gelten auf alle Fälle jene Verträge, die mit dem Zeitwort *ὁμολογεῖ* eingeführt werden. Während dieser Typus der Verträge den ganzen Text nur von dem Standpunkt des einen Partners aus formuliert, kommt in dem anderen Typus der Verträge, von dem dies Wort fehlt, die rechtliche Tätigkeit beider Partner zum Ausdruck. Man könnte also evtl. auch daran denken, dass die *štr* genannten Verträge dem letzteren, die mit '*pn*' bezeichneten dem ersteren Typus entsprechen sollten. Es liesse sich nur auf Grund eines neueren Quellenmaterials entscheiden, welche Erklärung zutrifft.

In diesem Zusammenhang könnte auch die Frage gestellt werden, zu welchem Typus der Urkunden eigentlich unser Papyrus gehört. Wie darauf schon hingewiesen wurde, kann dieser Papyrus nicht als eine Rechenschaftsablage gelten, da in ihm nirgends eine Summierung vorkommt. Die Aufzeichnungen des Nebuchelos boten zwar treffende Parallelen zu einzelnen Teilen unseres Schriftstückes, aber es besteht doch kein Zweifel darüber, dass im ganzen unsere Urkunde dennoch völlig anders ist, als die system- und zusammenhanglosen Wandinschriften des Kaufmanns von Dura. Unser Papyrus fixiert aller Wahrscheinlichkeit nach die materielle Lage eines Kaufmannes in einem bestimmten Jahr. Es werden gruppenweise je nach Geschäftsarten die Forderungen zusammengestellt, nach Warenartikeln die Vorräte, und es wird die Summe für den bezahlten Zoll angegeben. Natürlich ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dass diese Aufzeichnung für Privatzwecke zusam-

⁸⁰ Sieh R. TAUBENSCHLAG: *The Law of Greco-Roman Egypt in the Light of the Papyri* 332 B. C. — 640 A. D. Warszawa 1955. 301.

⁸¹ TAUBENSCHLAG: o. c. 302.

⁸² Vgl. MITTEIS — WILCKEN: o. c. II/1. 72 ff.; TAUBENSCHLAG: o. c. 293 ff.

mengestellt wurde ; aber man muss doch auch in Betracht ziehen, dass dies Schriftstück nach seiner Art genau einem der wichtigsten Urkundentypus des hellenistischen Ägyptens, der ἀπογραφὴ entspricht. Es blieben aus dem III. Jahrhundert zahlreiche solche Urkunden erhalten, ja es wird in einer Verordnung des Ptolemaios Philadelphos (Rev.-P. 36. col.) auch das Einreichen solcher Schriftstücke genau geregelt. Die Apographen waren Vermögensbekenntnisse, die die Ägypter jährlich einreichen mussten, und die für die Behörden die Steuerbemessungen ermöglichten.⁸³ Die erhaltenen Vermögensbekenntnisse über Mobilien erstrecken sich auf Getreidevorräte, Viehbestand und auf andere Mobilien z. B. Hacken, Unterwäsche, Kisten und Körbe.⁸⁴ Nach Inhalt und Art erinnert unser Papyrus sehr an diese Urkunden. Es fragt sich nur, ob ein solches Vermögensbekenntnis in aramäischer Sprache bei den Behörden des Ptolemaios Soter eingereicht werden konnte? Diese Frage liesse sich mit Bestimmtheit sehr schwer beantworten. Diese Art des Vermögensbekenntnisses existierte in Ägypten auch schon vor der Zeit der persischen Eroberung, und darum ist die Annahme von Wilcken wohl gar nicht unwahrscheinlich, dass die Ptolemäer diese alte Institution nur übernahmen.⁸⁵ Allerdings müsste man in diesem Falle auch annehmen, dass dieselbe Art des Vermögensbekenntnisses auch unter Ptolemaios Soter und unter der persischen Herrschaft in Gebrauch war. Man kann diese Annahme mit konkreten Zeugnissen einstweilen nicht unterstützen, dürfte man aber unseren Papyrus für ein solches Vermögensbekenntnis halten, so liesse sich die Lücke vom Ende des VI. Jahrhunderts bis zur Mitte des III. Jahrhunderts einigermaßen überbrücken. Zur Zeit der persischen Herrschaft war die offizielle Kanzleisprache das Aramäische, und so darf man allerdings als sicher annehmen, dass mindestens die aramäisch sprechende Bevölkerung Ägyptens das Steuerbekenntnis aramäisch leistete. Es ist überhaupt nicht ausgeschlossen, dass die Makedonen nach Ägyptens Eroberung übergangsweise auch den aramäischen Kanzleiapparat für die Staatsverwaltung benutzten, und den entsprechenden griechischen Apparat erst stufenweise ausbauten ; auch die griechische Amtssprache hätte man dementsprechend erst später eingeführt. So hätte man zur Entstehungszeit des Papyrus, zwanzig Jahre nach der makedonischen Eroberung, in der Staatsverwaltung stellenweise noch die aramäische Sprache benutzt. Es wäre also nicht unmöglich, dass unser Papyrus für die Zwecke eines offiziellen Vermögensbekenntnisses verfertigt wäre ; so wäre er für uns ein interessantes Zeugnis vom Ausbau der ptolemäischen Staatsverwaltung.⁸⁶

⁸³ Sieh MITTEIS—WILCKEN : o. c. I/1. 173 ff.

⁸⁴ MITTEIS—WILCKEN : o. c. I/2. 231 f., 280 f. (Nr. 198, 241, 242, 243, 244).

⁸⁵ O. c. 174.

⁸⁶ Es wäre auch möglich — obwohl es nicht sehr wahrscheinlich ist —, dass unser Papyrus nur ein Konzept darstellte, das später auf griechisch übersetzt bei den Behörden eingereicht wäre.

IV

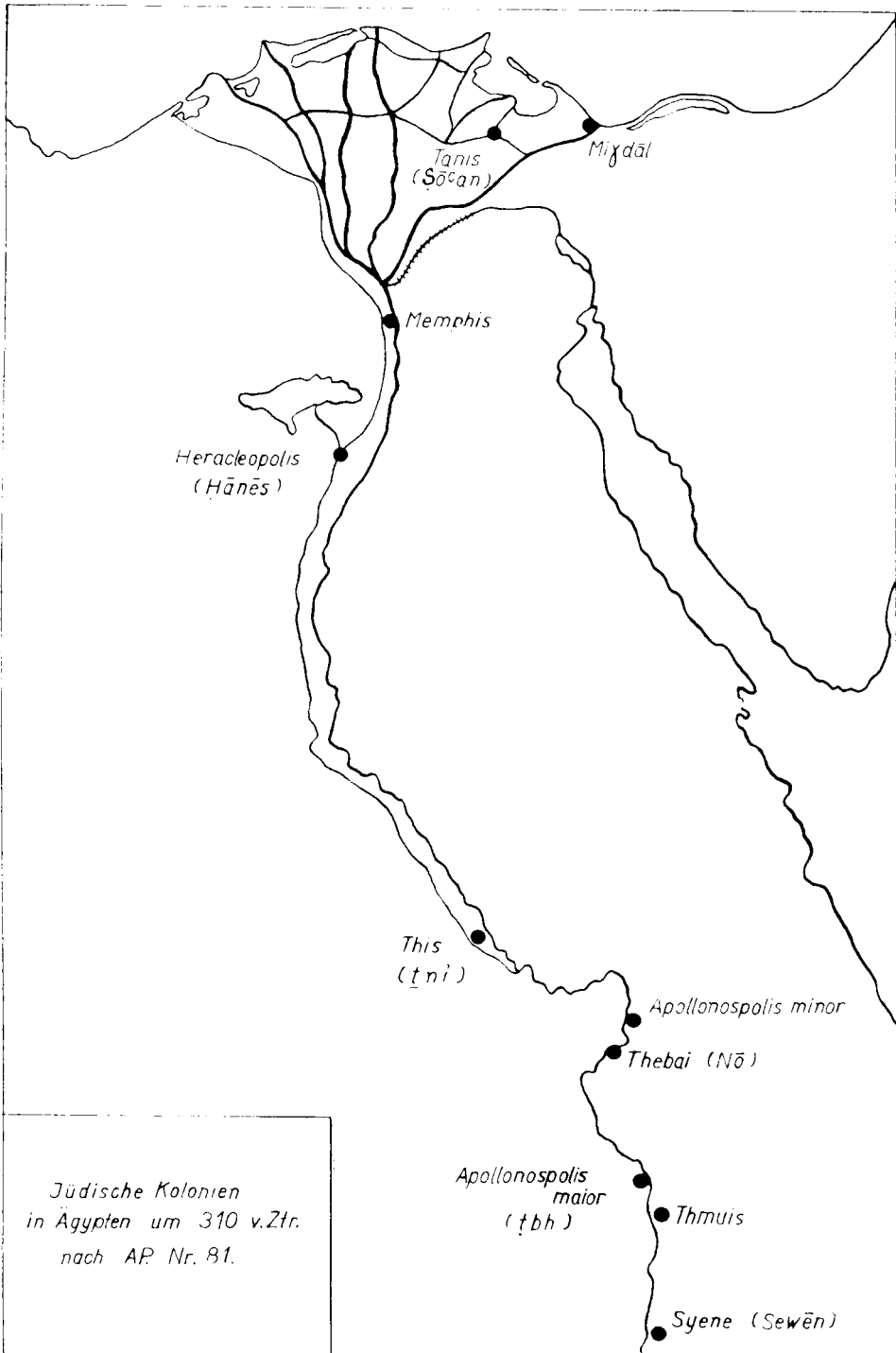
Auch die Geschichte der Juden in Ägypten wird durch unseren Papyrus in ein interessantes Licht gestellt. Im hellenistischen Zeitalter lebten zahlreiche Juden in Ägypten, und sie spielten, als wichtigstes Bevölkerungselement neben den Ägyptern und Griechen, eine wichtige Rolle im Leben des Landes. Ihre Einwanderung nach Ägypten begann noch lange vor der persischen Eroberung; man besitzt auch bedeutendes Quellenmaterial für die Geschichte der Juden in Ägypten im hellenistischen Zeitalter; aber man hat für die Zeit vor der persischen Eroberung nur die Angaben der Bibel, und für die Zeit der persischen Herrschaft selbst die aramäischen Papyri aus Elephantine.⁸⁷ Leider hören diese Papyri aus Elephantine in der Zeit um 400 herum völlig auf, und von dieser Zeit ab ist die Geschichte des Judentums in Ägypten bis zur Mitte des III. Jahrhunderts ziemlich in Dunkel gehüllt.⁸⁸ Jetzt lässt sich diese historische Lücke mit den Angaben unseres Papyrus einigermaßen überbrücken.

Unser Papyrus erwähnt Juden in Thmuis, Miḏdāl und Sewēn; da jedoch die meisten Geschäftspartner Juden waren, müssen wohl auch dort überall Juden gelebt haben, wo der Fertigsteller unseres Papyrus geschäftliche Beziehungen hatte. So darf man auf Grund dieses Papyrus mit jüdischen Einwohnern wohl auch noch in den folgenden Städten rechnen: Tanis (Sōʿan), Memphis, Hānēs (Heracleopolis), This, Thebai und Apollonopolis Maior. Wohl sind von diesen Namen Tanis und Thebai nur vermutungsweise im Text ergänzt, aber Tanis wird infolge seines engen Zusammenhangs mit Heracleopolis sehr wahrscheinlich gemacht, während die Anwesenheit von Juden in Thebai auch schon durch die Papyri aus Elephantine (AP Nr. 34) gesichert wird. Zu diesen käme noch der Wohnort des Fertigstellers des Papyrus; dieser liesse sich — wenn die Angaben über den Fundort des Papyrus authentisch wären — mit Apollonopolis Minor (Kūs) gleichsetzen. Es ist nun interessant zu beobachten, dass die Mehrheit dieser Städte mit jenen jüdischen Kolonien übereinstimmt, die auch Yiremyāhū aus seiner Zeit (626—587) erwähnt⁸⁹ (XLIV 1): *hadāḇār āšer-hāyā ʿel-yirʾmyāhū ʿel kāl-hayyʾhūdīm hayyōšʾḇīm bʾeres mišrāyim hayyōšʾḇīm bʾmiḏdāl ūbʾtaḥpanḥēs ūbʾnōḡ ūbʾeres paḥrōs* . . . «Die Ankündigung, die erfolgte für Yiremyāhū in Bezug auf alle Judäer die in Ägyptens Lande wohnen, die wohnen in Miḏdāl und Taḥpanḥēs und Nōḡ und in Paḥrōs' Lande . . .» Von den aufgezählten Orten kommen Miḏdāl und Memphis auch im Papyrus vor, während Paḥrōs (= Ober-Ägypten) durch die Städte This, Thebai, Apollonopolis Maior, Thmuis und Sewēn vertreten wird.

⁸⁷ Über die Geschichte des Judentums in Ägypten sich TAUBENSCHLAGS bibliographische Zusammenstellung: o. c. 11.

⁸⁸ Vgl. KRAELING: o. c. 118 f.

⁸⁹ Über Person und Zeitalter des Propheten sich O. EISSFELDT: Einleitung in das Alte Testament.² Tübingen 1956. 420 ff.



Die hier nicht genannten Tanis und Heracleopolis Magna werden durch Yeša'yāh (XXX 4) als Städte erwähnt, in welche die nach Ägypten geflüchteten Juden kamen. Diese auffallende Übereinstimmung der Ortsnamen unseres Papyrus mit den Angaben der Bibel unterstützt einerseits die historische Authentizität dieser Stellen beider Propheten, und weist andererseits auch darauf hin, dass man an allen diesen Stellen mit einer gewissen Kontinuität der jüdischen Ansiedlungen rechnen muss.

Es ist also sehr wahrscheinlich, dass die Juden von Elephantine, als ihr Leben dort unmöglich wurde, sich leicht den jüdischen Kolonien der naheliegenden Städte anschliessen konnten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die Juden auch dann noch weiter in Sewēn bleiben konnten, nachdem sie die Insel Elephantine nach 400 verlassen mussten. Der Fertigsteller unseres Papyrus hatte geschäftliche Beziehungen auch mit Juden in Sewēn. Es ist nun interessant zu beobachten, dass nach einem Papyrus des Brooklyn Museums ein Mitglied der jüdischen Garnison von Elephantine Güter sowohl in Elephantine als auch in Sewēn besass.⁹⁰ Das war wohl keine alleinstehende Erscheinung, und so ist es naheliegend daran zu denken, dass ein Teil der Juden von Elephantine nach 400 wohl nach Sewēn hinüberzog und auch bis zum Zeitalter unseres Papyrus da blieb.

Der Papyrus erwähnt auch zwei Priester: Yōhānān und Šelemyāh, und er gibt als Wohnort des letzteren Thmuis an. Das ist deswegen wichtig, weil es für die Forschung seit langem schon ein Problem war, wo jener Tempel gewesen sein mag, den man nach einer Stelle des Yeša'yāh (XIX 19) annehmen musste.⁹¹ Jetzt dürfte man auf Grund des Papyrus vermuten, dass der Tempel, worauf Yeša'yāh (übrigens wahrscheinlich nur eine späte Interpolation eben aus dem Zeitalter des Ptolemaios Soter⁹²) Bezug nimmt, in Thmuis gewesen sein mag.

Der Fertigsteller unseres Papyrus war offenbar ein wohlhabender Kaufmann, dessen Geschäfte sich auf das ganze Gebiet des ägyptischen Wirtschaftslebens erstreckten. Man darf in ihm schon jenen Typus des hellenistischen Judentums erblicken, der später unter den Ptolemäern eine so wichtige Rolle in Ägyptens Wirtschaftsleben spielte. Auch die meisten übrigen genannten Juden des Papyrus mögen, um nach dem Ausmasse der abgeschlossenen Geschäfte zu urteilen, ziemlich wohlhabende Personen gewesen sein. Wie man sah, beschäftigten sich einige von diesen auch mit Weinbau, und darum dürfte man wohl daran denken, dass sie neuere Einwanderer waren.

Allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass unter den Ptolemäern zahlreiche Juden nach Ägypten einwanderten. Auch unser Papyrus enthält darauf bezügliche Hinweise. Wie schon hervorgehoben, erscheinen im Text des Papy-

⁹⁰ KRAELING : O. C. Nr. 11.

⁹¹ Sieh KRAELING : O. C. 117 f.

⁹² KRAELING : O. C. 119.

rus solche neue Ausdrücke, die es in der Sprache der Papyri aus Elephantine noch nicht gab. Solche sind die Worte : *štr*, *zwz*, *grb* und *wzyk*. Es kann sich bei diesen Worten um keine Zufälligkeiten handeln, denn dieselben Worte müssten aus sachlichem Gesichtspunkte eigentlich auch schon in den Urkunden aus Elephantine vorkommen, wenn sie schon damals bekannt gewesen wären. Aber von diesen vier Worten sind zwei als babylonische und zwei als altpersische Lehnwörter im Aramäischen zu betrachten. Wahrscheinlich wurden diese nicht erst in Ägypten, sondern schon in Mesopotamien ins Aramäische übernommen; von dorthier mögen die eingewanderten Juden diese neuen Termini des Wirtschaftslebens mitgenommen haben.

V

Derselbe Papyrus bereicherte unser Wissen auch über den altiranischen Wortschatz mit zwei neuen Angaben. Von diesen war das eine Wort **vazyaka-* aus den iranischen Sprachen bisher überhaupt nicht bekannt; dagegen sind die Fortsetzungen des Wortes **graβi-* oder **graβya-* aus den mittelperischen Sprachen belegt. Die Übernahme dieses altpersischen Wortes ins Aramäische ermöglicht jetzt ein bisher ungeklärtes Problem der parthischen Sprachdenkmäler zu lösen.

Den Schlüssel zur Deutung der parthischen Ostraka aus Dura ergibt das zweite Wort in Zeile 1. bzw. 11. zweier grösserer Ostraka (O. Yale Inv. 4 und 5); Altheim las dies Wort als > XX bzw. als > III; Henning bestimmte den ersten Buchstaben davon als G, ohne das Wort selbst identifizieren zu können. Ich schlug für dieses Wort die Lesung *grbn* vor, und ich setzte es dem Wort *gryw* 'modius' in der KZ Inschrift von Šāhpuhr gleich. Von diesem Wort ausgehend liessen sich diese Ostraka als Getreideeinlieferungsaufzeichnungen bestimmen, die aus der Zeit der persischen Besetzung von Dura entstammen.⁹³

Diese Erklärung des Wortes *grbn* hat jedoch gewisse lautgeschichtliche bzw. paläographische Schwierigkeiten. Es fällt vor allem auf, dass das Wort *gryw* auf dem Ostrakon, das mit der KZ Inschrift von Šāhpuhr ungefähr gleichaltrig ist, in einer so altertümlichen Orthographie erscheint, und ausserdem seine Schreibung auch so noch von der Form **gryb*, die im Parthischen zu erwarten wäre, abweichend ist. Man muss zwar zugeben, dass die beiden orthographischen Eigentümlichkeiten nicht alleinstehend sind,⁹⁴ aber beruhigend sind die beiden Abweichungen von der zu erwartenden Orthographie innerhalb desselben Wortes doch nicht. Es sah zwar so aus, als ob das eine Ostrakon (O. Yale Inv. 5) das fragliche Wort in der zu erwartenden Form *grybn* ja evtl. *grywn* enthielte. Aber inzwischen erhielt ich infolge einer Freund-

⁹³ Sieh J. HARMATTA : AntTan 3 (1956) 121 ff. und Acta Ant. Hung. 6 (1958) 97 ff.

⁹⁴ Sieh a. a. O.

lichkeit von C. B. Welles gute Photos von den Ostraka, und ich konnte feststellen, dass die richtige Lesung des Wortes auf diesem Ostrakon nicht *grybn/grywn*, sondern *grbyn* heisst. Die ersten drei Buchstaben stimmen nämlich genau mit den ersten drei Buchstaben desselben Wortes auf dem anderen Ostrakon (O. Yale Inv. 4) überein. Danach folgt jedoch an dem behandelten Ostrakon ein gut entnehmbares *y*, und dann die wohlbekannte nach links gezogene Gestalt des *n* am Wortende.

Aber diese Schwierigkeiten mit dem Wort *grbn*, *grbyn* lösen sich leicht, wenn man annimmt, dass man es hier eigentlich nicht mit einem parthischen Wort, sondern mit einem Ideogramm zu tun hat. Jetzt, nachdem man das Wort *grb*, als eine altpersische Entlehnung, auf dem aramäischen Papyrus wiederfand, bietet diese Auffassung gar keine Schwierigkeiten. Es ist nahelegend anzunehmen, dass dies Wort in der aramäischen Kanzleisprache des altpersischen Reiches eingewurzelt war, und von hieraus zusammen mit den Namen anderer Masseinheiten (vgl. das Hohlmass *HWPN*) in den aramäischen Sprachgebrauch der parthischen Kanzleien, und dann in den Ideogrammschatz der Pahlavīy-Schriftlichkeit übernommen wurde.

So begegnet man auf den parthischen Ostraka aus Dura dem Ideogramm *GRBN*, *GRBYN*. Es ist beachtenswert, dass während die parthischen Schreiber in Dura dieses Ideogramm benutzten, dasselbe in der KZ Inschrift von Šāhpuhr schon durch das phonetisch geschriebene parthische Wort *gryw* ersetzt wurde. Diese Erscheinung ist parallel damit, dass auch das Ideogramm *KDM* der Pahlavīy-Schriftlichkeit bisher nur von dem parthischen Pergament aus Dura bekannt ist, während die königlichen Inschriften dafür schon das parthische Wort *aḫar* benutzen. Es scheint, dass die parthischen Schreiber in Dura im Gebrauch der Ideogramme wesentlich konservativer (oder was die Entwicklung der Pahlavīy-Schriftlichkeit betrifft: zurückgebliebener) als ihre Kollegen im königlichen Hofe waren.

Die richtige Lesung der 1. Zeile des parthischen Ostrakons von Dura O. Yale Inv. 4 heisst also:

ḥmky GRBN X IIII

Das Photo, das mir Welles zur Verfügung stellte, ermöglicht die Berichtigung mehrerer Lesungen im Text des Ostrakons O. Yale Inv. 5; darum lasse ich hier die Lesung des vollständigen Textes wieder abdrucken:

Zeile 1. 𐭠𐭡𐭣𐭥 *mtry tyrgysn* 𐭠𐭣𐭥 *I*
 𐭠𐭣𐭥𐭠𐭥 *gnz*𐭠𐭣𐭥 *G I*
 𐭠𐭣𐭥𐭠𐭥 *kʾr*𐭠𐭣𐭥𐭠𐭥 *yk*𐭥 *G I tyrk*
 𐭠𐭣𐭥𐭠𐭥 *G I pʾrk G I*

Zeile 5. *trytwn mtrkn G I*
 𐭠𐭣𐭥𐭠𐭥 *pryptkn G I*

ʿwʿrud psʿnʿyk G I ʿrthšʿr
 yzʿptkn G III nryšw
 wrtrgnptkn G I nyšʿr

Zeile 10. mʿstnʿ G I

hmkʿy GRBYN X III

Kommentar :

Man könnte im Namen *tyrgysn* anstatt von *gy* auch *bz* lesen, da jedoch der nächste Buchstabe deutlich ein *s* ist, wird die Lesung *tyrbzw* nicht möglich. Die Lesung *tyrgysn* liesse sich als Patronymikon *Tīrgēsān* aus dem Namen *Tīrgēs* deuten. Das erste Element davon könnte der Gottesname *Tīr*, und das zweite das Wort *gēs* 'Haar, Haarlocke' sein. Der ganze Name hiesse also : 'wie der Gott Tīr ähnliche Haare habend'. Semasiologisch liesse sich der Name mit *Tiribazos* (**Tīribāzu*) vergleichen ; der letztere heisst : 'wie der Gott Tīr ähnlichen Arm habend'.

Man kann die Lesung *hwrk* als *Xvarray* oder *Xvaray* deuten. Im ersteren Fall könnte man an einen Namen denken, der aus dem Wort *xvarr* 'herrscherlicher Glanz', und im zweiten Fall an einen anderen, der aus dem Wort *xvar* 'Sonne' gebildet wurde. Derselbe Name kommt als Patronymikon *hwrkn* in der KZ Inschrift von Šāhpuhr unter den Vornehmen von *Pāḅay* vor. Das ist wieder ein Berührungspunkt mit dem Namensmaterial der *Res gestae Divi Saporis*. An einen Zusammenhang der Personen kann man in diesem Fall nicht denken.

Der dritte neue Name *nyšʿr* lässt sich am wahrscheinlichsten als *Nēžihr* deuten. Diese Namensform lässt sich auf *Nēv-ēihr* zurückführen ; er heisst also : 'von guter Abstammung, aus gutem Geschlecht entstammend'. Auffallend ist das Fehlen des *v* in diesem Namen. Aber der parthische Name *Νηφαζαρ* in Dura bezeugt, dass der Laut *v* in solcher Stellung mindestens in einem Teil des parthischen Sprachgebietes im III. Jahrhundert schon verschwand.

Die Übersetzung des Ostrakon-Textes heisst :

«Von Mihr, dem Sohne des Tīrgēs I grēv ;
 Von Apsā, dem Schatzmeister I grēv ;
 Von Xvarray, dem Sohne des Kirdēr I grēv ; von Tīray
 dem Sohne des Bēltūšā I grēv ; Von Pāray I grēv ;
 Von Hrēdon, dem Sohne des Mihray I grēv ;
 Von Ardayšahr, dem Sohne des Friyaβīd I grēv ;
 Von Vorōd, dem Leibgardisten I grēv ; von Ardayšahr,
 dem Sohne des Yazdbād 3 grēv ; von Narisaf,
 dem Sohne des Varhraynbād I grēv ; von Nēžihr,
 dem Sohne des Māšt I grēv ;
 insgesamt 13 grēv (Getreide).»

LE CHRISTIANISME ET L'ÉVOLUTION DES SENTIMENTS FAMILIAUX DANS LES LETTRES PRIVÉES SUR PAPYRUS

I

Parmi les papyrus grecs trouvés en Egypte et qui couvrent une période de près d'un millénaire — de la conquête d'Alexandre à celle des Arabes — les lettres privées constituent un groupe important. Elles sont une source d'information sociologique unique au monde : à aucune époque de l'Histoire nous n'avons une telle abondance de documents aussi intimes, de provenances variées, émanés de tous les milieux sociaux. Outre les précisions qu'elles fournissent accidentellement sur les questions les plus diverses (droit, administration, histoire, topographie etc.), elles nous apportent un témoignage direct, pur de tout parti-pris d'historien, de tout enjolivement littéraire, sur les préoccupations et les sentiments d'un peuple de l'Antiquité. Elles ont de plus l'intérêt de nous renseigner sur les classes les plus défavorisées, à propos desquelles nous n'avons en général que des indications déformées, en particulier par les comédies dont le principe même est de grossir les ridicules ; en effet la majorité des papyrus qui se sont conservés proviennent des régions situées en bordure du désert où le sable sec les a préservés, alors que ceux des villes ont été pourris par l'humidité ou détruits lors des guerres et des invasions. C'est pourquoi nous avons tant de lettres écrites par de petits paysans souvent incultes, des ouvriers agricoles, des artisans de village. Comme nous disposons en même temps d'autres documents (papyrus administratifs ou juridiques, versements d'impôt, comptes, recensements, pétitions etc.) il est particulièrement intéressant d'étudier dans quelle mesure les conditions de vie ont influencé l'évolution des sentiments exprimés dans les lettres. Ainsi, le type d'exploitation le plus répandu étant l'exploitation familiale — que la « βασιλική γή » soit directement concédée au petit paysan ou que celui-ci soit fermier dans un grand domaine — la solidarité entre les membres de la famille est très fortement ressentie ; leurs intérêts, leurs difficultés et leurs malheurs face à l'Administration et au fise sont toujours communs. Cette cohésion imposée par les conditions économiques est encore resserrée par le Droit : la coutume des mariages consanguins (sans avoir jamais été très répandue il est vrai) n'a pas cessé sous la domination des Grecs qui l'ont adoptée ; le père, même avant l'introduction par les Romains

de la «*patria potestas*», a, sur ses enfants, des droits assez importants pour influencer leurs sentiments envers lui, etc. La famille est à la fois la cellule fondamentale du point de vue économique et le centre de la vie sociale : les liens entre parents ne sont pas seulement ceux du sang, ils sont ceux de la nécessité. Ce sont donc les sentiments de famille qui sont le plus directement liés à l'évolution des conditions de vie ; c'est pourquoi je me suis provisoirement limitée à l'étude des lettres privées de famille.

Or, durant ce millénaire, malgré les bouleversements politiques, les guerres et les changements survenus dans le pouvoir central, la vie matérielle des petits paysans ne change guère. Sous la domination romaine le développement de la propriété privée dont seuls jusque là jouissaient les élérouques, ne touche que les favoris des hauts personnages et les vétérans : ces grands propriétaires restent dans les cités et leurs fermiers mènent une vie semblable à celle de leurs ancêtres sous les Ptolémées. Ils sont toujours sous la menace d'une réquisition ou d'une expulsion comme en témoignent les nombreuses pétitions qui nous sont parvenues. Le fisc reste toujours aussi rapace ; l'annone qui obligeait l'Égypte à envoyer à Rome 20 000 000 modii de blé par an remplace le prélèvement fait par les Ptolémées. La population rurale ne subit que de loin les hauts et les bas de la prospérité générale qui affectent surtout les bourgeois des métropoles. L'éducation et la culture restent également, durant tout ce millénaire, la privilège d'une minorité : sous les Lagides, seuls les Grecs, riches marchands ou conquérants, donnent à leurs enfants des précepteurs particuliers et les envoient au gymnase ; puis, lorsque l'assimilation entre Grecs et Égyptiens s'achève, c'est entre campagnards et citadins qu'un fossé se creuse. Les métropoles concentrent de plus en plus toute la vie intellectuelle dont ne peuvent profiter les petits paysans.¹ Il n'y a donc pas, dans l'évolution économique et sociale de bouleversement susceptible de modifier les conditions de vie du peuple assez profondément pour entraîner une transformation psychologique de la masse. Cependant un élément important est intervenu qui aurait bien pu modifier la manière de sentir et d'exprimer les sentiments familiaux ; c'est l'apparition du Christianisme dans ce pays riche à la population pauvre. Bien que la date et les conditions de son expansion en Égypte soient mal connues, on peut adopter les conclusions de G. Meautis (*Rev. de théol. et de philos.* N. S. IX 1921) selon lequel c'est à partir du milieu et même de la fin du III^e que la religion chrétienne aurait commencé à gagner, non plus seulement les villes mais l'intérieur même du pays.

Qu'en est-il ? Les lettres retrouvées témoignent-elles d'une transformation des sentiments apportée par la «*religion de la charité et de l'amour*» ?

¹ Une lettre intéressante en témoigne (P. Oxy. 1681) : «*Peut-être, frère, me prends-tu pour une espèce de barbare ou d'Égyptien inhumain*», écrit un citadin à son frère.

II

Bien qu'aucune étude d'ensemble sur les sentiments exprimés dans les lettres privées n'ait été entreprise avant celle que j'ai tentée de faire pour les lettres de famille (il n'en existait même pas d'index), divers auteurs semblent admettre que le Christianisme a entraîné une transformation des sentiments qui manifesteraient à partir du III^e plus d'amour, de dévouement et de respect envers les parents. Ainsi J. G. Winter (*Life & Letters in the Papyri*, 1933) écrit à propos d'une lettre de la fin du III^e : «For the *first time*, too, we find unmistakable indication of the charity which the new religion sought not only to teach (...) but to convert into a positive force as a rule of conduct» (p. 147) ; ou encore : «Life has become somehow suffused with a *new kindness*» (p. 150). De même A. Calderini (*Pensiero & Sentimento nelle epist. priv. Grec. dei pap.* Milan 1917) écrit : «E l'umana solidarietà suggerisce talvolta per il tramite della nuova fede il rispetto e la pietà dei poveri e dei richiedenti» ; G. Ghedini (*Paganesimo e Christ. nelle lettere pap. Grec. dei primi secoli dopo Chr.* Milan 1936) accorde, je crois, un peu trop de valeur à un simple changement de vocabulaire en disant (p. 341) : «maggior elevatezza è nei rapporti di amicizia nell'uso di epiteti ἀγαπῶς».

Or l'étude systématique de l'ensemble des lettres de famille oblige à combattre cette opinion. Il est important à ce sujet de s'arrêter sur un point de méthode : l'ensemble des lettres retrouvées est bien différent du résultat d'un sondage scientifique, et nous sommes tributaires du hasard des fouilles. Nous avons par exemple pour le seul II^e un plus grand nombre de lettres que pour les III, II, et I^a réunis. Tout essai de statistique est donc périlleux mais du moins faut-il, si l'on veut en tirer une conclusion, ne jamais perdre de vue les *proportions* de lettres hostiles, indifférentes et affectueuses pour chaque siècle, infiniment plus importantes que le nombre de lettres retrouvées à telle époque. Ainsi, pour étudier l'influence du Christianisme, il faut voir si la proportion de lettres affectueuses parmi les lettres chrétiennes est supérieure à celle qu'on relève dans les lettres païennes. D'autre part le problème est de juger si les sentiments exprimés dans les lettres chrétiennes sont plus forts ou de nature différente de ceux que révélaient les lettres antérieures à l'expansion du Christianisme.

Examinons tout d'abord les éléments sur lesquels se fondent ceux qui estiment que le Christianisme a profondément influencé la sensibilité des Gréco-Egyptiens.

Si l'on consulte le recueil de G. Ghedini, *Lettere Cristiane*, (Milan 1923), on s'aperçoit qu'en dehors de quelques lettres, assez dépourvues d'intérêt d'ailleurs, presque toutes celles qui révèlent un dévouement ou une affection particuliers ne sont pas sûrement chrétiennes et que souvent le principal

argument qu'avance l'auteur pour les juger telles est précisément la force du sentiment qui s'y exprime! Ainsi la lettre de Titianos à sa femme (P. S. I. IV 299, III^p), dans laquelle il lui dit qu'il est guéri mais qu'il ne peut revenir malgré son désir de la revoir car il doit soigner son père malade, est préjugée chrétienne parceque Titianos fait allusion «au dieu» au singulier (chose fréquente dans les lettres païennes pour désigner le grand dieu, Sarapis, ou un dieu local) et surtout parceque cette lettre révèle «une âme pleine de foi!» De même lorsqu'il s'agit de P. Oxy. I 120, (IV^p), dans laquelle Hermias aurait «une attitude chrétienne», ce qui est d'ailleurs discutable : la résignation qu'il prône au début de sa lettre n'est pas inspirée par la soumission à la volonté de Dieu, mais «au destin» : «Quand un homme se trouve dans le malheur il devrait capituler et simplement ne pas lutter contre le *destin*». D'ailleurs il reprend ensuite courage, non pas en puisant sa force en Dieu, mais en conseillant à sa femme de s'occuper des affaires et en affirmant qu'il ne compte pas du tout attendre que le dieu lui vienne en aide : «Quoique de condition médiocre et malheureux de naissance, ne devons-nous pas, même s'il en est ainsi, prendre soin de nous-même? (...) Vais-je être retardé et même arrêté jusqu'à ce que le dieu prenne pitié de nous? (...) *Gouverne bien tes affaires* là-bas pour que notre ruine ne soit pas complète. Car *nous sommes résolus à ne pas subir plus longtemps le malheur*».

Et d'ailleurs, même si cette lettre était chrétienne, que prouverait-elle? La résignation du début est si peu une attitude nouvelle au III^p que c'est précisément un des éléments constants que j'ai pu relever dans les lettres gréco-égyptiennes durant toute l'ère papyrologique : l'habitude de la misère, sous les Ptolémées comme sous la domination romaine, donne à la plupart des lettres relatant un malheur quelconque ce ton de fatalisme que G. Ghedini appelle pour Hermias «résignation chrétienne». Les lamentations devant les coups du sort sont très rares dans l'ensemble des lettres, même féminines. On ne trouve de pathétique que dans les lettres émanant de milieux cultivés, dans lesquelles on peut d'ailleurs déceler une certaine complaisance littéraire à décrire les maux subis (voir par exemple P. Fouad I 80, IV^p et P. Oxy. XVI 1873, V^p). Dans l'ensemble les pires malheurs sont énoncés avec un calme qui nous étonne,² et souvent un simple billet disant seulement : «Laisse tout et viens tout de suite» cache une situation désespérée que l'on ne décrit même pas.

De même P. S. I. X 1161, (IV^p) et P. S. I. VII 830 qui, elles, sont très probablement chrétiennes, expriment un attachement très fort à la famille, mais ce sentiment est si loin d'être «nouveau» que la première de ces lettres l'exprime en des termes presque identiques à ceux que j'ai pu relever dans

² Voir par exemple : P. Zen. III 59 428, III^a ; P. Tebt. I 56, II^a ; Wilek. Chrest. 10, 130^a ; P. Grenf. II 36, 95^a ; B. G. U. 846, II^p ; P. Oxy. XVII 2151 et B. G. U. III 949 (III^p) qui sont toutes païennes.

une lettre païenne ; voici la lettre chrétienne : « Tu sais dans quelle situation je suis, écrit un fils à sa mère, et surtout que je suis *en terre étrangère*. *Aussi préoccupe-toi tous les jours (...) de ma santé*, car tu sais que *je n'ai personne avec moi, ni soeur, ni frère, ni fils, ni personne d'autre* si ce n'est seulement Dieu ». Et c'est ainsi que Tarè, païenne, écrit à sa tante (P. Bour. 25, IV^p) : « Sache que ma mère, ta soeur, est morte depuis Pâques. Lorsque j'avais ma mère avec moi, *elle était toute ma famille* et depuis sa mort je suis demeurée dans la solitude, *sans avoir personne, en des lieux étrangers*. *Aussi souviens-toi de moi*, ma tante, comme si ma mère vivait, et si tu trouves quelqu'un, envoie-le auprès de moi ». A qui objecterait que cette dernière lettre, datant du IV^p, a pu être influencée par le Christianisme, on peut citer tant de lettres, antérieure même à l'ère chrétienne, où se manifeste ce même sentiment d'exil et d'attachement à la famille que je suis obligée d'en choisir quelques unes parmi des dizaines.³

On s'attendrait, si le Christianisme avait eu l'influence qu'on veut lui attribuer, à voir dans les lettres chrétiennes un respect accru envers les parents, comme l'ordonne un des X Commandements ; qu'en est-il ? Il se trouve que, durant toute l'ère papyrologique, ce sentiment est très rarement exprimé dans les lettres. J'ai à peine pu en relever une dizaine d'exemples :

Au III^a Philonidès écrit à son père Cléon (P. Petrie II 13[19]) : « Rien en vérité ne m'est plus cher que de te protéger pendant toute ta vie d'une manière digne de toi et de moi . . . Ceci est mon plus cher désir : te protéger de manière honorable à la fois pendant ta vie et quand tu seras parti rejoindre les dieux . . . Retiens ceci dans ton cœur : rien de pénible ne t'arrivera sans que j'aie pris tous les soins possibles pour t'éviter tout ennui ». Au II^p un soldat demande à son père de lui écrire (B. G. U. 423) « afin que je puisse baiser ta main (= ton écriture) car tu m'as bien élevé ». ⁴ A la même époque Sempronios donne le plus bel exemple d'amour et de respect filial dans les deux lettres qu'il écrit à sa mère et à son frère (S. P. I 211). La première est pleine de courtoisie et de tendresse : « Je t'en prie, *mère vénérée*, écris-moi sans tarder afin que moi aussi je puisse vivre dans une moins grande anxiété. Car ta santé est ce que je désire en tout temps ». Celle qu'il écrit, sur le même papyrus, à son frère, pour lui demander d'obtenir de toute la famille que sa mère soit traitée avec les égards qui lui sont dus est une des plus belles qui nous soient parvenues : « J'ai appris que vous traitiez notre

³ Ainsi :

III^a : P. Tebt. III 762, P. Petrie I 30 (4) et II 2 (4), P. Eleph. 13.

I^a : B. G. U. VIII 1874

I^a : B. G. U. II 530, P. Oxy. VIII 1154, P. Coulomb. 49

II^p : B. G. U. II 385 et 846 ; P. Mich. VIII 465 et 502 etc . . .

⁴ Voir également P. Mich. VIII 476, II^p et surtout P. Mich. VIII 466, II^p, dans laquelle un fils écrit à son père : « Avant toute chose je prie pour ta santé qui est mon plus cher désir *car je te révère à l'égal des dieux* ».

mère comme une esclave. Je t'en prie, mon très cher frère, ne la chagrine en rien (...) Car nous *devons révéler celle qui nous a enfantés comme une déesse, surtout lorsqu'elle est aussi bonne*. Je t'ai écrit cela, frère, à toi qui *sais quelle douce possession sont des parents vénérés*. La délicatesse et la diplomatie dont il use envers son frère montrent assez combien son respect pour sa mère est profond et sincère. Sans la date (II^p) et des allusions aux dieux, nul doute qu'on eût estimé cette lettre écrite par un chrétien! Enfin une autre lettre, du IV^p cette fois mais résolument païenne dans l'esprit comme dans la forme («les dieux» sont invoqués) est très significative : il s'agit de P. Ryl. IV 624. C'est un véritable devoir sur la piété filiale. Après divers remerciements et protestations d'affection, Hephestion et Horigénès écrivent à leur père : «... Car nous considérons cela (le souci de ta santé) *comme un devoir, et le premier*, qui prime tous les autres, *puisque la loi de la Nature nous commande de* ne prendre soin de personne autant que d'un *bon père*».

En face de ces exemples, tous païens, quelles lettres chrétiennes mettre en balance? Il est certes un grand nombre de lettres byzantines s'adressant à un «père» qui, par leur exhubérance verbale dépassent le respect et marquent plutôt l'humilité ou même l'obséquiosité. Mais, outre le fait qu'on peut facilement mettre en doute leur sincérité, elles s'adressent le plus souvent à un père spirituel et le respect n'est plus alors celui d'un fils pour son père mais celui d'un homme pour son supérieur. (Ainsi S. B. I 4323 [VI/VII] : un homme prie son frère [ou ami?] «d'embrasser de sa part les pieds vénérables de son père». Il s'agit vraisemblablement du supérieur d'un couvent.)

Il est important de remarquer que, dans toutes les lettres païennes que nous avons vues, le respect filial n'a rien d'humile, ni rien d'aveugle, qu'il n'est nul besoin d'en chercher l'origine dans une doctrine religieuse pour l'expliquer. Le respect témoigné par le fils est rarement gratuit et semble toujours *mérité* par le père : dans B. G. U. 423, le père a «bien élevé» son fils ; Sempronios demande qu'on vénère sa mère «surtout lorsqu'elle est aussi *bonne*» ; enfin dans P. Ryl. IV 624 les deux fils remercient leur père de sa bienveillance, des voyages qu'il leur a offerts, de la bonne réputation qu'il leur transmet... Cette lettre prouve bien qu'il n'est nul besoin d'invoquer la morale chrétienne, par sa référence explicite à «*la loi de la Nature*» qui commande de prendre soin d'un *bon* père : ce n'est pas du tout le respect inconditionné que prêche l'évangile.

Les quelques exemples de respect que l'on peut relever sont donc indépendants de l'influence chrétienne ; le respect y est plutôt une forme de reconnaissance. En effet le ton qui domine dans les lettres entre pères et fils est celui de l'amitié entre égaux. Dans toutes les familles paysannes il existait entre père et fils une espèce d'équivalence du point de vue du travail : si le père partait en voyage ou tombait malade, son fils le remplaçait et vice-

versa. C'est pourquoi le respect, dans les lettres qu'on a vues, repose sur l'estime ou la reconnaissance et non sur un sentiment d'infériorité du fils envers son père. Ainsi, en ce qui concerne un des sentiments que le Christianisme aurait dû susciter ou renforcer entre tous, son influence ne se manifeste absolument pas : il reste rare et lorsqu'il apparaît il s'appuie sur la loi de la Nature.

Quant au dévouement «chrétien» de Kophaénas pour son fils (B. G. U. III 948, IV/V), il n'est que trop facile de citer des exemples analogues d'amour ou d'abnégation maternelle antérieurs au III^e : dès le III^e nous voyons une femme, Simale (P. Zen. I 6) écrire au patron de son fils pour se plaindre des mauvais traitements qu'on lui fait subir en des termes aussi émouvants que ceux de la lettre de Kophaénas ; après avoir décrit toutes les démarches qu'elle a faites pour lui, elle rappelle sa dernière visite : «J'ai fini par arriver à voir mon garçon et bien que j'ai ri de tout coeur en le voyant (pour l'encourager) je l'ai trouvé malade, couché et sa seule vue a suffi à m'affliger». Au II^e Tabetheus (P. Mich. VIII 473) supplie son frère, s'humilie devant lui, lui propose de l'argent pour qu'il protège son fils en danger. Nous avons également une série de lettres d'Eudaimonis à son fils le stratège Apollônios qui expriment une tendresse parfois passionnée : P. Giss. 21, 22, 23, et surtout P. Flor. 332 : «Je ne me suis pas lavée, je n'ai pas non plus rendu mes devoirs aux dieux tant je suis inquiète à ton sujet» (or nous la savons très pieuse par ses autres lettres) : ou encore P. Brem. 60 : «Ceci (ta santé et ton bonheur) est toute ma prière et tout mon souci». On peut encore évoquer, entre autres, cette mère exagérément angoissée parce que son fils a mal au pied! (B. G. U. III 380) Elle se déclare prête à tout abandonner, à tout faire pour venir le voir s'il le désire et finit en ces termes : «N'oublie pas, mon enfant, de m'écrire, sachant la crainte d'une mère pour tout ce qui touche son enfant». La plus émouvante de toutes est peut-être celle qu'Isodora écrit à son mari (P. S. I. III 177, II/III^e) : «Sache-le, s'il (= notre enfant) meurt pendant ton absence, fuis si tu ne veux pas me retrouver pendue».⁵

Aussi, malgré sa beauté certaine, la lettre de Kophaénas ne peut suffire à prouver que le Christianisme soit à l'origine d'une évolution du sentiment maternel.

Un autre sentiment que le Christianisme aurait développé si son influence s'était largement faite sentir est l'amour fraternel. Il est, il est vrai, un certain nombre de lettres chrétiennes qui expriment une grande affection entre frères, ainsi P. Fouad I 85 (VI/VII) où Paul, malgré la colère que lui inspire la conduite de son frère, lui promet cependant de l'aider.⁶ Mais il se

⁵ Voir aussi : P. Zen. IV 59 579 (III^e), P. Giss. 68 (II^e), P. Lond. II 410 (IV^e), etc. . .

⁶ Dans P. Oxy. XVII 2156 (IV/V) Amyntas prie «la providence divine» de veiller sur son frère.

trouve que dès avant J. C., c'est précisément entre frères que le plus grand nombre de lettres affectueuses ou même sentimentales nous sont parvenues (sans compter celles qui témoignent des démarches entreprises par un correspondant en faveur de son frère ou de sa sœur).

Ainsi (Michigan Collection Inv. 241 [II^p]) un frère écrit : «J'ai reçu ta lettre grâce à laquelle j'ai eu te voir. Aussi je te supplie de faire toujours de même *car ainsi notre amour grandira*». Quelquefois même les termes sont presque ceux d'une lettre d'amour : P. Mich. VIII 482 (II^p) «Si tu veux bien venir et m'emmener avec toi, écrit un cadet à son frère aîné, viens, et où que tu m'emmènes, *je te suivrai et que le dieu m'aime comme je t'aime* (...) et ne tarde pas à m'écrire une lettre *car je me suis beaucoup, beaucoup réjoui de la dernière*, comme si j'étais près de toi. Depuis le jour où tu m'as envoyé cette lettre, *je vis*».⁷

Bien plus, l'amour fraternel a déjà un caractère *religieux*, sacré, avant l'époque où le Christianisme s'est répandu en Egypte : «Je te demande de m'écrire et *les dieux l'attendent aussi de toi*. Moi je considère, *à la manière d'un frère pieux, comme je considère Sarapis*»,⁸ ou encore P. Mich. III 209 (II^p) où Saturnilos écrit à son frère : «Je ne te regarde pas seulement comme un frère, mais comme un père, un seigneur, *un dieu*».⁹

L'amour fraternel était donc, dès avant le III^p, un précepte important et généralement respecté de la morale païenne, comme en témoignent le ton affectueux ou cordial qui domine dans les lettres entre frères, les perpétuelles démarches entreprises en faveur d'un frère ou d'une sœur, les solennelles invocations aux dieux pour rappeler à ce devoir un frère négligent, enfin ces conseils d'un père à ses enfants (S. B. 7562, II^p) : «Je vous prie, comme je vous l'ai déjà demandé de vive voix, *de vous soutenir les uns les autres et de vous entre-aimer*, et maintenant encore *je juge nécessaire de vous l'écrire*».

III

Que conclure ? Proportionnellement, les exemples de respect, de dévouement ou d'affection ne sont pas plus nombreux dans les lettres chrétiennes que dans les païennes, loin de là ; on trouvera ainsi dans le recueil de G. Ghedini, à côté des quelques lettres intéressantes citées plus haut, nombre de lettres d'affaires, purement utilitaires dont tout le christianisme réside dans l'expression : «Je te salue *ἐν ζωῇ θεῷ*» („ἐν ζωῇ θεῷ“)

⁷ Voir aussi : P. Vat. A (II^p), B. G. U. IV 1208 (I^p), P. Oxy. XVII 2148, P. Bad. 39 (I^p), P. Mich. VIII 487, P. Oxy. XIV 1757 (II^p), P. Oxy. 1681, B. G. U. II 449 III 814 (III^p)

⁸ P. Mich. VIII 502 (II^s).

⁹ En voici d'autres exemples, païens eux aussi :

II^p : B. G. U. II 615

III^p : P. Flor. 338, P. Tebt. II 420.

D'autre part tous les exemples païens cités plus haut — et qui sont choisis parmi bien d'autres — suffisent à prouver que chacun des sentiments exprimés dans les lettres chrétiennes se manifeste de manière au moins aussi profonde dans mainte lettre païenne : ils ne sont pas « nouveaux ».

Dans l'ensemble, donc, les Gréco-Egyptiens ne semblent pas avoir profondément changé leur manière de sentir ou d'exprimer durant tout ce millénaire. Non seulement le Christianisme n'est pas à l'origine d'une transformation de la sensibilité, la morale païenne lui ayant préparé le terrain, mais on peut même affirmer que pendant longtemps il reste impuissant à faire évoluer la mentalité païenne dans les domaines où celle-ci s'oppose à lui : ainsi les superstitions et les pratiques magiques se perpétuent à l'époque chrétienne ; on a retrouvé des tablettes magiques qui invoquent le secours de « Jésus, Marie, et tous les saints » pour assouvir une vengeance, attirer la maladie ou la mort sur la personne à qui l'on en veut, tout comme elles invoquaient aux époques antérieures les « *εξευδαίμονες* ». ¹⁰ L'influence du Christianisme est à chercher plutôt dans le vocabulaire et les formules : des mots nouveaux apparaissent, comme « *ἀγαπήτος* » remplaçant « *γλυκύτατος* » sans que le sentiment exprimé change vraiment ; toute une phraséologie inspirée de la Bible fleurit les lettres verbeuses mais souvent creuses de l'époque byzantine. Seule la lettre change. La coloration chrétienne est parfois si superficielle et verbale que les actes de divorce d'époque chrétienne se mettent à accuser de la rupture un « méchant esprit » (« *ἐκ τινος πονηροῦ δαίμονος* ») sans que pour autant les époux renoncent, avec la résignation que l'on attendrait de vrais chrétiens, à « se séparer pour toujours ». (Par exemple P. Grenf. II 76, 305^b).

Aussi, bien que le Christianisme se soit peu à peu répandu dans toute l'Égypte, il me paraît certain que, pendant longtemps, il n'a pas eu d'influence profonde sur l'ensemble de la population. C'est donc à tort, semble-t-il, qu'on voit en lui l'origine de sentiments qui existaient avant son introduction en Égypte : trouvant une sensibilité et une morale relativement évoluées, il s'est contenté d'en assimiler les éléments qui s'accordaient à sa doctrine, sans pouvoir d'ailleurs mettre fin avant longtemps à ceux qui s'y opposaient.

On pourrait trouver étrange qu'en mille ans, après les bouleversements d'une conquête et de graves troubles politiques, après l'introduction d'une religion qui devait donner une orientation nouvelle à la morale en prêchant la charité et l'amour, les sentiments de famille restent semblables à eux-mêmes, indifférents à ces vagues puissantes. Mais si l'on songe aux conditions de vie, au niveau général de culture, restés identiques pendant ce millénaire pour la plupart des correspondants de nos lettres, on s'étonnera moins de cette stagnation.

¹⁰ (Cf. P. D. SCOTT MONCRIEFF : *Paganism and Christianity in Egypt*, Cambridge 1913, Ch. V.

LISTE DES ABREVIATIONS UTILISÉES

DATATION : «^a» suivant la date ou le siècle en chiffre romain = *ante Christum* ;
 exemple 305^a, II^a = 305 ante Chr., II^{me} siècle ante Chr.
 «^p» = *post Christum* (ex : 305^p, II^p).
 Dans les références, la date suit le n^o du papyrus.

RECUEILS :

- B. G. U. = Aegypt. Urkunden aus den Kgl. Museum zu Berlin (Berlin 1892)
 P. Bad. = F. BILABEL, Griesch. Pap. (Heidelberg 1924)
 P. Bour. = P. COLLART, Les Pap. Bouriant (Paris 1926)
 P. Brem. = U. WILCKEN, Die Bremer Pap. (Berlin 1936)
 P. Col. = W. L. WESTERMANN & C. J. KRAEMER, Gr. Pap. in the library of Cornell Univ. (New York 1926)
 P. Eleph. = O. RUBENSOHN, Elephantine Pap. (Berlin 1907)
 P. Flor. = D. COMPARETTI & G. VITELLI, Pap. greco-egizii dalla R. Accademia dei Lincei. (Milan 1905 sq.)
 P. Fouad = A. BATAILLE, O. GUERAUD . . . Les pap. Fouad I (Le Caire 1939)
 P. Giss. = E. KORNEMANN & P. M. MEYER, Gr. Pap. im Museum des oberhessischen Geschichtsvereins zu Giessen Bd. I (Berlin 1910 sq.)
 P. Lond. = Greek pap. in the British Museum, I à V (Londres 1893 sq.)
 P. Mich. = III : J. G. WINTER, Michigan Pap. in the University of Michigan Collection (Ann Arbor 1936)
 VIII : H. C. YOUTIE & J. G. WINTER, Pap. & Ostraca from Karanis (Ann Arbor 1951)
 P. Oxy. = B. P. GRENFELL & A. S. HUNT, The Oxyrhynchus Pap. (Londres sq. 1898)
 P. Petrie = J. P. MAHAFFY, The Flinders Petrie Pap. (Dublin 1891 sq.)
 P. RyL. = A. S. HUNT, C. H. ROBERTS . . . Catalogue of Gr. Pap. in J. Rylands library. (Manchester 1911-1936)
 P. S. I. = M. Norsa, V. BARTOLETTI, G. VITELLI . . ., Dai Pap. della Società Italiana.
 P. Tebt. = B. P. GRENFELL & A. S. HUNT . . ., The Tebtunis Pap. (Londres 1902 sq.)
 S. B. = F. PREISIGKE, Sammelbuch Griechischer Urkunden aus Ägypten I à V (1915-1934)
 S. P. = A. S. HUNT & C. C. EDGAR, Select Papyri, I & II, (Londres 1932)
 Wilck. Chrest. = L. MITTEIS & U. WILCKEN, Grundzüge & Chrestomathie der Papyruskunde. (Leipzig-Berlin 1912)

DIE MILITÄRDIPLOME AUS PANNONIA INFERIOR IN DER
ZWEITEN HÄLFTE DES 2. JAHRHUNDERTS

In der geschichtlichen Wertung der pannonischen Militärdiplome begann durch eine neu vorgenommene Untersuchung der Entlassungsdiplome von Regöly,¹ die auch in ihrer Methode² neu ist, ein neuer Abschnitt. H. Nesselhauf wies auf jene zur Mitte des 2. Jhs. auftretende Änderung hin, die die bis dahin gebräuchliche Ordnung der auf den Diplomen aufgezählten Truppen — die Alen und die Kohorten folgten einander laut ihren fortlaufenden Nummern — umstiess.³ H. Nesselhauf zweifelte daran, dass in der scheinbar systemlosen Aufzählung der Hilfstruppen die Gesichtspunkte der Topographie zur Geltung gekommen wären. Aber A. Radnóti und L. Barkóczi ist es gelungen, dies durch die Untersuchung der Diplome von Regöly überzeugend zu bestätigen. Diese Entdeckung förderte in hohem Masse unsere Kenntnisse bezüglich der Heeresorganisation von Pannonia inferior, denn die Reihenfolge der Entlassungsdiplome diente uns als zuverlässige Weisung im Hinblick auf die Garnisonierung mehrerer solcher Truppen, über die wir bisher jeden Anhaltspunkt vermissten.

In anderen Provinzen wurden bisher keine ähnlichen Untersuchungen vorgenommen, und so können wir daher auch nicht wissen, ob man in denjenigen Diplomen, in denen die Formationen nicht der laufenden Nummer nach aufgezählt sind, die topographische Reihenfolge angewendet hatte. Aber in Pannonien liegt kein Grund und Anlass vor daran zu denken, dass die Diplome von Regöly Ausnahmefälle wären, und dass die in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. emittierten Diplome, in denen die Truppen gleichfalls nicht der Nummer nach aufeinander folgen,⁴ sich nicht dem topographischen Prinzip angepasst hätten.⁵ Geht man bei der Untersuchung der Diplome davon aus, dass in ihnen

¹ CIL XVI 179—180.

² A. RADNÓTI—L. BARKÓCZI: Acta Arch. Hung. 1 (1951) 191 ff.

³ CIL XVI p. 176.

⁴ Die Diplome von Alsószentiván-Adony und Óbuda, CIL XVI 112, 113, 123.

⁵ T. NAGY: Acta Arch. Hung. 7 (1956) 17; In den in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. herausgegebenen Diplomen stellt er solche Gesetzmässigkeiten fest, die sich mit der topographischen Aufzählung nicht vereinigen lassen. So hält er auch bei diesen Diplomen die Reihenfolge für gesetzmässig, laut welcher die *equitata*-Truppen den *pedi-*

die topographische Aufzählung der Truppen zur Geltung kam, so lassen sich nicht nur besser begründete Vorschläge zur Ergänzung der fragmentarischen Teile machen als es die bisherigen waren, sondern man kann auch die an die Lager knüpfbaren Änderungen in der Heeresorganisation von etwa 40 Jahren mit neuen Beobachtungen ergänzen. Diese Zeitspanne von vierzig Jahren wurde vom grossen Markomannen-Sarmatenkrieg entzweigesechnitten und der Vergleich der vor bzw. nach dem Krieg herausgegebenen Diplome kann zu der nach dem Krieg erfolgten notgedrungenen Umorganisation des Limes weitere Angaben liefern.⁶

1. DIE DIPLOME VON ALSÓSZENTIVÁN UND ADONY (159/160)

Die zwei, sich einander grösstenteils ergänzenden Diplome von gleichem Text⁷ zählen aus dem ganzen Gebiet von Pannonia inferior 5 Alen und 13 Kohorten auf, also ebensoviel wie die im Jahre 148 herausgegebenen Diplome aus Regöly. Die Reihenfolge der aufgezählten Truppen stimmt jedoch nicht mit der der beiden von Regöly überein:⁸

alae (5) :

1.⁹
2. *I Thr(acum) vet(erana) sagit(taria)*
3. *I Aug(usta) [Itur(aeorum) sagit(taria)?]*
4. *[I] c(ivium) R(omanorum)*
5. *I Britt(annica) c(ivium) R(omanorum)*

cohortes (13) :

1.
2. *[I] Lusit(anorum)*
3. *II Ast(urum) et Call(aeorum)*
4. *VII [Breucor(um)]*
5. *[I] III Lusit(anorum)*
6. *II Aug(usta) [Thr(acum)]*
7.

tata vorangehen. (Ebd. 32, Anm. 160.) Die 3. Stelle der *ala I Ituracorum sagittariorum* auf den Diplomen von Alsószentiván-Adony fasste er für die im maurischen Kriege erworbenen Verdienste erhaltene Rangerhöhung gegenüber der früheren 5. Stelle auf. (Ebd. 63.)

⁶ Mit dieser Umorganisation befasste ich mich ausführlicher in meiner in Vorbereitung befindlichen Studie «Militärgeschichte Pannoniens von den Markomannenkriegen bis zum Tode des Severus Alexander».

⁷ CIL XVI 112, 113.

⁸ Die Truppen gaben wir in der auf beiden Diplomen vorkommenden vollständigeren Namensform an.

⁹ NESSELHAUF dachte in der fehlenden Ala bedingterweise an die *I Flavia Gaetulorum*.

8. *[I Ca]mp(estris) vol(untariorum) c(ivium) R(omanorum)*
9. *I Thr(acum) [Germ(anica) c(ivium) R(omanorum)?]*
10. *[III] Batav(orum)*
11. *I Thr(acum) eq(uitata)*
12. *[I Alp(inorum)] equ(itata)*
13. *I Alp(inorum) ped(itata)*

T. Nagy versuchte in dieser Aufzählung auf Grund eines Vergleiches mit den Diplomen von Regöly und Óbuda mehrere Ergänzungen und Korrekturen durchzuführen.¹⁰ Seine Aufzählung gestaltete sich folgenderweise :

alae (5) :

1. *[?I Flav(ia) Britan(nica) <x>]*
2. *I Thr(acum) vet(eranorum) sagit(tariorum)*
3. *I Aug(usta) [Itur(aeorum) sagit(tariorum)?]*
4. *[?I]c(ivium) R(omanorum)*
5. *I Britt(onum) c(ivium) R(omanorum)*

cohortes (13) :

1. *[?I Noric(orum)]*
2. *[III] Lusit(anorum)*
3. *II Ast(urum) et Call(aeorum)*
4. *VII [Breuc(orum)]*
5. *[?I] Lusit(anorum)*
6. *II Aug(usta) [Thr(acum)]*
7. *[?I Montan(orum)]*
8. *[I Ca]mp(anorum) vol(untariorum) c(ivium) R(omanorum)*
9. *I Thr(acum) [Germ(anica)]*
10. *[III] Batav(orum)*
11. *I Thr(acum) eq(uitata)*
12. *[I Alp(inorum)] equ(itata)*
13. *I Alp(inorum) ped(itata)*

T. Nagy setzte also, ähnlich den Diplomen von Tokod,¹¹ Albertfalva¹² und Regöly in der Aufzählung der Alen an erste Stelle statt der von Nesselhauf bedingterweise in Rechnung genommenen *I Flavia Gaetulorum* — die bereits in den Jahren 139¹³ und 148 nicht mehr in Pannonien war — die *I Flavia Britannica* <x>. Bei der 5. Ala wandte er dagegen richtigerweise die Auflösung

¹⁰ T. NAGY : z. W., Tabelle 64.

¹¹ A. RADNÓTI—L. BARKÓCZI : z. W. 192 ff.

¹² T. NAGY : z. W. 17 ff.

¹³ Ebd. 17 ff. : CIL XVI 175.

in *I Brittonum c(ivium) R(omanorum)* an.¹⁴ Seine auf die Kohorten bezüglichen Änderungen sind annehmbar: *I Noricorum*¹⁵ stand an der ersten, *III Lusitanorum* an der zweiten,¹⁶ *I Lusitanorum* an der fünften¹⁷ und *I Montanorum* an der siebenten Stelle.¹⁸ Diese Ergänzungen und Berichtigungen geschahen unter Berücksichtigung der Reihenfolge der Diplome von Regöly, ohne dass jedoch in ihnen das topographische Prinzip der Aufzählung anerkannt worden wäre. Demzufolge können wir die von T. Nagy bekanntgegebene Aufzählung — insbesondere die der Alen — nicht für eine in jeder Hinsicht befriedigende und endgültige Lösung betrachten.

Weder aus der Ala-Liste H. Nesselhaufs noch aus der von T. Nagy lässt sich auf eine topographische Reihenfolge schliessen. Scheinbar bezieht sich dasselbe auf die Kohorten, die nicht mit der *III Batavorum*, sondern mit der *I Noricorum* beginnen und die Hilfstruppe von *Vetus Salina* gelangte auf die 10. Stelle. Die Tatsache jedoch, dass T. Nagy die Ergänzung des Kohortenverzeichnisses der Diplome von Alsószentiván—Adony wahrscheinlich auf Grund der topographischen Reihenfolge anwendenden Diplome von Regöly und Óbuda¹⁹ durchgeführt hat, weist deutlich darauf hin, dass das topographische Prinzip sich auch hier geltend machen musste. Verfolgt man das Nacheinander der Kohorten aufmerksam, so springt in der Tat ins Auge, dass diese — mit der *I Noricorum* beginnend — von Norden nach Süden schreitend in derselben Reihenfolge wie auf den Entlassungsdiplomen von Regöly einander folgen. Der den neunten Platz einnehmenden *I Thracum* — die wir im Gegensatz zu H. Nesselhauf und T. Nagy naturgemäss auf [*c(ivium) R(omanorum)*] und nicht [*Germ(anica)*] ergänzen müssen —, folgt wiederum in der bekannten Reihenfolge von Norden nach Süden schreitend die Aufzählung der von der *I Noricorum* nördlich garnisonierenden Truppen. Die regelrechte Aufeinanderfolge wird nur durch die (11) *I Thracum equitata* — in der wir die *I Thracum Germanica* wahrnehmen müssen²⁰ — und durch die (12) *I Alpinorum equitata* nicht eingehalten, die abwechselnd einander folgen. Diese umgekehrte Reihenfolge kann aber kaum auf die zeitweilige Ablösung der Truppen

¹⁴ Diese Korrektur nahmen vorher bereits auch A. RADNÓTI und L. BARKÓCZI vor (z. W. 90, Anm. 179) und sie wurde im Ergänzungsband XVI des CIL auch von NESSELHAUF übernommen (CIL XVI p. 216., ad n. 112). Auf derselben Stelle die Auflösung der 4. Ala: [*I praet(oria) c(ivium) R(omanorum)*].

¹⁵ So auch bei NESSELHAUF, CIL XVI p. 216., ad n. 112.

¹⁶ Ebd. auch weiterhin wird *I Lusitanorum* benannt.

¹⁷ Ebd. auch weiterhin wird *III Lusitanorum* benannt.

¹⁸ Ebd. ähnlicherweise.

¹⁹ Ebd. 123.

²⁰ Die *cohors I Thracum Germanica* wird ausser dieser Stelle weder auf den Inschriften noch auf den Diplomen *equitata* genannt. T. Nagy sah auf Grund dessen die *cohors I Thracum c. R.* in dieser Formation. (T. NAGY: Arch. Ért. 82 [1955] 241). Doch haben wir auch aus anderer Quelle keine Kenntnis davon, dass diese Kohorte beritten gewesen wäre. Es liegt daher kein Grund vor, dass wir in der zwischen der *cohors I Campanorum voluntarium c. R.* und der *cohors III Batavorum* erwähnten thrakischen Kohorte nicht die hier an richtiger Stelle stehende *cohors I Thracum c. R.* sehen.

hinweisen, vielmehr ist darin ein Abschreibungsfehler zu suchen. Auch die Diplome von Regöly, in denen unter den Alen zunächst die Garnison von Matrica und erst nach ihr die von Campona genannt war, lieferten ein Beispiel für einen ähnlichen Fehler.

In der Aufzählung der Kohorten kam also, wenn auch nicht in der gleichen Weise wie in den Diplomen von Regöly, doch entschiedenerweise der topographische Gesichtspunkt zur Geltung. Es lässt sich kaum vorstellen, dass man die Alen nicht demselben Prinzip nach aufgezählt hätte, und auch daran können wir nicht zweifeln, dass die Formationen auch hier nicht regelrecht von Norden nach Süden schreitend, d. h. mit der *I Flavia Britannica* <x> angefangen benannt worden sind. In der richtigen Bestimmung der stark mangelhaften und vielerlei Ergänzungen zulassenden Aufzählung müssen wir von dem Umstand ausgehen, dass an der letzten Stelle die *I Brittonum c. R.* steht: nördlich von *Alta Ripa* — wo die Ala stationierte — stellte die (13) *cohors I Alpinorum peditata*, südlich von ihr die (1) *cohors I Noricorum* die Garnison von *Lussonium* bzw. *Alisca*. Die Aufzählung der Hilfstruppen von Pannonia inferior begann das Diplom daher mit der Kohorte von *Alisca*. Die erste Ala war in diesem Falle die *I praetoria c. R.*, sodann hätte die *I Ituraeorum sagittariorum* folgen müssen, die jedoch irrtümlicherweise mit der *I Thracum veteranorum sagittariorum* aufgetauscht wurde. In der vierten Ala müssen wir die *I Flavia Britannica* <x> sehen.²¹

Die Truppenaufzählung der beiden Diplome bringen wir unter Anwendung des topographischen Prinzips folgenderweise in Vorschlag:

alae (5):

1. [*I praetor(ia) c(ivium) R(omanorum)*]
2. [*I Thr(acum) vet(eranorum) sagit(ariorum)*]
3. [*I Aug(usta) [Itur(aeorum) sag(ittariorum)]*]
4. [*I Brit(annica)] c(ivium) R(omanorum)*]
5. [*I Britt(onum) c(ivium) R(omanorum)*]

cohortes (13):

1. [*I Noric(orum)*]
2. [*III] Lusit(anorum)*]
3. [*II Ast(urum) et Call(aecorum)*]
4. [*VII] Breucor(um)*]

²¹ T. NAGY argumentierte für die *ala I c. R.* mit Raummangel (T. NAGY: Acta Arch. Hung. 7 [1956] 60., Anm. 105). Unsere Ansicht über die Rolle der *ala I c. R.* in Pannonia inferior in der Mitte des 2. Jhs. werden wir anderswo ausführlicher darlegen (s. Anm. 6), hier soll nur bemerkt werden, dass wir die diesbezügliche Annahme von T. NAGY nicht als haltbar ansehen und in der Bestimmung des Namens der 4. Ala diese Hilfstruppe nicht für in Frage kommend halten. Der topographischen Reihenfolge nach wäre hier die *I Flavia Britannica x c. R.* zu erwarten: vom Gesichtspunkt des Raummangels kann nur die Frage der Abkürzung in Abrede gestellt werden.

5. [I] Lusit(anorum)
6. II Aug(usta) [Thr(acum)]
7. [I] Montan(orum)]
8. [I Ca]mp(anorum) vol(untariorum) c(ivium) R(omanorum)
9. I Thr(acum) [c(ivium) R(omanorum)]
10. [III] Batav(orum)
11. I Thr(acum) eq(uitata)
12. [I Alp(inorum)] equ(itata)
13. I Alp(inorum) ped(itata)

Die Diplome von Alsószentiván und Adony zählten also ihre Formationen ähnlich denen von Regöly, ebenfalls in topographischer Reihenfolge auf. Es stellt sich jedoch die Frage, was dahinter zu suchen sei, dass die Aufzählung nicht im Norden, bei *Campona* beginnt, wie in den Diplomen von Regöly und Óbuda, sondern bei etwa Eindrittel der Front, bei *Alisca*. Sollen wir im Hervorheben irgendeine Form der Auszeichnung erblicken, oder können wir daraus auf eine Organisationseigenartigkeit schliessen?

Die Datierung der Diplome setzte H. Nesselhauf zwischen die Jahre 151–160. Seine Festlegung übernahm auch E. Ritterling²² und sie verbreitete sich auf diese Weise in der Literatur.²³ W. Hüttl bestimmte dagegen den Zeitpunkt der Emission im Jahre 160.²⁴ Diese Bestimmung übernahm auch H. Nesselhauf im Ergänzungsband XVI des CIL²⁵, T. Nagy setzte jedoch diesen Zeitpunkt auf die Jahre 158–160,²⁶ Á. Dobó auf die Jahre 159–160.²⁷ Die Entscheidung der Frage unterliegt der Bestimmung des Zeitpunktes, zu dem *C. Iulius Geminus Capellianus* als Statthalter fungierte, was die neuere einschlägige Literatur übereinstimmend auf die Zeit um 160, also auf die Zwischenzeit der Legate *M. Iallius Bassus* und *T. Haterius Saturninus* festlegte.²⁸ Letzterer kam wahrscheinlich im Jahre 161 nach Aquincum,²⁹ während *M. Iallius Bassus* nach W. Hüttl im Jahre 160 *consul suffectus* war.³⁰ Pannonia

²² E. RITTERLING : Arch. Ért. 41 (1927) 65 ff.

²³ RIBA : PW 10 (1919) 611.; A. RADNÓTI–L. BARKÓCZI : z. W. 207.

²⁴ W. HÜTTL : Antoninus Pius. (Prag 1933) 2, 147.

²⁵ CIL XVI p. 216., ad n. 112.

²⁶ T. NAGY : Arch. Ért. 82 (1955) 238.

²⁷ Á. DOBÓ : Pannónia provincia helytartói. (Statthalter der Provinz Pannonia, Debrecen, 1958, Manuskript.)

²⁸ Ebd.

²⁹ Seine Amtszeit setzte Ritterling – da er auf den Inschriften 3473 und 3479 des CIL III als *leg(atus) Augg(ustorum)* vorkommt – auf die Jahre 161–169 oder auf die von 176–180 (E. RITTERLING : z. W. 73). Das Diplom von Palatowo (CIL XVI 185) ermöglichte aber die genauere Bestimmung seines Aufenthaltes in Pannonien : zur Zeit der Emission des Diploms, am 21. Juli 164 war *Ti. Haterius Saturninus consul suffectus*. In Pannonia inferior konnte er nur früher, also zwischen 161–164 gewirkt haben. (Á. DOBÓ : z. W. 42 setzt sein Legat bedingterweise auf die Jahre 161–163. Da er von seinem Konsulat erst Pannonia inferior verwalten musste, kann von einem anderen Zeitpunkt nicht die Rede sein.)

³⁰ W. HÜTTL : z. W. II 147, 167, 187.

inferior verwaltete er demnach vorher, zwischen den Jahren 155/56—159.³¹ Die Amtszeit des *C. Iulius Geminus Capellianus* in Pannonien lässt sich demgemäss zwischen die Jahre 159 und 161 setzen, wahrscheinlich verbrachte er nur das Jahr 160 voll in der Provinz, seine Amtstätigkeit belief sich nicht über anderthalb bis zwei Jahre. Die Diplome wurden am 27. Dezember herausgegeben: in diesem Fall kann es nur auf das Jahr 159 oder 160 ankommen.

Vor der Emission der Diplome war die Unruhe an der Sarmatenfront³² schon längere Zeit hindurch ständig. Von geringfügigen Barbareneinbrüchen zeugt eine ganze Reihe von Münzenfunden: Bonyhád (Komitat Tolna) 153/154,³³ Szemely (Komitat Baranya) 157/158,³⁴ Bara Osatina (Djakowo) 160³⁵ im Hinterland des Limes, Zalahosszúfalu 154,³⁶ Poetovio 152³⁷ in den inneren Gebieten. Diese Funde stammen alle von dem südlichen Abschnitt der Provinz, zur gleichen Zeit herrschte in der nördlichen Hälfte von Pannonia inferior Ruhe. Es kann sich also die Hypothese ergeben, dass zwischen der Truppenaufzählung der Diplome (die Reihe mit der *cohors I Noricorum* angefangen) und den militärischen Ereignissen des Abschnittes *Alisca—Teutoburgium* ein Zusammenhang zu erblicken wäre. In diesem Fall begannen die Diplome von Alsószentiván und Adony unter Einhaltung der topographischen Reihenfolge die Aufzählung der Truppeneinheiten mit den gegen die Barbaren eingesetzten Truppen, und zum Schluss blieben jene, die an den kleineren oder grösseren Zusammenstössen nicht beteiligt waren.

2. DAS DIPLOM VON ÓBUDA

(167)

Das Entlassungsdiplom³⁸ zählt aus dem ganzen Gebiet von Pannonia inferior 3 Alen und 10 Kohorten auf. Die Formationen folgen in einer den Diplomen von Regöly ähnlichen Reihenfolge aufeinander, die fehlenden 2 Alen und 3 Kohorten sind aus verschiedenen Abschnitten des Limes:

alae (3):

1. *I Thrac(um) veter(anorum)*
2. *I Britan(nica) <x> c(ivium) R(omanorum)*
3. *I Aug(usta) Itur(aeorum)*

³¹ W. REIDINGER: Die Statthalter des ungeteilten Pannoniens und Oberpannoniens von Augustus bis Diokletian. (Bonn 1956) 85.; Á. DOBÓ: z. W.

³² R. NOLL: Arch. Austriaca 14 (1954) 43 ff.; L. BARKÓCZI: Intercisa II. Arch. Hung. 36 (1957) 505 ff.

³³ R. NOLL: z. W. 54, 5 mit weiterer Literatur.

³⁴ A. KERÉNYI: NK 50/51 (1951/52) 3 ff.; R. NOLL: z. W. 55, 9.

³⁵ R. NOLL: z. W. 56, 10 mit der älteren Literatur.

³⁶ A. ALFÖLDI: Arch. Ért. 39 (1920/22) 102 ff.; A. RADNÓTI: FA 3/4 (1941) 116 ff.; R. NOLL: z. W. 55, 6.

³⁷ R. NOLL: z. W. 54, 3.

³⁸ CIL XVI 123.

cohortes (10) :

1. *I Thra(cum) Germ(anica) c(ivium) R(omanorum)*
2. *I Alpin(orum) ped(itata)*
3. *I Noricor(um)*
4. *III Lusit(anorum)*
5. *II Astur(um) et Callaec(orum)*
6. *VII Breucor(um)*
7. *I Lusit(anorum)*
8. *II Aug(usta) Thrac(um)*
9. *I Montan(orum)*
10. *I Aug(usta) Thrac(um) c(ivium) R(omanorum)*

Aus der Reihe der Alen fehlen die *I Brittonum c. R. (Alta Ripa)* und *I praetoria c. R. (Teutoburgium)*, während von den Kohorten *III Batavorum (Vetus Salina)*, *I Alpinorum equitata (Intercisa)* und *I Campanorum voluntariorum c. R. (Malata)*. Das Fehlen der aufgezählten Alen und Kohorten fand in der Literatur auf verschiedene Weise ihre Erklärung. J. Csalog und A. Alföldi,³⁹ sodann A. Radnóti und L. Barkóczy⁴⁰ suchten in der durch die Markomannenkriege bedrohten Lage den Grund für das Unterbleiben der Veteranenentlassung, während L. Barkóczy im I. Band des Werkes *Intercisa* auch mit der Möglichkeit rechnete, dass die *cohors I Alpinorum equitata* bereits im Jahre 167 vernichtet worden wäre,⁴¹ und aus der *cohors III Batavorum* deshalb keine Emission stattgefunden hat, da diese Formation zu Fuß auch die Garnison von *Intercisa* mit ihrer Vexillation versehen musste.⁴² Der ersten Erklärung widerspricht der Umstand, dass die aus der Emission ausgelassenen Truppen zerstreut unter den anderen untergebracht werden : in gefährdeter militärischer Lage hätte man die auf ihre Entlassung wartenden Soldaten bei den Hilfstruppen je eines Abschnittes, also in jenen zurückgehalten, wo der Druck des Feindes oder die Bedrohung am stärksten zur Geltung kam. Es kann aber auch die andere Behauptung nicht bestehen bleiben, da die *cohors I Alpinorum equitata* in den Markomannenkriegen nicht vernichtet wurde, das Jahr 167 wäre andernfalls auch eine allzu frühzeitige Annahme : in diesem Fall hätte sich nämlich die Garnison von *Intercisa* im Laufe der gegen die Langobarden siegreich beendeten Kämpfe aufgerieben, was nicht wahrscheinlich ist. Diese Hypothese bezweckte ohnehin nur das Ausbleiben der in *Vetus Salina* und in *Intercisa* garnisonierenden Besatzungen zu erklären, aber sie gab keine Antwort darauf, aus welchem Grunde die anderen drei Truppen ausgelassen worden waren.

³⁹ J. CSALOG — A. ALFÖLDI : Arch. Ért. 1943, 107.

⁴⁰ A. RADNÓTI — L. BARKÓCZI : z. W. 224, Anm. 356.

⁴¹ Gegensätzliche Meinungen : T. NAGY : Arch. Ért. 82 (1955) 235 ; J. FITZ : Arch. Ért. 85 (1958) 157.

⁴² L. BARKÓCZI : *Intercisa* I. AH 33 (1954) 28.

Die Untersuchung über den Einbruch der Langobarden und Obier in den Jahren 166/167⁴³ weist dementsgegen darauf hin, dass das Zersprengen des einbrechenden feindlichen Heeres in der Gegend von Káloz und das nicht lange nach dem Feldzug am 5. Mai 167 herausgegebene Diplom miteinander in engsten Zusammenhang gebracht werden können: die Entlassungen erfolgten — angesichts der auch weiter noch ernsten Lage — nur aus den an den Kämpfen nicht beteiligten Auxiliartruppen. In den auf den Entlassungsdokumenten nicht vorkommenden Auxilien müssen wir daher diejenigen Einheiten sehen, die infolge der strategischen Lage vom Zusammenstoß ferngeblieben waren.⁴⁴

3. DAS DIPLOM VON BUDAPEST

(um 186)

Das Fragment des Entlassungsdiploms⁴⁵ bewahrte den Namen von insgesamt drei Formationen (cohors):

cohortes (?):

[. *equi-* oder *peditat(a)*
I Mont[anor(um)]
III Batavor(um)

Neben den erhalten gebliebenen Auxiliartruppennamen musste auf dem Diplom auch die *cohors* $\langle x \rangle$ *Hemesenorum* vorkommen, deren einer zur Entlassung kommender Veteran das Diplom erhalten hat. H. Nesselhauf dachte in der an erster Stelle des Fragments stehenden Truppe an die *cohors I Alpinorum equitata* oder *peditata* oder aber an die *I Thracum equitata*. Er datierte das Diplom auf die Zeit zwischen 139 bis 190, und suchte *Appius Claudius I[ulianus]* in dem unvollständigen Namen des Konsuls.

H. Nesselhauf beachtete in der Datierung nur die Abfassung des Diploms; in der Kenntnis der Geschichte der aufgezählten Formationen ist eine viel engere Zeitgrenze möglich. Die Erwähnung der *cohors* $\langle x \rangle$ *Hemesenorum* schliesst vorweg die Aufrechterhaltung der durch H. Nesselhauf angenommenen 51 Jahre alten Grenzen aus. Das von Mark Aurel organisierte syrische Fussvolk kam nach der Annahme von L. Barkóczy im Jahre 176 aus dem Osten nach *Inter-cisa*, nach der Niederlage von Avidius Cassius.⁴⁶ Unsererseits setzen wir den Zeitpunkt der Erscheinung der Kohorte in Pannonien auf eine noch spätere

⁴³ J. FITZ: FA 11 (1959) 61 ff.

⁴⁴ Mit der ausführlichen Untersuchung und geschichtlichen Erklärung der Frage befassen wir uns in unserer in der vorangehenden Anmerkung angeführten Arbeit.

⁴⁵ CIL XVI 131.

⁴⁶ L. BARKÓCZY: z. W. 28.

Zeit, auf die Jahre 184/85.⁴⁷ Die Erwähnung der *cohors I Montanorum* findet in der oberen Grenze der Herausgabe des Diploms eine Bedeutung: diese Truppeneinheit räumte im Lager *Ad Novas* am Ende des 2. Jhs. der *cohors III Alpinorum* den Platz, und seitdem wissen wir nichts mehr über sie in Pannonien.⁴⁸ Das Diplom stammt demnach aus den letzten anderthalb Jahrzehnten des 2. Jhs. her, der grössten Wahrscheinlichkeit nach aus der Zeit zwischen 184/185—190.

Die so umrissene Emissionszeit des Diploms ist eine um zwanzig Jahre spätere als die der im vorigen erörterten Entlassungsdiplome. Diese Zeitspanne ist nicht so gross, dass wir in der Truppenaufzählung nicht mit der Benutzung der topographischen Reihenfolge rechnen könnten. In diesem Fall können wir in der ersten Truppe des Fragments, aus dem nur [...]*tat(a)* erhalten blieb und der unmittelbar die *I Montanorum* folgt, vielleicht die *II Augusta Thracum* sehen. Diese Kohorte nennen die früheren Diplome nie als *equitata*, die aber auf Grund eines *cursus honorum*⁴⁹ aus dem anfänglichen 3. Jh. bereits beritten war.⁵⁰ So könnten wir also im Diplom das erste Erscheinen der *cohors II Augusta Thracum equitata* erblicken. Diese Kohorte hat aber nach den Markomannenkriegen in Pannonien keine Denkmäler hinterlassen. In dem Castrum von *Ad Militare*, wo sie im 2. Jahrhundert stationierte, kennen wir vom Ende des Jahrhunderts Ziegel mit dem Stempel der *cohors II Asturum et Callaecorum equitata*. Diese Truppe können wir also im Fragment [...]*tat(a)* vor der *cohors I Montanorum* sehen.

Das Diplomfragment gibt auch noch auf eine andere zweifellose Folgerung Möglichkeit: nach der *cohors III Batavorum* ist nur mehr für eine Formation Platz: hier musste die *cohors <x> Hemesenorum* gestanden sein, deren Soldat das Diplom erhielt.

Vom Gesichtspunkt der weiteren Folgerungen aus ist jener Umstand sehr wichtig, dass die *I Montanorum* in der Reihenfolge der *III Batavorum* vorangeht: die Aufzählung begann daher nicht mit der Garnison von *Campona*, sondern ähnlich den Diplomen von Alsószentiván und Adony am südlicher gelegenen Teil des Limes. Dafür spricht auch die Tatsache, dass die Aufzählung der Kohorten mit *<x> Hemesenorum* schliesst: dies gibt zugleich die erste Einheit der Reihe an: die in *Annamatia* garnisonierende *I Thracum Germanica*.

Das Gesagte erhellt die Konstruktion der Kohortenaufzählung des Diploms. Auf Grund der Garnisonen von *Vetus Salina* und *Ad Novas* lässt es sich als offenkundig annehmen, dass das Entlassungsdiplom aus dem ganzen Gebiete von Pannonia inferior über eine *honesta missio* berichtet hat. Die

⁴⁷ J. FITZ: Arch. Ért. 86 (1959).

⁴⁸ S. meine erwähnte in Vorbereitung befindliche Studie.

⁴⁹ ILS 9014.

⁵⁰ T. NAGY: Acta Arch. Hung. 7 (1956) 68 und Anm. 181.

Ergänzung des Diploms, das Einordnen der fehlenden Formationen zwischen die gebliebenen, bedeutet nach alldem — mit Ausnahme einiger zweifelhafter Fälle — keine grössere Schwierigkeit. Zwischen den zwei gebliebenen Kohorten (*I Montanorum* und *III Batavorum*) blieb noch soviel Raum zurück, den wir mit dem Namen der *I Campanorum voluntariorum c. R.* und der *I Thracum c. R.* ausfüllen können. Als dritte liesse sich jedoch die *I* $\langle x \rangle$ *Maurorum* schwerlich einfügen — so darf vermutlich angenommen werden —, dass zur Zeit der Emission des Diploms die *ala I Flavia Britannica* $\langle x \rangle$ *c. R.* im Castrum *Matrica* noch nicht abgelöst wurde. Die übrigen fehlenden Kohorten (vom Abschnitt *Annamatia—Altinum*) kamen ursprünglich am Anfang des Diploms vor.

Von den *Alen* blieb nichts im Fragment erhalten. Man darf jedoch annehmen, dass ähnlich den Diplomen von Alsószentiván und Adony ihre Reihenfolge derjenigen der Kohorten gleich war. An erster Stelle stand also die Garnison von *Alta Ripa*, an letzter die von *Matrica*.

Die Ergänzung des Entlassungsdiploms können wir auf Grund des Gesagten folgendermassen versuchen :

alae (5 ?) :

1.⁵¹
2. [*I praetor(ia) c(ivium) R(omanorum)*]
3. [*I Aug(usta) Ituraeor(um) sagit(tariorum)*]
4. [*I Thrac(um) vet(eranorum) sagit(tariorum)*]
5. [*I Flavia Britan(nica) $\langle x \rangle$ c(ivium) R(omanorum)*]

cohortes (13 ?) :

1. [*I Thrac(um) Germ(anica)*]
2. [*I Alpin(orum) eq(uitata)*]
3. [*I Alpin(orum) ped(itata)*]⁵²
4. [*III Lusitan(orum)*]
5. [*I Noricor(um)*]
6. [*VII Breucor(um)*]
7.⁵³
8. [*III Ast(urum) et Call(aecorum) equi]tat(a)*⁵⁴
9. [*I Mont(anor(um))*]
10. [*I Camp(anorum) vol(untariorum) c(ivium) R(omanorum)*]

⁵¹ Denkmäler der *ala I Brittonum c. R.* kennen wir in Pannonien nach den Markomannenkriegen nicht.

⁵² S. unsere Erörterungen über die Garnisonierung der *cohors I Alpinorum pediatata* zum Ausgang des 2. Jhs. in *Alisca* auf S. 77.

⁵³ Die *cohors I Lusitanorum* war nach den Markomannenkriegen nicht in *Altinum*. Möglicherweise verliess sie im Laufe der zur Zeit der Emission des Diploms vorstatten gehenden Umorganisation Pannonien.

⁵⁴ Fraglich, ob sie noch im Jahre 186 in *Lugia* war.

11. [I Thrac(um) c(ivium) R(omanorum)]
12. III Batavor(um)
13. [I Hemesen(orum)]

Sucht man — ähnlich wie im Falle der Diplome von Alsószentiván-Adony und von Óbuda — hinter der Ordnungswidrigkeit der Truppenaufzählung (hier beginnt die Reihe mit der *cohors I Thracum Germanica*) geschichtliche Ereignisse, so könnte man vor allem an die im Jahre 186 abschliessenden Bewegungen denken.⁵⁵ Der eine Teil der auf dem Gebiete zwischen der Donau und der Theiss sich niederlassenden Gruppe von Szentes—Nagyhegy erschien in dem sich von *Intercisa* bis *Alisca* erstreckenden Raum. Das in Szil zum Vorschein gekommene Reitergrab ist möglicherweise das Andenken dieses sarmatischen Einbruches.⁵⁶ Die Datierung des Diploms aus der Zeit um etwa 186 ist auch durch die wahrscheinliche Anführung der *ala I Flavia Britannica* <x> c. R. unterstützt: der Wechsel in der Garnison von *Matrica* ging zweifelsohne im Laufe der um die Zeit von 184/185 durchgeführten Umorganisation vor sich. Der Druck der sich ansiedelnden Sarmaten lastete demnach vor allem an dem von *Annamatia* südlich gelegenen Limesabschnitt, wofür ausser dem Diplom und den Fundorten der Gruppe von Szentes—Nagyhegy auch der Fund von Szil Beweise beizubringen vermögen.

In dem Legat, der aus dem Diplom fehlt, lässt sich nicht *L. Cornelius Felix Plotianus* vermuten, an dessen Name sich die Befestigung des Limes im Jahre 184/185 knüpft, weil er nach Perennis' Sturz hingerichtet wurde.⁵⁷ Die Bestimmung des Zeitpunktes der Diplomemission führt uns näher zur Feststellung des in Fragmenten vorhandenen Namens des Konsuls. Im Gegensatz des von H. Nesselhauf angeführten Auflösungsvorschlages⁵⁸ scheint die Ansicht von Ritterling annehmbar zu sein: der im Diplom stehende Konsul war *Appius Claudius L[ateranus]*, der am Ende des 2. Jhs. Rätien als Legat verwaltete,⁵⁹ auf seiner Augsburger Inschrift⁶⁰ ist er als *consul designatus* bezeichnet.⁶¹

4. DAS DIPLOM VON ADONY

(189)

Das Fragment des Entlassungsdiploms⁶² bewahrte die Namen von insgesamt vier Formationen (*cohors*):

⁵⁵ SHA Vita Commodi 6, 1: mit dem Feldzug befassen wir uns ausführlicher in unserer erwähnten in Vorbereitung befindlichen Abhandlung.

⁵⁶ M. PÁRDUCZ: Acta Arch. Hung. 7 (1956) 174.

⁵⁷ J. FITZ: IKMK E/3 (1949).

⁵⁸ F. FÜLEP: Intercisa I. AH 33 (1954) 208 ff.

⁵⁹ E. RITTERLING—E. STEIN—E. GROAG: Fasti des römischen Deutschland unter dem Prinzipat. (Wien 1932) 117 ff.

⁶⁰ CIL III 5793; ILS 3203.

⁶¹ E. GROAG: PIR² 2 (1936) 210, 907.

⁶² CIL XVI 132.

cohortes (?) :

[?] *Thra[c(um).]*
 [I] *Alpin(orum) pedit(ata)*
 [.] *n(orum)*
 P *Hemesen(orum)*

Das Diplom, herausgegeben zur Zeit, wo *Pomponius* [.] als Legat und *Aemilius Severus Cantabrinus* als Konsul wirkten, ist in der Fachliteratur auf die verschiedenste Weise datiert. Die frühere Auffassung, die sich nach Th. Mommsen⁶³ verbreitet hat, setzte es zwischen die Jahre 216—247.⁶⁴ Demgegenüber hielt Mispoulet auf Grund der Datierungsweise das Diplom für eines, das aus dem 2. Jh. stammt und er nahm die Zeit der Emission etwa im Jahre 173⁶⁵ an. Dieser Auffassung schloss sich auch E. Ritterling an, laut dem das Diplom unbedingt dem Zeitalter Mark Aurels angehört.⁶⁶ H. Nesselhauf nahm für das Diplom einen Zeitraum von 168 bis 190 an, wozu ihn die Eigenartigkeiten im Text des Diploms bewegten. Diese Datierung übernahm in der jüngsten Literatur auch Á. Dobó.⁶⁷ Mit der Problematik der Zeit des Diploms beschäftigen wir uns im späteren, hier soll nur darauf hingewiesen werden, dass frühzeitige Datierungen wegen der Anführung der *cohors* $\langle x \rangle$ *Hemesenorum* schon von vornherein nicht in Betracht kommen können, und die Ausgabe dessen lässt sich ähnlich des Entlassungsdiploms von Budapest in den Jahren zwischen 185—190 vermuten. In der Aufzählung der Auxilien konnte sich daher der topographische Gesichtspunkt durchgesetzt haben.

In der fragmentarischen Truppenliste ist für uns die Unterbringung der *cohors* $\langle x \rangle$ *Hemesenorum* die wichtigste Eigenartigkeit: sie steht unter den im Diplom ursprünglich aufgezählten Truppen an letzter Stelle. Die Hilfstruppen von Pannonia inferior folgen daher, ähnlich wie im Falle der Diplome von Alsószentiván—Adony und Budapest, nicht bei der Garnison von *Campona* beginnend nacheinander, der Ausgangspunkt befindet sich in einem südlicher gelegenen Castrum. Auch das stimmt mit dem Diplom von Budapest überein: in unserem *diploma militaria* von Adony ist die *cohors I Thracum Germanica* ebenfalls an die erste Stelle gesetzt. Vor der *cohors* $\langle x \rangle$ *Hemesenorum* führt Nesselhauf eine Formation [.] *n(orum)* an, die wir jedoch als *III Batavorum* lesen müssen. Zwischen der *III Batavorum* und der *I Alpinorum peditata* lässt sich ohne Schwierigkeit eine Hilfstruppe einschieben, in der wir aller Wahrscheinlichkeit nach die *I* $\langle x \rangle$ *Maurorum equitata* erblicken dürfen. Trifft unsere Annahme zu, so kann die *I Alpinorum peditata* als das

⁶³ CIL III 2001 ff.

⁶⁴ E. GROAG : Z. W. 1 (1933) 70, 407.

⁶⁵ MISPOULET : Rev. Epigr. 1 (1913) 293.

⁶⁶ E. RITTERLING : Z. W. 71.

⁶⁷ Á. DOBÓ : Z. W. 45—, 43.

südlichste Glied der im Diplom aufgezählten Einheiten angesehen werden. D. h. das Entlassungsdiplom enthält nicht die vollzähligen Streitkräfte von Pannonia inferior, sondern nur die im Norden liegenden Truppen. Die *I Alpinorum peditata* garnisonierte vor den Markomannenkriegen in *Lussonium*.⁶⁸ um das Jahr 184/185 nahm jedoch im Laufe der Umorganisation des Limes⁶⁹ ihre Stelle die aus *Intercisa* abziehende *I Alpinorum equitata* ein.⁷⁰ Von dieser Zeit an bis zum ersten Jahrzehnt des 3. Jhs. lässt sich die völlig aus Fussvolk bestehende alpinische Kohorte an keinem Orte binden, sodann ist sie von neuem im *Castrum Lussonium* nachweisbar.⁷¹ Unser Diplom von Adony, das von der Kohorte in der Zwischenzeit Erwähnung macht, ist ein unanfechtbarer Beweis dafür, dass man die Hilfstruppe während ihrer Abwesenheit von *Lussonium* aus der Provinz nicht abkommandiert hatte, ja wir können auf Grund des Diploms sogar die Bestimmung des zu dieser Zeit bezogenen Lagers versuchen. Bei der Entscheidung des Problems kommt es auf die Klärung der in der Aufzählung des Diplomfragments an erster Stelle stehenden thrakischen Kohorte an. Bei dieser Formation ist an die *I Augusta Thracum c. R.* nicht zu denken, weil der ihr zukommende Platz nicht vor, sondern jedenfalls nach der *I Alpinorum peditata* wäre, andererseits stellten wir fest, dass die alpinische Kohorte die südlichst gelegene der im Diplom aufgezählten Einheiten ist. Wir können jedoch auch die *II Augusta Thracum* nicht in Rechnung nehmen: südlich von dieser Kohorte kann nach 185 nur die Garnison von *Ad Novas* zweifelhaft sein,⁷² im Diplom findet sich jedoch zwischen den thrakischen und alpinischen Truppen noch für eine Auxilientruppe Platz, indessen sind *Ad Militare* und *Ad Novas* benachbarte Lager. In der am Diplomfragment an erster Stelle stehenden Kohorte müssen wir daher die *I Thracum Germanica*, die erste Einheit der ursprünglich vollständigen Kohortenliste betrachten. Zwischen den zwei Formationen ergibt sich für die Einfügung von einer Auxilientruppe die Möglichkeit. Der topographischen Reihenfolge nach wäre diese die *I Alpinorum equitata* (in *Lussonium*). Auf Grund der Folgerungen müssen wir die *I Alpinorum peditata* in das *Castrum* von *Alisca* setzen, wo sie um 184/185 die *cohors I Noricorum* abgelöst hat, über die nach den Markomannenkriegen in *Lugio* einige Denkmäler erhalten blieben.

⁶⁸ A. RADNÓTI—L. BARKÓCZI: z. W. 200, 212; T. NAGY: z. W. 113 ff. stellte die Lagerstätte der Kohorte in Böleske fest. Es scheint jedoch fraglich zu sein, ob das Lager von Böleske nicht im 4. Jh. errichtet wurde?

⁶⁹ S. meine erwähnte in Vorbereitung befindliche Studie.

⁷⁰ Die *cohors I Alpinorum equitata* war im Jahre 202 zweifelsohne in *Lussonium*. CIL III 3315.; J. FITZ: Arch. Ért. 85 (1958) 157.

⁷¹ T. NAGY: z. W. 113 ff.

⁷² Im Jahre 186 stellte sie noch die *cohors I Montanorum*, im späteren wissen wir jedoch über diese Kohorte nichts mehr. Die *cohors III Alpinorum equitata* ist nur vom 3. Jh. an im Lager *Ad Novas* nachweisbar. W. WAGNER: Die Dislokation der römischen Auxiliarformationen in den Provinzen Noricum, Pannonien, Moesien und Dakien von Augustus bis Gallienus. (Berlin, 1938) 85 ff.; J. FITZ: Arch. Ért. 85 (1958) 157.

Von den Alen blieb auch auf diesem Fragment nichts erhalten. Die Rekonstruktion ihrer Aufzählung bereitet dennoch keine grössere Schwierigkeit: an der ersten Stelle, wie bei dem Budapester Diplom, ist die Garnison von *Alta Ripa* zu erwarten, die zweite dürfte die *I Thracum veteranorum sagittariorum* aus *Campona* gewesen sein.

Die Ergänzung des Entlassungsdiploms können wir auf Grund des Gesagten folgendermassen versuchen:

alae (2?):

1.⁷³
2. *[I Thrac(um) vet(eranorum) sag(ittariorum)]*

cohortes (6?):

1. *[I] Thra[c(um) Germ(anica)]*
2. *[I Alpin(orum) eq(uitata)]*
3. *[I] Alpin(orum) pedit(ata)*
4. *[I Maur(orum) eq(uitata)]*
5. *[III Bata]v(orum)*
6. *I Hemesen(orum)*

Die genauere Datierung des Diploms können wir mit der Untersuchung der Amtszeit des Legaten *Pomponius* [.....] ermitteln. Im Gegensatz zu E. Ritterling, der die Tätigkeit von *Pomponius* auf das Zeitalter Mark Aurels, eventuell um das Jahr 173 setzte,⁷⁴ stellten wir bei der annähernden Datierung des Diploms diese Zeit zwischen die Jahre 185—190. An eine frühere Datierung als 184/185 können wir wegen der Erwähnung der *cohors* <x> *Hemesenorum* nicht denken und die *cohors I Alpinorum peditata* kehrte zwischen 203—209 nach Lussonium zurück.⁷⁵ Die auf dem Entlassungsdiplom vorkommenden Formationen ermöglichen daher eine Datierung zwischen den Jahren 184/185—203/209. Innerhalb dieser Zeitgrenzen weist die Legatenliste von Pannonia inferior nur an zwei Stellen Lücken auf, wo für die Statthalterschaft von *Pomponius* Raum wäre: zwischen *L. Cornelius Felix Plotianus* und *C. Valerius Pudens*, ferner *C. Valerius Pudens* und *Ti. Claudius Claudianus*. An den letzteren Zeitpunkt, d. h. an das zwischen 196 und dem Frühjahr 197 liegende Jahr kann kaum gedacht werden. Ein Teil der Streitkräfte Pannoniens hatte sich am Feldzug gegen Clodius Albinus beteiligt,⁷⁶ andererseits setzte eine starke Bewegung der Barbaren des jenseitigen Ufers zu dieser Zeit ein, und sie führte in den folgenden Jahren, als die pannonischen Streitkräfte

⁷³ S. Anm. 51.

⁷⁴ E. RITTERLING: z. W. 71.

⁷⁵ J. FITZ: Arch. Ért. 85 (1958) 169., Anm. 214.

⁷⁶ S. unsere bereits erwähnte in Vorbereitung befindliche Studie.

schon wieder schlagkräftig wurden, auch zu Zusammenstößen.⁷⁷ Es lässt sich kaum vorstellen, dass zu einem Zeitpunkt, wo der nicht vollwertige Grenzschutz eine ernsthafte Lage schaffte, aus den im nördlichen Teil des Limes stehenden Hilfstruppen Entlassungen stattgefunden hätten, umso weniger, da ein-zwei Jahre früher, zur Zeit als der Legat *C. Valerius Pudens* das Amt bekleidete, Veteranen entlassen wurden.⁷⁸ Die Amtsfunktion von *Pomponius* fiel also anscheinend auf die Zeit von Commodus, auf jenen 8—9 Jahre betragenden Zeitraum, der zwischen *L. Cornelius Felix Plotianus* und *C. Valerius Pudens* verfloß. *L. Cornelius Felix Plotianus* mochte, wie wir darauf anderswo hingewiesen haben,⁷⁹ dem Kreise von *Tigidius Perennis* angehört haben und teilte das Schicksal des im Jahre 185 gestürzten vollmächtigen Günstlings. Das Anfangsjahr der Amtszeit von *C. Valerius Pudens* ist — wenn wir die pannonischen Inschriften richtig auslegen⁸⁰ — auf das Jahr 193 zu setzen. *Pomponius* war also zwischen den Jahren 185—193 der Legat von Pannonia inferior.

S. Frankfurter,⁸¹ sodann neuerdings Á. Dobó⁸² vermuteten im Statthalter *T. Pomponius T. f. Protomachus*. Diese Gleichsetzung war jedoch auch bereits damals verfehlt, als man die Amtszeit von *Pomponius* auf das Zeitalter Mark Aurels datierte. Einerseits ist für den Namen *Protomachus* auf dem Diplom wenn ihn regelrecht auch der Titel des Legaten folgte,⁸³ kein ausreichender Platz vorhanden, andererseits verwaltete *T. Pomponius Protomachus*, auf Grund des Altarsteines von Carnuntum während der Zeit der Mitherrschaft zweier Kaiser, Pannonia superior.⁸⁴ Nach der Bekleidung des Amtes des Legats von Pannonia inferior der Commodus-Zeit hätte *Pomponius* das Legat von Pannonia superior in den Jahren zwischen 198—209, 211—212, 217—218 erhalten können, da wir jedoch während der Mitherrschaft von Septimius Severus und Caracalla bzw. Caracalla und Geta die Legaten von Pannonia superior vollzählig kennen, könnten nur die 14 Monate der Herrschaft von Macrinus und Diadumenianus in Rechnung kommen.⁸⁵ Dieser Zeitpunkt ist jedoch durch etwa 30 Jahre von der ersten pannonischen Beauftragung getrennt, was die Identifizierung von vornherein unwahrscheinlich macht, um so mehr, da wir um die Wende des 2. und 3. Jhs. eine ganze Schar von Personen

⁷⁷ J. FITZ: Arch. Ért. 85 (1958) 165 ff.

⁷⁸ G. ERDÉLYI—F. FÜLEP: Intercisa I. AII 33 (1954) 250, 234: [*D(is)*] *M(uni-bus)* / [?] *M. A(jur(elius) Bazas vet(eranus) ex [..... coh(ortis)] «x» H(jemes(enorum) domo Cl(audia) [?] Apamea / m(i)ssus honesta m(i)ssione / a] Val(erio) Pudente c(larissimo) v(iro). an(n)orum) . . . / in]stantibus [nomina . . .]* Mit Berichtigung von T. NAGY: Arch. Ért. 82 (1955) 243 ff.

⁷⁹ J. FITZ: IKMK E. 3 (1959).

⁸⁰ E. RITTERLING: z. W. 76.

⁸¹ S. FRANKFURTER: Festschrift Hirschfeld 440 ff.

⁸² Á. DOBÓ: z. W. 45 ff. 43.

⁸³ W. REIDINGER: z. W. 194, 514.

⁸⁴ E. BORMANN: RLjÖ 5 (1904) 134 ff.

⁸⁵ W. REIDINGER: z. W. 110 ff.

namens *Pomponius* kennen, unter denen in mehr als einem mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit den Legaten des Diploms von Adony suchen dürften.⁸⁶ So können wir an *C. Pomponius Bassus Terentianus* denken, der unter Commodus auf Grund der zwischen 185 und 192 errichteten Inschrift⁸⁷ Statthalter von Lykien und Pamphylien war.⁸⁸ Es stellt sich die Frage, ob wir in demselben *Pomponius Bassus* nicht den *praefectus urbi* namens *Bassus*⁸⁹ aus dem Jahre 193 erblicken müssen, der vorhergehend Konsul war.⁹⁰ Trifft diese Annahme zu, so konnte *C. Pomponius Bassus Terentianus* nach 185 Prokonsul von Lykien und Pamphylien gewesen sein, erhielt sodann, vielleicht um die Jahre 188/189 Pannonia inferior. Verbrachte er auch noch den Jahresanfang 193 in Pannonien, so konnte er im Bürgerkrieg der unmittelbaren Gefolgschaft des Septimius Severus angehören, worin auch sein rasches Emporsteigen seine Erklärung fände. Möglicherweise war derselbe *Pomponius Bassus* der *consul II ordinarius* des Jahres 211.⁹¹

[*C.*] *Pomponius* [*Bassus Terentianus?*] konnte daher wahrscheinlich zwischen den Jahren 188/189 und 193 Legat von Pannonia inferior gewesen sein. Diese Einstellung mag auch durch das Diplom bekräftigt werden: durch die Aufzählungsweise der Truppen, den Umstand, dass Entlassungen nur in einem Abschnitt des Limes erfolgten, kann kaum bestritten werden, dass den Entlassungen — ähnlich den im vorangehenden erörterten Diplomen — auch hier Kriegsergebnisse vorangegangen sind. In diesen lässt sich nichts anderes als der markomannisch-quadische Feldzug des Jahres 188 erblicken.⁹² Die Streitkräfte von Pannonia inferior beteiligten sich ohne Zweifel an diesem Krieg: dem *M. Rossius Vitulus*, der zu dieser Zeit⁹³ als Tribun der *legio II adiutrix* wirkte, wurden nach Bezeugung seines *cursus honorum* für seine in diesem Krieg errungenen Verdienste *dona militaria* zugewiesen.⁹⁴ Neben der

⁸⁶ *L. Pomponius Dexter Celerinus clarissimus vir, consul suffectus* im Zeitalter von Septimius Severus und Caracalla. (PW 42 [1952] 2338, 44) — *L. Pomp(onius?) Liberalis*, (Consul in der Zeit um 204 (A. DEGRASSI: I fasti consolari dell'impero romano [Roma 1952] 57), sodann Konsular Duziens. (WOLF: PW 42 [1952] 2341, 53.)

⁸⁷ IGR III 582.

⁸⁸ R. HANSLIK: PW 42 (1952) 2338, 40.

⁸⁹ SHA Vita Severi 8, 8.

⁹⁰ A. DEGRASSI: z. W. 53.

⁹¹ P. LAMBRECHTS: La composition du sénat romain de Septime Sévère à Dioclétien (193—284). Diss Pann I/8 (1937) 35. — Auf der Grundlage von Herodianus (II 9, 2) vereinigte *L. Septimius Severus* einzelnen Annahmen nach (so Á. DOBÓ: z. W. 73, 83) vom Jahre 193 an in seiner Hand die Verwaltung der beiden Pannonien. Auf Grund des unmissverständlichen Verweises von Dio Cassius (LXXIII 13, 3) müssen wir aber die Richtigkeit dieser Feststellung bezweifeln (W. REIDINGER: z. W. 94 ff.), was andernfalls auch durch geschichtliche Fakten nicht begründet ist.

⁹² A. ALFÖLDI: Budapest története (Geschichte der Stadt Budapest, Bp. 1942) 203.

⁹³ Die *expeditio felicissima Quadorum et Marcomannorum*, in der *M. Rossius Vitulus* gekämpft hat, wird im allgemeinen auf das Jahr 180/181 gestellt. (RITTERLING: Germania I [1917] 132 ff.) Mit der Widerlegung dieser Deutung befassen wir uns in unserer erwähnten in Vorbereitung befindlichen Arbeit.

⁹⁴ Á. DOBÓ: Inscriptiones extra fines Pannoniae Daciaeque reptatae ad res earundem provinciarum pertinentes. Diss Pann I/1² (1940) 69, 414.

Vexillation der *legio II adiutrix* gelangen auch die im nördlichen Teil von Pannonia inferior, also in den dem Kriegsschauplatz nahe gelegenen Lagern stationierenden, im Diplom aufgezählten zwei Alen und sechs Kohorten zum Einsatz, aus denen zur Belohnung für die Teilnahme an den Kriegshandlungen nach Beendigung der Kämpfe im Jahre 188 oder vielmehr 189 die Veteranen entlassen wurden.

Die definitive Festsetzung der Emissionszeit des Diploms lässt sich auf das Jahr 189 durch die Bestimmung des Konsulats von *Aemilius Severus Cantabrinus* stellen. Der Severus der am 27. Mai 189 erwähnten *Severo et Vitellio co(n)ss(ulibus)*⁹⁵ ist vermutlich mit *Aemilius Severus Cantabrinus* und nicht mit *L. Septimius Severus*,⁹⁶ der im Jahre 190 *consul suffectus* war, zu identifizieren.⁹⁷

5. ZUSAMMENFASSUNG

Die Untersuchung der fünf Militärdiplome bietet neben den Truppenaufzählungen und der Datierung der Diplome auch die Möglichkeit für eine ganze Reihe geschichtlicher Feststellungen.

Das in der Truppenaufzählung der Diplome von Regöly entdeckte topographische Prinzip setzte sich in sämtlichen Entlassungsdiplomen der zweiten Hälfte des 2. Jhs. durch. Das Prinzip wurde dennoch nicht mechanisch gehandhabt: von unseren Diplomen berichtete bloss das im Jahre 167 emittierte von Óbuda über die Streitkräfte der Provinz gleich den Diplomen von Regöly, über die Garnison von *Campona*. Die aus den Jahren 159/160 stammenden Diplome aus Alsószentiván—Adony beginnen die Aufzählung mit den Hilfstruppen von *Alisca*, die Texte des Budapestes aus dem Jahre etwa 186 und die des Adonyer aus dem Jahre 189 mit denjenigen von *Annamatia*, die Garnisonen der nördlichen *Castra* kamen auf diesen an die letzte Stelle der Reihenfolge. Neben dem topographischen Prinzip kamen also auf diesen auch andere Gesichtspunkte zur Geltung.

Die Emissionsumstände der Diplome untersuchend, konnten wir bei allen feststellen, dass die *Emissionen* mit den kurz vor diesen erfolgten militärischen Ereignissen in Zusammenhang standen. Die Diplome von Alsószentiván und Adony folgten Sarmateneinbrüchen, das Diplom von Óbuda wurde nicht lange nach der Beeindigung des Einbruches der Langobarden und Obier, das Budapestes Diplom um das Jahr 186 nach dem sarmatischen Feldzug, das aus dem Jahre 189 stammende wiederum nach dem markomannisch-quadi-schen Feldzug emittiert. Es wäre bestimmt falsch, daraus auf solche Folgerungen zu schliessen, dass hinter jeder Diplomemission eine militärische Aktion

⁹⁵ SHA Vita Get. 3, 1.

⁹⁶ A. DEGRASSI: z. W. 53.

⁹⁷ W. REIDINGER: z. W. 94.

D I P L O M E

C A S T R A	Regöly 148	Alsószentiván-Adony 159/160	Óbuda 167	Budapest 186	Adony 189
CAMPONA	2. ala I Thr. vet. sag.	2. ala I Thr. vet.	1. ala I Thr. vet. sag.	[4. ala I Thrac. vet. sag.]	[2. ala I Thrac. vet. sag.]
MATRICA	1. ala I Flav. Brit. <X>	4. [ala I Flav. Brit. <X>] c. R.	2. ala I Britan. <X> c. R.	[5. ala I Britan. <X> c. R.]	[4. coh. I Maur. eq.]
VETVS SALINA	1. coh. III Bat. <X>	10. [coh. III] Bat. <X>	—	12. coh. III Batavor.	5. coh. [III Bata]v.
INTERCISA	2. coh. I Alp. eq.	12. coh. I Alp. eq.	—	[13. coh. I Hemesen.]	6. coh. I Hemesen.
ANNAMATIA	3. coh. I Thr. Germ.	11. coh. I Thr. Germ.	1. coh. I Thr. Germ.	[1. coh. I Thrac. Germ.]	1. coh. [I] Thra [c. Germ.]
LVSSONIVM	4. coh. I Alp. ped.	13. coh. I Alp. ped.	2. coh. I Alp. ped.	[2. coh. I Alp. eq.]	[2. coh. I Alp. eq.]
ALTA RIPA	3. ala I Britton. c. R.	5. ala I Britton. c. R.	—	[1. ala I Britton. c. R. ?]	[1. ala I Britton. c. R. ?]
ALISCA	5. coh. I Noricor.	1. [coh. I Noricor.]	3. coh. I Noricor.	[3. coh. I Alp. ped.]	3. coh. I Alpin. pedit.
AD STATVAS	6. coh. III Lusitan.	2. [coh. III] Lusitan.	4. coh. III Lusitan.	[4. coh. III Lusitan.]	—
LVGIO	7. coh. II Nervior. et Call.	3. coh. II Astur. et Call.	5. coh. II Astur. et. Call.	[5. coh. I Noricor.]	—
	8. coh. VII Breucor.	4. coh. VII [Breucor]	6. coh. VII Breucor.	[6. coh. VII Breucor.]	—
ALINVM	9. coh. I Lusit.	5. [coh. I] Lusit.	7. coh. I Lusitan.	[7. coh. I Lusitan. ?]	—
AD MILITARE	10. coh. II Aug. Thrac.	6. coh. II Aug. [Thrac.]	8. coh. II Aug. Thrac.	[8. coh. II Astur. et Call.] eq.	—
AD NOVAS	11. coh. I Montan.	7. [coh. I Montan.]	9. coh. I Montan.	9. coh. I Mont[an.]	—
TEVTOBVRGIVM	4. ala I praetor. c. R.	1. [ala I praetor. c. R.]	—	[2. ala I praetor. c. R.]	—
MALATA	12. coh. I Camp. vol. c. R.	8. [coh. I Ca]mp. vol. c. R.	—	[10. coh. I Camp. vol. c. R.]	—
RITTIVM	5. ala I Aug. Itur.	3. ala I Aug. [Itur.]	3. ala I Aug. Itur.	[3. ala I Aug. Itur. sagit.]	—
BVRGENAE	13. coh. I Thrac. c. R.	9. coh. I Thrac. [c. R.]	10. coh. I Thrac. c. R.	[11. coh. I Thrac. c. R.]	—

zu vermuten wäre; umgekehrt ist hingegen höchstwahrscheinlich zutreffend die Feststellung: grösseren Kriegsoperationen folgte in der Regel eine *honestia missio*.

Man könnte vermuten, dass es nach Kriegen naturgemäss zur Entlassung derjenigen Veteranen gekommen war, die zur Zeit des Kriegszustandes notwendigerweise zurückbehalten wurden. In den Entlassungen offenbarte sich jedoch nicht diese Bestrebung: die Diplome trugen einen ausgesprochenen Auszeichnungscharakter an sich. Wegen des Partherkrieges, der Abwesenheit der *legio II adiutrix*, sodann der zunehmenden germanischen Unruhen wurden bis 167 aus den Hilfstruppen von Pannonia inferior Jahre hindurch keine Entlassungen vorgenommen; nach der erfolgreichen Zurückweisung des Angriffes der Langobarden und Obier entliess man bloss die Veteranen der am Krieg teilgenommenen Formationen, obgleich sich solche sicherlich auch in den übrigen Hilfstruppen vorfanden, andrerseits liess der auf der Provinz lastende germanische Druck zur Zeit der Emission des Diploms nur für eine kurze Übergangszeit nach. Ähnlicherweise ging man auch im Jahre 189 vor, als es nur aus den gegen die Markomannen und Quaden eingesetzten Hilfstruppen zu Entlassungen kam. Es lässt sich nicht entscheiden, ob dieses Verfahren — in dem nur die Veteranen der kämpfenden Truppen entlassen wurden — allgemeinen Charakters war oder ob diese auszeichnende Unterscheidung nur in einer so schweren Lage, wie sich Pannonien im Jahre 167 befand, zur Anwendung kam. Im vorangehenden Falle könnte man darauf schliessen, dass in den gegen die Sarmaten geführten Kämpfen vor 160 und um 185 Pannonia inferior mit allen ihren Streitkräften beteiligt war.

Aber es ist wahrscheinlicher, dass die Unterscheidung der kämpfenden und nicht kämpfenden Formationen in diesen Entlassungsdiplomen in der Weise der Truppenaufzählung zum Ausdruck gekommen ist. Die der Emission der Diplome von Alsószentiván und Adony vorangehenden sarmatischen Bewegungen lassen sich im südlichen Teil der Provinz verfolgen: die gegen sie eingesetzten Auxilien waren in erster Linie jene aus dem südlichen Abschnitt des Limes. Dies entspricht auch der Truppenaufzählung des Diploms, die mit der Garnison von *Alisca* beginnt. Die sarmatischen Bewegungen um das Jahr 185 gingen im Raum von *Intercisa* — *Alisca* vor sich: dieser Umstand lässt sich kaum von der Truppenaufzählung des Entlassungsdiploms, die die Reihe der Formationen mit *Annamatia* beginnt, trennen.

Es stellt sich jedoch das Problem, warum das Diplom aus dem Jahre 189, das nur über Entlassungen aus den im nördlichen Teil des Limes stehenden, gegen die Markomannen und Quaden aufmarschierten Hilfstruppen berichtet, dennoch die Aufzählung der Formationen mit der *cohors I Thracum Germanica*, der Garnison von *Annamatia* beginnt. Allein die Entlassung bedeutet bereits eine Hervorhebung, eine Auszeichnung gegenüber den am

südlichen Abschnitt des Limes stationierenden Truppen, aus denen keine Veteranen entlassen wurden, so ist es nicht wahrscheinlich, dass man die Hilfstruppen von *Annamatia*—*Alisca* mit der Hervorhebung auch ausserdem noch belohnen wollte. Es taucht daher die Frage auf, ob in der Anwendung des topographischen Prinzips neben Berücksichtigung der geschichtlichen Ereignisse nicht auch ein anderer Standpunkt, der irgendwelcher Organisationsgliederung zur Geltung kommen sollte.

T. Nagy wies in seiner, das Diplom von Albertfalva behandelnden Abhandlung⁹³ öfters auf die militärischen Distrikte von Pannonia inferior hin, ohne aber von seinen Vorstellungen ein genaueres Bild gegeben zu haben. Möglicherweise lassen sich in der Anfangsweise der Truppenaufzählungen unserer Diplome, vor allem in dem aus dem Jahre 189, die Spuren solcher militärischer Distrikte erkennen.⁹⁹

Es kann keinem Zweifel unterliegen, wenn wir die Teilung von Pannonia inferior in Militärdistrikte voraussetzen, dass das von der Drau südlich gelegene Gebiet infolge seiner geographischen Lage immer ein selbständiger Distrikt gewesen sein konnte. Für die eventuellen Distrikte des von der Drau nördlich gelegenen Abschnittes bieten die Entlassungsdiplome auch zweierlei Aufteilungen. Die Truppenaufzählung der Diplome von Alsószentiván—Adony beginnt mit der Garnison von *Alisca*, d. h. an der Mitte des Limesabschnittes. Es ist möglich, dass sich hier neben den geschichtlichen Umständen auch die Distrikteinteilung durchgesetzt hat: in den Sarmatenkämpfen nahmen in erster Linie die Formationen des zweiten Distriktes teil, deshalb erhielten sie den Vorrang in der Truppenaufzählung. Auf Grund dieser Diplome können wir daher an drei Militärdistrikte denken. In dem im Jahre 189 emittierten Diplom ist dagegen der sich bis zur Drau erstreckende Limes in drei Teile gegliedert: *Campona—Intercisa*, *Annamatia—Alisca*, *Ad Statuas—Ad Novas*. Im Diplom sind die ersten zwei Abschnitte in umgekehrter Reihenfolge aufgezählt. Auf ähnliche Gliederung können wir auch bei dem Budapester Diplom schliessen, das in der Truppenaufzählung ebenfalls mit der Garnison von Annamatia (2. Distrikt) beginnt und nach dem 3—4. Distrikt mit dem ersten schliesst. Da die Einteilung auf drei Distrikte im Diplom von Alsószentiván—Adony zeitlich von den vier Distrikten der späteren Diplome abgrenzbar ist, könnte es sich ergeben haben, dass die Distrikte nach dem Jahre 160 umorganisiert wurden.

Die Einteilung auf vier Distrikte wurde auch anlässlich der Strassenherrihtungsarbeiten im 3. Jh. als Verbesserungsabschnitte angewendet. Die Strassenverbesserungen unter Maerinus erfolgten vor allem im 1. Distrikt;

⁹³ T. NAGY: z. W. 29, 68.

⁹⁹ Zu unseren nachfolgenden Erörterungen gaben die Feststellungen von T. NAGY den Anlass, in den Folgerungen stützten wir uns aber auf unsere eigenen Ergebnisse. Die hierauf bezogene Meinung von T. NAGY ist uns nicht bekannt.

im 2. und 3. Distrikt zeigen in ihrem nördlichen Teil je ein Meilenstein den Beginn der Arbeiten an. Auf ähnliche Weise gestaltete sich die Wiederherstellungsarbeit auch unter Severus Alexander, als in den 2—3. Distrikten die unter Macrinus begonnenen Verbesserungen fortgesetzt wurden. Die Meilensteine von Maximinus Thrax sind vor allem aus dem Gebiete des 2. Distrikts; während im 1. und 3. Distrikt nur kleinere Besserungsarbeiten verrichtet wurden, erfolgte hier die Wiederherstellung der ganzen Limesstrasse.¹⁰⁰ Die Grenzen der Distrikte waren auf den Diplomen und bei den Strassenverbesserungen dieselben.

Die Distrikte, die je 4 Lager zusammenfassten, erscheinen als kleinere Einheiten des Limesabschnittes der Provinz. Die Streitkräfte der Provinz wurden, nach dem Zeugnis der Diplome, zur Zeit der Kriegereignisse nach Distrikten mobilisiert und dieselbe Vorgangsweise hat sich auch in den Wiederherstellungsarbeiten durchgesetzt.

¹⁰⁰ J. FITZ: Arch. Ért. 83 (1956) 200.

TRANSPLANTATIONS OF SARMATIANS AND ROXOLANS IN THE DANUBE BASIN

Beginning with the second half of the second century of our era, the population of the Carpathian Basin, with the exception of Pannonia and Dacia, was constantly fluctuating in a larger or smaller degree.¹ From this period onwards the Gothic pushes forced new peoples and ethnical fragments to enter through the passes of the Eastern Carpathians, and these moves have naturally influenced the history of the Sarmatians settled between the Danube and the Tisza or on the Great Hungarian Plain.² Beside the passes of the Eastern Carpathians another thoroughfare to the Danube--Tisza region was opened on the Lower Danube, although this pass presented only temporary chances of transit for a long time. However, the evacuation of Dacia and consequently of Oltenia made this route free as well, so that from the rule of Gallienus, i. e. about 260 A. D., a larger quantity of foreign ethnical elements could and actually did enter the Carpathian Basin.³ In this whirl the exact location of the single groups of peoples and the fixing of their ethnical character are rendered considerably more difficult by their long coexistence, together with the mutual influences and ethnical intermingling produced thereby, reflected in the archaeological and anthropological material equally.

In connection with the newcomers, appearing from time to time, the question naturally arises: what happened to the Jazygian-Sarmatian population settled earlier and the Roxolans arriving later?

As regards the Sarmatians themselves, up to the middle of the third century we cannot count with reserves considerable enough to change either their topographical situation or their ethnical character known as far.⁴ They

¹ Recently L. BARKÓCZI: *Interéses II. AH XXXVI*, Budapest 1957, p. 507 seqq. with further literature.

² *Ibid.*

³ L. BARKÓCZI: *op. cit.* p. 531 seqq. See also M. PÁRDU CZ: *Denkmäler der Sarmatenzeit Ungarns III. AH XXX*, Budapest 1950.

⁴ M. PÁRDU CZ: *Denkmäler der Sarmatenzeit Ungarns I—II. AH XXV*, Budapest 1941, XXVIII, Budapest 1944/47., J. HARMATTA: *Párducz Mihály, A Szarmata-kor emlékei Magyarországon I—III. Ismertetés.* (The material of the Sarmatian period in Hungary I—III. Book review.) *MTA II. Oszt. Közleményei II. 1952*, p. 211 seqq. In the following cited as J. HARMATTA: Book review.

have been decimated enough by the larger or smaller wars before, during and after the rule of Marcus,⁵ and the conscription for the Roman army contributed to the lessening of their numbers as well. So in the time of Marcus they were bound to recruit 8000 men of military age for the Romans,⁶ and this obligation possibly continued to weigh on them also in the period of the rulers following Marcus.

The first serious change in the life of the Sarmatians was effected by the settlement of their relatives, the Roxolans.⁷ Owing to this settlement removals from the Danube—Tisza region have taken place under the rule of Diocletian,⁸ but we are unable to ascertain their measure. Nay we meet Sarmatians e. g. in Pannonia also before Diocletian,⁹ but these are only single persons or quite small groups, excluding the supposition of an organized removal at that time. The situation becomes graver in the first half and towards the middle of the fourth century, when the peoples settling here are only far-away relatives of the Sarmatians and Roxolans.¹⁰ From this time we may observe a congestion of peoples, upsetting the balance in the area between the Danube and the Tisza.

From the fourth century onwards we are informed of large Sarmatian settlements in imperial territory; the statement of one of our sources, although assessing the number of Sarmatian settlers under Constantine exorbitantly high,¹¹ gives us an impression of a throng of peoples between the Danube and the Tisza and the immediate surroundings, which demanded a solution in this way or the other.

The Sarmatians settled in the territory of the Empire may only be approximately located as yet, mostly on the basis of the sources. Those of Gallia were dealt with in detail,¹² and the descriptions made use of the statements of Ausonius¹³ together with the *Not. Dign.*¹⁴ It is remarkable, however, that the last mentioned source enumerates Sarmatian settlements quite similar to those in Gallia also in Italy.¹⁵

⁵ L. BARKÓCZI: *op. cit.* p. 507 seqq.

⁶ *Cuss. Dio.*

⁷ J. HARMATTA: *Studies on the History of the Sarmatians*, Budapest 1950, p. 58 seqq.

⁸ J. HARMATTA: *op. cit.* p. 62.

⁹ We find Sarmatians in the Danubian provinces, e. g. in Pannonia. Sarmatian graves were unearthed in two graveyards in Brigetio; the excavation results are in course of publication.

¹⁰ For the archaeological material of this time and its detailed analysis see M. PÁRDU CZ: *op. cit.* vol. III.

¹¹ *Anon. Vales.* 32.

¹² A. GRENIER: *Manuel d'Archeologie Gallo-Romaine V. Travaux militaires*, 399 seqq. Further literature *ibid.*

¹³ Ausonius, *Mos.* 9.

¹⁴ *Not. Dign. occ.* XLII. p. 65—70.

¹⁵ *Not. Dign. occ.* XLII. p. 49—63.

Item in prouincia Italia mediterranea :

49. *Praefectus Sarmatarum gentilium Apuliae et Calabriae.*
50. *Praefectus Sarmatarum gentilium per Brutios et Lucaniam.*
51. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Foro Fuluiensi.*
52. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Opitlergii.*
53. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Patauio.*
54. *Praefectus Sarmatarum gentilium*
55. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Cremonae.*
56. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Taurinis.*
57. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Aquis sine Tertona.*
58. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Nouariae.*
59. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Uercellis.*
60. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Regionis Samnitis.*
61. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Bononiae in Aemilia.*
62. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Quadratis et Eoprizio.*
63. *Praefectus Sarmatarum gentilium, (in Liguria) Pollentia.*

In Gallia :

65. *Praefectus Sarmatarum et Taifalorum gentilium, Pictauis (in Gallia).*
66. *Praefectus Sarmatarum gentilium, a Chora Parisios usque.*
67. *Praefectus Sarmatarum gentilium, inter Renos et Tambianos prouinciae Belgicae secundae.*
68. *Praefectus Sarmatarum gentilium, per tractum Rodunensem et Alau-norum.*
69. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Lingonas.*
70. *Praefectus Sarmatarum gentilium, Au*

The Notitia Dignitatum registered 15 Sarmatian settlements in Italy in the second half of the fourth century. They were situated in Apulia, Calabria, Bruttium and Campania, further at Fulviense (Valensa?), Oderzo, Padua, Verona, Cremona, Turin, Tortona, Novara, Vercelli, Reggio, Bologna, Ivrea. The name of one locality is missing.

Our source enumerates six Sarmatian settlements in Gallia, namely at Poitiers, in the surroundings of Avallon not far from Paris, between Reims and Amiens, somewhere around the upper part of the Loire, at Langres, and probably at Autun. This last place-name is represented only by its first two letters: Au . . ., making the reconstruction Augustodunum (to-day Autun) probable.¹⁶ But the solutions Autessiodorum (Auxerre) or Aurelianum (Orléans) are equally possible.¹⁷

¹⁶ A. GRENIER: op. cit. p. 400, n. 2.

¹⁷ Op. cit.

According to the reviewed data there were considerable Sarmatian settlements in Italy and in Gallia. The populous Italian settlements were unnoticed by research so far, although the circumstances of their establishment are identical with those of the Sarmatian groups in Gallia, being enumerated in the *Not. Dign.* together. Beside this source the already known statement of Ausonius makes us realize the more the Gallian settlements, and naturally the Italians together with these.

The Sarmatians of both Italy and Gallia came to their new homes from the Middle Danube region. So it becomes necessary to investigate the later history of the Sarmatians on the Danube, together with the reasons which made these removals necessary.

The fundamentals of the history of Sarmatians in Hungary were laid by M. Párducz¹⁸ and J. Harmatta.¹⁹ Thanks to their labours the history of Sarmatians in our country may be considered as elucidated in its outlines. Among other facts they established a chronological boundary between the first two periods,²⁰ showing the identity of this line with the Quad-Marcoman-Sarmatian wars fought in the time of Marcus Aurelius. The cited scholars fixed the end of the second period in the years after 260 A. D.²¹ and they noticed already earlier that this date is marking also the transmigration of the Roxolans to the area between the Danube and the Tisza.²² To establish this identity of dates was a significant step forward in the historiography of Sarmatians in Hungary, helping research considerably to elucidate the ethnical composition of late Sarmatian population.

The transmigration of the Roxolans in the second half of the third century shook strongly the Pannonian limes; among others the numerous coins hidden in earth under Gallienus may be brought into connection with this event.²³ The transmigration of that people did not happen at once, but it lasted till the time of the tetrarchia, as J. Harmatta remarks²⁴; this is the only explanation for the unheard-of activity of the Sarmatians before the Pannonian limes at this time.

Henceforth the history of the Sarmatians is much more complex than it was in the earlier centuries. The transmigration of the Roxolans, followed by the reiterated appearance of new ethnical groups in the Danube—Tisza region and its immediate surroundings, made the history of this period ever

¹⁸ M. PÁRDU CZ: *op. cit.*

¹⁹ J. HARMATTA: *op. cit.*

²⁰ M. PÁRDU CZ: *Sarmatenzeit* . . . II. p. and J. HARMATTA: Book review p. 214.

²¹ M. PÁRDU CZ: *ibid.* and J. HARMATTA: *ibid.*

²² J. HARMATTA: *Studies* . . . p. 58 seqq.

²³ L. BARKÓCZI: *op. cit.* p. 527.

²⁴ J. HARMATTA: *op. cit.* p. 62.

more differentiated.²⁵ By the second half of the fourth century the Jazygian-Sarmatians settled earlier and the Roxolans arriving later have already lost their political significance.²⁶

In his synthetical work on the Sarmatians M. Párduez established well definable groups from the last third of the third century onwards:^{27a}

1. *Group of Kiszombor—Ernőháza* : 270—350 A. D.
2. *Northern groups of tumulus graveyards* : 270—350 A. D.
3. *Group of Tápié—Malaždok* : 350—450 A. D.
4. *Group of Bajmok—Mórahalom* : 350—450 A. D.
5. *Southern groups of tumulus graveyards* : 350—450 A. D.

Looking at the chronological demarcation of the single groups, we notice at once that two groups situated between 270 and 350 appear to be the immediate continuation of the second period, while three others dated between 350 and 450 represent the sequel of those in their turn.

As regards the northern group of the tumulus graveyards, identified formerly with the Roxolans,^{27b} we have proved that it came into being much earlier than 270 A. D. and its survival at the same place up to the fourth century is most unlikely.²⁸

Earlier coins and terra sigillata ware appearing in continuity, together with the strong provincial influences, make the dating of the group to the last third of the third century and to the fourth century improbable. Recently J. Harmatta reminded us of the numerous objects and influences of Germanic character contained in its finds. Personally I tried to identify in a recent work this group with Vandals, basing my inference on its strong Germanic character.²⁹ My latest research has shown, however, that this identification cannot hold ground, in spite of the fact that the leaders are ethnically Germanic. A considerable portion of the women seems to be Sarmatian, and the group as a whole shows generally strong Sarmatian influence, as a result of prolonged coexistence.

As regards the chronological situation of the group, we may notice that the «northern group of tumulus graveyards» and the finds of the Kiszombor—Ernőháza group falling to this area are topographically coincident,³⁰ which fact excludes the more an identical dating of the two different groups.

²⁵ Cf. M. PÁRDUZ : *Sarmatenzeit* . . . vol. II and L. BARKÓCZI : *Interseis* vol. II p. 527 seqq., 535 seqq.

²⁶ Cf. J. HARMATTA : *Studies* . . . p. 63.

^{27a} M. PÁRDUZ : *Sarmatenzeit* . . . vol. III and J. HARMATTA : *Book review* p. 226.

^{27b} M. PÁRDUZ : *op. cit.* p. 252 seqq. and J. HARMATTA : *op. cit.* p. 224.

²⁸ L. BARKÓCZI : *op. cit.* p. 509 seqq.

²⁹ *Loc. cit.*

³⁰ M. PÁRDUZ : *Sarmatenzeit* . . . vol. III p.p. 108 and 115.

So we may date the mentioned «tumulus graveyards» to a much earlier time, namely to the end of the second century and the first half of the third. This group was by no means a self-standing political unit as late as around 270 A. D., so it cannot be brought into connection with the Roxolans simply on the ground of its chronological position.

It results that we must exclude the «northern tumulus graveyards» from the beginning of period III according to the scheme of M. Párducz, retaining only that of Kiszombor—Ernőháza, a group appearing as a self-standing unit between the Danube and the Tisza around the year 260 A. D.³¹ M. Párducz regarded this one as a survivor of the early Sarmatians, fixing its chronological boundaries in the years 270 and 350 A. D. About the middle of the fourth century there was a break in the life of this people, and its survivors made no self-standing and coherent group any more.³²

Therefore the question arises spontaneously, whether we should look for the Roxolan population in the Kiszombor—Ernőháza folk, containing naturally the remnants of the early Jazygian and Sarmatians too. The appearance of this group falls at the time when the Roxolans settled here. Beside the chronological coincidence there are remarkable phenomena in the archaeological material of this group, showing its connections with Oltenia and the territories outside the Transylvanian Carpathians respectively. First of all it deserves notice that thoroughly mud-plastered grey pottery appears in this group at the first time.³³ This kind of pottery is at home in the finds of the peoples living outside the Transylvanian Carpathians, its origins may be traced to the archaeological material of the Thracian-Getic population. As this material was unknown to the Sarmatians before and its appearance coincides with the beginnings of the Kiszombor—Ernőháza group, we may attribute its importation to a people which lived in Oltenia or outside the Transylvanian Carpathians for a relatively long period. Beside the fine mud-plastered grey pottery also pedestal bowls appear in one or two instances at the same time,³⁴ the parallels of which are also noticed in the areas outside the Transylvanian Carpathians.³⁵ But we may also quote some Roumanian parallels³⁶ to those roll-headed base silver rings or those chains made up of such ringlets which appear among the Sarmatians of Hungary in the Kiszombor—Ernőháza group

³¹ M. PÁRDU CZ: op. cit. p. 242 seqq. and J. HARMATTA: Book review p. 222.

³² Cf. J. HARMATTA: op. cit. p. 223.

³³ M. PÁRDU CZ: op. cit. p. 242 seqq.

³⁴ M. PÁRDU CZ: op. cit. p. 243.

³⁵ Materiale Arheologice privind Istoria veche R. P. R. vol. I p. 327, grave 49, fig. 13, — p. 330, grave 55, fig. 136, Poinesti. Late La Tène op. cit. vol. III p. 234, fig. 9, Popești. — The pieces known from the Getic settlement of Poiana are similar, but not identical with the former, Studii și cercetări de Istoria veche vol. III 1952, p. 208.

³⁶ One unearthed at the Poiana site, dated to the imperial age, Studii și cercetări de Istoria veche vol. III 1952, p. 206, fig. 24. Another from the Poinesti settlement, Materiale vol. I p. 414, fig. 342.

at the first time.³⁷ These few comparisons naturally cannot stand for the evaluation of the entire material, nor is it our task to accomplish it, we only want to show the possible inferences. In order to establish a complete parallelism between the two finds a systematical survey of the Sarmatian material in Roumania would be necessary. Anyway, the Kiszombor—Ernőháza group was by no means homogeneous. It embraced also the remnants of the early Sarmatians and those Germanic elements which were absorbed by the Roxolan population either in the Danube Basin, or partly in Oltenia at an earlier date. The Roxolans were mingled with their brother folk, the Jazygian Sarmatians, with whom they fostered lively connections already in the early centuries. The near relation and the coalescence of the two peoples give an explanation for the fact that the name of the Roxolans disappears and they are also mentioned as Sarmatians in the sources.

We have seen that considerable Sarmatian settlements are to be found in Italy and Gallia. Further the ancient sources inform us of significant transplantations of Sarmatians directly or indirectly. Naturally it must be asked, which group and stratum of the Sarmatians was touched by these events.

Eusebius³⁸ explicitly reports the removal of the Arcaragantes under Constantine in 334 A. D. as a sequel of a quarrel between the Arcaragantes and the Limigantes. Those capable of military service were enlisted in the army, the others were settled as peasants in various parts of the Roman Empire.

Ausonius mentions the Sarmatian settlers in Gallia.³⁹

According to a late statement (Anonym. Valesii) *servi Sarmatarum adversus omnes dominos rebellarunt ; pulsos Constantinus accepit et amplius trecenta milia hominum mixtae aetatis et sexus per Thraciam, Scythiam, Macedoniam Italiamque divisit.*

As we see, this latter source puts the number of removed persons at 300 000. Considering the geographical conditions of the region between the Danube and the Tisza and those of the Banate, or the size of the population in Pannonia during the age of the Romans, we must regard this number as exceedingly high. In our judgment the number of the removed persons ought to have been substantially smaller.⁴⁰ The latter source explicitly enumerates three provinces beside Italy as the places where Sarmatians were settled, but it does not mention Gallia. As we have seen, the Not. Dign. reports also large Sarmatian settlements in Italy, so that the two sources are in accordance at

³⁷ M. PÁRDUCZ : op. cit. p. 131, Szentes-Sárgapart graves 6 and 40 ; Kiszombor graveyard B, grave 112.

³⁸ Eusebius, Vit. Const. 4, 6.

³⁹ Ausonius loc. cit.

⁴⁰ Cf. to this problem C. PATSCH : Anz. d. Wiener Akad., Phil.-hist. Kl. 1925, p.p. 182—184, 193 seqq., E. STEIN : Geschichte des spätrömischen Reiches vol. I. p. 198, n. 1.

this point; however, neither coherent nor scattered Sarmatian settlements are known in Thracia, Scythia or Macedonia so far. Naturally such might be still unearthed in the future. It must be noted that the Not. Dign. mentions only Italian and Gallian settlements of Sarmatians, remaining silent on the Macedonian, Thracian and Scythian settlers. We shall return to this problem in the following.

Reviewing the late Sarmatian groups we have seen that only one, that of Kiszombor—Ernőháza may be connected with the age of Constantine. According to M. Párducz this group is subdivided into three relatively well definable groups, the dividing lines being clearly shown by the map of the site.⁴¹ Considering the age and the plan of the site, this single group allows the supposition of the survival of the early Sarmatians, or possibly of a certain territorial division imaginable between the Jazygian-Sarmatians and the Roxolans, or of a change of domicile testified by the sources of antiquity in the case of the quarrel between the Arcaragantes and the Limigantes.⁴² M. Párducz draws the upper chronological boundary of the Kiszombor—Ernőháza group at 350 A. D.,⁴³ a fact indicating a break in the life of this people. According to Patsch the civil war of the Sarmatians in 334 A. D. took place in the Banate,⁴⁴ but as it is proved by ancient sources, this fight was not confined to that area, it was also extended to other territories lying between the Danube and the Tisza.⁴⁵ It is regrettable that the area of the Banate has by far not been explored for the material of the Sarmatians in the degree in which the Hungarian sites were unearthed.

In connection with the internal wars of the Sarmatians, the fight of the Arcaragantes and the Limigantes, one might suppose that the parties to this fight were the Jazygian-Sarmatians settled earlier and the Roxolan newcomers. But this is improbable on one hand because, were it really a quarrel between Roxolans and Jazygians, it ought to have broken out earlier; on the other hand because, if only the Jazygian-Sarmatians would have been removed, the life of the Kiszombor—Ernőháza group could have continued unbroken in the second half of the fourth century as well.

Nevertheless there is an other solution, and this seems to be much more probable. We may regard the fight of the Arcaragantes and the Limigantes as a product of the appearance of a new people, equally related to the Sarmatian Roxolans.

⁴¹ M. PÁRDU CZ: op. cit. p. 246. Map of diffusion, fig. 3, p. 108.

⁴² Eusebius loc. cit. and Amm. Marc. 17, 12, 19.

⁴³ M. PÁRDU CZ: op. cit. p. 242 seqq., J. HARMATTA: Book review p. 222.

⁴⁴ C. PATSCH: op. cit.

⁴⁵ This is evident from the report of Ammianus, according to which a part of the *Sarmatae liberi* fled to the German Victofali, who dwelt eastwards from the Quads in their turn. Amm. Marc. 17, 12, 19.

We suppose that the population of the Kiszombor—Ernőháza group, having suffered a significant ethnical break before, was removed from its home, and this group of earlier Jazygian-Sarmatians and Roxolans might be identified with the Arcaragantes. Although the transplantation of Sarmatians and Roxolans was executed on a large scale and it broke the political power of this people between the Danube and the Tisza entirely, it did not amount to a complete evacuation; scattered Sarmatian finds testify their existence also in the second half of the fourth century, and some peculiarities of burial together with a part of the archaeological material are inherited by the Tápé—Malajdok group.⁴⁶ The remnants of the Kiszombor—Ernőháza group are surviving between the limits mentioned before. It deserves also to be noticed that after the extermination of the Limigantes under Constantius II⁴⁷ we hear of Sarmatae Liberi, who returned to their earlier homes from the Victofali. M. Párducz dates the Tápé—Malajdok group between 350 and 450 A. D. As a part of the Kiszombor—Ernőháza archaeological material is continued in this group, or is even found in the same, the Kiszombor—Ernőháza group must have been followed by that of Tápé—Malajdok. Regarding its ethnical character M. Párducz takes a related tribe of the Sarmatians into consideration.⁴⁸ The political rule of the Sarmatian and Roxolan population over this area ceased in 334 A. D., its place was occupied by a new people, that of the Tápé—Malajdok group, taking over the legacy of the Kiszombor—Ernőháza population, as mentioned above. From all this we may infer that the name Limigantes covered the people of the Tápé—Malajdok group.

The population of the Tápé—Malajdok group lived possibly near the Sarmatians and Roxolans, perhaps in the Banate, but much more probably in Oltenia. This proximity might be shown also by the connection between the archaeological material of the Tápé—Malajdok group and of the Gepids living in Transylvania or Eastern Hungary respectively.⁴⁹

So the internal strife of the Sarmatians was in fact a fight between tribal units, i. e. two related and almost immediately neighbouring tribes.

The forcible immigration of a new ethnical group is proved also by the fact that the Tápé—Malajdok people occupied the same areas as that of Kiszombor—Ernőháza. So this event represents actually an ethnical change, breaking the political rule of the former population completely. This proves the correctness of J. Harmatta's statement, who called the attention to the fact that the removal of Sarmatians in 334 must have embraced the Roxolans;⁵⁰ now we may add that it included the earlier Sarmatians as well.

⁴⁶ M. PÁRDUZ : *op. cit.* p. 247 seqq., J. HARMATTA : *Book review* pp. 222 seqq.

⁴⁷ *Amm. Marc. loc. cit.*

⁴⁸ M. PÁRDUZ : *loc. cit.* Cf. J. HARMATTA : *Book review* p. 223.

⁴⁹ M. PÁRDUZ : *loc. cit.* and J. HARMATTA : *loc. cit.*

⁵⁰ J. HARMATTA : *Studies* . . . p. 63.

The invasion of the Tápé—Malajdok people has consequently pushed the Sarmatian-Roxolan group out of its place. Their advance was probably caused by a pressure on the Tápé—Malajdok people itself, and after a while the same pressure forced the people of the Bajnok—Mórahalom group to enter the Carpathian Basin.

In connection with the transplantations another question demands a solution. As we have seen, there are some contradictions in the sources, as the Not. Dign. does not mention the Thracian, Scythian and Macedonian settlements on the one hand, while the Anonym. Valesii is silent on the Sarmatians in Gallia on the other.

In order to find a solution we have to listen to the testimony of Eusebius. According to his report a part of the transplanted Sarmatians was enlisted in the army, another part was settled in the Roman provinces as peasants. A kind of settlement mentioned in the Not. Dign. presupposed naturally a military or semi-military organization. The enrolled Sarmatians were probably allocated partly in closed units, partly dispersed among the various military troops. Those destined for agriculture were most probably scattered in small groups in various provinces of the Empire without any regular organization. We find Sarmatians in Pannonia itself, dispersed over the same settlement. The settlements of Gallia and Italy served mainly strategic purposes, they were not only the result of the pressing population problem of the Danube Basin. The beginnings of the settlements in Italy and Gallia may be sought in the time of Constantine in all probability, a part of them may be connected with the removal of the Sarmatians in 334 A. D. It is possible that these moves were continuous and lasted till the later decades.

We find also Taifalians in the neighbourhood of the Sarmatians in Gallia; this would lead to the inference that a part of the transplantations went on as far as the second half of the fourth century. Such a connection which would enable the Empire to form military troops of the Taifalians or to settle them in various provinces was only established with them in the second half of the fourth century.⁵¹ A continuous transplantation reaching into the later decades may also be inferred from the mentioned statement of Ausonius (Mos. 9 : arvaque Sauromatum nuper metata colonis), whose work could not be written before this half century. Therefore neither the Gallian, nor the Italian settlements can be dated exactly, they were established in all probability in different periods from the time of Constantine onwards.

The Sarmatians settled in Italy and Gallia were subordinated to a praefectus as a separate body, having the magister militum as their supreme commander. The peoples transplanted in this manner may be distinguished

⁵¹ L. SCHMIDT : *Geschichte der deutschen Stämme. Die Ostgermanen*, München 1941, p. 546 seqq.

into two categories. One of these, the *laeti*, possessed a more extensive sphere of right,⁵² the other, the *gentiles*, followed the *laeti* in rank ; this is all we know of them at present.⁵³ The name *gentiles* means probably the condition of complete barbarism without the smallest trace of Romanization, an inference strengthened for the rest by the circumstances of the settlement as well.

Not only Sarmatians, but also other peoples were removed from the Danubian Basin, mainly to distant Roman provinces and partly to Pannonia. This is a general phenomenon in the fourth century and above all in its second half, destined to ease the tension between earlier and later arrived peoples on barbarian soil on the one hand, and to secure the supply of soldiers for the Empire on the other, the latter being the chief purpose of these settlements. Those who were found unsuitable for military service were transplanted into various provinces as peasants.

The Sarmatians removed from their original sites were brought far away from their homes. Only a few were allotted to the neighbouring provinces, e. g. to Pannonia. Although their archaeological material appears in the province at one site or the other, we do not know of a considerable closed settlement and most probably we shall not find such either. The Sarmatians of Italy and Gallia lived in a military or semi-military organization respectively, taking part mainly in the defence of their provinces as soldiers. It is natural that the imperial government could not create settlements of this kind in face of their relatives and brothers left at home, e. g. in Pannonia. But during the fourth century soldiers and peasants were needed in Pannonia too, and congestions of peoples similar to the Sarmatian were occurring in other parts of the Empire as well ; so in exchange for the Sarmatians removed to West, among others western German groups were brought here.⁵⁴ These oppositely directed transplantations did good service to the Empire for a long time.

⁵² TH. MOMMSEN : *Das römische Militärwesen seit Diokletian*. *Gesam. Schrift. Hist. Schrift.* vol. 3, p. 258 seqq. *PW* XII, 446 seqq.

⁵³ TH. MOMMSEN : *loc. cit.* and A. GRENIER : *loc. cit.*

⁵⁴ L. BARKÓCZI : *op. cit.* p. 537.

J. BLEICKEN: DAS VOLKSTribUNAT DER KLASSISCHEN REPUBLIK.
München 1955. S. XII + 166 (Zetemata, Heft 13.) Verlag C. H. Beck

Die Arbeit von J. Bleicken stellt eine beachtenswerte Äusserung der historischen Anschauungsweise dar, die sich bereits auch auf dem Gebiete der römischen Rechtswissenschaft durchsetzt und als solche unbedingt auf Anerkennung Anspruch erheben kann.

Bleicken gliedert die Geschichte des Volkstribunats zur Zeit der römischen Republik in folgende drei grosse Abschnitte: 1. das «revolutionäre» Tribunal des Ständekampfes zwischen Patrizier und Plebejer; 2. das legalisierte Tribunal der folgenden Zeiten, das nicht mit der offiziellen Staatspolitik in Zusammenstoss geriet; 3. schliesslich das von neuem «revolutionäre» Tribunal im letzten Jahrhundert der Republik. Die mittlere Epoche umfasst etwa anderthalb Jahrhunderte und erstreckt sich von der *lex Hortensia* bis zur «Revolution» der Gracchen: in diesem Zeitabschnitt weichen die Bestrebungen des Tribunats notwendigerweise nicht von der allgemeinen Staatspolitik ab (1.). Diese Epoche bezeichnet Bleicken — ohne jede Erklärung und bei weitem nicht zutreffend — als das Zeitalter der klassischen Republik und in der Prüfung dieser Epoche liegt der Schwerpunkt seines Werkes. — Bereits beim Ausgangspunkt muss gegen den Gebrauch der Ausdrücke Revolution bzw. revolutionäres Tribunal Einspruch erhoben werden, zumindest aber ist zu bemängeln, dass der Autor nicht klarstellt, was er unter diesen Begriffen versteht, um so mehr, weil er von diesen Bezeichnungen in seinem ganzen Werk Gebrauch macht, bleibt jedoch bis zum Schluss auch die nähere Erklärung schuldig, worin z. B. der Unterschied des Volkstribunats der ersten bzw. der dritten Epoche, zumindest im Hinblick auf den Revolutionarismus besteht.

Bleicken stellt sehr richtig fest, dass man sich durch die Methode, welche die Amtsfunktionen der Tribunen auf Grund ihrer verfassungsrechtlichen Werte beurteilt und ihre Macht im Vergleich mit der Bedeutung des ihnen gegenüberstehenden Magistrats oder Körpers bemisst, zwar ein Bild darüber gestalten mag, wie weit sich das Tribunal rein juristisch entwickelt und welchen Fortschritt es gemacht hat, die politischen Ursachen dieser Entwicklung, die im Staatsleben errungene Bedeutung des Tribunats und die ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten lassen sich jedoch nicht erschliessen. Um diese zu erfassen ist es erforderlich einen jeden Auftritt der Tribunen gemeinsam mit seinen Ursachen, seinem Ablauf und in seinem jeweiligen innenpolitischen Zusammenhang zu untersuchen (104—105.). Von diesem Standpunkte aus verurteilt der Autor die fast allgemeine Praxis der Juristen mit vollem Recht und weist mit einem an und für sich schon anerkennungswerten Mut darauf hin, dass Mommsen seine Ansicht über das Volkstribunal unter der zwingenden Last des Systems seines «Staatsrechts» geformt und mehr denn einmal die historische Entwicklung ausser Acht gelassen hat (2.). — In der Tat, die historische Entwicklung lässt sich nicht in starre Schemata schliessen, vereinfachen und die Begriffsgeschichte ist bei weitem keine Geschichte. Der Charakter des Volkstribunats richtet sich im Laufe seiner Entwicklung — unter anderen — auch nach der Gestaltung der Zusammensetzung der Plebs. Deshalb wäre nach den früheren rechtswissenschaftlichen Bearbeitungen des Gegenstandes die wahre Überlegenheit des mit lobenswerter Absicht durchgeführten geschichtlichen Überblicks dadurch gewährleistet worden, wenn neben der in geringem Masse noch immer abstrakte Anschauung tragenden Bestimmung der drei erwähnten Epochen auch darüber ein Bild gewonnen werden könnte, worin der revolutionäre Ursprung des Tribunats bestand, wie er sich an der Ausgestaltung der Klassenorganisation der römischen Plebs beteiligte, sodann wie es durch den Anschluss der wohlhabenderen Plebejer an die Patrizier, das Zustandekommen der Nobilität, Vertreter der Interessen des Senats bzw. seiner einzelnen Mitglieder oder Gruppen

geworden war, schliesslich welche Rolle ihm nach dem Zugrundegehen des Bauernutums, das auf den II. punischen Krieg erfolgte und nach der Ausbildung des römischen Proletariats, die auf Grund der Reform von Marius vor sich ging, im Wachstum des politischen Gewichtes der Plebs zufiel und wie es sich nach Sullas Tod allmählich zu einem Machtmittel der Anwärter auf die Diktatur umgewandelt hatte. — Leider erhalten wir über all das nur spärliche Auskünfte.

Zur Klärung der Vorereignisse des zur genaueren Prüfung erwählten Zeitabschnittes schildert der Autor, indem er die damaligen drei Hauptbefugnisse des Tribuns überblickt (a., D. Intercessionsrecht. b., D. Strafrechtspflege. c., D. Rogationsrecht), im I. Abschnitt die Entwicklung des Volkstribunats, die auf die Zeit der Ständekämpfe fällt. Sodann geht er auf das von Hortensius gebrachte Gesetz über, dass auf dem Gebiete der tribunizischen Gewalt eine grundlegende Wendung dadurch mit sich gebracht hat, dass es die Wirksamkeit des Plebiszites auf die ganze römische Gemeinschaft ausbreitete (18 ff.). Bleicken hebt in sehr richtiger Weise neben den politischen Gründen der Sezession der Plebs auch die Beweggründe von wirtschaftlicher Natur hervor (19–20.), und die auf Nutzniessung des aus den samnitischen Kriegen herrührenden *ager publicus* (Gemeinland) (20–21.) gerichtete Bestrebungen der Bauernbevölkerung.

Mit der *lex Hortensia* erhoben sich auch die Volksbeschlüsse auf den Rang der durch die Komitien gebrachten Gesetze: ein sichtbares Zeichen dessen besteht nach Bleicken auch darin, dass sowohl in den literarischen als auch in den dokumentarischen Quellen die Bezeichnungen *plebiscitum* bzw. *lex* ohne jeden Unterschied gebraucht sind (43.). Die Zahl der angeführten Beispiele (Anm. 1) können wir noch mit einer ganzen Reihe von Angaben ergänzen: *lex Rubria* (Bruns I.⁷ nr. 16.) 38–39: *ex lege Rubria, sive id pl(ebi) re sc(ito) est; Fragm. Atestinum* (ebd. nr. 17) 19: *legem, sive illud pl(ebi) sc(ito) est; lex Ursonensis* (ebd. nr. 28.) 12–13: *lege Antonia senat(us)que c(onsultis) pl(ebi)que s(enatus)*; *lex de piratis persequendis* (Riccobono, F. I. R. A. I. Leges rogatae nr. 9.) B. 28: *κατὰ τοῦτο(ν) τὸν νόμον εἴτε δήμιον γινώμη εἴη(ι) εἴτε νόμος* (vergl. C. 9.) — Es bleibt aber dahingestellt ob der Grund des Nebeneinandervorkommens der beiden *Termini* tatsächlich darin liegt, worin es Bleicken erblickt oder vielleicht dem zuzuschreiben wäre, dass man die Art des Zustandekommens des Gesetzes doch in Evidenz hielt bzw. in einzelnen Fällen bei der Abfassung des Gesetzentwurfes noch nicht entschieden war, welcher Weg sich für die Durchführung als geeignet erweisen würde, worin auch die Ursache der alternativen Bezeichnung zu suchen wäre. Mit der letzteren Möglichkeit können wir im Falle der *lex de piratis persequendis* rechnen: auch ein Verweisen solcher Art: *lege foedere pl(ebi) re sc(ito) s(enatus)re c(onsulto) institutore* (Fragm. Atest. 10–11.).

Im 2. Abschnitt (27 ff.) versucht der Autor den revolutionären Charakter des Volkstribunats im 3. Jh. v. u. z. im Spiegel der politischen Tätigkeit des C. Flaminius, sowie C. Terentius Varro und seines Kreises vorzuführen. In der Schilderung der Laufbahn von Flaminius ist vor allem die Analyse des Gegensatzes zu Q. Fabius Maximus gut ausgefallen. Geschickterweise weist Bleicken auch nach, dass die Beurteilung der Gestalt von Flaminius in der geschichtlichen Tradition auf der tendenziösen Charakterisierung des Fabius Pictor fusst. Beachtenswert ist auch seine Feststellung, wonach die Auffassung von Polybios durch das Erlebnis der chaotischen Epoche der Gracchen beeinflusst worden war, was völlig verständlich und keine einzig dastehende Erscheinung ist. Eine ähnliche Wendung rief bei Cicero bezüglich der Beurteilung der Gracchen das Auftreten Catilinas hervor. In beiden Fällen erscheint die Auffassung und Darstellung der als Vorläufer angesehenen Gestalten im Lichte der Beurteilung der damaligen Ereignisse und Personen. (Die sich auf die Gracchen beziehende Beurteilung Ciceros wäre einer genaueren Prüfung wert.) Bei alledem ist die Darstellung der Tätigkeit von Flaminius nicht frei von Widersprüchen: mehr als eine Feststellung von Bleicken entbehrt jeder Grundlage. Die Ursache liegt darin, dass eine Klärung der politischen Tendenz der Quellen und ihres tatsächlichen Wertes nicht in vollem Masse vorgenommen wurde.

Bleicken gibt bereits einleitend bekannt (4.), dass er die in seinem Werk als erstrangigen Gegenstand gewählte Epoche nicht chronologisch, sondern den tribunizischen Hauptbefugnissen entsprechend zu erörtern wünscht. Demgemäss befasst er sich in Sonderabschnitten mit der den Volkstribunen in der Gesetzgebung zugestandenen Rolle (III.), mit dem Recht der Interzession bzw. der Relation (IV.), sodann mit ihrer strafrechtlichen Funktion (V.). — Wir sehen also daraus, dass auch diese belangreiche Initiative nicht in stande ist mit dem gewohnheitsgemässen alten Rahmen völlig abzubringen. Er wählte eine — zumindest betreffs der Mittelungsform, der Gruppierung seiner Ergebnisse — im Grunde genommen prinzipiell auch von ihm getadelte Lösung. Auf diese Weise gerät die in integrem Zusammenhang stehende geschichtliche Entwicklung zumindest

auf drei verschiedene Linien, zusammenhängende Sachen kommen weit voneinander, andere tauchen wiederum immerfort von verschiedenartigen Gesichtspunkten mehrere Male auf. Um die durch diese Behandlungsweise erzeugten Schwierigkeiten näher zu beleuchten, soll meinerseits nur ein Beispiel angeführt werden. — Bleicken stellt richtigerweise fest, dass die Scipionen ein besonderes Verständnis dafür hatten die Volkstribunen in den Dienst ihrer eigenen politischen Zielsetzungen zu stellen. Dementsprechend befasst er sich im Zusammenhang mit dem Rogationsrecht separat mit dem Verhältnis, das zwischen den Scipionen und dem Tribunat bestand (68 ff.). Ein ausnehmend wichtiges — in allen seinen Teilen, Zusammenhängen bisher noch immer nicht geklärtes — Moment der Zusammenwirkung der Scipionen und der Tribunen: der Prozess von L. Scipio kommt hingegen zuerst im Zusammenhang mit der Interzession (80.), sodann in verschiedenen Zusammenhängen auch mehrmal noch zur Sprache (125. 133.). Bleicken dient hinsichtlich des Gegenstandes auch hier mit interessanten Beiträgen, doch gerade auf das interessanteste Problem — in bezug auf den gesellschaftlichen Hintergrund, die verschiedenen Interessenbündnisse, Mächtigegruppierungen — enthüllt sich nichts neues (vergl. Stud. Ant. 4 [1957] 308.). — Auf diese Weise können wir — der Hauptsache nach und in mehreren Details — weniger den Versuch Bleickens zur Darstellung der Entwicklung des Volkstribunats (150.), als die gesondert vorgenommene Prüfung der Ausbildung der einzelnen tribunizischen Funktionen für erfolgreich ansehen.

E. MARÓTI

A kiadásért felel az Akadémiai Kiadó igazgatója

Műszaki felelős : Farkas Sándor

A kézirat nyomdába érkezett : 1959. IX. 10. — Terjedelem : 12,50 (A/5) ív, 1 ábra

59.49937 Akadémiai Nyomda, Budapest — Felelős vezető: Bernát György

The *Acta Antiqua* publish papers on classical philology in English, German, French, Russian and Latin.

The *Acta Antiqua* appear in parts of varying size, making up volumes.

Manuscripts should be addressed to:

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Correspondence with the editors or publishers should be sent to the same address.

The rate of subscription to the *Acta Antiqua*, is 110 forint a volume. Orders may be placed with "Kultura" Foreign Trade Company for Books and Newspapers (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Account №. 43-790-057-181) or with representatives abroad.

Les *Acta Antiqua* paraissent en français, allemand, anglais, russe et latin et publient des travaux du domaine de la philologie classique.

Les *Acta Antiqua* sont publiés sous forme de fascicules qui seront réunis en volumes.

On est prié d'envoyer les manuscrits destinés à la rédaction à l'adresse suivante :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

Toute correspondance doit être envoyée à cette même adresse.

Le prix de l'abonnement est de 110 forints par volume.

On peut s'abonner à l'Entreprise pour le Commerce Extérieur de Livres et Journaux «Kultura» (Budapest VI., Népköztársaság útja 21. Compte-courant №. 43-790-057-181) ou à l'étranger chez tous les représentants ou dépositaires.

«*Acta Antiqua*» публикуют трактаты из области классической филологии на русском, немецком, французском, английском и латинском языках.

«*Acta Antiqua*» выходят отдельными выпусками разного объема. Несколько выпусков составляют один том.

Предназначенные для публикации рукописи следует направлять по адресу :

Acta Antiqua, Budapest 62, Postafiók 440.

По этому же адресу направлять всякую корреспонденцию для редакции и администрации.

Подписная цена «*Acta Antiqua*» — 110 форинтов за том. Заказы принимает предприятие по внешней торговле книг и газет «Kultura» (Budapest VI. Népköztársaság útja 21. Текущий счет № 43-790-057-181) или его заграничные представительства и уполномоченные.

I N D E X

<i>I. Trencsényi—Waldapfel:</i> Eine aesopische Fabel und ihre orientalischen Parallelen	137
<i>B. Борухович:</i> Аристофан и Алкибиад	329
<i>J. Harmatta:</i> Irano-Aramaica. (Zur Geschichte des frühhellenistischen Judentums in Ägypten)	337
<i>F. Jozse:</i> Le Christianisme et l'évolution des sentiments familiaux dans les lettres privées sur papyrus	411
<i>J. Fitz:</i> Die Militärdiplome aus Pannonia inferior in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts	421
<i>L. Barkóczy:</i> Transplantations of Sarmatians and Roxolans in the Danube Basin	443
<i>J. Bleicken:</i> Das Volkstribunat der klassischen Republik. (<i>E. Maróti</i>)	455